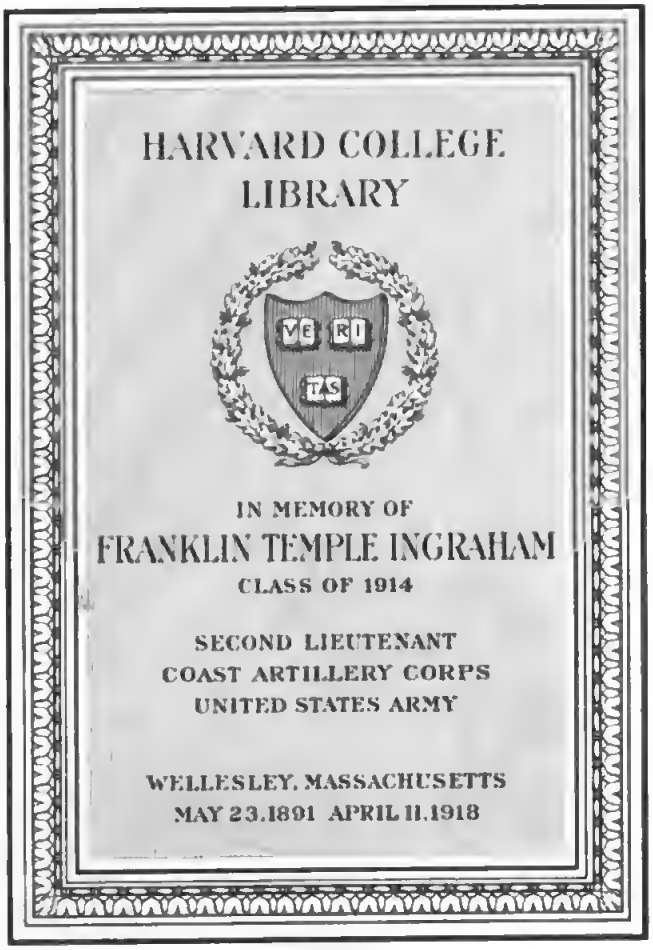
WIDENER
HN G8BR G

Ger 45.1.30



Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

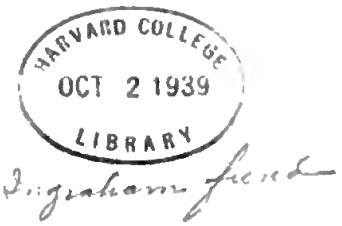
Fürstentum Lübeck.

XIII. Jahrgang.

Kiel, 1903.
Druck von A. F. Jensen.

Digitized by Google

Gen 45.1.30



Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.

Biographien.

Eckmann, J., Zur Erinnerung an Ludwig Meyn 243.
*Peters, M. W. Fack Zum 80. Geburtstag unseres Ehrenmitgliedes 241.
*Schnittger, D., Ein Frühvollendeter 7.
*Suck, Joh., Der plattdeutsche Volksdichter Franz Bockel 73.

Gedichte.

Ahrens, J. F., Bliv af un to rn Sünn'straht 26.
3r, Idstedt XXIX. Hars 243.
J. P, Fröhjahrsinst X. Aprilwedrr 96.
Schleswig-Holstein 1846 — 226.
Schmeißer, F, Fridericia XXV.

Geschichte.

Ahrens, H., Zu dem Artikel „Blaunfeldt und Mau" XI.
Callsen, J. J., Heinrich Rantzau 120.
Eschels, P. B., Aus den Aufzeichnungen eines alten Syllers aus dem Jahre 1850 — 167.
Gloy, A., Der Schwedenkönig Karl X. Gustav in Schleswig-Holstein 13.
Hansen, H., Zu der Kindheitserinnerung von 1848 — 21.
—, Ein Erlebnis im Jahre 1848 — 118.
Hennings, P., Drr Silberschatz der Auguſtenburger 135.
Jensen, Aus drm Tagebuche eines Inselfriesen von 1850 -- 287.
Kählrr, Dir Gräber zu Ottensen 60.
Lund, H, Der Berein für schleswig-holsteinische Kirchrngeschichte 212.
Möller, J., Die Aufhebung der Leibeigenschaft auf dem Gute Röst 9.
Osten, H. v., Die Schlacht bei Ülersen 76.
Petersen, R., Aus den letzten Tagen der Erhebung 208.
*Philippsen, H, Ein Schleswig-Holsteiner als schwedischer Feldmarschall 39.
Schneekloth, J, Die ersten Opfer des Krieges von 1848 — 48
*Voß, M, Hermann Tast, der Reformator Hufums 145. 171.
Volgt, Chr., Flensburg um das Jahr 1600 — 123. 245.

Kulturgeschichte.

Becker, W. H., Stiftung eines Kronleuchtrrs in der Kirche zu Heiligenhafen 47.
Bernhardt, Ünnermähl XLV.
Bielenberg, K., Die Sprache der Tiere im Volks- und Dichtermund 102.
Brederek, P., Vornamen aus dem Kirchspiel Breklum 17.
Breyholz, D., Aus Hohenwestedt vor 100 Jahren 277.
Callsen, J. J., Alte Inschriften X. 192. 240 — Das alte Angler Bauernhaus 56. — Früherer Waldreichtum im Lande 264
Eschenburg, H., Der Husar und sein Karteuspiel 143.
*Hansen, Alte Ortsnamen der cimbrischen Halbinsel als Anhalt für die Stammesangehörigkeit der Bewohner 97
Hedemann, P v., Doppelnamen 48
Heims, Heimatliches aus dem Lande der Angelländer 237.
Honnrns, Wann ist das Dorf Serth entstanden? 216.
Kinder, Titulaturen 269.
Körner, R., Ein merkwürdiger hamburgischer Rechtshandel aus dem 16. Jahrhundert 63.
Kummerfeld, J. Fr., Über die Ermordung des Postillons im Schnellmarker Holz bei Eckernförde 216.
Kunze, F., Der Klabautermann als Schiffsgeist 130.
Langfeldt, Joh., Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen 71. 183
Löhmann, J. H., De Düwel as Rad XXX. Das Umfingen 136
*Lorentzen, F, Die alte „Stadt Hamburg" in Eckernförde 18.
Möller, J., Die Aufhebung der Leibeigenschaft auf dem Gute Röst 9.
*Mühlke, C., Das Bauernhaus im deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten 92.
Schnittger, C Rud., Aus der Geschichte des mittelalterlichen Geldwesens 249.
Schwarz, J., Preise für Lebensmittel aus alter Zeit XXII.
*Schwindrazheim, O., Feldeinfassungen und Durchläſſe in Oſt-Holstein 121. 169.
Stüve, L, Das Türkenjahren 144. Kranzfahren 237.
Traulsen, H., Der Kappeler Karneval 112
Voigt, Chr., Flensburg um das Jahr 1600 — 123. 245.

Kunstgeschichte.

*Das Bauernhaus im deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten 92.
*Brandt, Aus den Sammlungen des Thaulow-Museums 265.
Kühn, G., Das Jubiläum des Thaulow-Museums 213.
*Mühlke, C., Die Erhaltung des Nordertores in Flensburg 201.

Landeskunde.

Honnens, Wann ist das Dorf Seelh entstanden? 216.
Kinder, J., Die Dithmarscher Bucht 222.
Körner, R., Auf Kalö 257.
*Krause, P, Friedrichstadt, eine holländische Stadt in Schleswig-Holstein 271.
*Sager, W, Lauenburg an der Elbe 25. 49.
Saz, D., Ursprung und Gründung der Stadt Friedrichstadt 217.
*Schwindrazhrim, O., Feldeinfassungen und Durchläſſe in Oſt-Holstein 121. 169.

Märchen.

*Jungclaus, R, Ostholsteinischr Volksmärchen für die Jugend 229.
Petersen, Fr., Die Unterirdischen im Wiemelsberg 113.
Petersen, J., Der schwarze Topf 204
Philippsen, H., Sagen und Sagenhaftes von Föhr 164. 275
Wisser, W., Volksmärchen aus dem östlichen Holstein: Das Märchen von der untergeschobenen Braut 43. — De klook Burndochter 88. — De Preester mit den Buß 137. — De Preester mit den Bo'fink 138. — De Preester mit den Boddermelksketel 139. — Wo bleibt denn der Sohn? 139. — Dat Blatt hol ik mi uk ne 140. — Haus un dr Königsdochter 230.

Naturkunde.

Barfod, Auftreten der Glatt- oder Schlingnatter I. — *Der Winterling (Eranthis hiemalis Salisb.) im Fürstengarten zu Lauenburg a. E. 81. — Über das Vorkommen der Glattnatter (Coronella austriaca) in Schleswig-Holstein 119.
Becker, W. H., Eulennest im Taubenschlag 214.
Butenschön, J., Häufigkeit der Kreuzotter 264.
Callsen, J. J., Der Hülsen (Ilex aquifolium) XXX. — Alte Eisenschlacken 238 (vergl. XLV). — Der Totenkopf XLII.
*Eckmann, Baum auf Baum 238.
Hennings, P., Bemerkungen zu dem Vorkommen von Acherontia atropos L. (vergl. XLII).
*Hinkelmann, A., Über die neuesten Ergebnisse der Versuchsfischerei im Kaiser Wilhelm-Kanal 153.
*Kalström, J., Selten vorkommende Vögel 239.
Kummerfeldt, J. Fr., Zur Molluskenfauna 263.
*Lorentzen, F., Tulpenbaum. Liriodendron tulipifera L. 214.
Ortmann, Vorkommen von Acherontia atropos L. XLII (vergl. 215).
*Philippsen, Eine Nordseefahrt mit dem Schleppnetz I. 3. 4.
Rienau, Aale und Regenwürmer 22.
Schnack, E., Vogelbeerbaum auf einem Weidenbaum 144. Vom Hülsen oder Christdorn XXV (vergl. XXX). Wucherblume XLVI.
Voß, M., Die Stranddistel (Eryngium maritimum) 120.
Voigt, Alte Eisenschlacken XLVII (vergl. 238).
Warncke, E., Beiträge zur Lepidopterenfauna Schleswig-Holsteins 180.

Plattdeutsch.

Dreier, Jul Hans 263.
Die Volksmärchen aus dem östlichen Holstein: 88. 137. 138. 139. 140.
Die Gedichte: 26. 96. 243. 263. X.
Löhmann, J. H., De Düwel as Rad XXX.
Meyer, G. F., Plattdeutsche Redensarten vom Trunke 70. — Tanzreime 114. — Liebes- und Heiratsreime 140. — Trinkreime 192. — Plattdeutsche Rätsel 234. — Plattdeutsche Redensarten vom Schlafen 261. — Bettelreime I. 283.
Prange, Jul., Plattdeutsche Rätsel 284.

Volkskunde.

Brederek, Vornamen aus dem Kirchspiel Breklum 17.
Callsen, J. J., Alte Inschriften X. 192. 240.
Damköhler, E., Besiedelung des Harzes durch Nordalbingier XXX.
Eschenburg, Der Husar und sein Kartenspiel 143.
*Hansen, Alte Ortsnamen der cimbrischen Halbinsel als Anhalt für die Stammesangehörigkeit der Bewohner 97.
Heims, Heimatliches aus dem Lande der Angeländer 237.
Ipsen, Dinggericht XXVI.
Kauffmann, Fr., Die Hauptprobleme der Volkskunde 198
Kunze, F., Der Klabautermann als Schiffsgeist 130.
Liliencron, R. v., Ein glücklicher Schatzgräber 85.
Löhmann, J. H., Das Umfingen 136. — De Düwel as Rad XXX. — Ein Lied von Schleswig-Holstein aus dem Jahre 1846 — 225.
Schleswig-holsteinisches Wörterbuch VI. — Anweisung zur Mitarbeit für das schleswig-holsteinische Wörterbuch 198.
Stüve, L., Das Türkenfahren 144. Kranzfahren 237.
Suck, J., Aus der Schummerstunde 228.
Traulsen, H., Der Kappeler Karneval 112.
Wisser, W., Der Husar und sein Kartenspiel XXVI.

Verschiedenes.

Eingegangene Bücher XI. XIX. XXXIV. XXXIX. XLII.
Anfragen 21. 144. 168. 216. 263.
Bücherschau: Asmussen, G., „Eine Idee" XXXVII. — Bielenberg, „Süderau" 286. — Burmester, „Marie Pfarrhäuser" 24 — Carstens, „Wanderungen durch Dithmarschen" 286. — Dose, J., „Frau Treue" XXXVIII. Das Bauernhaus im deutschen Reich und in seinen Grenzgebieten 92. — Frahm, „Jahrbuch des Altertvereins" 287. — Frenssen G., Dorfpredigten VII. — Haas, Katechismus der Geologie VII. — Hamkens, Emilie, „Wente Frese" XLII. — Hussak, Katechismus der Mineralogie VII. — Jansen, O., Meeresforschung und Meeresleben VI. — Kühl, Thusn., „Die beiden Reidings" 23. „Rüm Hart — klar Kimming" XLI. — Mann, Thomas, „Buddenbrooks" XLII. — Rüdiger, O., „Caroline Rudolphi" XXXIII. — Säurig, Biologie der Pflanzen. Im Walde. Bilder aus der Pflanzenwelt XIV. — Behrs, Joh. Hinr., „Zwischen Hecken und Halmen" 22. — Voß und Schröder, „Chronik des Kirchspiels Wacken" 287.
Vereinsangelegenheiten.
Satzungen III. — Nachricht II. XVII. XXVII. XXXVIII.
Geschäftsführender Ausschuß III. — Abkommen mit „Nerthus" II.
Beiträge II. IX. XIII. XXI.
Generalversammlung X. XIII. XVIII.
Bericht über die Generalversammlung 186.
Mitglieder II. IV. V. XV. XVII. XXI. XXVII. XXXIV.
Inhaltsverzeichnis der Jahrgänge I—X (1891 bis 1900) Beilage zu Nr. 5. Zusammengestellt von F. Lorentzen.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 1. Januar 1903.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12 maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Ellmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Philippsen, Eine Nordseefahrt mit dem Schleppnetz. I. (Mit Bildern.) — 2. Doris Schnittger, Ein Frühvollendeter. (Mit Bildern.) — 3. Möller, Die Aufhebung der Leibeigenschaft auf dem Gute Röst. — 4. Gloy, Der Schwedenkönig Karl X. Gustav in Schleswig-Holstein. — 5. Brederek, Vornamen aus dem Kirchspiel Breklum. — 6. Lorentzen, Die alte „Stadt Hamburg" in Eckernförde. — Mitteilungen. — 8. Bücherschau.

Mitteilung.

Dem Auftreten der Glatt- oder Schlingnatter (Coronella austriaca Laur.) im norddeutschen Flachlande wird gegenwärtig das größte Interesse entgegengebracht. Die Anzeichen dafür, daß diese Natter in Norddeutschland weiter verbreitet ist, als man vorher geglaubt hat, mehren sich. Auch für Schleswig-Holstein ist ihre Existenz nachgewiesen. Immerhin dürfte es als wünschenswert erscheinen, daß durch die Leser der „Heimat" das Vorkommen weiter verfolgt werde; weil die Schlange aber das Unglück hat, wegen der Ähnlichkeit mit der Kreuzotter mit dieser leicht verwechselt und gewiß auch in vielen Fällen getötet zu werden, ist es wohl angebracht, die wichtigsten Unterscheidungsmerkmale einander in Parallele zu stellen. Was zunächst die Ähnlichkeit beider anbetrifft, so bezieht sich diese sowohl auf die Körperzeichnung als auch auf das Gebaren derselben. Die Schlingnatter ähnelt besonders dem Kreuzotterweibchen; namentlich erinnern die Nackenzeichnung und die Fleckenreihen an die oft undeutliche Kreuzzeichnung und Zickzacklinie der Kreuzotter. Wie diese setzt sich auch jene, in die Enge getrieben, zur Wehr, gibt einen fauchenden Ton von sich, versucht zu beißen, ohne daß sie auch nur im geringsten gefährlich wird. Während die Rückenschuppen der Kreuzotter sämtlich gekielt, d. h. mit einem scharf hervortretenden schmalen Streifen in der Mittellinie der Schuppen versehen sind, ist die Oberseite des Kopfes und des Rückens bei der Glattnatter völlig glatt (daher auch der Name). Diese besitzt auf der Oberseite des Kopfes neun große, regelmäßige, symmetrisch geordnete, tafelförmige Schilder, die Kreuzotter dagegen eine große Anzahl kleiner, unregelmäßiger Schuppen, namentlich in der Region zwischen den Augen, die sich auch noch über die Seiten des Kopfes hinaus fortsetzen, bei der Schlingnatter jedoch gänzlich fehlen. Der letzte, halbkreisförmige, vor der Afteröffnung gelegene Bauchschild ist bei der Kreuzotter stets ungeteilt, während derselbe bei der Glattnatter aus zwei Hälften besteht. Nicht nur

in der Färbung, sondern auch in der Lebensweise finden wir zwischen beiden Schlangenarten mancherlei Beziehungen. Daß die Schlingnatter ein bissiges Wesen zur Schau trägt, habe ich schon erwähnt. Ich erinnere mich dessen noch sehr genau, wie ängstlich ich mich anfangs dabei gebärdete, meine (aus Mähren importierten) Schlingnattern, die meinem Schulterrarium entflohen waren, wieder einzufangen. Wie die Kreuzotter bringt auch die Schlingnatter lebendige Junge zur Welt, sie sind, wie man sich neuerdings auszudrücken beliebt, ovovipar, d. h. die Eier werden erst dann abgelegt, wenn die Embryonen bereits soweit entwickelt sind, daß dieselben sofort die Eihülle durchbrechen und ins Freie treten. Bei der Kreuzotter verlassen die Jungen bekanntlich das Ei vielfach schon im Mutterleibe; solche Kreuzotter ist dann ovovipar. Für die Schlingnatter ist der Ovoviparismus insofern merkwürdig, als unter den Schlangen sonst gewöhnlich nur die Giftschlangen dies Charakteristikum zeigen. Der Name „Schlingnatter" erklärt sich daraus, daß dieselbe, ähnlich wie die Boa, ihr Opfer umschlingt, um dasselbe danach zu verschlingen.

Kiel. Barfod.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung)

1902:

153. Marten, Postassistent. Lunden. 154. Stüve, Louis, Lübeck.

1903:

1. Alsterverein, Hamburg. 2. Boysen, Lehrer, Tielenhemme. 3. Classen, Prokurist, Kiel. 4. Griese, Bahnhofs-Assistent, Süderbrarup. 5. Dr. med. Hansen, Friedrichstadt. 6. Juhl, Pastor, Ries b. Apenrade. 7. Lahann, Kontroleur a. D., Flensburg. 8. Dr. Mensing, Gymnasial-Oberlehrer, Kiel. 9. Möller, Turninspektor, Altona. 10. Lehrerbibliothek der Volksschule, Hamburg, Rosenallee 11. 11. Schulbibliothek Osterlinnet 12. Schmidt, Lehrer em., Flensburg.

Zur Nachricht:

1. Zwecks Werbung neuer Mitglieder sind uns von unserm Drucker, Herrn A. F. Jensen, 200 Hefte der Januarnummer der „Heimat" gütigst zur Verfügung gestellt worden. An die verehrten Mitglieder unsers Vereins richte ich die ergebene Bitte, mir Adressen solcher Personen aufzugeben, von denen ein Interesse für die Bestrebungen unsers Vereins und der ev. Eintritt in denselben erwartet werden darf. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Werbearbeit von Person zu Person immer noch am erfolgreichsten ist, und deshalb richte ich im Auftrage des geschäftsführenden Ausschusses an alle Freunde der „Heimat" die ebenso höfliche als dringende Bitte, für die „Heimat" neue Freunde zu werben. Gewiß dürfen wir stolz sein auf die stattliche Zahl von annähernd 2500 Mitgliedern; aber selbst dann, wenn wir die doppelte Zahl erreicht hätten, wäre die „Heimat" damit immer noch nicht Gemeingut aller Schichten unserer schleswig-holsteinischen Bevölkerung geworden. Dies Ziel schwebt der Vereinsarbeit vor; möchten sich viele treue Freunde finden, die an der Erreichung desselben mitzuarbeiten gewillt sind!

2. Soll die „Heimat" ein Familienschatz sein, dann ist es unerläßlich, daß die einzelnen Hefte auch zum vollständigen Jahrgang vereinigt werden. Die geschmackvolle Original-Einbanddecke wird hierzu unsern Mitgliedern angelegentlichst empfohlen. Gegen Einsendung des Betrages von 60 Pf. (kann in Briefmarken erfolgen) versendet die Expedition die Decke postfrei mit jedem Hefte.

3. Im Interesse schnellster Erledigung wird gebeten, Manuskripte und Briefe, welche für die Schriftleitung bestimmt sind, nur unter der Adresse: Herrn Rektor Eckmann in Ellerbek bei Kiel, zu versenden.

Kiel, 27. Dezember 1902. **Der Schriftführer und Expedient:**
Geibelallee 2. Barfod.

Mitteilung.

Gemäß einem Abkommen des geschäftsführenden Ausschusses mit dem Verlage der illustrierten Wochenschrift für Naturkunde **„Nerthus"** (Chr. Adolff, Altona-Ottensen, Arnoldstraße 6) erklärt sich der Verlag der „Nerthus" dazu bereit, allen Mitgliedern unsers Vereins, welche sich durch unsern Schriftführer, Herrn **Barfod, Kiel, Geibelallee 2,** als Abonnent der „Nerthus" anmelden, diese statt für 9 M. zu einem ermäßigten Preise von 6,50 M. jede Woche portofrei ins Haus zu senden. Dem Januarheft der „Heimat" ist eine Probenummer der „Nerthus" beigegeben worden, so daß jedem Mitgliede Gelegenheit gegeben ist, von dem Inhalt des Hefts Kenntnis zu nehmen. Wem ein einmaliger Einblick nicht genügt, um ein sicheres Urteil über das Arbeitsfeld und den Wert der „Nerthus" zu gewinnen, der kann durch Vermittelung unseres Schriftführers auch noch weiter Probehefte beziehen. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 1. Januar 1903.

Eine Nordseefahrt mit dem Schleppnetz.

Von **Philippsen** in Utersum auf Föhr.

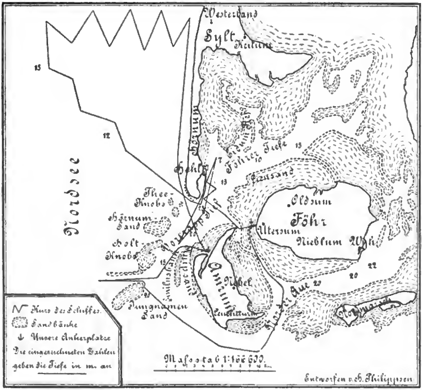
I.

Für uns Menschenkinder ist ja meistens das am interessantesten, was sich unsern Blicken entzieht, worüber die Vorsehung einen undurchsichtigen Schleier gedeckt hat, das uns nur etwas ahnen läßt, sonst aber alles in ein dunkles Geheimnis hüllt. Ganz ähnlich ist es mit dem Leben in der Tiefe des Meeres, kein Auge vermag durch die krystallklare Wassermenge die geheimnisvolle Tiefe zu überschauen, und Schillers Worte: „Der Mensch begehre nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen," locken uns nur dringender, in jene geheimnisvolle Welt unsern Blick zu werfen. Die Wissenschaft ist schon seit langer Zeit tätig, das Leben des Meeres zu studieren, mit Dretsche, Schleppnetz, Grundnetz usw. werden die Lebewesen aus der Tiefe heraufgeholt und wegen ihrer oft bizarren, ungewöhnlichen Form nicht nur von Laien, sondern auch von Gelehrten angestaunt und bewundert. Die unermeßlichen Tiefen der Ozeane, wohin sich kein Sonnenstrahl mehr verirren kann, sind keineswegs öde und leer; hier unten in der schauerlichen Finsternis, unter dem Druck der gewaltigen Wassermenge, beeinflußt von vielen uns noch unbekannten Verhältnissen, hat sich eine Tierwelt entwickelt, die sich dort ihres Daseins erfreut, wie andere Wesen unter Einwirkung des Sonnenlichtes. Ganz so ist es nun freilich in der Nordsee nicht; denn diese ist nicht so tief, daß sie abnorme Formen beherbergen könnte, immerhin aber ist sie interessant genug und wird von einer solchen Menge von Lebewesen bewohnt, daß ich mit meinen schwachen Kräften der Versuchung nicht widerstehen konnte, auf eigene Hand eine kleine Expedition auszurüsten, um die bisher noch wenig bekannte Gegend um die Inseln Föhr, Amrum und Sylt bezüglich der Tier- und Pflanzenwelt näher zu untersuchen.

Was in erster Linie für eine solche Expedition nötig ist, abgesehen von den erforderlichen naturwissenschaftlichen Kenntnissen, das ist 1. ein gutes Netz und 2. ein gutes Schiff.

Was zunächst die Netzfrage anbelangt, so ist diese ungemein schwierig zu lösen; denn ein Netz, das allen Anforderungen entspricht, gibt es nicht und dürfte es voraussichtlich nie geben, da es nicht nur gilt, den Meeresboden abzufischen, sondern gar noch den Boden aufzukratzen, um die Tiere im Meeresboden zu bekommen, und endlich, um die mehr schwebenden Tiere zu fischen. Jede größere Expedition muß deshalb mit drei Arten von Netzen ausgerüstet sein: mit Dretsche, Schrapnetz und Schwebnetz. Für mich kam es natürlich nicht darauf an, eine

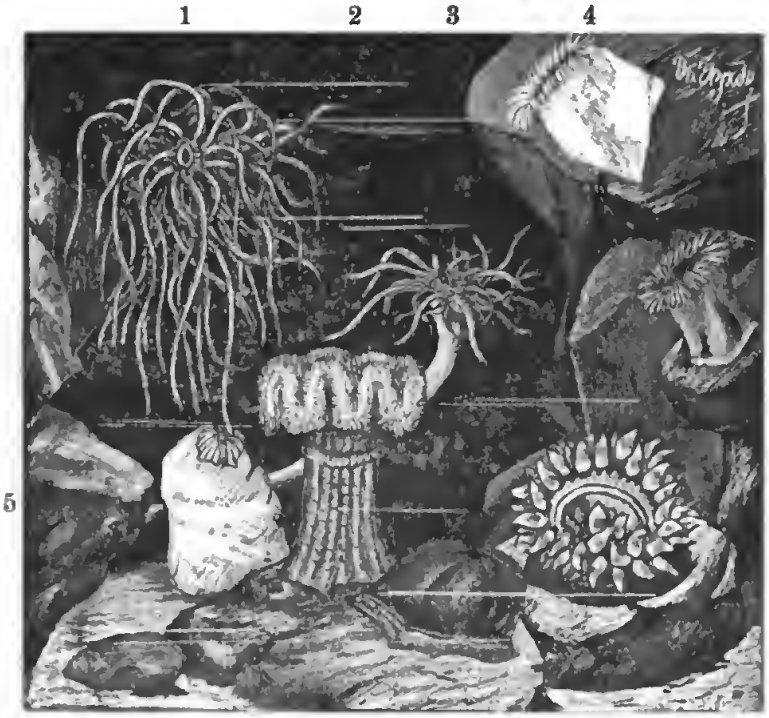
vollständig den Ansprüchen einer wissenschaftlichen Expedition genügende Netzausrüstung mitzunehmen, die Kosten würden ja ungeheure geworden sein; ich versuchte deshalb, aus den Erfahrungen, die man im Laufe der Zeit mit den verschiedenen Netzen gemacht hatte, ein neues, für meine Zwecke dienliches zu konstruieren, das dem Tiefsee-Grundnetz von Sigsbee-Agassiz nachgebildet, aber etwas vereinfacht war, wie man es 1883 auf der Expedition des „Talisman" mit so gutem Erfolg angewandt hatte, und das auch in der von mir vereinfachten Weise tadellos seinen Zweck erfüllte, obwohl es nur 3 m breit und etwa 5 m tief war. — Nachdem also diese erste Schwierigkeit überwunden war, kam die



zweite, ein gutes Schiff zu bekommen. Ich mußte mich da mit einem Schiffer in Verbindung setzen, von dem ich wußte, daß er nicht nur in seinem Fache als Schiffer und Fischer tüchtig war, sondern auch an der durch Sandbänke so gefährlichen Nordseeküste und in den engen Prielen des Wattenmeeres die geeigneten Plätze zum Fischen zu finden wußte. Einen solchen Mann hatte ich bald gefunden in der Person des Obmannes der Rettungsstation für Schiffbrüchige zu Amrum-Nord, nämlich den Schiffer Volkert Flor, den ich schon seit Jahren als tüchtigen Schiffer kenne, und auf dessen Schiff „Möwe" ich schon mehrere gefährliche Touren mitgemacht hatte, die wohl nur dank der Seetüchtigkeit von Schiffer und Schiff gut abgelaufen waren.

So war denn alles für die Tour genugsam vorbereitet. Drei Tage waren vorgesehen; am ersten sollte das Fahrtrapptief untersucht werden, am zweiten wollte ich einen Vorstoß nach Westen in die offene Nordsee machen, und am dritten sollte versucht werden, nach Süden durch das Vortrapptief die offene See zu gewinnen. Die späte Jahreszeit — es war bereits Oktober — machte es notwendig, jeden Abend im Schutze eines sicheren Hafens vor Anker zu gehen, damit plötzlich ausbrechendes Unwetter uns nicht zu fern der Küste überraschen konnte. Das Wetter stand dem Unternehmen denkbar günstig zur Seite; wir hatten schon lange Ostwind gehabt, der an der ganzen deutschen Nordseeküste wehte, sich aber nach sorgfältig eingezogenen Erkundigungen nach draußen abflaute, um endlich 3—4 Meilen in der See ganz aufzuhören. So schien denn alles eine glückliche Fahrt zu verheißen, und zum Beginn waren wir schon lange gerüstet. Mein Schiffer holte mich mit meinen Fanggeräten, Sammelkästen, Gläsern usw. am Ufer von Utersum auf Föhr ab; als Begleiter hatten sich ein Nachbar, der aus Lust und Liebe zum Segeln die Tour mitmachen wollte, ein Kollege und ein als Kurgast hier weilender Leutnant eingefunden. Mit vollen Segeln ging es hinaus, der günstige Ostwind füllte die Segel des trefflichen Schiffes, und mit größter Geschwindigkeit entfernten wir uns von dem heimatlichen Strand, um zunächst das unmittelbar unter dem Ufer von Hörnum auf Sylt sich nach Süden hinziehende Fahrtrapptief, das bis 20 m tief ist, zu untersuchen. Auf diese Stelle setzte ich die größten Erwartungen; die große Tiefe, die starke Strömung, die verschiedenen Austernbänke, die nahe offene See und die trotzdem geschützte Lage ließen hier eine ungemein reiche Tierwelt vermuten. Hier soll also der Fang beginnen, das Netz wird zurecht gemacht, langsam geht es in die Tiefe, lange sieht man es durch das kristallklare Wasser hindurch, endlich ist der Meeresboden erreicht, und das Netz schleift, von dem im Winde langsam treibenden Schiffe gezogen, langsam über den Boden dahin. Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Spannung und mit wie großer Hoffnung auf reichen Fang läßt man nicht das Netz auf den Boden nieder, und wie viel Gefahren, wie viel Ungemach und Widerwärtigkeiten machen den Fang illusorisch! Dies sollte auch ich zur Genüge erfahren. Theoretisch läßt sich alles vorher so fein ausarbeiten, aber in der Anwendung zeigt sich die Wirklichkeit oft in einem ganz anderen Lichte. So auch hier. Das Netz hatte kaum den Meeresboden berührt und war erst eben entfaltet, als das hinter dem Fahrzeug angebundene Boot dem Schiffe vorbeitrieb und uns zeigte, daß das Netz auf dem Meeresboden festsaß und das Schiff zurückhielt. Unbeweglich saß das Netz, das Zugtau spannte sich, daß es tönte wie eine gespannte Saite, aber Netz und Tau hielten. Schnell wurden die Segel heruntergelassen, und mit einer Winde wurde das Netz gehoben. Mit banger Spannung warteten wir auf das Erscheinen des Netzes; endlich kam es, es war unversehrt geblieben, in demselben aber lag eine Menge abgebrochener Sandröhren, die ähnlich wie Korallen sind und von einem Wurm, dem Sandwurm (Sabellaria anglica), an den Abhängen der Wattenströme angelegt werden. Ein zweiter Versuch verlief noch ungünstiger, insofern das Netz arg beschädigt wurde und stundenlange Arbeit nötig war, dasselbe auszubessern. Aber auch das gelang. Nun wollten wir aber auch in dieser gefährlichen Gegend nicht länger bleiben, wir steuerten nordwärts in seichteres Wasser nach der Nähe der Austernbank unter Hörnum, die von den Austernfischern die Kopenhagener Bank genannt wird. Wie gerne wären wir über die Bank gefahren; da aber das Befischen der Austernbänke verboten ist, so wollten wir keinen falschen Schein auf uns laden und fuhren nur bis zur Grenze derselben, die unser Schiffer durch Peilung ganz genau feststellen konnte. Hier fischten wir in einer Wassertiefe von 7—9 m und hatten

nach den vielen Mühen zum ersten Male herrliches Glück; das ganze Netz war gefüllt mit zahllosem Getier: Tausende von kleinen langstachligen Seeigeln (Strongylocentrotus lividus) saßen in dem Geäst der schönen Seetanne (Plumularia pinnata) vollständig verflochten, dazwischen schöne Seesterne (Asteracanthion rubens) und verschiedene Arten von kleinen Fischen, zahllose Krabben und Garneelen. Unter den Fischen waren hauptsächlich Schollen gefangen, aber auch einige Seestichlinge mit ihrem eigentümlichen Nest, dessen Eier zwischen Algen sicher verborgen lagen, kleine niedliche Tangmäuse (Agonus cataphractus), häßliche Seeskorpione (Cottus scorpio), auch einige rotfleckige Seebullen (Cottus bubalis) und sogar einige der seltenen Leierfische (Callionymus lyra). Am interessantesten waren mir aber die mächtigen weiß, gelb oder rot gefärbten Klumpen des Hahnenkammes oder Korkpolypen (Alcyonium digitatum), den unser Schiffer, ein alter Austernfischer, Speck oder Seepfannkuchen nannte; es war das erste Mal, daß ich diesen Polypenstock in lebendem Zustande sah. Mein kleines Aquarium zeigte jetzt eine Farbenpracht, wie ich daheim nie gesehen hatte; außer den verschieden gefärbten Hahnenkämmen, die im Wasser gleich die vielen kleinen Kelche öffneten, konnten wir die herrlich gefärbten Aktinien bewundern, von welchen die Seenelke (Actiniloba dianthus) vom schönsten Weiß bis zum feinsten Rot und hellfarbigem Braun in allen Farbennuancen gefischt war, während die dickfühlerige Seerose (Tealia crassicornis) eine grün mit rot gemischte, eine Sagartia-Art eine mehr gelbliche Färbung zeigte; daneben schaukelten gleich langgestielten Blumen niedliche Tubularien ihre zart rot gefärbten Tentakelkränze. Das war große Freude, und natürlich mußten verschiedene Züge auf diesem günstigen Boden gemacht werden; neues aber wurde nicht gefischt. Allmählich neigte der erste Tag sich seinem Ende zu, und um einigermaßen das Programm innezuhalten, mußte nochmals ein Zug durch die Mitte des Tiefes unternommen werden. Alles ging



Aktinien im Seewasser-Aquarium. [1])

1. Anemonia sulcata. 2. Actinia dianthus (Seenelke). 3. Aiptasca conchii. 4. 5. Ceractis aurantiaca. 6. 8. Actinia mesembryanthemum. 7. Thalia crassicornis. (5 zum Teil, 6 ganz eingezogen.)

[1]) Die Klischees zu den folgenden 5 Bildern in diesem Aufsatz sind uns in freundlichster Weise von der Schriftleitung der „Nerthus" zur Verfügung gestellt worden. Es sind sämtlich Originalzeichnungen und Originalaufnahmen für genannte Zeitschrift.

scheinbar herrlich, etwa eine halbe Stunde trieben wir über die tiefsten Stellen hinweg, und als wir endlich das Netz hochwanden, o bittere Enttäuschung, woher kam es? Der letzte Teil des Netzes, ein etwa meterlanges Ende, fehlte, das Netz war offen und nichts gefangen, ein schwerer Gegenstand muß hineingekommen sein und das Netz zerrissen haben. Mehr Unglück wollte ich an dem Tage nicht haben, und so wurde mit dem Fischen aufgehalten. Die Ergebnisse waren nur teilweise befriedigend; was ich aber damals nach den gemachten Erfahrungen vermutete, das habe ich später beim Fischen mit besonders starken Geräten bestätigt gefunden: die Wattströme sind in der Tiefe nicht bewohnt, der bewegliche Sandboden ermöglicht weder ein Ansiedeln von Algen noch von Tieren. Erst an den Seiten der Wattströme von 5—10 m Tiefe konnte sich bei geeignetem Boden ein Tierleben entwickeln, und wo der Boden von Treibsand frei war, haben sich ja auch die Austern angesiedelt. Am Abend gingen wir unter Hörnum vor Anker, besuchten dann, nachdem die „Silvana" noch verschiedene Gäste für Westerland gelandet hatte, die Restauration des neuen, herrlich in den Dünen gelegenen Hotels und gingen darauf an Bord zur Ruhe. Aber Ruhe, Schlaf, wo gab es das jetzt? Wenn man gewohnt ist, sich in weiche Federbetten zu legen, so schläft es sich auf hartem Holz schon unbequem; wir aber mußten außerdem noch ganz jämmerlich frieren. Die Schiffer freilich hatten es besser, sie lagen unten in ihrer Koje. Auch wir hatten versucht, da unterzukommen; aber die grenzenlose Hitze in dem engen Raum, die vom Kochen und den hier aufbewahrten, mit Teer imprägnierten Schiffstauen verpestete Luft ließen es uns doch besser erscheinen, diesen Raum zu meiden und oben unter einer einfachen Decke zu liegen.

Aber der neue Morgen kam und recht zeitig, denn früh mußte aufgebrochen werden. Nachdem wir durch einen heißen Kaffee uns etwas erwärmt hatten, wurde der Anker gelichtet, die Segel wurden gehißt, und fort ging es. Für diesen Tag war als Ziel gesetzt, möglichst weit in die offene See zu segeln und hin und wieder das Netz auszuwerfen, um nicht nur verschiedene Tierarten, sondern auch die Verbreitung der verschiedenen Arten auf die verschiedenen Meerestiefen näher kennen zu lernen. Nachdem wir die Südspitze von Hörnum umsegelt, fuhren wir mit dem Ostwind, das Steuer auf Westnordwest gestellt, über die Riffe der Theeknobbs in die offene See hinaus; fern im Osten über Föhr ging soeben die Sonne auf, nach deren wärmenden Strahlen uns sehr verlangte. Herrlich fing der Tag an, die See, von dem Ostwind leicht gekräuselt, machte die Tour zu einer Lusttour. Die Möwen schwammen auf der See so weit draußen, als man sehen konnte, ein Zeichen, daß das Wetter gut bleiben würde; denn Möwen sollen gute Wetterpropheten sein. Vor dem Bug des Seglers erhebt sich schwerfällig ein plumper, langhalsiger Vogel, der einige hundert Meter fliegend zurücklegt, um dann wieder in die See zu tauchen; es war der Nordseetaucher (Colymbus septentrionalis), ein seltener Vogel, dessen Anwesenheit auf der Hochsee mich aber in Erstaunen setzte. Da, plötzlich gewahren wir in der Nähe einen Tümmler, der in den klaren Fluten sein Spiel trieb und der sich fast den ganzen Tag bald näher und bald ferner vom Schiff aus beobachten ließ.

Nachdem wir etwa eine halbe Meile vom Westufer Sylts entfernt waren, wurde zum ersten Male das Netz in die Flut gelassen. Mit welcher Angst sahen wir es verschwinden; würde es wieder so gehen wie gestern? Nein, es schien alles gut zu gehen; etwa eine Viertelstunde trieb es auf dem Boden des Meeres, da zogen wir es heraus. Von oben bis unten war es gefüllt, es wimmelte und krabbelte, daß es dem Auge nicht möglich war, eine bestimmte Form oder Tierart zu erkennen; mit Mühe und Not wurde das Netz an Bord gebracht und der überreiche Fang auf Deck ausgeschüttet. Da plätscherte neben den verschieden-

artigsten Fischen manches Getier herum, die Krebstiere aber bildeten zweifellos das Hauptkontingent. Außer dem interessanten Diogenes- oder Einsiedlerkrebs waren hauptsächlich Schwimmkrabben (Portunus lividus) gefangen, kleine, ungemein bewegliche Geschöpfe, gerade das Gegenteil der mehr beschaulich lebenden Strandkrabbe; mit ihren zehn Beinen führten sie auf Deck ähnlich wie im Wasser fortwährend eine zappelnde Bewegung aus, wobei sie mit den letzten ruderförmig gebauten Schwimmbeinen kräftige Stöße ausführten und uns damit die von ihnen beim Schwimmen ausgeführte Bewegung deutlich und anschaulich vorführten. Mit dieser kleinen Krabbe sollten wir noch nähere Bekanntschaft machen; denn hurtiger als die Strandkrabbe versteht sie mit den Scheren den Feind zu fassen, und die messerscharfe und nadelspitze Waffe zwickt blutende Wunden. Nachdem manch herzhaftes „Au!" gehört war und unsere Finger manche fühl- und sichtbare Spuren zeigten, war unser Mut angesichts dieser zahlreichen Plagegeister bedenklich gefallen; doch mit Hülfe einer Kohlenschaufel aus der Kambüse des Kochs ging es aufs neue tapfer in den Haufen hinein. Viele weibliche Schwimmkrabben trugen unter dem Schwanze Eier, andere wurden von dem sackförmigen Schmarotzer der Taschenkrebse, Sacculina, geplagt. Welche ungeheure Menge dieser Schwimmkrebse muß den Meeresboden beleben, wenn ein einziger Zug schon tausende bringt, und was für eine kolossale Nahrungsmenge gehört dazu, diesen freßgierigen Gesellen täglich den Tisch zu decken! Nun, sie halten sich sicher nur da auf, wo reiche Nahrungsquellen ihrer warten, und der Fang zeigte, daß keineswegs Mangel an solcher vorhanden war. Nach den Schwimmkrabben kamen in zweiter Linie die Seesterne (Asteracanthion rubens) in Betracht. Wie sucht man daheim am Strande oft so lange und vergebens nach einem Seestern, und welch eine Menge hier; jetzt begreift man schon, daß diese Tiere an Stellen so massenhaft vorkommen, daß sie als Dünger aufs Land gefahren werden. Ebenso zahlreich wie die Seesterne waren die Schlangensterne (Ophioglypha lacertosa), die immer größer wurden, je weiter wir uns von der Küste entfernten und je tiefer das Wasser wurde; Exemplare mit 18—20 cm Durchmesser sind keineswegs selten. Zu meinem größten Bedauern war ich auf eine solche Menge dieser Tiere nicht vorbereitet; ihrer Zerbrechlichkeit wegen müssen sie sehr sorgfältig behandelt werden, so daß ich, da ich mehr mitnahm, als ich hätte sollen, kaum ein Tier unbeschädigt heimbrachte.

Hummer (Homarus vulgaris).

(Schluß in Nr. 2.)

Ein Frühvollendeter.

Von **Doris Schnittger** in Schleswig.

Vollendet, die Lebensaufgabe vollbracht! Das will viel sagen — frühvollendet wohl noch mehr. Wir wollen der Entwicklung dessen zusehen, dem diesen Ehrentitel zu geben ich gewagt habe. Gemeint ist der Bildhauer Alfred Hansen, Sohn des Küsters Hansen in Süderbrarup (jetzt in Flensburg wohnhaft). Mit 27 Jahren aus dem Leben abgerufen, hat er leider an greifbarem Werk seiner Hände nicht sehr vieles vollenden können. Dennoch ist er als Künstler ausgereift, hat als Mensch und als Christ das Ziel innerer Vollendung in seltenem Maße erreicht.

Alfred Hansen sollte Gärtner werden; doch der Pastor Stoltenberg in Süderbrarup (jetzt Propst in Schleswig), der des Knaben Wunsch erfuhr und seine Begabung erkannte, bewirkte es, daß sein Konfirmand statt in die Gärtnerlehre, in Flensburg in Direktor Sauermanns kunstgewerbliche Anstalt eintreten konnte.

Während der vier in Flensburg tüchtig ausgenutzten Lehrjahre errang Alfred schon für außergewöhnliche Leistungen mehrfach Anerkennung in Staatsprämien. Seinen Namen hörte ich zuerst voll Lobes von kunstverständiger Seite nennen, als er 1895 durch Ausführung eines reichen, selbstentworfenen Schnitzwerks sich die Berechtigung zum einjährigen Dienst erworben hatte. Es ist das in eigenartiger Komposition ein Gehäuse für Thermometer und Barometer. Letzteres ist eingerahmt durch einen Blütenkranz, in dem es wimmelt von allerhand Wetterpropheten in Gestalt von gefräßigem Getier, als Frösche, Eidechsen, Schnecken, Flügeltiere u. dgl. Bekrönt ist der Aufbau von einem vornehmen, lächelnd wie milder Sonnenschein herabschauenden Frauenantlitz, mit Strahlenkrone über dem weichen, perlengeschmückten Haar. Alles zeugt von so viel Geschmack und Geschick wie guter Laune. Noch immer — seltsam genug! — wagte sich der Jüngling nicht über das höhere Kunsthandwerk hinaus. Noch ein Jahr diente er demselben in einer großen Berliner Möbelfabrik.

Dann aber, in der allabendlich besuchten Kunstgewerbeschule gewann ihn der rühmlich bekannte Professor Bruno Kruse als Gehülfen für sein Atelier, und bald veranlaßte er ihn, in die Kunstakademie einzutreten. Er zeigte sich befähigt, die unteren Klassen überspringend, sofort in die Aktklasse überzugehen. Hier hat er 3½ Jahre lang geschafft, rastlos an seiner künstlerischen Weiterbildung arbeitend. Außer eigenen Kompositionen entstanden Porträtbüsten und eine Anzahl von Bronzeplaketten, darunter die Reliefs hoher Herren, wie Graf Waldersee, Professor Virchow, Professor Mommsen usw. — wie es heißt, „nach dem Leben." Auf einer akademischen Ausstellung hat kein geringerer als der Kaiser diese plastischen Arbeiten eingehend besichtigt. Interessant ist auch in einem illustrierten Berliner Blatte jener Zeit [1]) der Abdruck einer Photographie, welche

[1]) „Berliner Illustrierte Zeitung," März 1901.

Professor Herter mit seinem jungen Schüler vor einer von diesem nach dem Aktmodell angefertigten kräftigen, fast lebensgroßen Mannesstatue zeigt.

War Alfred Hansens Begabung für das Bildnisfach groß, so gehörte doch seine ganze Künstlerliebe zwei anderen Aufgaben an, die wohl der Liebe wert sind: der christlichen Kunst und der Darstellung nordischer Sagen. Das letztere trug ihm unter den Kollegen den Beinamen des Germanen ein. Es war wiederum Propst Stoltenberg, der seinen Schützling in dieses Gebiet — so überreich an kraftstrotzenden Motiven — wohl zuerst eingeführt hatte, indem er gelegentlich Aufgaben aus der Gudrun oder dem Beowulf stellte. Diesem gehört z. B. das Relief an: „Skeaf's Fahrt nach Walhalla," das mit anderen Hansenschen Plastiken auch auf der schleswigschen Ausstellung in Flensburg zu sehen war, wo verschiedenes Käufer fand. Das Stoltenbergsche Haus hatte vor Jahren gleichfalls eine kleine hochinteressante Ausstellung verschiedenster Arbeiten, von denen ein Teil noch dort erhalten ist. Außer einer trefflichen Büste des Hausherrn erinnert man sich gern eines alten Fischers — Kopf im Profil —, individuell genug, und doch so typisch, daß wir diesen Berliner vom Spreeufer zuerst für einen echten Schleswiger von der Schleikante nahmen. Dann aber ragt eine behelmte Brunhild hervor durch Schönheit wie Kraftfülle, gut in den Raum hinein komponiert. Das war bei sämtlichen Plastiken der Fall, auch bei den mit feiner Naturbeobachtung pflanzlichen Motiven entlehnten, im wohltuenden Gegensatz zu der so wüst willkürlichen modernen Bildnerei. Was unser Künstler auf dem Gebiete der christlichen Kunst zu leisten vermochte, tritt vornehmlich in seiner letzten größeren Arbeit zu Tage. Für die Schüler der Bildhauerabteilung der Akademie war als Aufgabe gestellt ein Grabdenkmal. Den Sieg errang Alfred Hansen. Dargestellt ist eine Christusgestalt in etwa halber Lebensgröße — wohl gedacht als Ausfüllung einer Grabnische —, ein Christus von größter Schlichtheit der Erscheinung. Aber — sah man auch nur die Photographie der Tonskizze — man vergißt nicht wieder diese anspruchslose Gestalt voll innerer Würde und segnender Milde. Das Haupt des Heilandes beugt sich herab zu dem Elenden, der zu seinen Füßen, sich zutraulich anlehnend, zusammenbrach. Während dessen Rechte linde des Greisen Kopf berührt, ist die Linke segnend erhoben. Zeugt der Christus von dem innigen Fühlen dessen, der ihn schuf, so die fast unbekleidete, in schwierig darzustellender Lage hingesunkene Männergestalt von dessen tüchtigem Können.

Wahrlich, ein sinniges Grabmonument für einen müden Erdenpilger! Und wunderbar! als ein solcher sollte der jugendliche Meister jetzt auch aus dem Leben scheiden. — Es war gerade bestimmt, daß ihm, der nur noch die Meisterschaftsklasse zu absolvieren hatte, als Anerkennung seiner Tüchtigkeit von Staatswegen ein eigenes Atelier überwiesen würde. Also ein ehrenvolles Ziel war erreicht, wie es nicht allen Mitstrebenden vergönnt ist. Und welche Zukunft schien vor dem vielseitig Begabten sich aufzutun, jetzt, wo die Vertreter keines Kunstzweiges scheinen so sehr von hoher Stelle verzogen zu werden, wie gerade die Bildhauer. Da, fast auf der Höhe, ging es jäh in die Tiefe, in die düstere Tiefe todbringender Krankheit. Aber nein! durch sie ging's hindurch zum Sieg, denn Alfred lag, wie die sinnbildliche Gestalt seines letzten Werkes, dem zu Füßen, der dem Tode die Macht genommen hat; immer inniger hatte er seinem Gott sich angeschlossen. Die letzte Zeit zeigte das sehr erbaulich. Wie der sinnige Knabe keine Woche hatte vergehen lassen, ohne der frühgestorbenen Mutter Grab mit Blumen zu schmücken, so hat er bis zuletzt den Seinen zarte Liebe gewidmet. In der fernen Großstadt ist er alt und jung „durch seine freundlich liebenswürdige Eigenart" sehr lieb geworden, wie er dort „durch rastloses Streben aller Bewunderung erregte." So heißt es im Schreiben eines Vorgesetzten. Aber die schwere Krankheit (Rückenmarkslähmung) machte allem Streben ein Ende. Es wurde Erholung in der Heimat gesucht, Heilung an einer gewiß sehr verfehlten Stelle, in einer Wasserheilanstalt, wo der ohnehin so schwache Körper, von Überarbeit nervös leidend, nach wenig Tagen zusammenbrach. Die letzten Lebenstage wurden in erquicklichster Umgebung, in der Flensburger Diakonissen-Anstalt, durchgelitten. „Sein Aufenthalt hier brachte uns allen eine Glaubensstärkung," so schrieb mir eine der Schwestern. Der Pflegerin sagte der Todkranke: „Schwester, Sie dürfen nicht immer so traurig aussehen." — „Aber Sie leiden doch so schwer." — „Ja, furchtbar!" brach es da los, „aber doch bin ich ganz fröhlich, daß ich nun zu Gott kommen darf." — Wer spricht, wer tut ihm das nach?

Noch sei aus einem der zahlreichen wehmütigen Beileidschreiben, die dem schwer getroffenen Vater, auch aus Berlin, zugingen, das Folgende mitgeteilt: „Die Trauerkunde hat mich sehr niedergedrückt. Ihr mir so lieber Sohn wird Ihnen wohl oft selbst gesagt haben, daß unser Verhältnis eher freundschaftlich als geschäftlich war. — — — Schade, ewig schade ist's, daß so viel Gutes in Ihrem Sohne vereinigt, so zeitig dahingehen mußte. Sie hätten noch viel, viel Freude an ihm erlebt, denn er war der Tüchtigsten einer!" Solch Zeugnis von dem Bildhauer Krufe wiegt schwer! — Am 22. September bettete man unsern lieben jungen Freund auf dem Friedhof seines Heimatdorfes, Süderbrarup, zur letzten Ruhe.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft auf dem Gute Röst.

Von J. Möller.

Die Anregung zur Aufhebung der Leibeigenschaft in Schleswig-Holstein gab der menschenfreundliche Kronprinz, nachherige König Friedrich VI. Dieser regierte seit 1784 für seinen geistesschwachen Vater Christian VII. Der Landgraf Karl von Hessen, ein Schwager des Königs, war Statthalter von Schleswig-Holstein und zugleich Feldmarschall der königlichen Armeen. Er stand also dem Kronprinzen sehr nahe und war demselben entschieden auch geistesverwandt. Daher entschloß er sich aus freien Stücken, seinen Leibeigenen auf Röst die Freiheit zu geben und ihnen das Land, welches ihnen in der Leibeigenschaft ausgeteilt war,

erb- und eigentümlich zu überlassen. Zu dem Zwecke setzte er eine Kommission ein, welche aus den Herren Major Motz, Erbherr auf Buckhagen und Oberinspektor auf Röst, dem Justizrat Küster, dem Gerichtsaktuar Stinde und drei landesverständigen Männern, nämlich den Herren Rechnungsmann Simon Schmidt in Faulück und den Freihufenbesitzern Asmus Jessen und Jes Friedrich Jensen in Sandbek bestand.

Diese traten am 7. und 8. Juni 1798 zusammen, versammelten die Leibeigenen des Gutes und gaben ihnen Aufklärung über die Bedeutung und die Bedingungen der Aufhebung der Leibeigenschaft. Diesen Erklärungen lag ein Plan zu grunde, „wonach zufolge der gnädigsten Absicht Sr. Hochfürstl. Durchlaucht, des Prinzen Karl zu Hessen, die bisherige Leibeigenschaft auf dem adligen Gute Röst aufgehoben, auch die dasigen leibeigenen Untergehörigen im Zustand der Freiheit respektive mit Land versehen, und gegen gewisse bestimmte Abgaben und Pflichten gesetzt werden sollen." Dieser Plan war von dem Major Motz ausgearbeitet und trägt dessen Unterschrift. Als Datum finden wir den 3. Juni 1798 darunter stehend.

Nachdem den versammelten Leibeigenen dieser Plan vorgelesen und erläutert war, mußten sie nach reiflicher Überlegung sich mit demselben einverstanden erklären und dieses Einverständnis durch ihre Unterschrift bescheinigen. Der Plan, welcher uns vorliegt, ist ein sehr ausführliches Aktenstück und umfaßt 8 zum Teil sehr umfangreiche Paragraphen. Der uns zu Gebote stehende Raum erlaubt es nicht, diesen Plan ganz zum Abdruck zu bringen; wir müssen uns vielmehr auf die wesentlichsten Punkte beschränken.

Es wurden 3 Klassen von Besitzern errichtet. Die erste Klasse bilden die Hufner, welche $^1/_2$ Pflugbesitzer werden und 60 Heitscheffel erhalten. Die zweite Klasse bilden die Kätner, welche entweder $^1/_4$ Pflugbesitzer oder $^1/_{12}$ oder $^1/_{24}$ Pflugbesitzer werden. Die dritte Klasse bilden die Insten, welche auch $^1/_{24}$ Pflugbesitzer werden. Der Pflug ist zu 120 Heitscheffel gerechnet. Ausgeschlossen bei dieser Verteilung des Landes sind 1. solche, welche keine Kinder haben; diese erhalten Wohnung und Land zur Gräsung für eine Kuh; 2. junge Insten, deren Eltern mit Land versehen sind; 3. solche, welche kürzlich verheiratet und von Verwandten in ihren Besitz aufgenommen sind. Die Hufner behalten ihre Wohnung und den Beschlag; beides wird ihnen für den in ihren Hausbriefen festgesetzten Betrag überlassen. Den Hausbrief erhielt jeder, der in der Leibeigenschaft die Erlaubnis bekam, ein Haus der Gutsherrschaft zu bewohnen. In diesem Briefe war der Wert des Hauses angegeben; da nun bei den meisten Häusern ein mehr oder minder großer Landbetrieb vorhanden war, so war auch der Wert des Beschlages verzeichnet. Die festgesetzte Summe wurde auf den Besitz protokollarisch zu gunsten der Gutsherrschaft eingetragen und mit $4^1/_4$ % verzinst. Sie war in den nächsten 10 Jahren seitens der Gutsherrschaft nicht aufkündbar. Die Scheunen oder die leeren Abnahmehäuser verblieben der Gutsherrschaft. Die ersteren sollen zu Wohnungen für die Kätner umgebaut werden; in den letzteren sollen andere Kätner oder Insten in den nächsten drei Jahren wohnen. Nach Ablauf dieser Jahre fallen auch die Abnahmehäuser an die Hufner zurück. Die Kätner erhalten entweder die von ihnen bisher bewohnten oder die aus den Scheunen errichteten Häuser unter denselben Bedingungen wie die Hufner, oder sie bewohnen in den drei nächsten Jahren die vorhin erwähnten Abnahmehäuser. Alsdann wird ihnen aber auf ihrem Grund und Boden von der Gutsherrschaft ein Gebäude, 5 Fach groß, gezimmert, gerichtet und gelattet erbaut. Zum weiteren Ausbau wird ihnen Geld vorgeschossen. Die Kosten für Errichtung des Hauses und das vorgeschossene Geld wird ebenfalls mit $4^1/_4$ % verzinst und kann in den nächsten 10 Jahren

nicht gekündigt werden. Alsdann erhalten die Hufner das Recht, 10 Jahre lang aus den herrschaftlichen Forsten 2 Faden Kluft- und 4 Faden Knüppelholz gegen eine Entschädigung von 3 Talern, resp. 1 Taler 24 Schilling à Faden zu holen. Die Kätner und Insten dürfen die Hälfte unter gleichen Bedingungen entnehmen. Das auf den Feldern wachsende Weichholz wird Eigentum der künftigen Besitzer; bezüglich des Hartholzes verbleibt der Gutsherrschaft das Recht, in den nächsten zwei Jahren dasselbe zu schlagen und abzufahren. Die Verteilung des Landes bleibt der Gutsherrschaft nach freiem Ermessen überlassen. Das Land wird ohne Entschädigung hergegeben; jedoch ist ein jährlicher Kanon von 1 Taler für den Heitscheffel zu zahlen. Der künftige Eigentümer darf sein Gut verkaufen, vererben, verpfänden und teilen nach seinem Belieben. Doch ist derselbe verpflichtet, dem künftigen Besitzer die Innehaltung der gleich unten zu erwähnenden Bedingungen zu übertragen. Zu diesem Zwecke müssen sämtliche Besitzverschiebungen der Gutsherrschaft zur Genehmigung vorgelegt werden. Die vom Gute entlaufenen Leibeigenen haben kein Erbrecht; das gleiche gilt von denjenigen, welche bei der Rekrutenstellung entlaufen.

Sämtliche Lasten an die Kirche in Kappeln werden gleichmäßig nach der Größe der Besitzungen verteilt. Der Gutsherr behält das Präsentationsrecht; bei der Predigerwahl aber haben die Eingesessenen des Gutes zusammen 13 Stimmen. Auch die anderen Lasten werden gleichmäßig verteilt. Die Staatssteuern sind künftig von den Freien selbst zu tragen. Es wird eine Armenkommüne gebildet, und zwar von den bisherigen Leibeigenen eine Kommüne für sich und von den Besitzern der zu veräußernden Parzellen desgleichen eine andere für sich. Ob nun und in welchem Umfange im Anschluß an die Aufhebung der Leibeigenschaft Parzellen vom Gute freihändig verkauft sind, das entzieht sich der Kenntnis des Schreibers dieses Artikels; ihm will aber scheinen, daß solches nicht in nennenswertem Maße geschehen ist. Die am 1. Mai 1799 vorhandenen Armen übernimmt die Gutsherrschaft. Damit nun auch künftig auf dem Gute keine zu große Armenlast entstehen möge, wird folgende Bestimmung getroffen: Jeder, der einen Häuerling aufnimmt, muß dazu eine besondere Erlaubnis vom Gute haben. Er muß vorher versichern, daß jener imstande sei, sich und die Seinen zu ernähren. Wer dieser Vorschrift nicht nachkommt, zahlt 5 Taler Brüche und muß für allen Schaden aufkommen, welcher der Armenkommüne durch seinen Häuerling erwächst.

Der Mühlzwang bleibt bestehen, d. h. sämtliche Eingesessene werden verpflichtet, ihr Mahlgut gegen das übliche Mattkorn auf der Röster Wind- oder Wassermühle mahlen zu lassen. Für den Hausgebrauch dürfen sogenannte Handgrützqueren gehalten werden. Soll mit diesen Grütze zum Verkauf gemahlen werden, so bedarf es dazu einer Erlaubnis seitens der Gutsherrschaft; Roßmühlen dürfen nicht gehalten werden.

Es dürfen nur zwei Grobschmiede auf dem Gute wohnen; den Eingesessenen steht es jedoch frei, bei diesen oder bei Schmieden außerhalb der Gutsgrenzen ihre Geräte anfertigen oder ausbessern zu lassen.

Gast- und Schankwirtschaft darf nur mit Erlaubnis der Gutsherrschaft betrieben werden.

Die Gerichtsbarkeit in Zivil- und Kriminalfällen verbleibt dem Stammbesitzer, desgleichen das Fischerei- und Jagdrecht. Derselbe ist aber verpflichtet, Schadenersatz zu leisten, falls durch das Wild oder bei Ausübung der Jagd ein solcher angerichtet wird.

Bis zum Jahre 1799 mußten die Kinder aus dem Gute Röst die Landschule in Kappeln besuchen. Jetzt wurden zwei Schulen, eine in Mehlby, eine zwischen den Dörfern Grummark und Grimsnis einerseits und Stutebüll anderer-

seits errichtet. Die Gutsherrschaft legte soviel Land aus, daß bei jeder Schule zwei Kühe gehalten werden können; auch freie Feuerung wird den Lehrern aus den Waldungen des Gutes geliefert. Die Schulgebäude werden von der Gutsherrschaft errichtet; die Unterhaltung derselben liegt aber den Schulinteressenten ob. Desgleichen haben dieselben das Gehalt des Lehrers aufzubringen. Der Lehrer wird von dem Stammhofe nach Anhörung des Predigers in Kappeln ernannt. Der Patron hat auch das Recht, die Hülfsmittel und Bücher für den Unterricht zu bestimmen. Die künftigen Parzellenbesitzer sollen Anrecht haben, ihre Kinder nach einer der zwei Schulen zu schicken, müssen aber dafür Schulgeld zahlen. Die Häuerleute sind vom Beitrag für die Schule resp. den Lehrer befreit; auch der Stammhofbesitzer ist für künftige Zeiten von ferneren Beiträgen frei.

Die Halbenpflugbesitzer werden verpflichtet, jährlich 2 Fuhren, die Viertelpflugbesitzer jährlich 1 Fuhre zu 2 Pferden bei dem Hofe zu leisten. Der Transport darf aber 8 Meilen Weges nicht überschreiten. Für eine Fuhre wird pro Meile 1 Mark gezahlt. In der Pflug- und Erntezeit dürfen keine Fuhren verlangt werden.

Die Kätner sind verpflichtet, in der Zeit von Ostern bis Michaelis, auch in der Erntezeit, 10 Tage einen Mann und 5 Tage eine Frau zur Arbeit auf dem Hofe zu stellen. Der Mann erhält 10 Schilling Tagelohn, die Frau 5; in der Erntezeit wird der Lohn aber auf 12 resp. 8 Schilling erhöht.

Ein jeder Leibeigener erhält einen Kaufbrief, in welchem er frei erklärt wird und in welchem der vorstehend gekennzeichnete Plan zur Aufhebung der Leibeigenschaft enthalten ist.

Für die Dörfer Stutebüll, Grimsnis, Grummark, Mehlby einschließlich Klein-Sandbek und Kappelholz wird je ein Bauernvogt ernannt. Dieser hatte alle Angelegenheiten zwischen Gutsobrigkeit und Eingesessenen zu vermitteln.

Soweit der Plan. Aus den Unterschriften ergeben sich die Namen der freigewordenen Leibeigenen. Es sind dies folgende 16 Hufner aus allen Röster Dörfern: Cay Müller, Cay Traulsen, Johann Hinrich Andresen, Gerth Traulsen. Hans Thomsen, Friedrich Johann Traulsen, Cay Andresen, Cay Thomsen, Johann Christopher Matthiesen, Johann Christopher Nissen, Cay Traulsen, Lorenz Lorentzen, Claus Asmussen, Johann Hinrich Müller, Hans Matthiesen, Johann Hinrich Traulsen. Wo die einzelnen Hufner gewohnt haben, ist leider nicht angegeben. — Folgende 9 Kätner aus Stutebüll und Grimsnis wurden frei: Hans Traulsen, Hans Matthiesen, Hans Holmer, Cay Traulsen, Johann Christopher Thüsen, Hans Steffen, Cay Klaussen, Friedrich Wilhelm Traulsen, Christian Friedrich Traulsen, Cay Müller. — 17 Kätner aus Kappelholz und Sandbek wurden für frei erklärt, nämlich: Joachim Adolph Thomsen, Johann Hinrich Thomsen, Asmus Jürgen, Asmus Traulsen, Hans Jürgen Matthiesen, Cay Thomsen, Cay Müller, Hans Adolph Müller, Hans Klaasen, Cay Müller, Johann Christopher Müller, Cay Matthiesen, Hans Carl Müller, Johann Hinrich Traulsen, Cay Traulsen, Hans Adolph Hansen, Johann Hinrich Hinrichsen. — Aus Lücklos, Kappeln, Mehlby-Teich, Lusthof, Grauhöft und Mehlby erklärten 21 Kätner ihr Einverständnis zu vorstehendem Plan. Es sind dies folgende Personen: Friedrich Claasen, Johann Friedrich Möller, Cay Holmer, Claus Kraack, Johann Hinrich Möller, Cay Traulsen, Johann Hinrich Möller, Cay Hansen, Cay Aller, Hans Adolph Bartram, Johann Hinrich Claussen, Matthias Jessen, Hans Hinrich Müller, Thomas Tüchsen, Friedrich Adolph Nissen, Claus Marten, Hanna Ebbe's Witwe (Thomas Thüsen als Vormund), Johann Hinrich Hinrichsen.

Von dem Bildungsstand der damaligen Zeit mag folgender Umstand zeugen: Von den 16 Hufnern konnten 13 ihre Namen schreiben, von den 47 Kätnern resp. Insten 25.

Aus den vorstehenden Darlegungen ergibt sich das große Wohlwollen der Gutsherrschaft. Die geforderten Lasten, namentlich die Fuhren und Dienstleistungen (Hoftage) waren für die Gutsherrschaft unbedingt notwendig. Denn das gedroschene Korn mußte meistens entweder nach Schleswig oder Flensburg gefahren werden

und in der Erntezeit waren Hülfskräfte nicht zu haben. Der ausgesetzte Lohn entsprach den Verhältnissen der Zeit.

Viele von den Rechten der Gutsherrschaft, namentlich das Recht der Rechtsprechung und das Jagd- und Fischereirecht sind später durch die Landesgesetze aufgehoben. Die Hoftage und die Zwangsfuhren sind erst in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts abgelöst worden.

Jensen sagt am Schluß des allgemeinen Teils seiner Beschreibung Angelns, also 1844: „Vielleicht ist Angeln auf seiner größten Höhe gewesen.“ — Wie würde der alte gelehrte Herr erstaunen, wenn er jetzt einmal wieder aufsehen könnte. Die allenthalben auf den Bauerstellen neu errichteten Scheunen und Ställe, die Meiereien und die neuen prachtvollen Wohngebäude zeugen von der Blüte der Landwirtschaft und dem Wohlstand der Bewohner. Gewiß haben zu dieser Entwicklung die großartigen Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, die Intelligenz und Tatkraft der Bewohner das Ihre beigetragen. Der Grund zu dieser Entwicklung ward aber durch die Aufhebung der Leibeigenschaft gelegt. Denn durch sie wurde der Landmann erst zu rechter Tatkraft angespornt, wußte er doch, daß er nunmehr nicht für andere, sondern für sich und seine Familie arbeitete.

Der Schwedenkönig Karl X. Gustav in Schleswig-Holstein.

Von Dr. **A. Gloy** in Kiel.

Der verheerende dreißigjährige Krieg hatte endlich ausgetobt, und die bis aufs äußerste erschöpften deutschen Landschaften konnten wieder aufatmen. Auch den Herzogtümern hatte der Krieg schwere Wunden geschlagen. Im frischen Angedenken standen noch die Erpressungen, Einquartierungen und Brandstiftungen der Kaiserlichen unter Tilly, der Wallensteiner, der Schweden und dann wieder der Kaiserlichen unter dem General Gallas. 22 Friedensjahre sollten den deutschen Nordmarken nach dem Abschluß des Friedens von Brömsebro (1645) vergönnt sein, da loderte die Kriegsfackel plötzlich und unerwartet wieder auf, und wieder war es der Kampf zwischen Schweden und Dänemark, in den die Herzogtümer auch dieses Mal hineingezogen wurden.

Der nachteilige Friede von Brömsebro, welchen Dänemark, durch die glänzenden Erfolge der schwedischen Generale Torstenson und Wrangel gezwungen, hatte schließen müssen, ließ den Sohn und Nachfolger Christians IV., den König Friedrich III., nicht ruhen. — Während der aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken stammende Schwedenkönig Karl X. Gustav trotz des mit Hülfe der Brandenburger bei Warschau (1656) erfochtenen glänzenden Sieges in eine immer bedrängtere Lage geriet, benutzte der Dänenkönig daher die Gelegenheit, loszuschlagen. Die gesamte dänisch-deutsche Armee belief sich auf 21 800 Mann ohne die Besatzungstruppen. Darunter befanden sich 10 000 Reiter, die zur Hälfte aus Deutschen, Schleswig-Holsteinern und Geworbenen, bestand. Der herzogliche Anteil der Herzogtümer blieb natürlich ausgeschlossen, da der Herzog Friedrich III. ein vollständig souveräner Fürst und außerdem durch enge verwandtschaftliche Bande mit dem Schwedenkönig verbunden war. Derselbe war nämlich sein Schwiegersohn.

Während 6000—7000 Mann in den Herzogtümern zurückblieben, brachen die übrigen Truppen in das seit dem dreißigjährigen Kriege zu Schweden gehörige ehemalige Bistum Bremen ein und belagerten Bremervörde und andere schwedische Verschanzungen daselbst.

Digitized by Google

Friedrich III. aber hatte seinen Gegner unterschätzt. In ungeahnter Raschheit marschierte Karl Gustav mit seinem kleinen, aber durch mehrere Feldzüge abgehärteten Heere durch Preußen, Pommern, Mecklenburg auf Holstein. Zu Demmin wurde Musterung über die Truppen abgehalten. Es waren nur 9000 Reiter und Dragoner (diese werden immer besonders genannt, da sie auch zu Fuß ausgebildet waren) nebst 4000 Mann Fußvolk und 30 Stück Geschütz, „ein schwarzes und schmutziges Volk, aber wohl geübt und versucht, begierig nach neuen Quartieren," eine Bemerkung, welche zu denken gibt. Am 7. Juli des Jahres 1657 langten die Schweden in Ratzeburg an, wo sie sich einige Ruhetage gönnten. Am 22. wurde Trittau erreicht, am 23. gingen sie bei Fuhlsbüttel über die Alster und gelangten dann nach einem kleinen Gefecht mit den Dänen nach Ottensen (24.—26. Juli). Von hier aus begaben sich viele Soldaten nach Hamburg, um sich mit Gewehr und Kleidung zu versehen, ein Beweis dafür, wie abgerissen diese Truppen gewesen sein müssen. Auch wird erzählt, daß sich viele Hamburger im schwedischen Lager einfanden, um den Soldaten allerlei Gegenstände zu verkaufen.

Die dänischen Truppen standen unterdessen bei der Steinburg, Breitenburg und Itzehoe; die über die Elbe entsandten belagerten Bremervörde, erlagen aber bald dem schwedischen Korps unter Wrangel und retteten sich größtenteils auf die Schiffe. Unter den Gefangenen, sagt Meyer vom Hain in seinem „Theatrum Europaeum," sei auch nicht ein rechtschaffener Kerl (das heißt wohl wirklicher Soldat) zu sehen gewesen, sondern es seien alles jütländische Bauernknechte[1]) gewesen, schlecht mundiert, 16 Kompagnien stark. — Nachdem Karl Gustav am 28. Juli sein Hauptquartier in Wedel gehabt hatte, wurden Ütersen und Elmshorn besetzt, letzteres nach einem heftigen Gefecht an der Kröcker Schanze, welches den Dänen mehrere hundert Mann kostete. Die deutschen Truppen wurden dabei von den Schweden geschont, die Dänen dagegen, die man an der Sprache erkannte, niedergemacht. Auf dem Weitermarsche wurde dann nach einem unbedeutenden Gefecht die Stör überschritten, und der König nahm sein Quartier in Kellinghusen. Von da aus ließ er mit 2000 Mann einen Angriff auf Itzehoe unternehmen und, da der Kommandant der Stadt tapfere Gegenwehr leistete, Feuer hineinwerfen. Dasselbe faßte an zwei Orten; ein starker Wind kam hinzu, und bald stand die ganze damalige Neustadt in Flammen. Gegen Morgen schlug das Feuer über das Wasser, so daß auch die Altstadt samt dem Kloster und den Kirchen niederbrannte. Nur 10—12 Häuser blieben stehen. Die Besatzung entkam jedoch bis auf 4 Mann. Die Schweden erbeuteten viele Lebensmittel, und der ganze angerichtete Schaden wurde damals auf acht Tonnen Goldes geschätzt. Dieser Schreckenstag war der 8. August des Jahres 1657. Die Nachricht von der Einäscherung Itzehoes verursachte großen Schrecken im ganzen Lande. Es verbreitete sich das Gerücht, die ganze schwedische Armee bestände aus Türken, Tataren und Kosaken, und die Landleute brachten vielerorts sich und ihre Habe in Sicherheit. In dieser Zeit mögen denn auch viele jener erst in neuester Zeit wieder aufgefundenen Töpfe mit Münzen der Erde anvertraut worden sein, deren Jahreszahlen auf die Zeit der Eingrabung schließen lassen.

Nachdem die Schweden vor Itzehoe 47 Kompagnien hatten stehen lassen, um den aus Bremen nachrückenden Wrangel zu erwarten, trat die Hauptarmee den Marsch auf Kiel und Rendsburg an. Am 22. August langte ein Teil der Schweden vor Kiel an und lag zwei Nächte hindurch südlich von der Stadt in einem Lager. Am dritten Tage rückten fünf Regimenter in die Stadt ein und

[1]) natürlich fast lauter Leibeigene.

wurden in den adeligen Häusern einquartiert, 200—300 in einem Hause. Die Bürger mußten ihnen den Unterhalt verschaffen, blieben aber dafür selbst in ihren Häusern verschont. Die Stadt gehörte ja eben zum herzoglichen Anteil. In den adeligen Häusern, deren Besitzer in dänischen Diensten standen, hausten die wilden Gesellen aber ganz barbarisch. Fenster- und Türrahmen wurden herausgerissen und verbrannt, und was nicht niet- und nagelfest war, zerschlagen. Eine kleine Abteilung blieb in Kiel liegen; die übrige Armee war unterdessen an dem gut verteidigten Rendsburg vorbei nach Norden weitermarschiert und am 24. August vor Gottorp, der Residenz des Herzogs, angelangt. Der König ritt, von seinem Stabe begleitet, vor das Schloß. Der Herzog kam ihm mit seinem Gefolge entgegen und bereitete dem königlichen Schwiegersohne einen würdigen Empfang. Die schwedische Armee lagerte eine Viertelmeile weiter nördlich, ohne die Stadt zu betreten. Am folgenden Tage ließ der König dem Herzog und seiner Gemahlin zu Ehren eine große Parade abhalten. Sämtliche Truppen mußten sich „in Bataglie präsentieren und aus den Stücken, Musketen und Pistolen Salve schießen." Nach glänzender Bewirtung in aufgeschlagenen Zelten (am Tiergarten), bei der „Kanonenschüsse bei allen ausgebrachten Gesundheiten den Wunsch bestätigen mußten," kehrten alsdann die „gesammten hohe Königl., Fürstl., Gräfliche und andere Personen wohl berauscht wieder nach Hoff" (vgl. Olearius' Chronik). Der König machte dem herzoglichen Schwiegervater einige prächtige türkische Pferde zum Geschenk „mit allem Zubehör, als Sattel, Zaum, Pistolen, welches alles mit Gold und Silber, insonderheit der Zaum, Sattel und Schabberach mit allerhand köstlichen Edelsteinen besetzt gewesen." Der Herzogin schenkte er eine schöne Fontäne, „so ein Kunststück in Gestalt eines Röhrenbrunnens."

Am 28. August erfolgte der Abmarsch nach Flensburg in Begleitung des Herzogs. Friedensvermittelungen, welche derselbe zwischen den beiden Königen versuchte, blieben erfolglos, da die von Karl Gustav dem König gelassene Bedenkzeit nur auf 24 Stunden bemessen wurde. In Jütland rückten die Schweden, ohne daß irgendwo Widerstand begegnete, „mit voller Front" Anfang Septembers ein und lagerten sich vor der Festung Friedrichsodde (Fredericia). Der Major Bodeker befehligte die hier liegenden Truppen, der Markgraf von Baden die um Flensburg und Schleswig lagernden und der Pfalzgraf von Sulzbach die vor Kiel. Die zum königlichen Anteil gehörige Festung Rendsburg hielt sich wacker. Die Besatzung machte sogar mehrere Ausfälle, doch wurden bei einem derselben 200 dänische Reiter von den Schweden in die Enge getrieben, 40 Mann niedergemacht und 130 in der Nähe von Kiel zur Ergebung gezwungen. Bald darauf wurde auch Friedrichsodde bei dem ersten Sturm gewonnen, das Schloß Pinneberg neu befestigt und Alsen besetzt. Am 26. Dezember fanden noch in der Nähe von Heiligenstedten und an den Störschanzen hitzige Gefechte statt, an denen sich auch die sogenannten „Schnapphähne," eine freiwillige Bauernreiterei, die schon früher im 30jährigen Kriege den Schweden viel zu schaffen gemacht hatte, beteiligte. Beim Nachsetzen gelangten die Schweden bis nach Krempe, wo sie 20 Häuser der Umgegend, die den eben erwähnten Schnapphähnen gehörten, in Brand steckten.

Damit ging das Jahr 1657 zu Ende. Der König begab sich nach Wismar und pflog von hier aus Verhandlungen mit Dänemark, die aber zu keinem Resultat führten. Schon am 27. Dezember brach er weitere Verhandlungen ab. Am 15. Januar 1658 reiste er von Wismar ab und langte am 19. über Oldesloe in Kiel an in Begleitung von 700 Reitern. Hier hielt er mit den Generalen und Ministern, die er im voraus dorthin befohlen hatte, Kriegsrat ab, und es wurde der kühne Entschluß gefaßt, über das Eis nach den dänischen Inseln überzusetzen. Am 28. Januar war der König schon wieder in Flensburg und am 30. wurde

sodann der verwegene Marsch von dem jütischen Stranddorfe Heilse (in der Nähe von Hadersleben) aus angetreten. 3000 Mann zu Fuß und 9000 zu Pferde betraten die Eisdecke und gelangten glücklich nach Fühnen hinüber. Nur zwei Kompagnien Fußvolk und die Kutsche des Königs wurden von den Fluten verschlungen. Artillerie, Munitions- und Packwagen folgten auf demselben Wege. Die Reiter mußten bei dem Übergange absitzen und ihre Pferde am Zügel führen. Außerdem war befohlen, daß die Kanonen in weiten Abständen von einander fahren sollten, und so ging auch nicht ein Stück Geschütz verloren. Auf Fühnen gelandet, gingen die Schweden sofort zum Angriff über und nahmen fast das ganze dänische Korps, etwa 4000 Mann, gefangen. Nur 300 entkamen nach Seeland. Doch auch hierhin folgten die Schweden. Obwohl der Frost in Tauwetter umzuschlagen drohte, führte der König am 5. Februar seine Kavallerie nach Langeland, am 6. fuhr er auf einem Schlitten nach Laaland, während das Eis schon mit Wasser bedeckt war, und am 9. betraten die Schweden bei Vordingborg das Ufer von Seeland. Unfähig, weiteren Widerstand zu leisten, mußte Dänemark jetzt den Frieden von Roeskilde schließen (2. Mai 1658).

Noch einmal sollte Karl Gustav den Boden Schleswig-Holsteins betreten. Nachdem er in Gotenburg einen Reichstag abgehalten hatte, erschien er am 2. Juli 1658 wieder in Gottorp, wohin ihm seine Gemahlin bereits im Juni vorausgereist war. Dort empfing er Gesandte aus Dänemark, England, Neuburg, Holland, Bremen, Pommern und Hamburg. Nur dem kurfürstlich-brandenburgischen Gesandten verweigerte er die Audienz. Der Empfang von seiten des Herzogs war in ähnlicher Weise glänzend gestaltet wie im Vorjahre. Am 8. Juli traf der König dann in Kiel ein und rüstete hier aufs neue ganz in der Stille zum Kriege gegen Dänemark eine Flotte aus, auf welcher 3000 Reiter und 4300 Fußgänger eingeschifft wurden (Juli 1658). Man hat dies Beginnen des Königs früher ziemlich allgemein als einen schmählichen Friedensbruch dargestellt. Es ist aber doch sehr wahrscheinlich, daß er an dem großen Bunde der Holländer, des Kaisers, Brandenburgs und Polens Dänemark für beteiligt gehalten hat, und wohl mit Recht. — Der Sturm der Schweden auf Kopenhagen mißlang jedoch, und der Einmarsch der nunmehr mit Dänemark verbündeten Kaiserlichen, Brandenburger und Polen unter dem Oberbefehl des großen Kurfürsten entrissen den Schweden alle Vorteile wieder, die sie unter so großen Anstrengungen errungen hatten. Karl Gustav überlebte das Mißlingen aller seiner Pläne nicht lange. Er starb im Jahre 1660. Die gewaltigen Aufregungen und Strapazen, die er seinem ohnehin nicht starken Körper zugemutet, hatten seine Gesundheit untergraben. Den jungen Christian Albrecht, den Sohn seines ihm schon 1659 im Tode voraufgegangenen Schwiegervaters Friedrichs III., ließ er dem dänischen König gegenüber in sehr mißlichen Umständen zurück, in die er den Herzog durch seine verwegene Politik gebracht hatte.

Die Herzogtümer wurden die Schweden aber nun endlich los. Beim Anrücken der Verbündeten zogen diese nach Norden ab, jedoch nicht ohne vorher ihren Ingrimm an den bisher besetzt gehaltenen Landstrichen auszulassen. In der Nacht vor dem 10. September 1659 sah man von Hamburg aus den Feuerschein von brennenden Häusern und Ortschaften im weiten Umkreise. In der Kremper-, Wilster-, Haseldorfer und Neuendorfer Marsch wurden die adeligen Häuser in Brand gesteckt, desgleichen das Kloster in Ütersen, das königliche Amthaus in Pinneberg und viele Dörfer. Auch in Segeberg wurden Häuser eingeäschert. Die Schweden wichen ohne Widerstand vor den weit überlegenen Gegnern; auch das so lange blockiert gehaltene Rendsburg mußten sie nun endlich aufgeben. Wenige von ihnen sahen, da die Gegner nun auch die See beherrschten, ihre Heimat wieder. An den sogenannten Befreiern erlebten die hart geplagten Bewohner Schleswig-Holsteins

indessen auch nicht viel Freude. Mochten auch die Brandenburger gute Manneszucht halten, so verübten doch namentlich die 5000 Polen arge Greuel im Lande, viel ärgere noch als die Schweden, und an Einquartierungen und Ausschreibungen von Lieferungen aller Art ließen alle Truppen es nicht fehlen. Die Listen der „extraordinären Kontributionen" wissen davon zu reden.

Vornamen aus dem Kirchspiel Breklum.

Von P. Brederek in Breklum.

Da schon mehrere Male in der „Heimat" zahlenmäßige Nachweise über die Häufigkeit der verschiedenen Vornamen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten Platz gefunden haben, so möchte ich diese Mitteilungen ergänzen durch eine Zusammenstellung aus meiner Gemeinde, dem nördlichen Teil des Kirchspiels Breklum. Sie umfaßt die 4 Dörfer Sönnebüll mit 170, Vollstedt mit 120, Högel mit 270 und Lütjenholm mit 220, zusammen also rund 780 Seelen, und liegt heute so ziemlich an der Grenze des friesischen Sprachgebiets, wo das Friesische als Haussprache schon im Aussterben begriffen ist. Nach der letzten Schulstatistik vom 27. Juni 1900 gibt es nur in Vollstedt und in Lütjenholm noch je eine Familie, in der die Schulkinder mit den Eltern friesisch sprechen, und diese beiden sind eingewandert aus Kirchspielen, wo noch mehr Friesisch gesprochen wird. Im übrigen ist die Bevölkerung noch immer sehr seßhaft, und es gibt unter den etwa 150 Familien nur etwa 5—6, die nicht entweder aus der Gemeinde selbst oder doch aus der nächsten Umgegend stammen. Trotzdem — und das war das Ergebnis, dem ich nachspürte, und das ich zu meinem Leid-

Knabennamen.

Christliche.

	1639 ff.	1763 ff.	1800 ff.	1850 ff.	1901—1897
Carsten	14	8	2	2	3
Christian	2	15	9	12	14
Johannes (Johann)	2	11	2	9	10
Hans	12	7	9	7	5
Jens	7	7	6	1	1
Peter	11	9	10	8	8
Paul	5	8	4	2	4
Andreas	4	2	3	3	3
Lorenz	3	3	1	2	—
Thomas	3	1	2	3	—
Marten	2	—	—	—	—
Martin	—	5	4	4	4
Nis	1	—	—	—	—
Nikolaus	—	—	2	3	—
Nickels	—	1	—	—	—
Klaus	—	—	1	—	—
Matthias	—	—	2	1	2
Marx	—	1	—	—	—
Markus	—	—	—	1	—
Rasmus	—	1	—	—	—
Asmus	—	—	—	1	—
Jakob	—	6	6	5	1
Daniel	—	—	1	—	—

Altgermanische.

	1639 ff.	1763 ff.	1800 ff.	1850 ff.	1901—1897
Söuke	9	2	3	—	—
Ketel	5	3	3	1	—
Broder	4	1	4	—	—
Pay	3	—	—	—	—
Backe	2	—	—	—	—
Frerk	2	—	—	—	—
Friedrich	—	2	5	5	6
Ingwer	2	2	4	2	3
Boy	1	—	1	—	—
Fedder	1	—	—	—	—
Godber	1	—	1	—	—
Nahne	1	—	—	—	—
Nommen	1	—	—	—	—
Tade	1	—	—	—	—
Tede	—	—	2	—	—
Volquard	1	—	—	—	—
Detlef.	—	2	3	—	—
Adolf	—	1	1	1	1
Albert	—	1	1	—	—
Albrecht	—	—	—	2	—
Mumme	—	1	—	—	—
Sievert	—	1	—	—	—
Siegfried	—	—	—	1	—
Hermann	—	1	1	—	—
Dietrich	—	—	1	—	—
Heinrich	—	—	3	4	—
Bahne	—	—	1	—	—

wesen auch bestätigt fand — beginnen selbst hier die alten friesischen Vornamen jetzt allmählich den eingewanderten zu weichen. Ich habe nun aus den Kirchenbüchern je 100 männliche und weibliche Vornamen (also nicht nur die Rufnamen) aus verschiedenen Zeiten ausgezogen, nämlich 1. aus den Jahren 1639 ff. (damit beginnen unsere Kirchenbücher), 2. aus den Jahren 1763 ff. (davor ist in den Kirchenbüchern eine jahrzehntelange Lücke), 3. aus den Jahren 1800 ff., 4. aus den Jahren 1850 ff., 5. von der Gegenwart an rückwärts gehend. Die Ergebnisse sprechen für sich selbst. (Siehe Knabennamen auf S. 17.)

Folgende Namen kommen erst seit 1850 vor: Julius 7 (1850) und 2 (1900); August 4, 0; Anton 1, 1; Bernhard 1, 2; Ferdinand 1, 1; Georg 1, 0; Karl 1, 7; Leopold 1, 0; Stephanus 1, 3; Theodor 1, 0. — In der letzten Gruppe finden sich auch: Jeß, Heinzen, Kornelius, Emil, Ernst, Frens, Alfred, Bruno, Kurt, Ludwig, Wilhelm je einmal.

Mädchennamen.

Christliche.

	1639 ff.	1763 ff.	1800 ff.	1850 ff.	1901—1897
Christine	17	13	12	7	8
Christiane	—	—	—	2	—
Carstin	1	—	—	—	—
Karrin	16	—	—	—	—
Katharina	—	10	20	16	14
Trinke	—	1	—	1	1
Käthe	—	—	—	—	2
Anke	5	1	—	—	—
Anna	—	7	10	6	7
Antje	—	1	—	—	—
Una?	4	—	—	—	—
Honna	—	2	2	1	1
Johanna	—	—	—	1	5
Marrit	4	—	—	—	—
Marie	—	6	19	9	13
Marike	—	2	—	—	—
Marianne	—	—	—	1	—
Syssel (Cäcilia?)	3	6	1	—	—
Dorthe	2	—	—	—	—
Dorothea	—	6	5	3	4
Dora	—	—	—	1	—
Theodora	—	—	—	3	1
Martha	3	—	—	—	—
Abel	1	—	—	—	—
Elsabe	1	1	—	—	—
Else	—	—	—	1	1
Magdalena	1	1	—	3	3
Lena	—	—	3	—	—
Helene	—	—	—	—	1
Magda	—	—	—	—	1
Susanne	1	—	—	—	—
Margareta	—	15	11	4	6
Metta	—	1	—	—	—
Sophie	—	2	4	9	3
Agathe	—	1	—	—	—
Engel (Angela)	—	1	—	—	—
Lucie	—	—	1	2	—

Germanische.

	1639 ff.	1763 ff.	1800 ff.	1850 ff.	1901—1897
Inge	14	1	1	—	—
Ingeborg	—	8	6	2	—
Emmer	6	—	—	—	—
Osche	6	—	—	—	—
Sye (= Siga?)	3	—	—	—	—
Botel	2	—	—	—	—
Botella	—	1	—	—	1
Kay	2	—	—	—	—
Kie	1	—	—	—	—
Momke	2	1	—	—	—
Franke	1	2	—	—	—
Nummen	1	—	—	—	—
Sicka (= Siga?)	1	5	2	—	—
Syster	1	—	—	—	—
Volline	1	—	—	—	—
Heilwig	—	1	—	—	—
Poppe	—	1	1	—	—
Poppelene	—	—	—	—	1
Friederike	—	—	2	3	5
Frieda	—	—	—	—	2

Erst seit 1850 finden sich: Pauline 4 (1850) und 0 (1900); Karoline 3, 0; Lina 1, 0; Ida 3, 1; Amalie 5, 2; Juliane 2, 1; Brigitte 1, 0; Klara 1, 1; Henriette 1, 0; Laura 1, 0; Luise 1, 2; Mathilde 1, 0; Petrine 1, 0; nur der letzten Gruppe gehören an: Alma 2mal, Bertha, Cäcilie, Emma, Hermine, Josine, Malwine je 1mal.

Die Zahl der alten friesischen Namen ist schon in der ersten Gruppe verhältnismäßig gering.

Die alte „Stadt Hamburg" in Eckernförde.

Von F. Lorentzen in Kiel.

Zu den bekanntesten unter den alten Gebäuden Eckernfördes zählte die alte „Stadt Hamburg." Wie die großen eisernen Ziffern an der Seitenwand den Vorübergehenden kündeten, war sie im Jahre 1727 erbaut, und der umfangreiche, mit charakteristischem Giebel geschmückte Bau inmitten der benachbarten

niedrigen Wohnhäuser des kleinen Städtchens bildete lange einen imposanten Abschluß der auf ihn zuführenden Hauptstraße, der jetzigen Kieler Straße. Über seine Freitreppe sind gar viele Fremde zur gastlich geöffneten Tür hinaufgeschritten; er war ein Absteigequartier und eine Feststätte, wo man gern einkehrte. Namentlich unter seinem letzten Besitzer Simon Friedrich Hansen genoß das Hotel wegen seiner mannigfachen Vorzüge einen Ruf in unserer Provinz und über ihre Grenzen hinaus. Damals stand es unter dem Zeichen der blau-weiß-roten Fahne. Sein Besitzer war ein eifriger Patriot, und seine Räume waren der Sammelpunkt der patriotisch gesinnten Männer und Gäste des Städtchens. Der Ruhmestag von Eckernförde gab auch diesem Hause eine gewisse historische Bedeutung. Als am Abende nach dem glorreichen Kampfe am 5. April 1849 Herzog Ernst von Koburg-Gotha in die Stadt gekommen war, weilte er in „Stadt Hamburg," und vor ihrer Freitreppe fuhr der dänische Admiral Paludan vor, um dort dem Herzog als dem Höchstkommandierenden in der Stadt den Degen zu überreichen.

Die alte „Stadt Hamburg" in Eckernförde im Jahre 1899.
Photographie von F. Baasch in Eckernförde.

Als Hotel hat die alte „Stadt Hamburg" bis zum Jahre 1854 gedient, um alsdann die Räume für eine Pflanzstätte der Volksbildung zu bieten. Durch eine Königliche Resolution[1]) vom 21. Juni 1854 wurde nämlich bestimmt, daß das deutsche Schullehrerseminar für das Herzogtum Schleswig von Tondern nach Eckernförde verlegt werde, und das Ministerium autorisiert, „das dem Gastwirt Hansen in Eckernförde gehörige Wohnhaus mit Nebengebäuden und den sonstigen Pertinenzien" für eine Kaufsumme von 20000 Talern zur Errichtung des Seminars anzukaufen. Die alte „Stadt Hamburg" mußte nun im Innern manche Umgestaltungen erfahren. Der Umbau nahm längere Zeit in Anspruch, so daß erst

[1]) Die ersten 30 Jahre des Kgl. Schullehrer-Seminars zu Eckerförde-Borby, 1888.

am 20. April 1858 die feierliche Eröffnung der Anstalt erfolgen konnte. Zwei Tage später begann der Unterricht. Unter der Führung des bis dahin mit der Leitung des Seminars in Tondern betrauten Direktors Professor Bahnsen erfreute sich das Seminar einer gedeihlichen Entwicklung. Deutscher Geist waltete nach wie vor in den Räumen, in denen vorher so oft Schleswig-Holsteins Wünschen und Hoffen zum Ausdruck gelangt war. Das bedeutungsvolle Jahr 1864 führte auch für das Seminar schwerwiegende Ereignisse herauf. Als schon am 1. Februar die preußischen Truppen die Eider überschritten und, die Dänen vor sich hertreibend, durch Eckernförde und seine nächste Umgebung nach Missunde vorrückten, da war zur friedlichen Arbeit am Seminar nicht Zeit noch Raum. Noch am Nachmittage wurde der Unterricht geschlossen, die Seminaristen kehrten in die Heimat zurück; jedoch nahmen viele ihren Weg über Kiel, um dort am 3. Februar an der Huldigung des Herzogs Friedrich teilzunehmen. Die Räume des Seminars aber wurden wieder, wie 15 Jahre früher in der alten „Stadt Hamburg,“ als Lazarett benutzt. Nachdem noch zu Ostern 1864 trotz der Kriegsunruhen die Abgangsprüfung abgehalten worden war, wurden aber die beiden unteren Klassen als deutsche Abteilung wieder dem Seminar in Tondern angegliedert, da auch der treffliche, von seinen Schülern hochverehrte Leiter Professor Bahnsen, der seinem Wahlspruche: „Volksbildung — Volkswohl“ — so kündet es der Gedenkstein auf dem Eckernförder Friedhofe — sein Leben und Streben gewidmet hatte, am 21. Mai desselben Jahres verstorben war. Jedoch schon im nächsten Jahre wurden die Seminargebäude ihrer Bestimmung zurückgegeben; am 8. Juni 1865 fand die Wiedereröffnung statt. Bald wallte bei festlichen Gelegenheiten die schwarz-weiße Flagge mit dem preußischen Aar vom Giebel der alten „Stadt Hamburg“ herab, und 20 Jahre hat sie diesem Zeichen unterstanden. Da die Baulichkeiten sich auf die Dauer jedoch für die Zwecke des Seminars als unzulänglich erwiesen, auch das Gebäude und das Grundstück bei der Sturmflut 1872 sehr gefährdet gewesen waren, so war schon 1874 in einem Vertrag mit der Stadt von einem Neubau für das Seminar die Rede. Nach verschiedenen Erwägungen wurde später für ein neues Seminargebäude ein geeigneter Platz in dem der Stadt Eckernförde benachbarten Dorfe Borby erwählt. Am 11. April 1885 konnte die feierliche Einweihung des Neubaus erfolgen, und das alte Gebäude stand verwaist und verlassen da. Das ganze Grundstück wurde für 55000 ℳ von der Stadt Eckernförde erworben. Noch fast 15 Jahre hat das Hauptgebäude zu Wohnzwecken Verwendung gefunden. Doch als am 5. April 1899 die Stadt Eckernförde die 50jährige Feier ihres Ruhmestages beging, da stand das einstmals so prächtige Gebäude schon fast schmucklos da. Es war dem Untergange geweiht, und noch in demselben Jahre fielen seine Mauern. An seiner Stelle hat sich ein stattlicher Neubau erhoben, über dessen Zinnen der deutsche Adler im schwarz-weiß-roten Tuche flattert. Wieder ist die Stätte ein Ort des regsten Verkehrs geworden, die alte „Stadt Hamburg“ ist durch das Dienstgebäude der deutschen Reichspost ersetzt.

Jeder Besucher Eckernfördes, der das Städtchen in seiner früheren Gestalt kannte, nun einmal wieder vom Bahnhofe oder von der Kieler Chaussee her die Stadt betritt, wird mit Freude wahrnehmen, wie sich der Ort gerade am Eingange verjüngt, verschönt, und gerade das Postgebäude in Verbindung mit dem benachbarten neuen Schulhause hilft diesen Eindruck erhöhen. Wer aber aus der Stadtmitte nach Süden seine Schritte lenkt, und gewohnt war, schon aus weiterer Ferne das „Weiße Haus von Eckernförde,“ wie das alte Seminar oft scherzweise genannt wurde, mit seinem Giebel, seiner Freitreppe vor sich zu sehen, nun aber an gleicher Stelle eine kahle, schmucklose Ziegelsteinwand mit hohem Telephonturm darüber erblickt, der wird mit Bedauern diese Veränderung des einst so interessanten

Straßenbildes bemerken. Unwillkürlich muß sich jedem, der Interesse für solche Dinge hat, die manche Städte, wie Hildesheim und Lübeck, zu ihrem eigenen Vorteil so hoch anzuschlagen und zu werten wissen, die Frage aufdrängen: War es nicht möglich, hier, wo das neue Gebäude bei veränderter Richtung der Front die gleiche Lage wie das alte bekommen hat, das Straßenbild durch Ausgestaltung der Seitenwand zu erhalten? War es nicht angängig, den Neubau in einer Form anzuführen, die eine Anlehnung an die bekannte alte „Stadt Hamburg," das alte Seminar, erkennen lassen würde? Gerade an dieser Stelle hätte m. E. nicht, wie geschehen, ein Gebäude errichtet werden dürfen, das mit gleichem Rechte in jeder andern Stadt stehen könnte und in mancher auch zu finden sein dürfte, sondern an dieser bevorzugten Lage hätte ein charakteristischer Bau sich erheben müssen, der noch weit mehr der Stadt dann zur Zierde gereicht hätte. (Vgl. Mühlke, Der Neubau der Reichsbank in Schleswig, „Heimat" 1902, S. 155.)

Mitteilungen.

Anfragen.

1. Th. in B.: Sie fragen, welchen Wert folgendes Kräuterbuch habe: „Tabernaemontani von D. Jacobi Theodori (1588). Ich weiß das nicht. Sie wollen es verkaufen. Vielleicht findet sich unter unsern Mitgliedern ein Abnehmer; meine Vermittlerschaft sage ich zu. Bieten Sie der königlichen Universitäts-Bibliothek zu Kiel das Werk zum Verkauf an. Andernfalls würde ev. auch W. Junk, Verlag und Antiquariat für Naturwissenschaften, Berlin, NW. 5, das Buch kaufen. Barfod.

2. Was für Werke giebt es über schleswig-holsteinische Schmetterlinge? Außer den Beiträgen in den Schriften des naturwissenschaftlichen Vereins, welche Ihnen bekannt sind, kommen noch in Betracht die Mitteilungen von H. T. Peters in der „Heimat," Jahrgang 1893. Ein eigenes Werk, das speziell über schleswig-holsteinische Schmetterlinge berichtet, ist mir nicht bekannt. H. T. Peters empfiehlt den Sammlern in Schleswig-Holstein das Werk von Heinemann: „Die Schmetterlinge Deutschlands und der Schweiz." Ein anderer kundiger Freund der „Heimat" macht aufmerksam auf Speyer, A. u. A., „Die geographische Verbreitung der Schmetterlinge Deutschlands und der Schweiz." und Andreas Bang Haas, „Verzeichnis der in Dänemark lebenden Lepidopteren, herausgegeben in der naturhistorischen Zeitschrift in Kopenhagen, Jahrgang 75." Eckmann.

3. Zu der **Kindheitserinnerung von 1848** des Herrn Kier aus Tondern im vorjährigen Novemberhefte der „Heimat" möchte ich Einiges bemerken und zwar zunächst für meine Person dem Einsender für die interessante lebhafte Schilderung der betreffenden Ereignisse meinen Dank aussprechen. Von dergleichen Mitteilungen können vor allem wir älteren Schleswiger, in deren Nähe die verschiedenen Kriegsbegebenheiten sich zugetragen haben, garnicht zu viel bekommen. Leider sind meine Bemühungen, durch den Kampfgenossenverein und den Verein der Offiziere usw. der ehemaligen schleswig-holsteinischen Armee etwas Ähnliches zu Stande gebracht zu sehen, wie es die Dänen in dem bekannten, auch in der „Heimat" zu der Zeit besprochenen Buche von 1898: „Dengang jeg drog afsted" besitzen, gänzlich gescheitert. Um so freudiger begrüße ich jedesmal die Mitteilungen einzelner alter Krieger aus jener großen Zeit, die es wahrlich nicht verdient hat, von uns vergessen, von der jüngeren Generation ganz ignoriert zu werden. Von diesen Herren, deren Reihen durch den Tod immer mehr gelichtet, oder die durch Altersschwäche immer mehr behindert werden, haben wir wahrscheinlich nicht viele neue Mitteilungen zu erwarten. Dagegen ist es nun unsere — ich meine der Leute (Damen oder Herren) im Alter von 60—70 Jahren — Sache, was entweder in Tagebüchern oder Briefen aus jener Zeit vorhanden ist oder in unserer eigenen Erinnerung lebt, zu dem genannten Zweck auszunutzen. Wenn auch geschichtlich Bedeutendes selten dabei herauskommen wird, wenn auch kleine Irrtümer mit unterlaufen, so schadet das nicht. Den meisten Lesern wird das gleichgültig sein; der Kenner wird sich dadurch die Freude an den lebendigen Stimmungsbildern, die vielleicht doch auch hie und da einzelne Lücken in seinem Wissen auszufüllen geeignet sind, nicht verkümmern lassen. Unsere „Heimat" wird gewiß auch in Zukunft wie bisher solchen Einsendungen gern einen Platz einräumen.

Indem ich sodann die Frage des Herrn Kier: „Ist den genauen Kennern des Krieges

von 1848 das Gefecht bei Errichstedt [1]) bekannt?" bejahe, erlaube ich mir zugleich die Gegenfrage: „Weiß Herr Kier, daß die am Vormittage (des 30. Juni) truppweise als Gefangene eingebrachten Rotröcke höchst wahrscheinlich keine Dänen, sondern, wenigstens größtenteils, Schleswiger, vielleicht sogar Südschleswiger waren?" Nach dem dänischen Generalstabswerk gehörten zwei verschiedene Abteilungen von Gefangenen, von denen die eine unsern schleswig-holsteinischen Jägern, die andere Truppen des 10. Armeekorps in die Hände fielen, dem 13. Infanterie-Bataillon an, das ursprünglich aus Südschleswigern bestand und beim Ausbruch unserer Erhebung in Friderieia garnisoniert hatte, weshalb es sich derselben nicht hatte anschließen können. Jedoch erschienen bis zum 28. März von den einberufenen Permittierten und Reserven nur 9 Mann beim Bataillon, da alle übrigen, dem Rufe der provisorischen Regierung folgend, sich nach Rendsburg begeben hatten, um sich der schleswig-holsteinischen Armee anzuschließen. Nur 200 Mann stark — eine Abteilung von 30 Mann war zur Bewachung des Viborger Zuchthauses abkommandiert — rückte das Bataillon am 29. März in Kolding ein. Durch Reservisten aus der Umgegend von Friderieia wurde es bis zum 8. April auf etwa 250 Mann verstärkt, und erst 3 Tage vor der Schlacht bei Schleswig hatte es, Offiziere mitgerechnet, eine Kopfzahl von 585 unter Gewehr erreicht. Aus der Heimatsangabe der Gefallenen bei Cohen, De Faldnes Minde, ergiebt sich, daß diese Kompletierung durch Einstellung von Reservisten aus Mittelschleswig und Fünen geschehen sein muß. Wenn ich trotz dieser Zusammensetzung des 13. dänischen Infanterie-Bataillons es nicht nur als möglich, sondern als wahrscheinlich hinstelle, daß jene Gefangenen Schleswiger gewesen sind, so veranlaßt mich dazu die Stelle in einer am 5. Juli 1848 vom Grafen v. Reventlow-Farve in der vereinigten Ständeversammlung (Bericht über die Verhandlungen S. 476, Itzehoe 1848) gehaltenen Rede, wo er von 50 Landsleuten spricht, „die gelegentlich der letzten Affäre bei Hadersleben den Feind verließen und zu uns übergingen." — Ein noch lebender damaliger Angehöriger des 13. dänischen Bataillons aus dem Amte Hütten erklärt auch, daß die meisten schleswigschen Mannschaften seines Bataillons „sich nicht als Dänen gefühlt und daß ihre Stimmung immer auf Desertieren gewesen (sic!) sei."

Flensburg. H. Hansen.

4. **Aale und Regenwürmer.** Eine eigentümliche Beobachtung machte ich in den letzten Tagen. 3 in der Bille gefangene Aale gaben in der Gefangenschaft etwa 100 Regenwürmer von sich. Daß Aale diese Tiere mit großer Vorliebe verspeisen, ist allbekannt. Da sie diese Würmer im Wasser nicht finden und fangen können, so erscheint die Annahme, wonach die Aale des Nachts im Tau aufs Land wandern, wahrscheinlich.

Trittau, den 12. September 1902. Rienau.

5. **Märchen „Hühnchen und Hahn."** Es könnte vielleicht den einen oder andern interessieren, daß das Märchen „Hühnchen und Hahn" (Heft 11 S. 264) sich in friesischer (amringer) Sprache abgedruckt findet in dem föhringisch-amringischen Almanach von Bremer und Jürgens, Jahrg. 1893 S. 72. Auch die Geschichte von Klein-Ehlke und Groß-Ehlke (S. 266) steht im Almanach, Jahrg. 1896 S. 69, und zwar in drei verschiedenen Fassungen. — Leider ist dies für die Kenntnis der Sprache, Sitte usw. der nordfriesischen Inseln so wichtige Unternehmen, auf dessen Bedeutung auch Direktor Detlessen in seinem Bericht für die schleswig-holsteinische Direktorenversammlung S. 99 hinweist, wieder eingegangen.

Solingen. J. Bernhardt.

Bücherschau.

1. **Johann Hinrich Fehrs: Zwischen Hecken und Halmen.** Gedichte in hochdeutscher und plattdeutscher Sprache. Zweite vermehrte Auflage. Garding, Verlag von H. Lühr und Dircks. — Als plattdeutscher Erzähler hat Fehrs sich einen stets größeren Leserkreis erworben. Bücher wie „Allerhand Slag Lüd" und „Ettgrön" gehören sicherlich zu den besten Erzeugnissen echter Heimatskunst. Es steckt in ihnen nichts im schlechten Sinne Modernes, nichts von jener Sentimentalität und gezierten Manier, die leider in jüngster Zeit so sehr beliebt sind. Der Dichter empfindet ebenso einfach wie die einfachen Menschen, die er darstellt: das ist das Schönste, was man von ihm sagen kann. Er wird freilich zunächst auf rauschende Erfolge verzichten müssen, kann aber auch niemals mit der Mode veralten. Dem Erzähler kommt der Lyriker, nach meinem Urteile, nicht gleich. Trotzdem mache ich es mir zur Pflicht, dieses bescheidene Bändchen hochdeutscher und plattdeutscher Gedichte, das jetzt in zweiter Auflage vorliegt, allen Freunden gesunder und frischer Lyrik

[1]) unter dem Namen „Gefecht bei Bjerning am 30. Juni" (nachdem am Tage zuvor die Beschießung von Hadersleben stattgefunden hatte). Zu vergleichen: „Den dansk-tydske Krig i Aarene 1848—50 . . . udgivet af Generalstaben." I S. 1044 ff. u. 1080 ff.

warm zu empfehlen. Es enthält keinen vollendeten Kunstkrystall, wie unter den Erzählungen des Dichters „Int Försterhus" oder „Ehler Schoof," die den Vergleich mit dem Höchsten nicht zu scheuen brauchen, aber sicherlich eine ganze Reihe warm empfundener, formschöner Dichtungen, die beweisen, daß Fehrs zu den glücklichsten und selbständigsten Nachfolgern Groths und Storms gehört. Die plattdeutschen Gedichte stelle ich über die hochdeutschen, sie sind ursprünglicher als jene. „De Heiloh," „De Heiddlom," „Fröhjahr," „Harvst," „Maigrön" kommen den besten Liedern Groths sehr nahe, sind voll tiefer und zarter Naturstimmung, die sich in wenige Zeilen konzentriert. Eines von ihnen möge hier seinen Platz finden:

Harvst.

De Vageln fleegt na't Süden,
De Blomen slapt all in.
Wat schall denn dat bedüden?
De Vageln fleegt na't Süden —
Lütt Swolk, wo wullt dn hin?

An'n Mœlndiek nült in Regen
Slaprig de Wichelnbom;
Kahl is't nu allerwegen —
De Wichel nült in Regen
Un hett en swaren Drom.

Von höchster Formvollendung sind die beiden großen an Klaus Groth gerichteten Terzinengedichte, zugleich ein Denkmal der herzlichen Verehrung, die Fehrs dem älteren Meister entgegenbrachte. Wenig gelungen scheinen mir dagegen die Balladen, namentlich humoristische wie „Klas Fietje," während Episch-Idyllisches wie „Besök" und „Röwerhauptmann Schill," dessen Anfangszeile ein vielleicht unbewußter Anklang an die Anfangszeile von Tennysons Gedicht „Godiva" ist, dem Verfasser von „Allerhand Slag Lüd" selbstverständlich viel besser liegt und besonders hervorgehoben zu werden verdient. — Auch der hochdeutsche Lyriker sollte weit mehr beachtet werden. Gedichte wie „Die alte Truhe," „Gesang der Wogen" würden jede lyrische Anthologie zieren. In den „Mädchenliedern" ist Fehrs am meisten abhängig von Storm, und über seine hochdeutschen Balladen, die meist schaurig-gespenstische Motive behandeln, gilt das oben über die plattdeutschen Balladen Gesagte. Unter den eigentlichen Liedern finden sich vortreffliche wie „Auf der Heide," „März," „Lenztag," die freilich neben den ähnliche Stimmungen wiederspiegelnden plattdeutschen: „De Heiloh," „Fröhjahr" etwas zu kurz kommen. Auch darin berührt sich Fehrs mit Groth: sein inneres Leben ergießt sich am ungezwungensten in der Sprache seiner Kindheit. Es gibt kein untrüglicheres Zeugnis für die Wahrheit und Keuschheit seines lyrischen Gefühls.

Kiel. H. Krumm.

2. **„Die beiden Reidings."** Im Verlage von D. B. Wiemann in Barmen ist soeben als Band VIII der Wiemannschen Hausbibliothek ein Roman von Fräul. Thusnelda Kühl aus Oldenswort erschienen, der den Titel „Die Reidings" führt und seinen Schauplatz zur Hauptsache in der Umgebung Husums hat. Auch mit diesem Roman stellt sich Fräul. Kühl auf heimatlichen Boden, auf dem wir ihr ja schon so oft in ihren Arbeiten begegnet sind, und wirkt daher auf uns um so anziehender und verständlicher. Die Reidings, Helene und Anna Greta, sind zwei Schwestern, Töchter eines wohlhabenden Eiderstedter Bauern. Ihre Mutter ist früh verstorben; es hat den Töchtern daher in ihrer Kinderzeit an der sanft zurechtweisenden und leitenden Mutterhand gefehlt. Noch devor sie den Kinderschuhen entwachsen, zeigen beide eine Seldständigkeit und einen Eigenwillen, denen ihr Vater, Christian Reiding, nicht ganz gewachsen ist. — Mit den beiden Reidings auf derselben Scholle, in Ohlingsdorf, wachsen zwei Knaben in sehr verschieden gesellschaftlicher Stellung auf. Der eine ist Klaus Hansen, der einzige Sohn des Pastors, der später Medizin studiert, aber stark literarischen Neigungen huldigt, und der andere ist Reimer Growe, der Adoptivsohn eines armen Pächters, ein schlichter, steifnackiger Innenmensch mit reicher natürlicher Begabung, der den Beruf eines Volksschullehrers erwählt, in Hattstedt Lehrer wird und dann noch auf den Gedanken kommt, zu studieren. — Die beiden Reidings, die anfangs Privatunterricht durch einen Kandidaten genossen hatten, kamen später nach Berlin in das Haus ihres Onkels, des Professors Cornils. Hier atmen sie in vollen Zügen Großstadtluft, und besonders Anna Greta wächst zu einem schönen und geistvollen Mädchen heran. Auf einer größeren Gesellschaft sieht Anna Greta auch den Studenten Klaus Hansen wieder und lernt einen norwegischen Maler, Torwald Struensee, kennen, der ihren Lebensweg später nicht ganz unbedenklich beeinflussen soll. Leider kündigen sich auch, trotz ihrer blühenden Schönheit, in Form einer schleichenden, sich hier und da äußernden Brustkrankheit die Keime des nahenden Todes an. In einem Erholungsheim im Harze aber verlobt sie sich dennoch mit Klaus Hansen, der Assistenzarzt am Elisabethheim in Berlin geworden ist. Bald wird auch die Ehe geschlossen, und das junge Paar bezieht in Berlin eine reizende Wohnung. Statt sich aber nun seiner Praxis und seinem jungen, schönen Weibe zuzuwenden, lebt Hansen nur seiner gänzlich unfruchtbaren Schriftstellerei und erzieht seine junge Frau systematisch dazu, ihr Herz mehr und mehr dem interessanten Hausfreunde Torwald Struensee hinzugeben. Auf einer Badereise an die Gestade der Nordsee treffen die beiden sich auf der einsam gelegenen Hallig Südfall und auf Nordstrand, aber erst nach

ihrer Rückkehr nach Berlin kommt es zwischen ihnen zu einer Aussprache. Nachdem Struensee seine Verhältnisse in der Heimat geordnet hat, verspricht sie ihm, die Ehe mit Klaus Hansen zu lösen und sein Weib zu werden. Gleich darauf erkrankt sie; gänzlich gebrochen kommt sie noch in das Haus ihres Vaters nach Ohlingsdorf. Da stirbt sie. Inneren Anteil an ihrem Tode nimmt außer ihren Verwandten nicht ihr Gatte, sondern Torwald Struensee; außerdem wird ihr Grabhügel für ihre Schwester Helene und Reimer Growe zum Anlaß einer Verlobung und einer glücklicheren Ehe. — Der Roman ist in kleinen, unter sich abgeschlossenen Bildern geschrieben; die einzelnen Charaktere sind streng und korrekt durchgeführt, die Form ist gewandt. Nirgends findet sich ein unnötiges Abschweifen; alles Mitgeteilte gehört zur Sache. Die völlig lebenswahre Schilderung nimmt den Leser so gefangen, daß er mit steter Spannung dem Fortschritt in der Erzählung folgt. Das Buch von 299 Seiten kostet ungebunden 3 M., gebunden 4,50 M. und ist sehr zu empfehlen.

Husum. M. Voß.

3. **Pfarrhäuser.** Eine Erzählung von **Marie Burmester.** Verlegt bei Klauß und Feddersen in Hanau. — In unserer heutigen Literatur tritt die Frau immer mehr hervor; die Unterhaltungsschriften entstammen zu einem großen Teil der Feder dichtender Frauen. Gewiß finden wir unter ihnen wenige große Künstler, die uns erschüttern, uns bis ins innerste Mark treffen und aufrütteln, aber es gibt unter ihnen sehr viele beachtenswerte, liebenswürdige Talente, die uns Stunden herzlicher Freude bereiten. Heute liegt ein Buch vor mir, das eine Schleswig-Holsteinerin, Marie Burmester, zur Verfasserin hat, das eine liebenswürdige, für Volksbibliotheken zu empfehlende Gabe bedeutet. „Pfarrhäuser" heißt es. Es führt hinein in verschiedene Pfarrhäuser Schleswig-Holsteins, in diese gemütlichen, strohgedeckten, parkumgebenen Häuser, in die Friedensstimmung ihrer gutherzigen Bewohner. Es ist ein christliches Buch, aber kein — ich betone es ausdrücklich — sogen. „frommes" Buch, so im Sinne der billigen Traktätchen mit ihren Erzählungen. — Das Einleitungskapitel macht uns in einer lieblichen, idyllischen Liebesszene mit der Heldin Gerlinde Reimann, der Tochter eines Landarztes, und ihrem heimlichen Verlobten, dem jungen Studenten Hans Ruhfert, bekannt, der vor seiner Abreise nach Jena steht. Die beiden haben sich ewige Treue geschworen, und sie glaubt an die Treue und wahrt ihre Liebe, trotzdem sie auf Jahre hinaus getrennt werden. Sie geht später, nachdem sie eine kurze Zeit in Hamburg als Lehrerin gewirkt hat, zu ihrem Bruder, dem Pastor Reimann in dem kleinen nordfriesischen Dorfe Hunsbüll. In dem Hause dieser prächtigen, liebenswürdigen Leute lernen wir nach und nach alle Pastorenfamilien der Umgegend kennen, so Pastor Jessens Frau und Tochter, die den größten Teil ihrer Besuchstoilette immer erst im Hause ihrer Gastgeber vollenden, den 80jährigen Pastor Riessen, die immer fröhlichen Pastor Petersens aus der tiefen Marsch, „die während zwei Drittel des Jahres nur zu Fuß in hohen, derben Stiefeln ihre Freunde besuchen konnten, da der Wagen unfehlbar in der zähen, aufgeweichten Marscherde stecken geblieben wäre." Trotzdem fehlen sie bei keiner Zusammenkunft. In Hunsbüll verkehrt auch Pastor Petersen aus dem kleinen Heidedorf, dessen Frau, eine geborene Berlinerin, sich nicht einleben kann, Pastor Riewerts, dessen Frau als Landmannstochter mit Freude und Erfolg noch die Landwirtschaft betreibt, und Pastor Beyer mit seiner musikalischen Frau, deren acht Kinder wie fröhliche Orgelpfeifen den ganzen Tag singen und jubilieren. Auch geht hier im Hause ein ehemaliger katholischer Priester aus Frankreich, Henri Guerrier, aus und ein. Er ist zum Protestantismus übergetreten und will sich in Deutschland auf das Amt eines evangelischen Predigers vorbereiten; er wird zu dem Zwecke von den verschiedenen Pastoren unterrichtet. Wie ein frommer Zauber berührt ihn das innige Familienleben im Hause des Hunsbüller Predigers, und eine tiefe Liebe zu Gerlinde zieht in sein Herz. Sie aber weist seinen Antrag zurück, weil sie in Treuen ihres Verlobten harrt. Acht Jahre hat sie schon gewartet. Endlich kommt von ihm ein Brief, aber er enthält nicht die Mitteilung seiner Rückkunft, sondern die Bitte, ihn von seinem Wort zu lösen. Diese Nachricht wirft sie zu Boden, aber ihr starkes Herz findet seine Ruhe wieder, und ein lachendes Glück ist Gerlinden beschieden, da sie mit Guerrier, den sie lieben lernt, als seine Gattin in seine Heimat reist, wo sie in der Gemeinde mit ihm sorgt und arbeitet, in gleicher Freudigkeit wie ihr Bruder in Hunsbüll, der durch den herzlosen Fanatismus seines Kollegen in den Kampf mit einer durch diesen gegründeten Sekte gestellt ist, aber doch endlich Sieg und Frieden gewinnt. — Man sieht schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe, daß Marie Burmester eine einfache, stille Geschichte erzählt, ohne jegliche Sensation, ohne jede Mache. Eine liebenswürdige Dorfgeschichte, schlicht und wahr, die, trotzdem sie kein Kunstwerk ist, dennoch ihre dankbaren Leser finden wird, besonders in den Dörfern, bei deren Bewohnern die Freude an christlicher Lektüre noch erhalten geblieben ist.

Kiel. W. Lobsien.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Satzungen des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

§ 1. Der Zweck des Vereins ist, die Kunde unserer Heimat, ihrer Bewohner und ihrer Natur zu fördern.

§ 2. Der Verein sucht diesen Zweck zu erreichen durch Herausgabe einer Monatsschrift, Versammlungen und gegenseitige Anregung der Mitglieder unter einander.

§ 3. Das Organ des Vereins, „Die Heimat," bringt belehrende Aufsätze in allgemein verständlicher Fassung und Mitteilungen aus den Gebieten der Landes-, Natur- und Volkskunde. Sie berichtet über landeskundliche Literatur, gibt Auskunft über gestellte Fragen und vermittelt den Tauschverkehr unter den Mitgliedern.

§ 4. Jährlich findet eine Generalversammlung des Vereins statt. Dieselbe ernennt den Vorstand, nimmt den Bericht des Schriftführers entgegen und beauftragt zwei Vereinsmitglieder mit der Prüfung der Jahresrechnung. Die geprüfte Abrechnung ist auf der nächsten Versammlung vorzulegen. Mit der Versammlung werden den Zweck des Vereins fördernde Vorträge und Ausstellungen verbunden. Ort und Zeit der Versammlung bestimmt der Gesamtvorstand.

§ 5. Die Leitung des Vereins liegt in den Händen des geschäftsführenden Ausschusses, dem ein Kreis von Vertrauensmännern als weiterer Ausschuß zur Seite steht. Sie zusammen bilden den Gesamtvorstand. Der geschäftsführende Ausschuß besteht aus dem Vorsitzenden, dem Schriftführer, dem Kassenführer, einem Beisitzenden und dem Leiter des Vereinsorgans.

§ 6. Der engere Ausschuß hat die Geschäfte des Vereins zu führen und die Generalversammlungen vorzubereiten und zu leiten. In allen Fragen, welche die Vereinsorganisation und Änderungen des Statuts betreffen, sind die Vertrauensmänner um Rat zu fragen. Sie unterstützen ferner den engeren Ausschuß, indem sie denselben mit den Wünschen der Vereinsmitglieder bekannt machen und sich die Förderung des Vereins besonders angelegen sein lassen.

§ 7. Jedes Vorstandsmitglied wird auf vier Jahre von der Generalversammlung gewählt. Der geschäftsführende Ausschuß wird erneuert in der Weise, daß jährlich ein Mitglied ausscheidet. — In den drei ersten Jahren wird durchs Los bestimmt, wer auszuscheiden hat. — Wenn ein Mitglied desselben vor der Generalversammlung ausscheidet, so hat der Gesamtvorstand das Recht der Ergänzung. Solche Wahl ist gültig bis zur nächsten Generalversammlung. Die Vertrauensmänner ernennt ebenfalls die Generalversammlung; doch hat der weitere Ausschuß das Recht, sich, wenn nötig, zu ergänzen. In Gegenden, wo sich Bezirksvereine gebildet haben, wählen diese die Vertrauensmänner.

§ 8. Mitglied des Vereins kann jeder werden, der sich verpflichtet, jährlich den Vereinsbeitrag von 2,50 M. zu bezahlen. Der Austritt kann nur mit Schluß des Jahres erfolgen. Personen, welche sich besondere Verdienste um die Pflege oder Förderung der Natur- und Landeskunde erworben haben, kann der Verein zu Ehrenmitgliedern ernennen. Dies geschieht im Namen des Vereins durch den Gesamtvorstand.

§ 9. Die Beiträge sind im ersten Vierteljahr postfrei an den Kassenführer einzusenden oder werden später bei Versendung eines Heftes der „Heimat" durch Postnachnahme eingezogen.

§ 10. Änderungen des Statuts erfolgen durch die Generalversammlung mit einfacher Stimmenmehrheit. Alle Anträge dazu sind an den geschäftsführenden Ausschuß einzureichen, welcher dieselben durch die „Heimat" den Vereinsmitgliedern bekannt zu machen hat.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Vereins-Angelegenheiten.

Dem geschäftsführenden Ausschuß gehören z. Zt. folgende Herren an:

Rektor Peters, Kiel, Waisenhofstr. 4, Vorsitzender.
„ Lund, Kiel, Düppelstr. 72, Schriftleiter.
„ Eckmann, Ellerbek, Schriftleiter i. Vertr.
Lehrer Barfod, Kiel, Geibel-Allee 2, Schriftführer.
„ Fr. Lorentzen, Kiel, Adolfstr. 56, Kassenführer.
Kgl. Oberfischmeister Hinkelmann, Kiel, Wilhelmsplatz 6, } Beisitzer.
Stadtrat Ferd. Kähler, Kiel, Lorentzendamm, }

Druckfehler-Berichtigung.

In Nr. 11 des Jahrgangs 1902 soll es heißen auf S. 262 Zeile 18: 150 statt 15, in Nr. 12 S. 295 Zeile 9: m statt cm.

Herzlichen Glückwunsch
zum
Jahreswechsel!
H. Heustreu, Kiel,
Lehrmittel-Fabrik..

Karl Groth,
(Sohn von Klaus Groth)
Weinhändler
Rüdesheim (Rheingau).

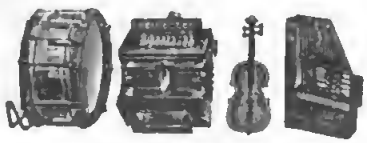
Mosel- u. Saarwein.
Lager:
Mülheim a. d. Mosel.
Preise von 70 ₰ pr. Ltr.,
80 ₰ pr. Fl. an. (17)
Reine milde Cognacs
von M. 2.50 pr. Fl. an.

H. Heustreu Kiel Schumacher Str. 9 — Reparaturen prompt u. billig. — Brillen u. Pincenez aller Art.

Einband-Decken
für „Die Heimat" für alle Jahrgänge vorrätig bei
Max Riemer, Hofbuchbinder, Kiel.

Erziehungsanstalt Kellinghusen.
Besondere Berücksichtigung finden zurückgebliebene oder schwer zu lenkende Knaben. Dir. Schulze.

Meister-



haft gearbeitete Musikinstr. jed. Art direct vom Herstellungsorte Wilh. Herwig i. Markneukirchen i. S. Illustr. Preisl. ums. u. portofr. Bitte anzugeben, welche Instr. gekauft werden sollen. (6)

Aye & Haacke, Altona Bordeaux
Wein-Grosshandlung,
empfehlen ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum – Cognac – Whisky. (4)

Spezial-Werkstatt für Plankton-Gerätschaften.
Brillen und Kneifer nach ärztl. Vorschrift.
(12) Ad. Zwickert,
Optische Anstalt
Kiel, Dänischestraße 25.

Landwirthschaftliche Lehranstalt und Winterschule in Hohenwestedt (Holstein).
Beginn Ostern u. Mitte Oktober.
Sorgfältige Aufsicht. Billige Pensionen.
Programme u. s. w. durch Director Conradi.

Firma 1870 gegr.
Bei Baarzahlung 20 % Rabatt und Freisendung.
Erstklassige — bei Abzahlung entsprechend. — Fabrikate.

Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.

Fabrik: Wilhelm Emmer
Berlin 105, Heydelstr.
Preisliste, Musterbuch umsonst.
Längste Garantie. Allerh. Anerkennschr.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 2. Februar 1903.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 30 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Inhalt: 1. Ahrens, Blot af un to en Sünn'nstrahl. (Gedicht.) — 2. Sager, Lauenburg an der Elbe. I. (Mit Bildern.) — 3. Philippsen, Eine Nordseefahrt mit dem Schleppnetz. II. (Mit Bildern.) — 4. Philippsen, Ein Schleswig-Holsteiner als schwedischer Feldmarschall. (Mit Bild.) — 5. Wisser, Das Märchen von der untergeschobenen Braut. — 6. Mitteilungen.

Einzahlung der Jahresbeiträge für 1903.

Die geehrten Mitglieder werden gebeten, bei Einzahlung der Jahresbeiträge, die möglichst bis zum 1. April zu entrichten sind, folgendes zu beachten:

1. Allen Geldsendungen mittels Postanweisung wolle man **5 Pf.** Bestellgeld beifügen.
2. Um Angabe der den Adressen vorgezeichneten Nummern wird dringend gebeten.
3. Wo an einem Orte mehrere Mitglieder wohnen, ist eine Vereinigung derselben zu gemeinsamer Einsendung der Beiträge erwünscht.
4. In folgenden Orten haben die daneben genannten Herren es freundlichst übernommen, unter Ausgabe von Quittungen die Einsammlung der Beiträge besorgen zu lassen:
   Altona (Lehrer Stacht), Apenrade (Rektor Christiansen), Burg a. F. (Lehrer Boß), Eckernförde (Rektor Lorenzen), Ellerbek (Lehrer Prange), Elmshorn (Lehrer Pumplün), Flensburg (Lehrer em. Callsen), Flottbek (Lehrer Struse), Hadersleben (Lehrer Kraft), Hamburg (Bote des Schulwissensch. Bildungsvereins Möckel), Heide (Rektor Siercks) Helgoland (Lehrer Holst), Husum (Gymn.-Lehrer Boß), Itzehoe (Kantor Hatje), Kiel (Lehrer Barfod), Kiel-Gaarden (Lehrer Frank), Marne (Lehrer Momsen), Meldorf (Rektor Stange), Neumühlen (Hauptlehrer Kaehler), Neumünster (Lehrer Struve), Norderf (Lehrer Pahl), Preetz (Rektor Struve), Rendsburg (Gymn.-Lehrer Ruge), Schleswig (Rektor Greve), Schönkirchen (Amtsvorsteher Wiese), Segeberg (Sem.-Lehrer Rottgardt), Uetersen (Lehrer Christiansen), Wandsbek (Lehrer Timm), Wesselburen (Rektor Peters).
5. Gegen Mehrzahlung von 60 Pf. wird den Mitgliedern eine Einbanddecke für 1903, 1902 oder frühere Jahrgänge portofrei zugesandt.

Kiel, im Januar 1903.
Adolfstr. 56.

Der Kassenführer:
F. Lorentzen.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

13. Anders, Hugo, Buchhändler, Bielefeld. 14. Anbresen, Kaufmann, Tondern. 15. Asmussen, Ingenieur, Hamburg. 16. Bargum, Hofbesitzer, Haustedt pr. Rapstedt. 17. Brodersen, Hofbesitzer, Gr.-Tarup pr. Flensburg 18. Fuhlendorf, Lehrer, Rapstedt. 19. Hansen, Lehrer em., Flensburg. 20. Jungclaus, Gastwirt, „Zur Alsterschlucht" b. Poppenbüttel. 21. Kloppenburg, Lehrer, Mellingstedt b. Glashütte. 22. Kröger, Gastwirt, Sasel b. Bramfeld. 23. Linn, Meiereipächter, Rixdorf b. Plön. 24. Mohr, Zimmermeister, Poppenbüttel b. Hamburg. 25. Dr. med. Otto, prakt. Arzt, Poppenbüttel b. Hamburg. 26. Reeder, Nic., Hofbesitzer, Poppenbüll pr. Garding 27. Rehders, Landmann, Poppenbüttel b. Hamburg 28. Rohwedder, Lehrer, Ellerbek b. Kiel. 29. Schmidt, Lehrer, Steinbek b. Segeberg. 30. Steen, Lehrer, Wittenborn b. Segeberg. 31. Thedens, Lehrer, Friedrichstadt. 32. Wagener, Lehrer, Neverstorf b. Leezen.

Zur Nachricht:

1. Es stehen noch Probehefte für Werbezwecke zur Verfügung. Der Schriftführer bittet um Zustellung von Adressen.
2. Die geschmackvolle Original-Einbanddecke wird zur Beschaffung empfohlen. Der geschäftsführende Ausschuß hat mit Herrn Hofbuchbindereibesitzer Riemer-Kiel eine Vereinbarung getroffen, laut welcher die Expedition in der Lage ist, mit dem Monatsheft auch die Decke den Mitgliedern des Vereins, allerdings nur gegen vorherige Einsendung des Betrages von 60 Pf. (kann auch in Briefmarken erfolgen) oder unter Nachnahme (85 Pf.) mit dem Monatsheft postfrei zu senden.
3. **Generalversammlung.** § 10 unserer Satzungen bestimmt: „Änderungen des Statuts erfolgen durch die Generalversammlung mit einfacher Stimmenmehrheit. Alle Anträge dazu sind an den geschäftsführenden Ausschuß einzureichen, welcher dieselben durch die „Heimat" den Vereinsmitgliedern bekannt zu machen hat." Ort und Zeit unserer diesjährigen Generalversammlung werden in dem nächsten Hefte bekannt gegeben.
4. Gemäß einem Abkommen des geschäftsführenden Ausschusses mit dem Verlage der **„Nerthus"** (Illustrierte Wochenschrift für Freunde aller Zweige der biologischen Naturwissenschaften, für Liebhaber von Zimmer- und Gartenpflanzen, Stubenvögeln, Aquarien und Terrarien, für Sammler aller naturwissenschaftlichen Objekte: **Chr. Adolff, Altona-Ottensen, Arnoldstr. 6**) hat sich der Verlag der „Nerthus" dazu bereit erklärt, allen Mitgliedern unseres Vereins, welche sich durch unsern **Schriftführer,** Lehrer **H. Barfod-Kiel, Geibelallee 2 II** als Abonnenten der „Nerthus" anmelden, diese statt für 9 *M.* zu einem auf **6,50 *M.*** ermäßigten Preise jede Woche **frei Haus** zu senden. Auf Verlangen versendet der „Nerthus"-Verlag Probehefte an jede ihm aufgegebene Adresse.

Kiel, am 22. Januar 1903. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Mitteilung.

Schleswig-holsteinisches Wörterbuch. Unser Aufruf zur Mitarbeit an einem schleswig-holsteinischen Wörterbuch hat bei der Bevölkerung unseres Landes lebhafte Teilnahme erweckt. Weit über 100 Mitarbeiter, Männer und Frauen aus allen Ständen und aus fast allen Teilen unserer Provinz, haben sich gleich auf unsere erste Aufforderung bereit erklärt, in den Dienst des vaterländischen Unternehmens zu treten; manche haben bereits schätzenswertes Material eingeschickt, andere gesammeltes in Aussicht gestellt. Im Namen des Ausschusses sprechen wir allen für ihre Bereitwilligkeit unsern wärmsten Dank aus. Nächst ihnen gebührt unser Dank den verehrlichen Redaktionen der Zeitungen und Zeitschriften, die durch Aufnahme unseres Aufrufs in entgegenkommendster Weise zu seiner Verbreitung beigetragen haben. — Die freudige Aufnahme, die unser Unternehmen gefunden hat, gibt uns die Hoffnung, daß es im Laufe der Zeit gelingen wird, ihm noch zahlreiche neue Freunde zuzuführen. Insbesondere möchten wir unsere jetzigen Mitarbeiter bitten, im Kreise ihrer Bekannten für unsere Sache zu werben und uns geeignete Persönlichkeiten namhaft zu machen, an die wir unsere Anweisungen senden können. Wir machen ausdrücklich darauf aufmerksam, daß jeder, auch der kleinste Beitrag willkommen ist. Die Anweisungen für die Sammeltätigkeit und die Zettel sind im Druck fertiggestellt und können von der Zentralstelle (Dr. Mensing, Kiel, Exerzierplatz 17) in jeder gewünschten Anzahl unentgeltlich bezogen werden. Prof. F. Kauffmann. Dr. O. Mensing.

Bücherschau.

Meeresforschung und Meeresleben. Von O. Jansen. Verlag von Teubner in Leipzig. Preis geb. 1,25 *M.* — Die hier gegebenen Schilderungen der wichtigsten Erfolge der Meeresforschung sind aus Vorträgen zusammengestellt, die der Verfasser in den letzten Jahren gehalten hat. Es werden nacheinander behandelt: die Geschichte der modernen Meeresforschung und ihre Ziele, die Verteilung von Wasser und Land auf der Erde, die Lotwerkzeuge und die Tiefen der Ozeane, das Relief des Meeresgrundes und die Ablagerungen der Tiefsee, die Temperaturverhältnisse der Ozeane, die horizontalen und vertikalen Bewegungen im Meerwasser, Licht und Druck in der Tiefsee, Bestandteile, Dichte und Farbe des Meerwassers, Netze und andere Fangwerkzeuge, die Pflanzen des Meeres, die Tiere des Meeres, Anpassungserscheinungen bei den Meerestieren. — Unterstützt werden die interessanten Schilderungen, welche auf dem Raume von 138 Seiten selbstverständlich nur die wichtigsten Erscheinungen berücksichtigen können, durch 41 Abbildungen. Wenn es auf Seite 106 heißt, die Noctiluca miliaris, welche das Meeresleuchten erzeugt, fehle in der salzarmen Ostsee, so ist das zuviel gesagt. Das Meeresleuchten fehlt nicht ganz in der Ostsee; in den Herbstmonaten kann man im Kieler Hafen z. B. in den Wellen, welche durch die Fahrt der Dampfschiffe erzeugt werden, die leuchtenden Tierchen vereinzelt beobachten.

Ellerbek. Eckmann.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 2. Februar 1903.

Blot af un to en Sünn'nstrahl.

Un fallt na lange Tid enmal
Hell in de Stuv en Sünn'nstrahl,
Un spelt so fründlich un so blank
Oppe Fensterbank, —
Dat muntert gliks den Minschen op,
Dat Hart ward fri un hell de Kopp, —
As wenn dat daglank stormt un weiht
Un de Regen an de Finstern sleit.

Wo mennig Minsch hett nix as Plag
Un kennt fast nix as Regendag'!
De Alldagsnot gnagt inne Bost
An Mot un Lust;
Un doch, so 'n arme Minschenseel
Driggt Wunner wul, wer weet, wovel,
Fallt af un to man fründlich mal
In't Hart en hellen Sünn'nstrahl!

Kiel. J. F. Ahrens.

Lauenburg an der Elbe.

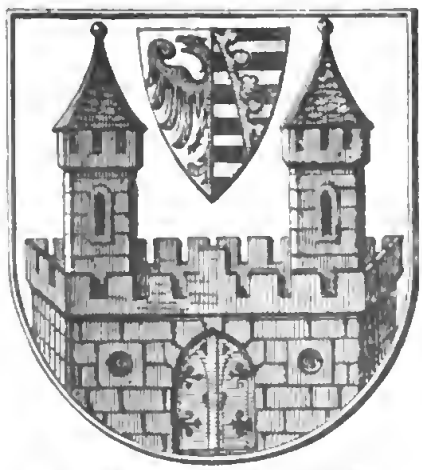
Von **W. Sager** in Lauenburg.

Vortrag auf der Generalversammlung in Lauenburg am 21. Mai 1902.

I.

Die Gründung der Stadt Lauenburg an der Elbe versetzt uns zurück in eine wild bewegte Periode unserer deutschen Geschichte, in eine Zeit, da der unheilvolle Ruf: „Hie Welf! Hie Waiblingen!" mit erneuter Schärfe durch Deutschlands Gaue dringt.

Zum fünften Male sehen wir den Kaiser Rotbart über die Berge steigen, um in Italien bestrittene Rechte und ins Wanken geratene Macht neu zu festen. Doch schon das trotzige Alessandria hemmt seinen Lauf. Hülfeflehend wendet er sich an seinen mächtigen Vasallen Heinrich den Löwen. Allein vergebens. Zu sehr mit seinen Unternehmungen im Norden für sein Recht. „Hie Welf! Hie Waiblingen!" so klingt es aufs neue. Aber die Zahl der Feinde wird immer größer, ist doch die Beute, die der Kaiser ver-



Wappen der Stadt Lauenburg a. d. Elbe.

Deutschlands beschäftigt, auch sonst verstimmt, rührt ihn nicht die dringendste Bitte — und der Kaiser muß den Kampf allein wagen. Bei Legnano sinkt seine Macht vor der Begeisterung der italienischen Jugend in den Staub. Heimgekehrt, ächtet er den Löwen. Doch trotzig flammt der unbeugsame Sinn desselben empor. Zwei Jahre lang kämpft er mit aller Erbitterung

heißt, so reich! Der Löwe ermattet. Von Ratzeburg kommend, wo er am 29. Juni 1181 übernachtet, erreicht er etwa eine Stunde unterhalb Lauenburgs, beim Sandkrug, die Elbe. Die Erteneburg, die hier das hohe rechtsseitige Elbufer krönte, war als „erdene Burg," Erdwall, verschanztes Lager, wahrscheinlich zur Zeit der Sachsenkriege Karls des Großen entstanden und bestimmt, den hier vorhandenen Elbübergang zu schützen. Von den Sachsenherzögen in eine eigentliche steinerne Burg verwandelt, hatte sie durch Heinrich den Löwen eine derartige Erweiterung erfahren, daß er in ihr verschiedene Landtage und Landesversammlungen abzuhalten vermochte. Wahrscheinlich aber fand Heinrich, als er sich ihr diesmal näherte, bereits fremde Besatzung vor, denn nur so ist es zu erklären, daß er sie den Flammen übergibt. Auf kleinen Fahrzeugen fährt der Herzog sodann elbabwärts, um von Stade aus ins Exil zu gehen. Mit den Trümmern des großen Reiches, das Heinrich 30 Jahre lang gebaut, bereicherte des Kaisers Gunst verschiedene deutsche Häuser. Sachsen, freilich nicht das alte, große —

Lauenburg an der Elbe. Fr. Nissen, Photogr.

sondern nur den östlichen Teil desselben, mit ihm aber auch unser Lauenburger Land, erhält Bernhard von Askanien, ein Sohn des berühmten brandenburgischen Markgrafen Albrechts des Bären.

Und dieser Bernhard ist es denn, dem Lauenburg sein Werden verdankt.

Um nämlich die nordelbischen Gebiete seines neuen Herzogtums gegen das Andringen der Dänen und Wenden zu schützen, auch, um sich gegen etwaige spätere Angriffe der vertriebenen Welfen zu sichern, beginnt er 1181 auf unserm heutigen Amtsplatz, einem am hohen Elbufer wunderbar schön gelegenen Punkte, den im Osten und Westen natürliche, tiefe Schluchten sicher schützen, mit dem Bau einer Burg, unserer Lowenborch, zu dem er auch das Steinmaterial der verbrannten Erteneburg, soweit es noch verwendbar war, herbeischafft.

Das Jahr 1181 ist neuerdings als Gründungsjahr angezweifelt worden und durch 1182 ersetzt, weil — wenn ich recht unterrichtet bin — man bezweifelt, daß das erstgenannte Jahr zu baulichen Unternehmungen noch genügend Zeit gewährt haben kann. Aber eine Inschrift am Südportal unserer Kirche bezeugt ausdrücklich, daß Herzog Bernhard „im Jahre 1181 die Lowenborch erbaut," und die Richtigkeit dieser Inschrift anzuzweifeln, liegt kein Grund vor. Dieselbe stammt nämlich aus dem Jahre 1598, also aus einer Zeit, wo die Chronik der lauenburgischen Herzöge noch gute Quellen zur Verfügung hatte, und rührt zugleich von dem damals regierenden Herzog Franz II. her, einem Manne, der — wie wir wissen — großen Wert darauf legte, die Geschichte seiner Vorfahren durchforschen zu lassen.

Was nun den für die neue Burg erkorenen Namen anbelangt, so macht die Etymologie desselben Schwierigkeiten.

In einer Zeit, in der man irrtümlich annahm, die Lowenborch verdanke Heinrich dem Löwen ihre Entstehung, erklärte man Lauenburg als Löwenburg (vgl. Mahneke-Dührsen S. 8 und 299). Tiefer begründet erschien sodann die Erklärung aus dem Slavischen: Lawa = Elbe. Man meinte danach eine Elbburg in der Lauenburg erblicken zu dürfen. Aber es wäre ja mehr als sonderbar gewesen, wenn Bernhard, der deutsche Herzog, zumal in einer dem Deutschtum längst wiedergewonnenen Gegend, seiner neuen Burg statt eines deutschen Namens einen halb slavischen gegeben hätte. Durch v. Duve (vgl. Mitteilungen S. 27) ist endlich für Lauenburg die Deutung „Waldburg" aufgekommen. Er weist dabei auf die Tatsache hin, daß eine ganze Reihe von Lauenburgen in oder an einem ausgedehnten Walde lagen, und das ist 1181 auch mit unserer Lowenborch der Fall gewesen, da ja der große Delvunderwald, der Sachsenwald, damals noch bis zur Delvenaumündung reichte. (Vgl. v. Duve, Mitt. S. 216.) Dabei ist bemerkenswert, daß z. B. der lübische Forsthof im sog. Schwerin, einem ausgedehnten Walde zwischen der Wacknitz und der mecklenburg-strelitzschen Grenze, 1164 Lewen hieß, während man ihn im 14. Jahrhundert als tom Lowen bezeichnete. Heute heißt derselbe Lauerhof. Wir haben hier also den Übergang aus lewen in lowen und Lauen. Nun heißt unser Lauenburg bei Arnold von Lübeck stets Lawenborch, in alten Urkunden Lowenborch und Lowenburg. In und um Lauenburg hört man im Plattdeutsch noch heute Lo-enborch. Prof. Dr. Hellwig kommt unter Berücksichtigung dieser Tatsache dahin, daß Lauenburg mit dem altniedersächsischen Worte lewe = großer Wald (eigentlich Blättermeer oder Laubdach) zusammenhängt (vgl. Archiv f. lauenb. Gesch. Bd. III, Heft 2, 16). Unsere Lowenborch wäre darnach die Burg im „Lewen," die Burg im Wald, die Waldburg, hier im Walde an der Delvenau. Nahe genug lag es ja auch für Bernhard, sein neues, waldumkränztes Heim die Waldburg zu uennen.

Freilich, viel Freude hat er an seiner Burg nicht erlebt. Ehe sie nämlich noch in völlig verteidigungsfähigem Zustande war, wurde sie von den vereinigten Grafen von Ratzeburg, Schwerin und Holstein belagert und dem Erdboden gleich gemacht (1184). Ein Schiedsspruch des Kaisers verurteilte die rebellischen Vasallen zu Schadenersatz und zum Wiederaufbau der Burg. 1189 bemächtigt sich dann der aus der Verbannung zurückgekehrte Löwenherzog der Burg und behält sie, obgleich er nach dem Vertrage von Fulda sie zu schleifen verpflichtet war. Nach Heinrich des Löwen Tod geht die Lauenburg in den Besitz seines zweiten Sohnes Wilhelm über. In dieser Welfenzeit muß die Feste besonders stark geworden sein. Als nämlich 1201 der Dänenkönig Waldemar seine Scharen vor die Burg schickt, vermag sie bis in den Sommer 1203 hinein allen Angriffen Trotz zu bieten. Erst als Waldemar als Preis die Freilassung des gefangenen

Grafen Adolf von Holstein darein gibt, darf er die Burg sein Eigen nennen. Die Besatzung durfte damals mit allen Ehren abziehen. Bernhard von Askanien aber, der Erbauer der Burg, stirbt 1212 dahin, ohne seinem Sohne Albrecht I. mehr von der Lauenburg hinterlassen zu können, als den Anspruch auf ihren Besitz. Erst die gewaltige Schlacht bei Bornhöved am 22. Juli 1227 ändert die Sache. Nach dem glücklich erfochtenen Siege erhält Albrecht I. seine nordalbingischen Besitzungen und mit ihnen seine Lowenborch zurück, die er nun zu seiner Residenz erhebt und so zum Hauptort des Landes macht.

In der verhältnismäßig ruhigen und sicheren dänischen Periode der Lowenborch hatte sich am Fuße des Burgberges langsam die Stadtgemeinde Lauenburg zu bilden begonnen.

Woher die ersten Lauenburger Bürger gekommen? Schlepper nimmt in seiner Schrift „Aus der Geschichte der Stadt Lauenburg" an, daß neben Bewohnern aus der Umgebung manche Erteneburger sich ihre Heimstätte unter den schützenden Mauern der Lowenborch gewählt haben. Professor Dr. Jansen meint in seiner Poleographie der cimbrischen Halbinsel (S. 36), daß Plätze wie Ratzeburg, Mölln und Lauenburg kaum zu irgend einer Zeit, wo Menschen überhaupt in unserer Gegend gewohnt haben, als nicht vorhanden gedacht werden können. Genaueres hat sich bisher nicht auffinden lassen. Das aber steht fest, daß wir in der heutigen Elbstraße den Kern, die Altstadt Lauenburgs zu erblicken haben. Um 1230 ist sodann unsere Maria-Magdalenen-Kirche, eine Stiftung Albrechts I. für das heranwachsende Lauenburg, entweder schon vorhanden oder doch im Entstehen begriffen. Ihren für kirchliche Bauwerke etwas seltenen Namen erhielt sie jedenfalls im Hinblick auf den Sieg von Bornhöved, der ja durch Albrecht I. am Maria-Magdalenen-Tage errungen worden war. Übrigens führt die Kirche ihre Namensheilige noch jetzt im Wappen. Um 1230 existieren ferner außer der Altstadt, gewissermaßen als Vorwerke der Burg — eine Flur hat die Stadt leider niemals besessen — drei kleine Landgemeinden: Gottschalksdorf, Albrechtshof und Vollmersfeld. Aus ihnen entwickelten sich später die beiden Vorstädte Oberbrücke und Unterberg, von denen erstere die heutige Oberstadt, letztere den östlichen Teil der unteren Stadt und den Sandberg bildete. Um 1550 muß sodann Lauenburg aufgehört haben, ein verteidigungsfähiger Platz zu sein. In diesem Jahre wird nämlich die Bebauung des Burggrabens am West- und Nordfuß des Burgplatzes oder die des jetzigen Hohlenweges freigegeben. In ihm und dem „Graben," einer Schlucht, die von der Unterstadt steil zur Oberstadt aufsteigt, erwuchs Lauenburg nun die dritte Vorstadt, die Hohlenweger Vorstadt. Dabei bestand später das eigentümliche Verhältnis, daß die Vorstädte unter der Gerichtsbarkeit des Amtes standen, während die eigentliche Stadt, die übrigens als solche erst 1260 erwähnt wird, eigenes Gericht besaß. Ferner hatte nicht allein die Stadt, sondern eine Zeitlang auch jede Vorstadt ihren Bürgermeister. Erst 1872 erfolgte die Vereinigung der drei Vorstädte mit der Stadt zu einer Gemeinde. Die so bestehende „Zerrissenheit ist übrigens nur ein Spiegelbild des Terrains, des Umstandes, daß das Plateau im Bereiche der jetzigen Stadt fünfmal durch von der Elbe her einschneidende Querschluchten und eine Anzahl Längseinschnitte durchbrochen wird. Gerade hierdurch bieten sich aber auch innerhalb der Stadt so mannigfaltige wie schöne Aussichten, und hierdurch wird auch der vielseitige Verkehr zwischen den beiden der Elbe parallelen heutigen Hauptstraßen, der Elb- und Hamburg-Berlinerstraße, ermöglicht." (Witte, Zur Heimatkunde Lauenburgs.) Ein für das Emporblühen Lauenburgs sehr wichtiges Ereignis war dann die im Jahre 1348 nach 7jähriger Bauzeit erfolgte Eröffnung des alten Stecknitzkanals, da sich nun der schon bei Erbauung der Lowenborch be-

Westensee in Holstein,
Datum des Poststempels.

Verwertungsstelle des Vereins Westensee.

Wir verkaufen nur selbstgewonnene Produkte unserer Mitglieder, unter Garantie. Unser Vereins-Verkäufer fährt regelmäßig am Mittwoch und Sonnabend jeder Woche nach Kiel. Die Verkaufsstelle unseres Vereins am Kieler Wochenmarkt befindet sich in der 2. Reihe, gegenüber dem Cigarrengeschäft von Schikora, in der Nähe des „Kolosseums." Man achte auf unser Firmenschild. Auf Wunsch werden auch die Waren bei größerer Abnahme direkt ins Haus gebracht.

Wir liefern, soweit der Vorrat reicht:

Gemüse, Obst, Honig, ganz **frische, gestempelte Landhuhneier, ff. Wurst** und **Schinken,** im Landrauch geräuchert, Bauernbutter, **Käse** und **Meiereibutter** aus der Gutsmeierei Bossee am Westensee, Produkte der **Geflügel-Zucht-** und **-Mastanstalt** des Herrn W. Iversen in Felde (Spezialität: Sogenannte „Hamburger Küken"), u. a. m.

Um gefällige Abnahme wird gebeten. Vorausbestellung ist sehr erwünscht, da unsere Waren sehr begehrt sind und schnell abgehen.

Die Geschäftsleitung.

Druck von A. F. Jensen, Kiel.

Nicht so wichtig wie der Schloßbrand, aber doch von historischem Interesse sind aus der nächsten Zeit Lauenburgs sodann folgende Tatsachen. Am 21. März 1621 halten die Stände des niedersächsischen Kreises in Lauenburg einen Konvent ab. Im März 1625 schließt zu Lauenburg der Dänenkönig Christian IV. mit den protestantischen Fürsten Niedersachsens einen Vergleich ab zur Verteidigung ihres Kreises. 1627 weilen die beiden großen Feldherren Wallenstein und Tilly in Lauenburg, um über die Operationen in Holstein zu beratschlagen. Im November 1629 läßt sodann Wallensteins Hauptmann in Boizenburg bei der Palmschleuse einen mit Eisen beschlagenen Baum über die Stecknitz legen, um den Stecknitzschiffen einen Zoll abzunehmen. Auch das Wappen des Friedländers ward hier aufgehängt. Der Rat der Stadt Lübeck schickte schließlich 300 Soldaten über Mölln nach hier, ließ den Baum absägen und die vorhandenen Schiffe durch Soldaten nach Mölln geleiten. 1644 gerät Lauenburg in die Hände der Schweden, die lange in der Stadt verbleiben und den von ihnen sehr erhöhten Elbzoll einfordern.

Blick auf den Graben. Fr. Nissen, Photogr.

Am 29. September 1689 starb dann auf seiner Besitzung Reichstadt in Böhmen infolge eines Schlagflusses der noch im kräftigen Mannesalter stehende Herzog Julius Heinrich, ohne männliche Erben zu hinterlassen.

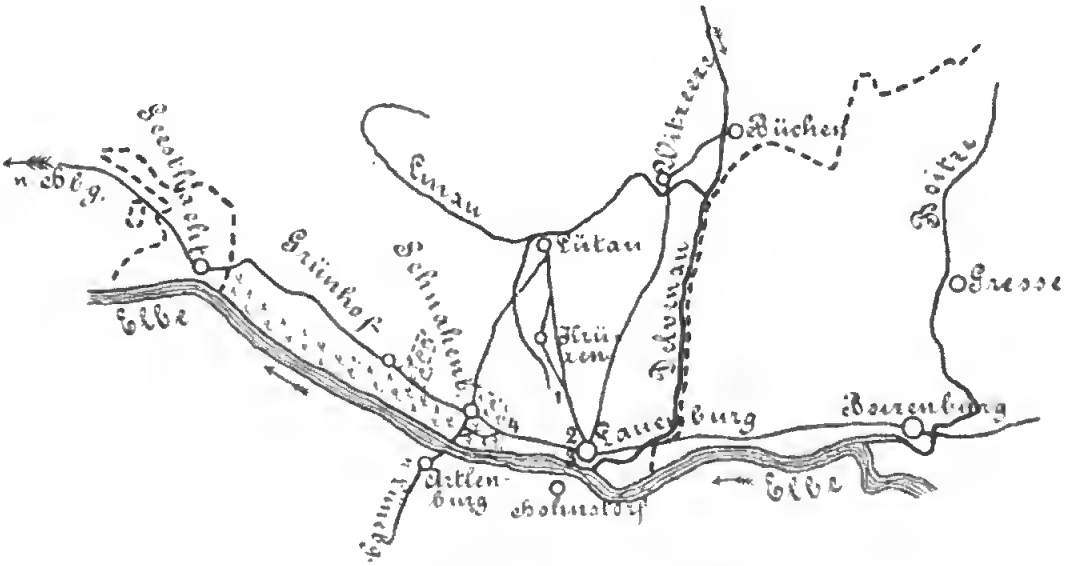
Die Geschichte des lauenburgischen Landes zeigt nun während der nächsten 175 Jahre einen ununterbrochenen Wechsel der Landes-Obrigkeiten.

Von 1689 bis 1803 steht es zunächst unter hannoverscher Herrschaft. Während der Kriegsjahre 1803 bis 1813 halten dann abwechselnd Franzosen, Russen, Schweden und Preußen das Land besetzt. 1814 übernimmt Hannover wieder die Regierung desselben. 1815 fällt Lauenburg dann, freilich verkleinert um das Amt Neuhaus und sämtliche Zubehörungen auf dem linken Elbufer, welche Hannover verbleiben, an Preußen, das es als Tauschobjekt für Schwedisch-

Pommern benutzt und an Dänemark abtritt. 1864 endet wieder die dänische Periode. König Wilhelm I. wird Herzog von Lauenburg, und erst 1876 darf das so lange hin- und hergeworfene Land durch die völlige Einverleibung in den preußischen Staat zur Ruhe kommen.

Mancherlei sind die Schicksale unseres Städtchens in dieser wechselvollen Zeit. So wird 1705 der Sitz des lauenburgischen Superintendenten von der Stadt Lauenburg nach Ratzeburg verlegt. Am 10. Juni 1803 schlägt General Wallmoden, nachdem wenige Tage vorher zwischen ihm und dem französischen General Mortier die bekannte Elbkonvention zustande gekommen, sein Hauptquartier in Lauenburg auf. Während der Franzosenzeit residiert dann der kaiserliche Intendant Aubignose im Schloß. Das größte Interesse aber nimmt sodann das Gefecht bei Lauenburg am 17. und 18. August 1813 in Anspruch. Trotz seiner Siege von Großgörschen und Bautzen hatte Napoleon sich bekanntlich im Sommer 1813 zum Abschluß eines Waffenstillstandes gezwungen gesehen, der schließlich bis zum 16. August verlängert worden war. Als derselbe endlich ablief, stand bei Berlin der schwedische Kronprinz Bernadotte, dem man in Überschätzung seiner militärischen Fähigkeiten trotz der Warnung Gneisenaus den Oberbefehl über die Nordarmee übertragen hatte. Unter ihm führten Bülow und Tauentzien die der Nordarmee zugeteilten preußischen Korps. Die Hauptaufgabe dieses Heeres war die Deckung Berlins. Bernadotte war es aber gerade mit der Lösung dieser Aufgabe nur halb Ernst, war er doch viel zu besorgt um die Erhaltung seines Heeres, das ihm später Norwegen erobern sollte. Darum richtete er sein Augenmerk besonders darauf, einen allezeit gesicherten Rückzug in sein schwedisches Vorpommern nach Stralsund zu haben. Aber gerade diese Rückzugslinie sah er durch den französischen Marschall Davout, welcher Hamburg besetzt hielt, bedroht. Bernadotte erteilte daher dem General Wallmoden den Auftrag, die ganze Linie von der Delvenaumündung an der Südgrenze Mecklenburgs entlang bis Stralsund besetzt zu halten. Den äußersten linken Flügel der Aufstellung Wallmodens bildete Lauenburg an der Elbe, wo sich seit dem 15. August bereits das erste und zweite Füsilier-Bataillon von Lützow unter dem Befehl des Premierleutnants von der Heide befand, während eine Jägerabteilung des 2. Bataillons bei Boizenburg stand. Beigegeben waren den beiden Bataillonen drei eiserne $2^1/_4$pfündige Kanonen der Freischar und das Kosakenregiment Denissow. Die Aufgabe der bei Lauenburg vereinten Truppen bestand darin, Lauenburg zu verteidigen, sobald aber die feindliche Übermacht dazu nötigte, den Rückzug über die Delvenau nach Horst und weiter bis hinter die Boize bei Gresse anzutreten. Zur Erreichung dieses Zweckes waren westlich von Lauenburg drei leichte Feldschanzen angelegt, eine hinter den letzten Häusern der Stadt links an der Straße, die zweite in geringer Entfernung davon rechts an der Straße und die dritte noch weiter rechts, so daß sie einen Bogen bildeten und ein konzentrisches Feuer auf die Straße zu richten vermochten. Außerdem wurde am 16. August mittags der in dem Dorfe Schnakenbek aufgestellte Kosakenposten durch 50 Mann Lützower unter dem Oberjäger Zander verstärkt. Gegen Mittag des 17. August meldete sodann der äußerste Kosakenposten das Nahen des feindlichen Fußvolkes. Der Feind rückte jedoch nur sehr langsam gegen das Dorf vor, so daß das Kosakenregiment von Lauenburg herbeizueilen und noch jenseits des Dorfes sich auf ihn zu werfen vermochte, freilich ohne Erfolg. Die Kosaken flohen schließlich mit derselben Eile, mit der sie gekommen, nach Lauenburg zurück. Vergeblich suchte auch der Oberjäger Zander, indem er mit seiner kleinen Schar, auf offener Dorfstraße stehend, ein lebhaftes Feuer eröffnete, dem Vordringen der Angriffs-Kolonne, die aus etwa zwei Bataillonen bestehen mochte, Einhalt zu

tun. Unter stetem Feuern zog er sich dann durch den Wald auf Lauenburg zurück, wo man sich bereits zum Kampfe gerüstet hatte. Auf dem äußersten rechten Flügel standen die zu den Lützowern gehörenden Tiroler Scharfschützen und die Kosaken, die abgestiegen waren, um zu Fuß mit Gewehren und Karabinern am Kampfe teilzunehmen. Dann folgten bis zur Straße die 4 Füsilier-Kompagnien des 1. Bataillons, während die Straße selbst und den linken Flügel die 3 Füsilier-Kompagnien des 2. Bataillons einnahmen. Nun erschien auch am Waldrande der Feind. Sofort entspann sich ein heftiges Gewehrfeuer. Um Stärke und Stellung des Feindes aufzuklären, wurde schließlich unter Anführung der Oberjäger Meyer, Zander und Preuße ein Vorstoß gegen die feindliche Schützenkette unternommen. Es ward festgestellt, daß der Feind 4—5 Bataillone Infanterie sowie Reiterei und Geschütz entwickelt hatte. Diese Kühnheit brachte den Feind in Bewegung. Die Lützower hatten schwere Verluste und sahen sich genötigt, in die frühere Stellung zurückzukehren. Unter den Verwundeten befand sich auch der Oberjäger Zander. Für den ganzen Abend entwickelte sich nun ein lebhaftes



1-3: Schanzen der Lützower.
4: Stellung der Franzosen.

Artilleriegefecht, dem erst die eintretende Dunkelheit ein Ende machte. An Toten und Verwundeten hatten die Lützower 3 Oberjäger und 40 Mann verloren, während der Verlust des Feindes sich nach den Angaben des dänischen Generals Lowendal auf 10 Offiziere und 300 Mann bezifferte. Das Gros des Feindes ging während der Nacht eine halbe Stunde zurück; der Marschall Davout bezog Quartier im „Grünen Jäger" unweit Grünhof. Am Morgen des 18. August entspann sich der Kampf sofort aufs neue, namentlich wurde der linke Flügel der Lützower hart bedrängt, so daß alle 3 Geschütze in die hier gelegene Schanze geschafft werden mußten. Bald darauf gingen die Lützower zu einem allgemeinen Angriff vor. Es gelang ihnen, allerdings unter großen Verlusten, die Höhen vor dem Schnakenbeker Gehölz zu besetzen. Gegen Mittag trat eine mehrstündige Waffenruhe ein. Nachmittags entbrannte dann der Kampf mit erneuter Heftigkeit. Der Feind, der Verstärkung herangezogen hatte, suchte die Höhen wieder zu nehmen, aber alle Anstrengungen, selbst ein gegen Abend unternommener Sturmangriff, waren vergeblich. Der Verlust der Freischar belief sich an diesem Tage auf über 100 Mann,

auch der Feind verlor eine große Anzahl Leute, namentlich hatten die Büchsen der Tiroler, die sämtlich vorzügliche Schützen waren, verheerend in seinen Reihen gewirkt. Im Laufe des Nachmittags waren Tettenborn und Lützow auf dem Kampfplatz erschienen und hatten ihre Anerkennung für die bewiesene Tapferkeit ausgesprochen. Da aber inzwischen die Nachricht eintraf, daß Büchen bereits von den Franzosen bedroht werde, und somit die Gefahr bestand, abgeschnitten zu werden, ordnete Tettenborn für die folgende Nacht den Rückzug an. Die Geschütze wurden im Dunkel der Nacht abgefahren. Am 19. August, morgens 3 Uhr, zogen sich unter strömendem Regen auch die Truppen, gefolgt von dem wach gewordenen Feind, aber in bester Ordnung durch die Oberstadt zurück. Leider hatte man in der Aufregung des Tages die Verwundeten und Kranken vergessen. Da bei dem Rückzuge des Regens wegen nicht geschossen wurde, so hatten die Armen auch das Herannahen des Feindes nicht rechtzeitig erfahren. Viele wurden auf-

Lützower-Denkmal. Fr. Nissen, Photogr.

gegriffen und von den Franzosen arg mißhandelt. Den meisten gelang es jedoch, über die Elbwiesen zu entkommen. Manche wurden auch von den Bürgern Lauenburgs unter Aufwendung von allerlei List in Sicherheit gebracht. Eine kleine Abteilung von 20 Mann, welche in Krüzen zurückgeblieben war, wurde durch den Jäger Berkowen gerettet. Er schwamm bei Dalldorf durch die Delvenau, schlich sich nach Krüzen und brachte die Leute glücklich über die Delvenau zurück. Den gefallenen „schwarzen Gesellen" aber hat die Stadt Lauenburg 1899, eingedenk der Mahnung des königlichen Sängers der Lützower: „Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke, in deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz, vergiß die treuen Toten nicht" ein zwar einfaches, aber gern gestiftetes Denkmal auf dem Spielplatze errichtet. Blicken wir auf die Bedeutung des Gefechtes, so hatte es unzweifelhaft gezeigt, wie sehr Napoleon sich geirrt, als er behauptete, Davout werde es nur

mit „Gesindel“ und „Lumpenpack“ zu tun haben. (Vgl. den Brief Napoleons an Davout vom 7. August und das von den Verbündeten aufgefangene kaiserliche Schreiben an den General vom 17. August.) Dazu kommt noch folgendes. Die Bedrohung der Rückzugslinie Bernadottes durch Davout hatte ja den Zweck, diesen zum kampflosen Aufgeben Berlins zu veranlassen. Wie nahe Napoleon daran war, diesen Zweck zu erreichen, ersieht man aus der Vorgeschichte und dem Verlauf der Schlacht von Großbeeren, in der die Preußen ohne Bernadottes Hülfe die Rettung ihrer Hauptstadt bewirken mußten. Was im entgegengesetzten Falle der Verlust von Berlin bedeutet haben würde, ist klar genug. Einerseits hätte Preußen den geistigen Mittelpunkt des ganzen Freiheitskampfes verloren, andererseits aber wäre die Stellung Friedrich Wilhelms III. seinen Bundesgenossen gegenüber in verhängnisvoller Weise beeinflußt worden, wenn er nicht einmal mehr Herr seiner Hauptstadt gewesen wäre. Das nun damals Davout nicht in der von Napoleon gewünschten Weise gegen Bernadottes Rückzugslinie vordrang, ist zum Teil wenigstens den bei Lauenburg kämpfenden Lützower Bataillonen zu danken,[1]) hielten sie den Feind doch hier zwei ganze Tage lang fest.

Aus der nächsten Zeit sei nur noch wenig hervorgehoben.

1851 wird Lauenburg Eisenbahnstation, nachdem es schon vorher durch das Wohlwollen des dänischen Königs das gewiß einzig dastehende Recht erlangt, Personen und Güter auf der Lauenburg-Büchener Zweigbahn unentgeltlich befördert zu sehen, sobald auch eine Inanspruchnahme der Hamburg-Berliner Bahn erfolgt, ein Recht, das noch heute besteht und namentlich für die Geschäftswelt große Bedeutung hat. 1872 werden endlich auch die drei Vorstädte mit der eigentlichen Stadt zu einer Gemeinde vereinigt. 1855, 1876 und 1895 richtet das Hochwasser der Elbe viel Unheil an, 1892 die Cholera, die 43 Erkrankungen und 25 Todesfälle veranlaßt.

Was schließlich die Größe des Stadtgebiets anbetrifft, so umfaßt dieses gegenwärtig 655 ha 10 a 97 qm.

Die Bevölkerung bestand 1885 aus 4749, 1900 aus 5436 Personen. 1845 hatte die eigentliche Stadt 1159 Einwohner, während die drei Vorstädte 2637 aufwiesen. Der ganze Ort enthielt also damals 3796 Bewohner. Mithin hat Lauenburg von 1845 bis 1900 eine Zunahme von 1640 Personen zu verzeichnen, was einen jährlichen Zuwachs von etwa 30 Köpfen ergibt.

Eine Nordseefahrt mit dem Schleppnetz.

Von **Philippsen** in Utersum auf Föhr.

II.

Jeder neue Zug brachte neue Mengen genannter Tiere, nur wenig andere Arten wurden erbeutet. Zum Mittagessen wurden aus dem Vorrat der gefangenen Schollen die besten ausgesucht und gebacken; eine reichhaltigere Auswahl habe ich nie auf einer Tafel gesehen: neben Stein-, Glatt- und Goldbutt konnten wir wählen zwischen Seezunge und Kleist, und angesichts dieser köstlichen Auswahl übersahen wir gerne die etwas primitive Tafelausrüstung an Bord. Mein Nachbar, der früher in New-Yorker Hotels beschäftigt gewesen war und den Amerikanern „roastbeef and icecream“ zubereitet und serviert hatte, ließ es sich unter diesen eigentümlichen Umständen selbstverständlich nicht nehmen, uns unsere Fische mundgerecht zu machen, und wir ließen seiner Kochkunst alle Ehre widerfahren; nie

[1]) Dr. Günther, Festrede bei Enthüllung des Lützow-Denkmals.

schmeckten mir Fische besser als hier. Der Nachmittag wurde in gleicher Weise wie der Vormittag ausgenutzt; große Mengen genannter Tiere wurden erbeutet, aber nur wenige seltene Sachen, Algen garnicht. Hin und wieder brachte das Netz einen Seeigel (Echinus esculentus), einen Herzigel (Echinocardium cordatum und lyrifera) oder einen Purpurigel (Spatangus purpurea) mit herauf, kleine Schwämme waren selten, ebenso Mollusken. Unter den schalentragenden Mollusken war eine neue Art, Amauropsis islandica Gmel., gefischt worden, die hierdurch zuerst als in der deutschen Nordsee heimisch nachgewiesen wurde. Je weiter wir hinaus kamen, desto stiller wurde es, die eingezogenen Erkundigungen waren also richtig gewesen; von Westen kam ein Vöglein, flog mehrmals zwitschernd um das Schiff, um dann wieder die Reise weiter fortzusetzen, dem fernen Lande zu. Außer von diesem Vöglein hatten wir im Laufe des Tages mehrmals Besuch von Tieren, die mit dem Ostwinde herausgeflogen kamen; ein Kohlweißling flog dicht bei dem Schiffe vorüber, immer westwärts, dem sichern Tode entgegen, ebenso kamen eine Hornisse und eine Wespe (Vespa germanica), die aber das Schiff nicht wieder verlassen wollten, sei es aus Furcht vor dem ungewissen Schicksal, dem sie entgegensteuerten, oder hatten sie den Honigtopf meines Kollegen, der ein tüchtiger Imker ist und den Proviant deshalb durch einen Topf dieser süßen Labe vermehrt hatte, herausgewittert, genug, wir waren gezwungen, uns gegen diese kecken Überfälle zur See unserer Haut zu wehren; die Angreifer mußten ihre Kühnheit mit dem Leben bezahlen. Allmählich ging der Nachmittag zur Neige, neues wurde nicht mehr gefischt, jedoch wurden recht viele Garneelen erbeutet, von welchen die größten für das Abendessen aufgehoben wurden. Wir fischten jetzt auf einer Wassertiefe von 15 m; der Meeresboden senkt sich nur ganz allmählich, erst bei 20 m fällt er ziemlich schnell ab, doch da der Tag schon so weit vorgeschritten war, so ging es leider nicht mehr, weiter hinauszusegeln, zumal wir für die Rücktour gegen den Wind noch ziemlich zu arbeiten haben würden. Wir waren jetzt in gleicher Höhe mit Westerland auf Sylt, fern am östlichen Horizont erglänzten noch eben die Gipfel der weißen Dünen Sylts, sowie der schwarze Glimmerton des Roten Kliffs im Scheine der untersinkenden Sonne. Noch einen Augenblick, sie ist verschwunden; aber im selben Moment sieht man im Osten das helle Licht des Leuchtturms zu Kampen, während im Südosten das Blinkfeuer des Amrumer Leuchtturms eben über dem Horizont aufleuchtet. Langsam wurde es dunkler, langsam kreuzten wir der Küste näher; wir Passagiere zogen uns zurück, um uns nach den Mühen dieses schönen Tages ein wenig zu erholen. Um 9 Uhr rief uns der Schiffer nach oben; es war völlig dunkel, von dem 2 km entfernten Strande von Westerland rauschten die Klänge der im Freien konzertierenden Kurkapelle herüber, vieltausende Lichter und buntfarbige Lampions der Hotels und Strandpassagen erleuchteten den Strand, und über alles goß der Vollmond, der eben über die Dünen hervorguckte, sein silberhelles Licht, das sich im Wasser wiederspiegelte und sich mit dem herrlichen Meerleuchten vereinigte. Ausdrücke der Bewunderung entrangen sich unserm Munde; ja, die Nordsee kann herrlich sein, wenn es sich so trifft. Jetzt waren wir der Küste auf etwa 500 m nahe gekommen, der Wind wehte angenehm warm, aber kräftig genug, um die von der feuchten Abendluft gedichteten Segel voll zu schwellen, und mit großer Geschwindigkeit glitt die stolze „Möwe" durch die Wogen dahin; eine schnellere Tour hatte sie noch nicht gemacht, eine schönere vielleicht auch nicht. Wie ich die schrecklichen Erlebnisse in Sturm und Unwetter auf diesem Segler nicht vergesse, so wird mir diese herrliche Lustfahrt erst recht unvergeßlich sein. Um 9 Uhr waren wir vor Westerland und um $^1/_2$11 lagen wir schon bei Amrum im Schutze der nahen Küste sicher vor Anker. Unser Abendessen hatten wir schon während

der Fahrt eingenommen; die frisch gekochten Garneelen mundeten trefflich. Mit Freude über diesen so schön verlebten Tag, der so herrliche Erfolge aufwies, mehr, als ich je zu hoffen gewagt, suchten wir unsere Lagerplätze wieder auf, diesmal aber mit besseren Decken versehen, um uns gegen die kalte Seeluft zu schützen und um neue Kraft und neuen Mut für den kommenden dritten und letzten Tag zu finden.

Für den dritten Tag war eine Fahrt im Fahrtrapptief südwärts projektiert, wenn möglich mit einem Vorstoß in die offene See und dann wieder heimwärts. Aber ach, mit des Geschickes Mächten, — am anderen Morgen zeigte uns der Himmel ein anderes Gesicht, die Springflut war auch in der Atmosphäre bemerkbar, dichter Nebel lag auf dem Wasser, der Wind war nach Westen umgesprungen und schien uns Regenwetter in Aussicht zu stellen. Doch vorwärts ging es. Ein Seeadler kam von dem fernen Hörnumsand unmittelbar über dem Wasser dicht an uns heran und steuerte dem nahen Kniepsand bei Amrum zu; der dichte Nebel hatte ihn unser Schiff nicht rechtzeitig erkennen lassen. Unser Leutnant griff nach dem Gewehr; donnernd hallte der Schuß über die Wassermenge, aber die Entfernung war zu weit, unversehrt enteilte der Vogel. Allmählich klärte sich

Sonnen-Seerosen (Heliattis bellis).

der Himmel auf; doch obgleich der Wind stärker wurde und die See höher ging, segelten wir unentwegt dem Ziele zu. Das erste Mal wurde das Netz binnen Hörnumsand auf etwa 20 m Tiefe hinabgelassen; nur einige scheußliche Rochen waren das Ergebnis dieses Fanges. Weiter nach dem Süden, dicht an der Emilusbank, wo vor Jahren das spanische Schiff „Emilus“ strandete, wurden auf etwa 7 m Tiefe großartige Aktiniengründe entdeckt; jeder Zug brachte große Mengen von roten, gelben, weißen und braunen Seerosen mit heraus; leider wurde das Netz von den scharfen Riffen des Sandwurms etwas schadhaft. Diese Aktinienbank, deren Lage wir genau feststellten, war in diesem Frühjahr aber nicht wieder aufzufinden, sie war durch Versanden eingegangen. Jetzt wurden wieder einige Züge in der tiefen Fahrrinne gemacht, sie bestätigten aber nur die am ersten Tage gemachte Erfahrung, daß dort nichts zu suchen ist, da der lose Sand kein Leben duldet; nur einige kleine Würmer (Glycera alba) wurden gefischt, die aber im Vergleich mit den Gefahren, denen das Netz hier ausgesetzt war, kaum in Betracht kamen. Wir bogen deshalb rechts ab, um zwischen Süder-Holtknoppsand und Jungnamensand auf die freie See zu kommen, vielleicht dort

mit besserem Erfolg. Jetzt waren wir in das Gebiet der Seehunde gekommen; in ungeheuren Scharen lagen sie auf den Sandbänken, um sich zu sonnen, wälzten sich aber beim Anblick des Schiffes schleunigst in die Flut. Oft tauchte dicht bei uns ein schwarzer Kopf aus dem Wasser, jetzt wieder, doch im Maule hat der Seehund eine große Scholle, die er mehrmals hochwirft und wieder greift, bis er endlich die Beute in passende Lage bekommt und sie zu verzehren beginnt. Doch soweit sollte es nicht kommen, der jagdeifrige Leutnant stand schon lange mit dem Gewehr schußbereit da; endlich glückte es, einen Schuß abzugeben, die Kugel saß, daß Wasser färbte sich rot, aber der Seehund war gesunken und somit auch verschwunden. Von dem Knall erschreckt, flogen zahlreiche Möwen von den Sandbänken empor, unter welchen besonders schöne Exemplare der Mantelmöwe auffielen, die dort, wie wir nachher erfuhren, sich Taschenkrebse und Einsiedlerkrebse suchen; letztere schützt nicht das starke Gehäuse, worin sie wohnen, da die Möwe dieses durch die Kraft des Schnabels zerbricht. Wir waren jetzt in gefährliche Gegend gekommen, Sandbank bei Sandbank bildeten meilenlange Riffe und Untiefen; alle tragen besondere Namen, die meistenteils von hier gestrandeten Schiffen stammen,

Weiße Aktinien (Adamsia) in verschiedenen Stadien.

und unser alter Schiffsführer wußte uns manches davon zu berichten. Die See fing an, recht unheimlich hoch zu gehen, zu unserer Rechten, etwa 100 m ab, zog sich eine Untiefe weit in die See hinaus, wo sich das Meer zu einer Brandung mächtig auftürmte; bald hier, bald da stieg das Wasser wie eine Dampfwolke hoch empor, der Gischt und der Schaum flogen mit dem Winde weit fort. Wie mag es hier toben bei Sturm und Unwetter! Wehe den armen Schiffern, die sich bei Nacht und Nebel hierher verirren; einige Wellen genügen, um das stärkst gebaute Schiff zu zertrümmern. Aber auch vor uns sah es nicht ganz sauber aus: weiß, alles weiß, soweit man sehen konnte; lang und schwer rollten die schaumgekrönten Wogen heran und brachen sich mit donnerähnlichem Getöse an den Sandbänken. Herrlich wäre es jetzt, auf sicherem Schiffe sich draußen schaukeln zu lassen; doch unsere Tour war nicht dem Vergnügen gewidmet, an ein Fischen war unter diesen Umständen nicht zu denken, und so kehrten wir um, um Jungnamensand einen Besuch abzustatten. Jungnamensand dürfte wohl auf den wenigsten

Karten zu finden sein, gerade wie Seesand angezeichnet ist, in Wirklichkeit aber kaum mehr zu finden ist; die Sandbänke an der Nordseeküste entstehen und vergehen oftmals ungemein schnell. Jungnamensand ist augenblicklich der höchste Sand in der Umgebung von Amrum, vielleicht 1 km breit, 3—4 km lang und zur Ebbezeit etwa 5—7 m hoch. Auf dieser Sandbank lag sehr viel Tang angespült, darunter verschiedene Arten, die auf dieser Tour noch nicht gefischt waren, so der schöne Zuckertang (Laminaria saccharina), auch in der kurzstengeligen Varietät (var. Phyllites), ferner der Fingertang (Laminaria digitata), dessen zerschlitzter Thallus an das Blatt der Zwergpalme erinnert, und der wunderliebliche Blatttang (Delesseria sanguinea), dessen Schönheit den Engländer Dawson Turner zu einer Lobrede begeisterte, worin er den-

Lebendes Seemoos im Seewasser-Aquarium (Sertularia argentea Ell. Soll.)

selben mit der Rose im Garten vergleicht. Aus dem Sand eben über der niedrigsten Wassergrenze konnten wir mächtige Taschenkrebse (Cancer pagurus) herauskratzen. Vielen waren leider von den freßgierigen Möwen Beine und Scheren abgerissen; selbst die mächtigsten dieser Riesenkrabben mit den gefährlichen Waffen sind gegen die Möwen ohnmächtig, und wenn diese ihnen auch nicht den Rückenpanzer einhauen können, so reißen sie ihnen doch die Gliedmaßen ab. Am Westrande lagen große Mengen von Seemoos (Sertularia argentea) angespült, die beim Seemoosfischen südlich der Sandbank jedenfalls vom Boden losgerissen worden waren. Mit der gerade einsetzenden Flut trieben schöne Quallen an, unter denen besonders die hübsche Chrysaora isoscelles auffiel, so daß ich das Glück hatte, einige tadellose Exemplare davon zu bekommen; der weißliche Schirm mit zartbrauner Strahlung, die braunen Randlappen und die braungerandeten Fangarme machen diese Qualle noch schöner als die sonst häufige Kornblumenqualle (Cyanea Lamarki).

Die immer stärker einsetzende Flut mahnte uns endlich zum Aufbruch. Südlich um Amrum herum, dicht an Wittdün vorbei ging die Reise jetzt wieder Föhr zu. Reich beladen, reich an neuen Kenntnissen kehrten wir wieder zurück. — Abgesehen von einigen kleinen Unfällen, war dir Tour herrlich geglückt und hatte von verschiedenen Tieren eine über alle Erwartung reiche Ausbeute gebracht, und wenn auch hin und wieder in der wissenschaftlichen Beobachtung sich einige Lücken fanden, die sich durch die kurze Zeit, welche mir zur Verfügung stand, entschuldigen lassen, so darf ich doch hoffen, diese bei nächster Gelegenheit ausfüllen zu können, wo ich mit anderen Netzen und hoffentlich mehr Zeit eine neue Expedition in Stand setzen werde.

Ein Schleswig-Holsteiner als schwedischer Feldmarschall.[1])

Von H. Philippsen in Hamburg.

Auf der Nordseite der St. Nikolaikirche zu Amsterdam befindet sich eine Kapelle, die im Mittelalter von Hamburger Mitgliedern der Hansa errichtet ist und bis heute den Namen des Hamburger Chores führt. In diesem Chor ruht neben verschiedenen hervorragenden Personen früherer Zeiten auch ein Sohn Schleswig-Holsteins, der General-Feldmarschall Paul Würtz, Baron von Ornholm. Trotz seiner einstigen Bedeutung ist dieser Mann in seiner engeren Heimat fast unbekannt geworden. Keine der zahlreichen, die Landesgeschichte Schleswig-Holsteins behandelnden Zeitschriften und Sammelwerke bringt eine Notiz über ihn, nur Holberg in seiner dänischen Reichs-Historie spricht an einer Stelle kurz von dem „bekannten" General Paul Würtz und Adam Olearius in der von ihm herausgegebenen holsteinischen Chronik gedenkt seiner ebenfalls nur beiläufig. Wir sind daher hauptsächlich auf auswärtige Quellen angewiesen, wenn wir etwas Näheres über unseren Kriegshelden erfahren wollen. In erster Linie kommen hier die hamburgischen Chronisten in Betracht, aber auch bei niederländischen Schriftstellern finden wir vereinzelte biographische Daten, die, ergänzt durch das, was uns im eigenen Lande aus Familienpapieren noch erhalten ist, das nachfolgende, freilich lückenhafte, aber immerhin nicht uninteressante Lebensbild des einst hochstehenden und durch eigene Verdienste emporgestiegenen Mannes liefern.

General-Feldmarschall Paul Würtz.

Die Stadt Husum, die unserer Heimatprovinz schon viele geistig bedeutende Männer geschenkt hat, ist der Geburtsort auch unseres Würtz. Hier lebte, wie wir urkundlich nachweisen können, gegen Ende des 16. Jahrhunderts als Besitzer eines Hauswesens Paul Würtz oder Wirtz in Gemeinschaft mit seiner, aus Frau und 2 Kindern, einem Sohne Klaus und einer Tochter Maria, bestehenden Familie.[2]) Die Vermögensverhältnisse derselben können keine glänzenden gewesen sein. Die

[1]) Quellen: 1. „Das verwirrte Europa" von P. Valckenier; Amsterdam 1677. (Zwei Foliobände.) 2. Band 43. 5 der „Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte." 3. Hamburgische Chronik von Gallois. 4. Kampen, Geschichte der Niederlande. Hamburg 1831.

[2]) Ich verdanke diese Familiennachrichten der Freundlichkeit des Herrn Gymnasiallehrers Voß in Husum, was ich hier hervorheben möchte. D. V.

noch vorliegenden Schuldurkunden des Paul Würtz lassen darauf mit Sicherheit schließen, und auch der Umstand, daß selbst die Kinder des Schuldners für diesen die Bürgschaft übernahmen, ist bezeichnend für die geringe Sicherheit, die das aus Haus und einigen Demat Landes bestehende Würtzsche Gewese den Gläubigern bot. Ob letzteres nach dem Tode der Eltern auf den Sohn Klaus Würtz überging, ist nicht mehr nachweisbar, wir wissen nur, daß dieser sich später mit Margareta Busch verehelichte, und daß aus dieser Ehe unser Paul Würtz, der nach seinem Großvater benannt sein wird, hervorging. Eine außergewöhnliche Schulbildung hat Klaus Würtz seinem Sohne sicher nicht geben können; den besten Unterricht erhielt dieser vielleicht durch den eigenen Vater, denn ein aus dem Jahre 1608 stammender Schuldschein beweist nicht nur, daß Klaus Würtz seinen Namen schreiben, sondern auch verhältnismäßig schön schreiben konnte, was für die damalige Zeit bei Personen seines Standes eine Ausnahme war und gute Schulkenntnisse voraussetzte. Nehmen wir nun noch an, daß es dem jungen Sprößling des Würtzschen Geschlechtes nicht an natürlicher Begabung, auch nicht an Energie und Ausdauer fehlte, dann haben wir die Voraussetzungen, die bei guter Erziehung die günstige Entwicklung eines Jünglings bedingen und dessen Fortkommen sichern. Mit diesen wenigen Angaben muß aber auch die Beschreibung der Jugendzeit unseres späteren Strategen schließen; nicht einmal sein Geburtsjahr ist genau bekannt, wir wissen nur, daß dieses vor dem Jahre 1606 liegen muß.

Ob Paul Würtz nach Beendigung seiner Schulzeit ein Handwerk erlernte und etwa nach absolvierter Lehrzeit in die Fremde zog, ist ebenfalls nicht mehr festzustellen. Eine hamburgische Chronik behauptet, ohne weitere Aufklärung zu geben, daß er als Jüngling nach Straßburg „auf die Schanzarbeiten und von da bei günstiger Gelegenheit in die weite Welt gegangen" sei. Wann und wie er unter die Soldaten und in die schwedische Armee geraten, wird uns nirgends berichtet; erst gelegentlich des westfälischen Friedens (1648) hören wir wieder von ihm, und zwar tritt er hier bereits als schwedischer Oberst auf. Die nachfolgende, wechselreiche Zeit wird Würtz Gelegenheit geboten haben, zu dem von der Königin Christine von Schweden als Thronfolger bestimmten Fürsten Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken in nähere Beziehung zu treten. Daß er sich dessen besonderer Gunst erfreut hat, geht schon daraus hervor, daß dieser Fürst, als er im Jahre 1654 den Thron der Königin Christine bestieg, außer dem General von der Linde unseren inzwischen zum General-Major beförderten Würtz beauftragte, für ihn um die Hand der Prinzessin Hedwig Eleonore, der Tochter des Herzogs Friedrich III. von Gottorp, anzuhalten, welche Mission, nebenbei bemerkt, den erwünschten Erfolg hatte.

Die bald darauf begonnenen Feldzüge des Schwedenkönigs in Polen brachten Würtz reiche Lorbeeren. Am 6. Oktober 1655 erhielt er den Befehl, die Stadt Krakau mit 2500 Mann Fußvolk und 600 Dragonern zu besetzen. Würtz hielt diesen für die Operationen des Königs wichtigen Platz trotz einer harten Belagerung von seiten der Polen und verblieb dort noch auf besondere Bitte des siebenbürgischen Fürsten Ragoczy einige Zeit. Für diese Verdienste wurde Würtz unter dem Titel Baron von Ornholm in den Freiherrenstand erhoben. Im Jahre 1657 verteidigte er Krakau zum zweiten Male, wie er denn später bei Peplin, Kulm und Marienwerder nicht unwesentliche Vorteile über die Polen errang. Als Kommandanten von Stettin finden wir Würtz im Jahre 1659. Beim Ausbruch des dänischen Krieges versuchte er, die kleine Festung Dömitz an der Elbe zu nehmen; sein Anschlag ward jedoch durch die Wachsamkeit des Herzogs Christian Ludwig von Mecklenburg verhindert. Glücklicher war er in der Verteidigung Stettins, die er gegen die brandenburgischen sowie gegen die kaiserlichen

Truppen, welche in Pommern eingerückt waren, mit vielem Geschick leitete. Er wagte sogar einen Einfall in das kaiserliche Lager, wobei er große Tapferkeit an den Tag legte. Der Überlegenheit seiner Gegner wußte er mit seinem Korps geschickt zu entkommen, trotzdem dieses stark bedrängt und ihm selbst ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde. An den kriegerischen Operationen seines Königs in Schleswig-Holstein und Dänemark scheint er nicht teilgenommen zu haben, wenigstens findet sich sein Name in den diese Zeitperiode behandelnden Geschichtswerken nirgends vor. Vermutlich hat sein Kommando in Pommern ihn von dem schwedisch-dänischen Kriege ganz ferngehalten.

Mit dem Tode des Königs, der am 13. Februar 1660 erfolgte, sank der Stern unseres Kriegshelden. Bei Besetzung der Stelle eines Feldmarschalls, auf die er als ältester General Anspruch erheben zu können glaubte, wurde er übergangen. Hierüber erbittert, nahm er bald darauf seine Entlassung und ließ sich in Hamburg nieder, wo er als Privatmann zurückgezogen lebte. Die Revenüen eines großen Vermögens, das er sich während seiner Dienstzeit erworben hatte, gestatteten ihm die Führung eines standesgemäßen Haushalts. Was Würtz veranlaßte, gerade Hamburg zu seinem Aufenthalt zu wählen, erscheint uns erklärlich, wenn wir berücksichtigen, daß hier der Resident der schwedischen Ex-Königin Christine, der reiche Israelit Manuel Texeira, lebte, mit dem er intimen Umgang hielt und von dessen Einfluß er vermutlich seine Rehabilitierung seitens der schwedischen Regierung erhoffte. Wenn ein Chronist behauptet, daß Würtz auf kurze Zeit in dänische Dienste getreten und zum Feldmarschall bezw. Statthalter von Holstein befördert sei, so ist diese Angabe nicht zutreffend.

Den Heerführern der alten Zeit war vielfach der Krieg ein Handwerk, das von ihnen, unbekümmert um die Nationalität der streitenden Mächte, überall da betrieben wurde, wo für sie Ruhm oder Erwerb in Aussicht standen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn unser Würtz, sein Stillleben unterbrechend, im Jahre 1671 neben dem Prinzen Johann Moritz von Sachsen als zweiter Feldmarschall unter dem Oberkommando des Prinzen Wilhelm Heinrich von Oranien in die Dienste der Generalstaaten trat und damit vorübergehend wieder auf dem Schauplatz seiner altgewohnten Tätigkeit erschien. Die Generalstaaten wurden durch Ludwig XIV. hart bedrängt und sahen sich zur Verteidigung ihres Landes genötigt. Würtz, der für die niederländische Armee bereits in Hamburg eine Anzahl Offiziere warb, hatte dem mächtigen Franzmann gegenüber eine schwierige Aufgabe. Nur 20000 schlecht geübte und ungenügend bewaffnete Soldaten vermochten die Niederlande dem in drei Abteilungen vorrückenden feindlichen Heere von nahezu 200000 Mann entgegenzustellen. Dennoch gelnng es Würtz, den bereits im Süden des Landes siegreich vordringenden Feinden beim sog. Zollhause vorerst den Weg nach Amsterdam zu verlegen. Die von ihm befehligte holländische Reiterei, wenn sie auch nicht den Übergang der Franzosen über den Rhein verhindern konnte, tat sich dabei ganz besonders hervor, was von allen Seiten der umsichtigen Leitung ihres Führers zugeschrieben wurde.

Würtz fand aber in diesem ungleichen Kampfe nicht die erwartete Operationsbasis und nahm bereits vor Beendigung des Krieges seine Entlassung. Im Juni 1674 finden wir ihn wieder in Hamburg. Von hier aus bittet er „wegen seiner absonderlichen Geschäfte“ und da „die Franzosen beinahe alle Posten und Plätze, deren sie sich in den Vereinigten Niederlanden bemächtigt, wiederumb verlassen,“ um Enthebung von seinem Posten. In ehrenvoller Anerkennung seiner „Meriten und Qualität“ und unter der Versicherung, daß ihm „eine dankbare Erinnerung der guten und treuen geleisteten Dienste,“ die er „dem Lande getan, allzeit erhalten bleiben werde,“ wurde dem alternden Feldmarschall die ausgesprochene Bitte gewährt.

Die Teilnahme unseres Würtz an dem niederländischen Kriege ist Veranlassung zu seiner Erwähnung in der vierten, durch Boileau an Ludwig XIV. gerichteten Epistel geworden. Der Dichter nennt den Marschall hier spottweise: l'espoir du pays et l'appui de ses murs, auch macht er sich über seinen Namen lustig: Wurts! — Ah! quel nom, grand roi, quel Hector que ce Wurts! Aus dieser Zeit stammt auch das noch vorhandene einzige Porträt von Würtz, das uns den Dargestellten als mittleren Fünfziger in holländischer Feldherrn-Uniform mit Küraß und Schärpe zeigt.

Die Heldenlaufbahn unseres Würtz ist hiermit abgeschlossen. Welche „absonderlichen Geschäfte" ihm in Hamburg, das er bis zu seinem Tode nicht mehr verlassen hat, obgelegen, kann nicht angegeben werden. Krankheit und Alter zwangen ihn, soweit wir wissen, von jetzt ab zur Untätigkeit und zum beschränkten Verkehr mit einer kleinen Zahl auserlesener Freunde, unter denen uns außer dem oben genannten Texeira der dänische Agent Egidius Harring, der russische Leibarzt Dr. Wandelin Sybellist und der in hamburgischen Diensten stehende Major Hans Peter Sauerbrei besonders genannt werden.

Würtz hat sich trotz seiner hohen Stellung und seines großen Vermögens nicht die Liebe und Achtung der Hamburger zu erwerben vermocht. Die Chronik berichtet in dieser Beziehung geradezu skandalöse Vorgänge von Verhöhnung des vornehmen Gastes, die um so auffälliger erscheinen, als sie erst anläßlich seines am 24. März 1678 erfolgten Todes sich ereigneten. Für die sichere Erklärung derselben fehlen uns die nötigen Anhalte; wenn wir aber annehmen, daß die Abneigung gegen Würtz allein durch dessen Lebensweise und religiös-freisinnige Anschauung hervorgerufen wurde, so glauben wir keinen Fehlschluß zu tun.

Würtz war, wie wir gesehen haben, in der verrohten Zeit des 30jährigen Krieges, unter zügellosen Soldatenhorden und in stetigem Lagerleben zum Manne gereift. Seine spätere Stellung brachte ihn in enge Berührung mit den verschiedensten Höflingen, die vielfach dem Beispiele, das ihnen der sittenlose Hof eines Ludwig XIV. gab, gerne folgten. Wenn die Anschauungen und Neigungen unseres Würtz durch diesen Umgang stark beeinflußt wurden, so ist das bedauerlich, aber begreiflich. Wir erfahren denn auch, daß Würtz sich nicht scheute, mit seiner „Gouvernante" namens Johanna von der Planken ohne kirchliche Trauung in intimster Weise zusammenzuleben. Dieses Verhältnis, in Verbindung mit seiner offen betätigten Freigeisterei wird vorwiegend den Grund für die ihm erwiesene Antipathie seitens der hamburgischen Bevölkerung gebildet haben. Besondere Nahrung erhielt diese Aversion zweifellos noch dadurch, daß nach dem Tode des Feldmarschalls das geistliche Ministerium die nachgesuchte Beisetzung des Verstorbenen in der Michaeliskirche, in deren Pfarrbezirk der Todesfall eingetreten war, unter der Motivierung verbot, „daß er als ein Heide gelebt und gestorben, sich zu keiner Religion bekennen wollt, von Beicht und Abendmahl nichtig gehalten, obschon er in seinen letzten Stunden dazu vermahnet worden." Als man endlich die vorläufige Überführung der Leiche in die damalige Domkirche genehmigte, wo sie bis weiter" auf das hohe Chor gesetzet" wurde, hielt der Pöbel Hamburgs den Zeitpunkt für gekommen, seinen Empfindungen für den Verstorbenen die Zügel schießen zu lassen. In dichten Scharen begleitete er den Leichenkonduct und sang dem Toten das lästerliche Abschiedslied nach: Er hat gelebet ohne Frau und ist gestorben wie eine Sau.

Die Leiche war köstlich gekleidet, „aber das Haupt kriegte niemand zu sehen, weil es abscheulich aussahe, die Zunge hing ihm kohlschwarz aus dem Halse und Rachen." So lautet der Bericht des Chronisten, dem man die Absicht, den Verstorbenen als ein dem Teufel verfallenes und von diesem gezeichnetes Opfer hin-

zustellen, recht deutlich anmerkt, obgleich die beschriebenen Verunstaltungen bei der Art der Krankheit, an der Würtz starb, der Wassersucht nämlich, namentlich bei vorgeschrittenem Körperverfall, nicht gerade ungewöhnliche sind.

Wie lange die Leiche im Dom zu Hamburg gestanden, ist unbekannt. Im Herbst 1679 ist sie bereits in Amsterdam in dem eingangs benannten Chor der Nikolaikirche zur Ruhe bestattet, denn vom 24. Oktober des obengedachten Jahres datiert die dem vaterlandslos gewordenen Kriegshelden gewidmete, in holländischer Sprache verfaßte Grabschrift. Das Versprechen einer dankbaren Erinnerung, das man dem einstigen Feldmarschall bei seinem Rücktritt gegeben, löste man durch seine würdige Bestattung in niederländischer Erde ein. Hier ruht er in einem kupfernen Sarge, über sich an der Mauer eine große, von Kriegsinsignien umgebene Tafel mit dem Wappen des Verstorbenen, drapiert mit Degen, Marschallsstab, Wappenhemd, Handschuhen und Sporen.

Würtz hinterließ ein Vermögen von 300 000 Talern, das er in Höhe von 100 000 Talern seiner Geliebten und dem mit ihr gezeugten Kinde vermachte. Seinen Freunden Texeira, Harring und Sauerbrei sowie seinen Hausbeamten und Dienern wie auch den Hamburger Armenhäusern überwies er ebenfalls Legate in verschiedener Höhe. Das betreffende Testament, das nicht von Würtz, sondern von einem Schreiber Joh. Biel ausgefertigt war, wurde jedoch vom Kaiser „verarrestiret" und aus verschiedenen Gründen für ungültig erklärt. Infolgedessen nahm der Rat zu Hamburg den gesamten Nachlaß des Testators an sich und brachte ihn auf das St. Johanniskloster. Von hier aus wurde er später nach Amsterdam überwiesen und bei der dortigen Waisenkammer hinterlegt. Bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ist sowohl in Holland als auch in Hamburg um den Nachlaß gerichtlich gestritten worden; wem derselbe schließlich zugefallen, hat nicht festgestellt werden können.

Paul Würtz war allerdings „des Glückes abenteuerlicher Sohn," aber keineswegs in schlechterem Sinne als viele seiner Zeitgenossen im Waffenkleide, deren Namen die Geschichte noch heute rühmend nennt. Ihm, dem in fremder Erde ruhenden Landsmann an dieser Stelle ein Denkmal im vorstehend umgrenzten, anspruchslosen Rahmen zu setzen, erschien daher berechtigt, umsomehr, als keine unredliche Tat sein Andenken trübt und über seine Schwächen und Irrungen zu richten uns Erdenmenschen nicht gebührt.

Das Märchen von der untergeschobenen Braut.

Von Prof. Dr. W. Wisser in Oldenburg i. Gr.

Es gibt eine Gruppe von Märchen — bis jetzt sind es ihrer 12 —, in denen die Braut sich am Hochzeitstag durch die Magd vertreten läßt.

Von diesen Märchen sind fünf in Dänemark gefunden (D. 1—5), vier in Schweden (S. 1—4), zwei (J. 1. 2) in Island. In Deutschland ist ein Märchen dieses Inhalts südlich von der Elbe überhaupt noch nicht gefunden, und nördlich von der Elbe bis jetzt nur eins, das Märchen von der Jungfer Maleen,[1]) das Müllenhoff, als er vor 60 Jahren die schleswig-holsteinischen Volksüberlieferungen sammelte, aus Meldorf erhalten hat, und das dann die Brüder Grimm, die ein solches Märchen noch nicht hatten, auch in ihre Sammlung (Nr. 198) herübergenommen haben.

[1]) Müllenhoff S. 391 ff.

Der gemeinschaftliche Inhalt der fremden Märchen — mit Ausnahme zunächst der beiden isländischen — ist folgender. Eine Jungfrau kommt unerkannt als Magd in das Haus ihres früheren Verlobten, eines Königssohns, gerade wie dieser im Begriff steht, sich mit einer andern zu verheiraten. Die neue Braut, die am Hochzeitstag nicht ausgehen kann, dringt in sie, sie beim Kirchgang in ihren Kleidern zu vertreten. Die Magd tut es und spricht dabei in rätselhaften Reimen von ihren früheren Erlebnissen. Am Abend fragt der Königssohn die zu Hause gebliebene Braut, was sie auf dem Kirchgang gesagt habe, und entdeckt auf diese Weise den Betrug, worauf die frühere Braut aus ihrer Verborgenheit hervortritt und die Gemahlin des Königssohns wird.

Als Eingang haben diese Märchen den Zug gemein, daß die Jungfrau von ihrem Vater in eine Erdhöhle oder ein unterirdisches Gemach eingeschlossen wird, aus dem sie sich erst nach sieben Jahren befreit.

Im einzelnen finden sich allerhand Abweichungen. So wird die Vertretung der Braut in vier Märchen (D. 1. 2. S. 1. 2) dadurch veranlaßt, daß diese sich in andern Umständen befindet. In S. 4 wird Krankheit als Grund angegeben, doch wird dies nur ein verschleiernder Ausdruck sein für denselben Zustand. In D. 5 scheut sich die Braut aufs Pferd zu steigen. In D. 4 kann sie die Kirche nicht betreten, weil sie eine Hexe ist. In D. 3 und S. 3 läßt sie sich vertreten, weil sie in einen andern verliebt ist.

Eingeschlossen wird die Jungfrau in den meisten Märchen deshalb, weil sie wider den Willen ihres Vaters einen Königssohn heiraten will. In D. 4 und 5 wird sie zu ihrer eigenen Sicherheit eingeschlossen, weil ihr Vater und ihr Bräutigam in den Krieg ziehen wollen.

Die Befreiung geschieht in vier Märchen durch ein Tier, und zwar in D. 1 und 2 durch einen Wolf, in S. 1 und 2 durch einen Hund.

In den beiden isländischen, auch sonst stark abweichenden Märchen läßt sich die Braut von der Magd in der Hochzeitsnacht vertreten, und zwar in J. 1, weil sie in andern Umständen ist, in J. 2, weil ihr von einer Geburtsfrau angewünscht ist, sie solle in der Brautnacht und in den beiden folgenden Nächten in einen Sperling verwandelt werden. Hinsichtlich des Eingangs ist J. 2 ganz abweichend; in J. 1 wird die Jungfrau von der Stiefmutter und der Stiefschwester in eine tiefe Grube gestoßen.[2])

Auf diese Übersicht über den Inhalt der fremden Märchen lasse ich jetzt eine eingehendere Inhaltsangabe des Müllenhoffschen Märchens folgen.

Maleen, eine Königstochter, liebt einen Königssohn und will, trotzdem ihr Vater dagegen ist, nicht von ihm lassen. Da wird sie mit einer Kammerfrau auf sieben Jahre in einen hohen Turm gesperrt, und die Eingänge des Turms werden zugemauert. Als der Speisevorrat aufgezehrt ist, merken die beiden Gefangenen, daß die sieben Jahre um sein müssen. Aber niemand kommt, sie zu befreien. Da versuchen sie ein Loch durch die dicken Mauern zu bohren. Wie das Loch so groß ist, daß sie hinausschauen können, sehen sie das Schloß zerstört — das haben die Feinde getan —, das Land verwüstet und menschenleer. Sie vergrößern das Loch, bis sie hindurch kriechen können, und es gelingt ihnen, sich auf den Boden hinabzulassen. Sie durchirren nun des vertriebenen Königs Reich und müssen ihren Hunger mit Brennesseln stillen. Endlich kommen sie in ein fremdes Land und verdingen sich als Küchenmädchen in dem Schloß des früheren

[2]) Die obigen Angaben sind entnommen aus der reichhaltigen und interessanten Rostocker Doktordissertation von P. Arfert ‚Das Motiv von der unterschobenen Braut in der internationalen Erzählungsliteratur.' Schwerin 1897. Hier ist S. 34 ff. auch die Literatur angegeben.

Verlobten. Dieser ist gerade im Begriff, sich mit einer andern Prinzessin zu verheiraten. Die Braut ist aber so häßlich, daß sie sich vor den Leuten nicht sehen lassen mag. Sie zwingt deshalb die schöne Magd Maleen, ihre prächtigen Kleider anzulegen und statt ihrer mit dem Königssohn zur Kirche zu gehen. Auf dem Wege dahin kommen sie bei einem Brennesselbusch vorbei. Da sagt Maleen:

Brennettelbusch kleen,
Wat steist du hier alleen?
Ik heff de Tit gewęten,
Da ik di heff ungesaden, ungebraden ęten.[3])

An dem Steg vor dem Kirchhof sagt Maleen:

Karkstęgels, brick nich,
Bün de rechte Brut nich.

Und vor der Kirchentür:

Karkendör, brick nich,
Bün de rechte Brut nich.

Auf die Frage des Königssohns, was sie gesagt habe, antwortet sie jedesmal: ‚O nichts, ich dachte nur an die Jungfrau Maleen'.

Der Königssohn befestigt nun ein köstliches Geschmeide um ihren Hals und läßt sich dann mit ihr trauen. Ins Schloß zurückgekehrt, muß aber Maleen die schönen Kleider ausziehen und der Prinzessin wiedergeben. Nur das Geschmeide behält sie.

Als der Königssohn abends mit der Prinzessin allein ist, fragt er sie, was sie zu dem Brennesselbusch gesagt habe. Sie weiß ja von nichts. Er will es aber durchaus wissen. Da sagt sie:

Mutt herut na mine Magd,
De min[4]) Gedanken dragt.[5])

Sie läuft hinaus, um Maleen zu fragen, und bringt dann dem Königssohn die Antwort. Seine weiteren Fragen, was sie vor dem Steg und was sie vor der Kirchentür gesagt habe, beantwortet sie auf dieselbe Weise. Endlich will er auch das Geschmeide sehen. Nun muß sie ja die Wahrheit gestehen. Wie sie dann aber Maleen hereinführen soll, befiehlt sie den Dienern, die Magd umzubringen. Da kommt zur rechten Zeit der Königssohn heraus, sieht das Geschmeide und erkennt die ihm Angetraute wieder. Und wie er recht zusieht, erkennt er auch, daß es seine frühere Braut Maleen ist. Da wird Maleen seine Gemahlin, und der Betrügerin wird der Kopf abgehauen.[6])

Dies Märchen leidet an zwei starken Unwahrscheinlichkeiten. Erstens ist es nicht zu begreifen, wie die Gefangenen es angestellt haben, ein Loch durch die dicken Mauern zu bohren und sich von oben auf den Boden hinabzulassen. Die Überlieferung kümmert sich darum nicht; sie sagt einfach, daß sie das Loch gebohrt haben, und daß es ihnen ‚gelang', sich hinabzulassen. Und ferner, wenn die neue Braut garstig und häßlich ist, Maleen aber ‚bildschön' oder, wie Müllenhoff schreibt, ‚schön wie der Tag', wie kann dann der Königssohn, und wie können die Leute Maleen für die Braut halten? Die Überlieferung geht auch über diese

[3]) So in Müllenhoffs Quelle, nur daß hier ursprünglich ‚un ungebraden' gestanden hat und dann das zweite ‚un' durchgestrichen ist. Ob die Lesart ‚ungesaden, ungebraden' richtig ist, scheint mir zweifelhaft. Denn Nesseln kann man wohl sieden, aber nicht braten.

[4]) So in der Handschrift.

[5]) Die Überlieferung ist hier schwerlich richtig; denn wo sagt man ‚dragt' st. dricht'? In Dithmarschen jedenfalls nicht.

[6]) Das Müllenhoffsche Märchen ist von Friedr. Röber (Gedd. 3. Aufl. 1897) dramatisiert. In Maeterlincks ‚Prinzeß Maleen' sind nur einzelne Motive des Märchens benutzt.

Unwahrscheinlichkeit glatt hinweg; sie sagt einfach: ‚alle Leute erstaunten, als sie sie in ihrer Schönheit sahen, und der Königssohn ging stolz an ihrer Seite'.

Ohne Zweifel gehen diese beiden Unwahrscheinlichkeiten auf eine Entstellung der Überlieferung zurück. Die Häßlichkeit hat ursprünglich offenbar denselben Zustand bezeichnen sollen, wie oben die Krankheit. Und von dem Turm läßt sich sogar noch nachweisen, daß er auf einer willkürlichen Änderung des richtig Überlieferten beruht.

Das handschriftliche Original nämlich des Müllenhoffschen Märchens ist noch vorhanden und befindet sich zur Zeit in meinen Händen. In diesem aber hat ursprünglich gestanden ‚unterirdisches Gewölbe' und ‚hinabgeführt'. ‚Turm' und ‚hineingeführt' sind in den Text erst hineinballhorniert. Und der Turm hat dann natürlich wieder den törichten Einfall veranlaßt, die Gefangenen in dem Turm *oben* sitzen zu lassen, so daß sie sich ‚hinablassen' müssen. Der ‚hohe' Turm stammt übrigens erst von Müllenhoff.

Noch weit mehr als in dem von Müllenhoff nur leicht retouchierten Original ist die ursprüngliche Überlieferung entstellt in der *Grimm*schen Fassung.

In der irrtümlichen Annahme nämlich, daß die Hauptzüge, der hohe, zugemauerte Turm und die Häßlichkeit der Braut, sicher überliefert seien, ist hier der Versuch gemacht, die Unwahrscheinlichkeiten der Überlieferung durch eigene Erfindungen zu beseitigen und das Unbegreifliche begreiflich zu machen. So wird zunächst erklärt, wie die Gefangenen es möglich gemacht haben, ein Loch durch die Mauer zu bohren. Maleen ‚nahm das Brotmesser, grub und bohrte an dem Mörtel eines Steins, und wenn sie müde war, so löste sie die Kammerjungfer ab. Nach langer Arbeit gelang es ihnen, einen Stein herauszunehmen, dann einen zweiten und dritten . . . und endlich war die Öffnung so groß . . ., daß sie hindurch schlüpfen konnten.' Ebenso wird dann auch genauer angegeben, in welcher Weise es ihnen ‚gelang', sich hinabzulassen: . . . ‚so *sprang* zuerst die Kammerjungfer herab, und dann folgte die Jungfrau Maleen'.

Ganz besonderer Scharfsinn ist darauf verwandt, die Häßlichkeit der Braut glaubhaft zu machen. ‚Die Hochzeit war festgesetzt und die Braut angelangt, bei ihrer großen Häßlichkeit aber ließ sie sich vor niemand sehen und schloß sich in ihre Kammer ein, und die Jungfrau Maleen mußte ihr das Essen aus der Küche bringen'. So ist es der Braut trotz ihrer Zurückgezogenheit möglich gemacht, mit Maleen zusammen zu kommen und sie zum Anziehen des Hochzeitskleides zu bestimmen. ‚Als' dann Maleen ‚in den königlichen Saal eintrat, erstaunten alle über ihre große Schönheit . . . Der Bräutigam erstaunte und dachte: „sie gleicht meiner Jungfrau Maleen, und ich würde glauben, sie wäre es selbst, aber die sitzt schon lange im Turm gefangen oder ist tot." Er nahm sie an der Hand und führte sie zur Kirche . . .' ‚Als' dann ‚die Nacht herankam und die Braut in das Zimmer des Königssohns sollte geführt werden, so ließ sie den Schleier über ihr Gesicht fallen, damit er den Betrug nicht entdecken sollte'. Und endlich, wie die Braut das Geschmeide nicht vorzeigen kann, da ‚zog er ihr den Schleier vom Gesicht, und als er ihre grundlose Häßlichkeit erblickte, sprang er erschrocken zurück und sprach: „Wie kommst du hierher? Wer bist du?" . . .'

Diesen Grimmschen Erfindungen kann man ja das Zeugnis nicht versagen, daß sie sich mit den Schwierigkeiten der Überlieferung in sehr geschickter Weise abzufinden wissen, aber die ursprüngliche Gestalt des Märchens ist so stark verändert, daß man es kaum noch wieder erkennt.

In einer befriedigenden Fassung haben wir also das Märchen von der untergeschobenen Braut in Deutschland bis jetzt noch nicht.

Unter diesen Umständen ist es doppelt erfreulich, daß sich kürzlich eine Fassung

gefunden hat, die zwar auch von Unklarheiten nicht ganz frei ist, die aber doch im großen und ganzen gut überliefert zu sein scheint und an Echtheit und Ursprünglichkeit den besten nordischen Fassungen an die Seite gestellt zu werden verdient. Ich habe sie in Eutin aufgefunden, wo sie mir von einer alten Frau Lembcke erzählt worden ist. Es ist die in Nr. 10 des vor. Jahrgangs mitgeteilte Geschichte von **‚De Könisdochter in 'n Keller.'**

Mitteilungen.

1. **Stiftung eines Kronleuchters in der Kirche zu Heiligenhafen.** Bis vor wenigen Jahren waren im Besitze der hiesigen Metallarbeiter-Innung zwei Protokolle des alten Schmiedeamts in Heiligenhafen. Die Aufzeichnungen dieser alten Urkunden umfaßten den Zeitraum von 1592 bis ungefähr zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Leider sind diese Bücher verloren gegangen. Ob sie irgendwo in einer Rumpelkammer der Vergessenheit anheimgefallen sind und später einmal wieder auftauchen werden, wer vermag's zu sagen? Abgesehen von dem Anfang, enthielten sie ausschließlich Nachrichten über Innungsangelegenheiten; bedeutsame Notizen aus Heiligenhafens Vergangenheit waren nicht darin enthalten. Die ersten Eintragungen — beschafft im Jahre 1604 —, die von den folgenden nicht bloß inhaltlich und stilistisch, sondern auch durch schöne, korrekte Schriftformen, durch Sauberkeit sich unterschieden, sind wahrscheinlich das Werk des damaligen Predigers, Bürgermeisters oder einer anderen hervorragenden Persönlichkeit im Orte. Da der erste Teil dieser alten Chronik, wie alle derartigen Schriften, schwer leserlich war, so hat im Jahre 1886 der damals hier ansässige Tierarzt Ehlers, ein eifriger Altertumssammler, denselben möglichst wortgetreu ins jetzt gebräuchliche Hochdeutsch übertragen. Der Anfang der Einleitung möge nachstehend wörtlich in der Ehlersschen Übertragung folgen: „Der sämtlichen Schmiede, allhier zu der Heiligenhafen wohnende, Bewilligung und immerwährende Abrede, anfänglich und ursprünglich zu melden. Dieweil durch einen ehrbaren weisen Rat zu der Heiligenhafen vor wenig verflossenen Jahren aus beständigem Bedenken und Anstiftung eines Predigers, Johannes Leonistus geheißen, verordnet ist, wenn allhier nach landständigem Gebrauch am Sonntage die Leute in der christlichen Kirche ehelich verbunden werden, darauf am nächsten, dem Montage, mit ihren Geladenen (d. h. Gefolge) wiederum zur Kirche kommen, daselbst nach alter Gewohnheit eine Brautpredigt (d. h. Verlobungspredigt) zu hören und ihre Opferhandlung zu vollbringen und ein solcher Bräutigam oder Braut nicht vor dem Glockenschlage Elf mit ihren Beiseienden (d. h. Gefolge) in die Kirche kämen, so sollte er oder sie einen Reichstaler der Kirche zuzuwenden verbrochen haben (d. h. Strafe geben). Daher unser Amtsbruder und Mitbürger, der ehrsame und kunstreiche Paul Horn, als er im Jahre 1592 seine Frau geheiratet und den Kirchgang verrichtet, in solchen Strafverdikt genommen ist. Es hat aber gedachter Paul Horn für den oben erwähnten Taler einen besonderen Schmuck oder Zierat zu verfertigen, zu Gottes Ehre zu geben und seiner dabei zu gedenken, angelobt. Derowegen er eine Krone (d. h. Kronleuchter) von sieben Armen aus Eisen, mit seinen Händen bearbeitet und gemacht, dem Gotteshause allhier zu einem besondern Geschenk und langjährigen Gedächtnis hat verehren und geben wollen. Als aber die gedachte Krone versertigt und an seinem Ort in der Kirche verordnet (d. h. aufgehängt) ist, hat es einem jeden unter der Bürgerschaft und sonstigen guten Leuten frei gestanden, dieselbe mit Lichtern zu begaben (d. h. beschenken), aber es ist nicht minder von einem ehrbaren Rat und sämtlichen Schmieden allhier in Wintertagen ein ständiges Wachslicht, so des Feiertages morgens angezündet wird und in der Mitte aufgesetzt, zu halten mittelst Handschlag auferlegt, welches von unserm lieben Herrn und Amtsbruder, seligen Jaspar Babbe, Ratsverwandten allhier, zuerst zu Werk gerichtet (d. h. ins Werk gesetzt), dem wir darin mit ganzem Fleiße succedieret und nachgefolgt sind. Wiederum ist damals darauf von einem ehrbaren Rat uns sämtlichen Schmieden die Verheißung geworden, wenn hier von den holsteinischen Meilerkohlen zu Markt gefahren werden und dieselben von einem andern auf Verkauf bedinget, gekauft und bezahlt werden, wir aber deren zuerst benötigt wären, so sollen wir samt und sonders ohne jemandes Verbot in den gemachten Kauf eintreten, das Geld erlegen und die Kohlen an uns nehmen. Welches auch von andern Leuten, welche sie kaufen und keine große Benötigung beweisen können, wir aber müßten aus Mangel an Kohlen unsere Arbeit anstehen lassen, soll verstanden werden, jedoch, was die Kirche und die Armen anlangt, sehen wir davon ab." — Der laut vorstehender Darstellung gestiftete Leuchter hing bis zum Jahre 1899 im südlichen Seitenschiff unserer Kirche; jetzt befindet er sich im Turme derselben. Er ist zwar kein Kunstwerk, aber doch sehr geschmackvoll, genau und sauber gearbeitet.

Heiligenhafen. W. H. Becker.

2. **Die ersten Opfer des Krieges von 1864.** Als in der letzten Dezemberwoche des Jahres 1863 deutsche Bundestruppen (Sachsen und Hannoveraner) den Auftrag erhielten, das Herzogtum Holstein von den dänischen Truppen zu säubern, aber das Herzogtum Schleswig nicht zu betreten, kam auch eine Abteilung Sachsen nach Ditmarschen und sollte u. a. die dänische Besatzung aus dem „Brückenkopf" vertreiben. Der Brückenkopf war eine Schanze an der Eider, Friedrichstadt gegenüber, und sollte wohl ursprünglich die wichtige Eiderfähre decken. Wie aber überall im Holsteinischen, so hatten auch hier die Dänen beim Herannahen der Bundestruppen ihre Stellung aufgegeben und sich über die Eider zurückgezogen. Die Sachsen zogen also, nachdem sie in der Umgegend von Lunden einen Tag gerastet hatten, wieder ab nach Heide, wo sie liegen blieben, bis Preußen und Österreicher sich anschickten, über die Eider hinüberzugehen. Jetzt wurde auch Friedrichstadt geräumt, und so groß war die Eile, daß das ganze Pulvermagazin, welches in einer Kirche untergebracht war, zurückblieb. Die Friedrichstädter Bürger aber, um ihre Stadt von jeglicher Gefahr zu befreien, schafften das Pulver aus der Kirche hinaus auf die hart gefrorene Eider, wo es, jedermann erreichbar, liegen blieb. Alt und jung strömte herbei, sich von dem Pulver zu holen. Auch ein Knabe aus Bargen, August Michaelsen, ließ es sich nicht nehmen, trotz des mehrstündigen Weges einen beträchtlichen Pulvervorrat in mehreren Säckchen nach Hause zu schleppen. Leider hatte die Mutter, eine Witwe, nicht den nötigen Einfluß auf ihren Sohn, um seine Spielerei mit dem gefährlichen Stoff zu verhindern, und so belustigte sich August an den langen Winterabenden ungestört an seinem Schatz, nicht bedenkend, welcher Gefahr er sich und seine Mutter damit aussetzte. Als eines Abends ein Nachbar ins Stübchen trat, um sich und der Witwe im Gespräche den langen Abend zu kürzen, kam gar bald der Knabe mit seinem Pulversack, um am Tische sein Spiel zu treiben. Er schüttete ein Häuflein auf eine Ecke des Tisches, stellte seinen Sack auf die andere Ecke, und — „nun sollt ihr mal sehen, wie das flutscht," sprach er zu den beiden Alten. Das Häuflein wurde angezündet, der Pulversack explodierte, das Dach des Hauses wurde von dem Luftdruck in die Höhe gehoben und senkte sich wieder nieder. Drinnen in der Stube aber waren drei Menschen schrecklich verbrannt. Der Nachbar hatte noch soviel Kraft, hinauszustürzen und draußen im Schnee die brennenden Kleider zu löschen und die Wunden zu kühlen. Mutter und Sohn wurden schwer krank nach Lunden ins Krankenhaus gebracht, wo sie, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, noch mehrere Tage liegen mußten, ehe der Tod sie von ihren furchtbaren Leiden erlöste.

Flensburg. J. Schneekloth.

3. **Doppelnamen.** Herr Professor Dr. R. Hansen hat in seinem Vortrage über unsere Personennamen („Heimat" XII S. 250) als zweite genetische Gruppe der Familiennamen die Doppelnamen aufgestellt. Ich möchte dazu folgendes mitteilen. Der jetzige Bauer zum Sandfelde, Dorf Enkendorf, Johann Röschmann war in meiner Kinderzeit, vor 25 Jahren, in militärpflichtigem Alter. Damals und schon längst, auch später noch kannte ihn jeder unter dem Namen Johann Jakob; schon auf der Schule war er so gerufen zum Unterschiede von den vielen Johanns, die mit ihm zur Schule gingen, und den vielen Röschmanns; allein unter den Hufnern der beiden zu Bloxdorf eingeschulten Dörfer kam der Name Röschmann viermal vor. Da hingen ihm die Mitschüler einfach den Vornamen seines Vaters Jakob Röschmann ohne patronymisches Suffix an; es liegt hier offenbar ein Akt volkstümlicher spontaner Beinamenschöpfung vor, der in der kritischen Zeit geeignet gewesen wäre, einen Familiennamen erstarren zu lassen. Und so möchte ich zu erwägen geben, ob nicht Herrn Professor Hansens ganze zweite Gruppe mit zur ersten gehört, ob nicht bestimmte Gegenden den Vaternamen ohne Lautveränderung als Beinamen vergeben haben. Doppelnamen im 16. Jahrhundert oder früher kommen mir nicht recht wahrscheinlich vor; erst als die Vornehmen sie im endenden 17. Jahrhundert häufig führten, machten die Bauern es ihnen nach, wenigstens im Westenseer Kirchspiel, wo die heute noch bestehenden Familiennamen schon 1517 — Zeitschr. f. schl.-holst.-lauenb. Gesch. Bd. XXVIII S. 18 — fest waren, als sie in anderen Landesteilen noch schwankten. Auch die beliebte Verwendung früh ungebräuchlich gewordener alter Vornamen spricht dafür, daß wenigstens gegendweise die Familiennamen früh fest wurden. Daß so viele nur auf ein Individuum passende Scherznamen unter ihnen sind, die sich der Träger selbst kaum für die Dauer seines Geschlechtes ausgesucht haben würde, deutet vielleicht darauf hin, daß die Annahme der Namen zu einem bestimmten Zeitpunkt von einer autoritativen Stelle veranlaßt wurde, wenn darüber auch wohl bisher nichts erforscht und bekannt geworden ist. Die Zunamen erhält man meist in der Jugend, wo sich das Bedürfnis dafür bei den Genossen zuerst einstellt; der kindliche Humor aber ist meist mehr treffend als liebevoll, daher haben wohl so viele einen etwas sonderbaren Scherznamen als Familiennamen abbekommen.

Danzig. P. v. Hedemann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Bücherschau.

1. **Dorfpredigten** von **Gustav Frenssen.** 61 Predigten des Kirchenjahres, gebunden in 3 Bände à 3 M. Erschienen bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen. — Viele dieser Predigten habe ich unter der Kanzel des Hemmer Dorfkirchleins mit klopfendem Herzen gehört, wunderbarerweise haben sie gelesen mich noch tiefer ergriffen. Die meisten reden „von Haus und Pflug, von Dreschen und Wandern, von Kindern und Sorgen, von Krankheit und Erbgrab und freilich — auch von fernen Dingen." Es sind Dorfpredigten, die ehrliches Bauernblut wieder lachen sehen möchten in unserer vergnitterten Zeit, daß starke Männer aus ihm hervorgehen: „Laß kommen die Höll' mit mir zu streiten, ich will gegen Tod und Teufel reiten." Ein starkes, deutsches Christentum lebt darin, in Lutherscher Kraft, Kürze und Ursprünglichkeit, das nicht zurückschreckt vor unserer wissensdurstigen Zeit, sondern aufjubelt über die kluge „Haushaltergeschäftigkeit" unserer Tage, das an der knorrigen Eigenheit unseres niedersächsischen Volksstammes ein herzerfrischendes Wohlgefallen findet und das meist immer damit anhebt, wo die Woche des Menschen beladenen Lebenswagen hat stehen lassen. Man merkt es allerwegen: der es schrieb, hat Respekt vor dem, was in der Volksseele arbeitet und wogt, daran eine 2000jährige Geschichte gebaut und gebildet hat; darum will er nicht gedankenlos davon stürzen und niederreißen oder gar ein morgenländisch Gewand darüber legen, aber von innen heraus soll fröhlicher Christenglaube, still schaffende Christenliebe alte, liebe Formen und Bräuche erfüllen. Zur Beruhigung aller Predigerverächter sei es gesagt, kein Pathos ist in diesen Bauernpredigten, kein Treiber- und Kanzelton, aber in Bildern, wie Marschacker und Meerstrand sie bieten: breit, tief und mit weiter Fernsicht in die Unendlichkeit, zeichnet Frenssen scharf perspektivisch Volk und Flur seiner Heimat im Morgenschein aufbrechender Gräberhoffnung. Lange hat die christliche Lehre in den Banden schwerfälliger, volksfremder Philosophie gelegen; Gustav Frenssen, der Schöpfer des Jörn Uhl, hat sie für uns zum erstenmal in das volkstümliche Gewand nordischer Poesie gekleidet. Nun habe ich Hoffnung, daß Predigten noch einmal wieder zum Volksbuch werden können.

M. H. Karstens.

2. Im Verlage von Webers „Illustrierten Katechismen" sind kürzlich erschienen:

Nr. 40. **Hussak, Katechismus der Mineralogie.** Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 223 Abbildungen. XI u. 245 S.; 8°. Geb. 3 M. — Reichlich die Hälfte des Buches beschäftigt sich mit dem allgemeinen Teil der Mineralogie (Kristallographie, Strukturlehre, physische und chemische Eigenschaften). Wenn man bedenkt, daß das Büchlein nicht ein Bestimmungswerk für Mineralien ist noch sein will, so scheint mir in dem Punkt des „Allgemeinen" des Guten zu viel getan. Der Begriff „Katechismus" als Auszug oder Extrakt ist vom Verfasser allzu buchstäblich aufgefaßt worden. Ich kann mir kaum denken, daß das Büchlein wirklich einem allgemein empfundenen Bedürfnis (damit will ich den Wert desselben als Repetitorium selbstredend nicht in Abrede stellen) entspricht; doch die Zahl der Auflagen spricht meinen Vermutungen zuwider. In dem speziellen Teil wird eine große Zahl von Mineralien, nach dem chemischen System geordnet, beschrieben. Mineraliensammlern wird das Buch als Nachschlagewerk gute Dienste leisten.

Nr. 42. **Haas, Katechismus der Geologie.** Mit 186 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Tafel. XII und 243 S.; 8°. Geb. 3,50 M. — Verfasser ist Professor am mineralogischen Institut zu Kiel und hat unserer Provinz in seinen Studien ganz besondere Beachtung geschenkt. Natürlich kommen in dem vorliegenden Werk die Beziehungen zu unserer Landesgeologie nur andeutungsweise zum Vorschein. Das Buch liegt in der 7. Auflage vor. Die ersten Auflagen hatten den Geologen Bernhard v. Cotta zum Verfasser. Dieser behandelte den Stoff in Fragen und Antworten. Haas hat dem Büchlein diese Signatur genommen; mithin präsentiert sich seine Arbeit als eine neue, selbständige Schöpfung. Die physiographische Geologie, die Lehre von den Gesteinen (Petrographie), die Lehre von den Lagerungsformen oder die architektonische Geologie, die dynamische Geologie oder die Lehre von den material- und gestaltbildenden Kräften und die historische Geologie oder die Lehre von den Sedimentärformationen werden der Reihe nach behandelt, klipp und klar, weshalb das Buch wohl eine Übersicht über die Wissenschaft geben und zum Studium größerer Werke ermuntern kann. Die Eiszeiten sind freilich gar zu stiefmütterlich abgetan worden.

Kiel. Barfod.

Freunde der „Heimat," werbt ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ der „Heimat" neue Freunde!

Anzeigen.

Aye & Haacke

Altona, Bordeaux

Wein-Grosshandlung,

empfehlen
ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum, Cognac, Whisky.

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften.**
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.

(12) **Ad. Zwickert,**

Optische Anstalt

Kiel, Dänischestraße 25.

A. F. Jensen,

Buchdruckerei

Holstenstr. 43. Kiel. Holstenstr. 43.

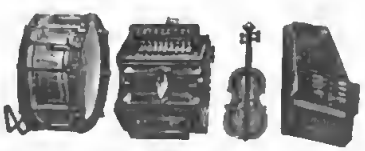
Ausführung von

Buchdruck-Arbeiten

für Behörden und Private

rasch • sauber • preiswert.

Meister-



haft gearbeitete Musikinstr. jed. Art direct vom Herstellungsorte Wilh. Herwig i. **Markneukirchen i. S.** Illustr. Preisl. ums. u. portofr. Bitte anzugeben, welche Instr. gekauft werden sollen. (9)

Einband-Decken

für „Die Heimat" für alle Jahrgänge vorrätig bei

Max Riemer, Hofbuchbinder, **Kiel.**

Die **Mineralien-Sammelstelle für Schleswig-Holstein** (Inhaber: Lehrer **Barfod,** Kiel, Geibelallee) liefert an Schulen unserer Provinz und an Private ganze Sammlungen (im Anschluß an Peters: „Bilder aus der Mineralogie und Geologie") und einzelne, auch bessere Mineralien.

Erziehungsanstalt Kellinghusen.

Besondere Berücksichtigung finden zurückgebliebene oder schwer zu lenkende Knaben. **Dir. Schulze.**

---

(81)

— Firma 1870 gegr. —
Bei Baarzahlung 20 % Rabatt und Freisendung, bei Abzahlung entsprechend
Erstklassige Fabrikate.

Emmer-Pianinos

Flügel — Harmoniums.

Längste Garantie.
Fabrik:
Wilhelm • • • • • Emmer
Berlin 165, Heydeckstr.
Preisliste, Musterbuch umsonst.
Allerh. Anerkennungen.

Landwirthschaftliche Lehranstalt und Winterschule in Hohenwestedt (Holstein).

Beginn Ostern u. Mitte Oktober.

Sorgfältige Aufsicht. Billige Pensionen.
Programme u. s. w. durch Director **Conradi.**

Schriftführer und Expedient: Lehrer Barfod, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 3. März 1903.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Gelbelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.
Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Hämann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Sager, Lauenburg an der Elbe. II. (Mit Bildern.) — 2. Callsen, Das alte Angler Bauernhaus. (Mit Bild und Plan.) — 3. Kähler, Die Gräber zu Ottensen. — 4. Körner, Ein merkwürdiger hamburgischer Rechtshandel aus dem 16. Jahrhundert. — 5. Meyer, Plattdeutsche Redensarten vom Trunke. — 6. Langfeldt, Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen.

Einzahlung der Jahresbeiträge für 1903.

Die geehrten Mitglieder werden gebeten, bei Einzahlung der Jahresbeiträge, die möglichst bis **zum 1. April** zu entrichten sind, folgendes zu beachten:

1. Seit dem 1. Januar 1902 beträgt der Jahresbeitrag **2,50 M.**
2. Allen Geldsendungen mittels Postanweisung wolle man **5 Pf.** Bestellgeld beifügen.
3. Um Angabe der den Adressen vorgezeichneten Nummern wird dringend gebeten.
4. Wo an einem Orte mehrere Mitglieder wohnen, ist eine Vereinigung derselben zu gemeinsamer Einsendung der Beiträge erwünscht.
5. In folgenden Orten haben die daneben genannten Herren es freundlichst übernommen, unter Ausgabe von Quittungen die Einsammlung der Beiträge besorgen zu lassen:

   Altona (Lehrer Schacht), Apenrade (Rektor Christiansen), Burg a. F. (Lehrer Voß), Ellerbek (Lehrer Prange), Elmshorn (Lehrer Pumplün), Flensburg (Lehrer em. Callsen), Flottbek (Lehrer Struse), Hamburg (Bote des Schulwissensch Bildungsvereins Mödel), Heide (Rektor Siercks), Helgoland (Lehrer Holst), Husum (Gymn.-Lehrer Voß), Kiel (Lehrer Barfod), Kiel-Gaarden (Lehrer Frank), Nortorf (Lehrer Pahl), Rendsburg (Gymn.-Lehrer Ruge), Schleswig (Rektor Greve), Segeberg (Sem.-Lehrer Rottgardt), Wandsbek (Lehrer Timm), Wesselburen (Rektor Peters).

   Die Einsammlung der Jahresbeiträge ist in den übrigen Orten, die in Heft 2 der „Heimat" genannt waren, bereits abgeschlossen. Den Herren, die freundlichst das Inkasso dort übernommen hatten, wird die Einsendung der Beträge hierdurch mit bestem Danke für ihre Mühwaltung bestätigt.
6. Gegen Mehrzahlung von 60 Pf. wird den Mitgliedern eine Einbanddecke für 1903, 1902 oder frühere Jahrgänge portofrei zugesandt.

Kiel, den 25. Februar 1903.
Adolfstr. 56.

Der Kassenführer:
F. Lorentzen.

Vorläufige Anzeige.

Unsere diesjährige **Generalversammlung** wird in **Friedrichstadt** a. E. tagen. Der Verein folgt einer freundlichen Einladung der löbl. Stadtvertretung auf grund eines Handschreibens des Herrn Bürgermeisters **Wiese** vom 23. Februar d. J. Als Zeit der Versammlung sind vorläufig der 2. und 3. Juni (Dienstag und Mittwoch der Pfingstwoche) festgesetzt worden; jedoch ist eine Verlegung dieses Termins mit Rücksicht auf das Husumer „Heimatfest" nicht ausgeschlossen. Indem wir die verehrten Mitglieder unseres Vereins hiermit freundlichst bitten, sich für den Besuch der Generalversammlung rechtzeitig rüsten zu wollen, fügen wir noch das weitere Ersuchen hinzu, durch Vorträge, Mitteilungen und Demonstrationen an dem Gelingen der Versammlung nach Kräften mitwirken zu wollen. Noch verweisen wir auf § 10 unserer Satzungen: „Änderungen des Statuts erfolgen durch die Generalversammlung mit einfacher Stimmenmehrheit. Alle Anträge dazu sind an den geschäftsführenden Ausschuß einzureichen, welcher dieselben durch die „Heimat" den Vereinsmitgliedern bekannt zu machen hat."

Der Vorsitzende unseres Vereins, Rektor **Peters**, Kiel, Waisenhofstraße 4, und der unterzeichnete Schriftführer nehmen Anmeldungen auf Vorträge usw. entgegen.

Kiel, am 24. Februar 1903.

Der geschäftsführende Ausschuß.
J. A.: **Barfod**, Schriftführer.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

33. **Bruse**, Seminarist. Segeberg. 34. **de Bruycker**, Lehrer, Hamburg-Barmbek. 34. **Büttner**, Bureaugehilfe, Poppenbüttel bei Hamburg. 36. **Christiansen**, Gemeindevorsteher, Bordy. 37. **Dähmlow**, Ingenieur, Neumünster. 38 **Dohm**, Lehrer, Kiel. 39. **Gripp**, Direktor der Bremer Linoleumwerke, Delmenhorst. 40. **Jeß**, Landgerichtsdirektor, Marburg i. H. 41. **Kähler**, Pastor, Stellau b. Wrist. 42. **Langenbuch**, Kaufmann, Kiel. 43. **Rammensen**, Hauptlehrer, Friedrichstadt a. E. 44. **Paulsen**, Lehrer, Hamburg. 45. **Paulsen**, Lehrer, z. Zt. Musketier der 9. Komp. 31. Inf.-Reg., Altona. 46. **Prall**, kgl. Kreisschulinspektor. Hadersleben. 47. **Schmeißer**, Buchhandlungsgehilfe, Eckernförde. 48 **Schumann**, Apotheken-Verwalter, Lägerdorf. 49. Dr. **Sellmann**, Rektor, Segeberg 50. Dr. phil. **Tancré**, Landwirtschaftslehrer, Kiel 51. **Volbehr**, Hofbesitzer, Kronshagen b. Kiel. 52. **Volksbibliothek**, Burg i. D.

Kiel, 23. Februar 1903.
Geibelallee 2.

Der Schriftführer:
Barfod.

Fröhjahrsluft.

1. Nu kiek! Na Snee un Winterplag,
Na Daak un düster Regendag,
— Na lange Tied — nu doch enmal
Warm Fröhjahrsluft un Sünn'nstrahl.

2. Dat Leven rögt sik överall
In Hof un Wisch, an Tuun un Wall.
So liesen brick't ut Twieg un Eer
Un kiekt so luurig um sik her.

3. Un darbi, wat en flink Hanteern
In jeden Busch, — dit Musizeern! —
Dat hüpt un wüpt bald in, bald ut,
As wenn se all de Nester but.

E.

4. En Leven is't doch, dat to sehn,
Un flinker rögt sik ok unf' Been,
De Bos ward wiet, dat Hart so fri:
Sing' doch vergnögt! — Ik bün darbi!

5. Doch mennig Minsch, de sitt alleen
To Hus noch twischen Muur un Steen.
An't Hart, dar gnagt em Sorg' un Pien,
He markt noch niks von Sünn'nschien.

6. Wiet op de Finster, op de Dör,
En niges Leven steit dar vör;
Lat rin in Stuv un Hart enmal
Warm Fröhjahrsluft un Sünn'nstrahl!

J. P.

Mitteilung.

Alte Inschriften. (Aus P. Meiborg, „Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig."

1. Wer Gott vertraut, hat wohl gebauet
im Himmel und auf Erden.
(Teschendorf auf Fehmarn.)

2. Bete und arbeide!

3. Gott segne jeden Mann in seinem Stande.

4. Herr Jesu Christ gib Frieden, Heil und Glück in allen Landen. Amen!

5. So will ich es hebben, wat fragst du danach! (2—5 Petersdorf auf Fehmarn.)

6. Niemann kann es machen so, daß jedermann gefallenth(u).
(Ostenfeld, über einer Stubentür.)

7. Wer zu dieser Tür eingehe,
Sprech, indem er stille stehe:
Dies Haus bleib' im Segen stehen,
Bis die Welt wird untergehen.
P. B. Anno 1710. S. B.
(Auf der Hallig Langeneß.)

8. Den Ein- und Ausgang mein
Laß dir, o Herr, befohlen sein!
Wer hier mit Frieden kehret ein,
Soll dieser Spruch gewünschet sein. —
Wer Unfried' hat im Herzen sein,
Der kehr' in diesem Haus nicht ein.
(Über der Tür desselben Hauses auf Langeneß.)

Flensburg.

J. J. Callsen.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 3. März 1903.

Lauenburg an der Elbe.

Von W. Sager in Lauenburg.

II.

Haben wir bisher das Werden der Stadt und ihre mancherlei Schicksale gesehen, so mag es nun gestattet sein, ihr heutiges Sein näher ins Auge zu fassen.

Um zunächst die eigentümliche Lage der Stadt zu erkennen, muß

Einfahrt in den Elbe-Trave-Kanal. Fr. Nissen, Photogr

man sie von dem im Schutze des linken Elbdeiches gelegenen Dorfe Hohnstorf aus betrachten.

Zu unsern Füßen gleiten hier langsam die gewaltigen Wogen der Elbe vorüber, bald belebt von leicht schaukelnden Kähnen, in denen Hohnstorfs Fischer

ihrem Gewerbe nachgehen, oder einem schnell dahinschießenden Motorboot, das den Verkehr von hüben und drüben vermittelt, und dann wieder von schmucken Personendampfern und schwerkeuchenden Schleppern, die oft 6 bis 14 Kähne im Schlepptau führen, unter denen sich nicht selten Burschen befinden, die 20 000 Zentner und mehr zu tragen vermögen. Auch weiter ostwärts erschließt sich ein interessantes Bild, aus dem wir nur die 514 m lange Elbbrücke mit ihren 100,5 m weiten Durchfahrtsöffnungen, die frischgrüne Delvenauniederung, sowie den am 16. Juni 1900 eröffneten Elbe-Trave-Kanal hervorheben. Freilich, nicht immer zeigt sich uns die Elbe so friedlich. Man schaue sie nur einmal unter der eisigen Herrschaft des Winters! Unablässig steigen dann vom Grunde der mächtig angeschwollenen Wassermassen scharfe Eisnadeln empor, die sich in kurzer Frist zu großen Schollen zusammenballen, die dann, an ihrem Rande hoch mit weißen Drehspänen bedeckt, in wildem Gewirr die ganze Strombreite füllen. Plötzlich kommt das Eis in einer Enge zum Stehen. Die Ränder der Schollen fügen sich aneinander, und den Strom deckt ein starrer Panzer. Doch schon bringen von Harburg die schweren Eisbrecher vor, legen sich mit hocherhobenem Bug auf die Eismassen, die unter dem Druck krachend zersplittern. Ist aber der Strom durch den einsetzenden lauen Südwestwind vollends frei, so zeigt er auch bald wieder sein heutiges Bild im Dienste des Menschen.

Doch lassen wir den Blick hinüberschweifen zum entgegengesetzten Ufer, so reihen sich hier die altertümlichen Häuser unserer Unterstadt aneinander, nach der Elbe zu von Ufermauern getragen, die mit ihren erratischen Blöcken dem Eisgang und dem Hochwasser des Frühlings gleich wohl zu trotzen vermögen. Unmittelbar hinter den Häuserreihen der Elbstraße steigt dann, reich mit Bäumen geschmückt, der Steilabhang bis zu 40 und 55 m N. N. empor, während von der Hochfläche, die die Oberstadt trägt und zu der außer steil ansteigenden Straßen Treppen von 100 und 119 Stufen emporführen, der parkartige Fürstengarten, die Schloßreste und das stattliche Gebäude der Rektoratsschule freundlich zu uns hinübergrüßen. Das ganze Bild aber ist ein so schönes, abwechselungsreiches, daß es immer wieder zu erfreuen vermag.

Was nun die weitere Umgebung der Stadt betrifft, so hat man den besten Überblick über dieselbe von dem an der Nordseite gelegenen, 70,1 m hohen Hasenberg. Nach Südosten verfolgt das Auge von hier aus zunächst noch lange das breite Band der Elbe, das sich erst hinter den bewaldeten Hügeln des mecklenburgischen Forstortes „Vier" verliert. Durch letzteren erhält das Bild zugleich einen vorzüglichen Abschluß. Nach Osten hin aber zeigt sich uns noch ein weites, durch niedere Hügelreihen begrenztes Stück des mecklenburgischen Nachbarlandes. Nach Norden löst sich das Terrain zunächst in eine ganze Anzahl rundlicher Hügel — die Buchhorster Berge — auf. Sie bilden, wenn die Heide ihre Abhänge mit zartem Rot bekleidet, einen beliebten Ausflugspunkt der Lauenburger. Weiterhin aber wird hier noch ein freundliches, waldumschlossenes Stück des eigenen Kreises sichtbar. Im Westen schließen die Glüsinger Waldungen das Bild. Südwärts aber geht der Blick über die weite, reichgesegnete Elbmarsch bis hin zu den im blauen Dufte schimmernden Hügelreihen des hannoverschen Wald- und Heiderückens, von dessen Rand das altehrwürdige Lüneburg mit seinen markigen Türmen grüßt. Ein vollständiges Rundgemälde ist es also, das sich uns vom Hasenberg zeigt.

Das Innere Lauenburgs, dem wir uns jetzt zuwenden, bietet — abgesehen von dem Jakobistift und einigen Villen — bemerkenswerte moderne Baulichkeiten nicht dar.

In historischer Beziehung sei zunächst auf den „runden Turm" hin-

gewiesen.[1]) Er besitzt bei einem lichten Durchmesser von 5½ m eine Mauerstärke von 2½ m. Das im Untergeschoß befindliche Verließ ist spätgotisch und hat schöne Kreuzgewölbe. Spätestens nach seiner 1725 erfolgten Renovierung diente lange auch das Obergeschoß, zu dem von außen eine Holztreppe hinaufführt, als Gefängnis. Von der Plattform genießt man übrigens eine herrliche Fernsicht. In der Nähe des Turmes findet sich ferner der Fürstengarten, den Herzog Franz II. 1583 für seine Gemahlin Maria anlegen ließ und dessen Besuch schon der Aussicht wegen zu empfehlen ist. Außerdem findet sich hier als botanische Seltenheit der Winterling (Eranthis hiemalis), der bereits an sonnigen Tagen des Februars alle südlichen Abhänge mit seinen großen, goldgelben Blüten schmückt. Erwähnt sei auch die Friedrichsbrücke, die ihren Namen nach König Friedrich VI. von Dänemark trägt. An ihrer Stelle befand sich einst die Schloßbrücke, auf der bis 1470 unter persönlicher Anwesenheit des Herzogs, der dabei als Reichserzmarschall und Vorrichter seines Amtes waltete, das Appellationsgericht für die dem sächsischen Recht unterworfenen Länder abgehalten wurde. Was nun endlich die Kirche anbetrifft, so ist ihre Gründung um 1230 schon erwähnt. Ihren Chorraum suchte später Franz II. zu einem Ruhmesdenkmal seines Stammes zu gestalten. Von dem flach gewölbten Chorbogen hing zunächst das große Kruzifix herab, das man auch jetzt an dieser Stelle sieht. Unter ihm befand sich ein sandsteinerner Lettner, dessen drei Bögen „höchst kunstvolle" Eisengitter füllten. Im Innern des Chors erhob sich dann außer dem reich mit Bildern geschmückten und durch die Figur des Erlösers gekrönten Altar an der Südseite ein 4½ m hoher, in der Form einer Tafel gehaltener Stammbaum, der in 8 Reihen die 64 Stammwappen des herzoglichen Hauses enthielt. Alle waren aus Sandstein in erhabener Arbeit schön ausgeführt und

Fr. Rissen, Photogr.

Der runde Schloßturm.

[1]) Der neben dem Turm befindliche Schloßflügel ist ohne Zweifel ein Teil des Neubaues, den man für das 1616 vernichtete, alte Schloß plante. Vgl. Haupt, Baudenkmäler Lauenburgs, S. 10.

fein bemalt. Vor und neben dem Stammbaum aber ſtanden die gleichfalls aus Sandſtein gearbeiteten Statuen von Karl dem Großen, Heinrich dem Vogler, Heinrich dem Löwen, Otto dem Kinde von Braunſchweig und von Bernhard von Askanien. Gegenüber dieſer Herrſchergruppe hatte dann an der Nordſeite ein Kunſtwerk Aufſtellung gefunden, in dem Franz II. ſich und ſeiner Gemahlin Maria ein ſchönes Denkmal frommen, gottergebenen Sinnes geſchaffen. Dasſelbe beſtand in ſeinem unteren Teil aus einem auf breiter Platte ruhenden Sockel von 3 m Länge, 1,15 m Tiefe und 2,30 m Höhe. An den Ecken desſelben befanden ſich auf beſonderen Poſtamenten in ſitzender Stellung die vier Evangeliſten mit ihren Attributen. Die Wände des Sockels waren mit Reliefs, welche bibliſche Erzählungen zum Vorwurf hatten, Engelsköpfen und Ornamenten reich geſchmückt. Oben aber knieten zu den Seiten eines kleinen Betpultes, hinter dem ſich ein Kruzifix erhob, mit zum Gebet geſchloſſenen Händen in lebensgroßen Figuren Franz II. und Herzogin Maria. Das ſorgfältig gearbeitete Werk konnte als die Krone des ganzen Altarraumes bezeichnet werden; es war eine Kunſtſchöpfung edelſter Art. Gut geſchnitztes Geſtühl, der bronzene Taufkeſſel, eine Ritterrüſtung und eine Reihe von Fahnen vollendeten die Ausſtattung. Alle dieſe Pracht iſt dann 1827 durch den Landbaumeiſter Timmermann bei einem Neubau des angeblich gänzlich unbrauchbar gewordenen Chores, durch den zugleich an die Stelle des alten Werkes mit ſeinen „mittelalterlichen Schnörkeleien“ ein Bau von „edleren und dem reinen Stilgefühl der neuen Zeit entſprechenden Formen“ geſetzt werden ſollte, vernichtet worden. Das ſchöne Chorgitter ward einem Juden verkauft. Die Steine von dem Lettner und dem Denkmal, die man vielfach an Ketten aus der Kirche ſchleifte, wurden, wenn ſie irgend verkäuflich waren, an Steinhauer veräußert, die ſie verarbeiteten, andere vermauerte man. Was endlich von den Bildern, Wappen uſw. beim Abbruch nicht gänzlich zerſtört ward, wanderte in die Rumpelkammer. Der Neubau war dann ein Werk in den „erbärmlichſten und dünnſten Formen der Biedermannszeit.“ Die Stelle des Altars mußte ein einfacher Tiſch vertreten, die Wände erhielten einen Kalkanſtrich, alles Holzwerk aber ward „hübſch“ grau bemalt. Die Gemeinde geriet durch den an ihrem Gotteshauſe verübten Frevel in heftige Erregung. Auch König Chriſtian VIII. ſprach ſeinen lebhaften Unwillen über das ohne ſein Wiſſen erfolgte Zerſtörungswerk aus. Trotz des Widerſpruchs des Hauptpaſtors, der zur Zerſtörung des Chors hauptſächlich den Antrieb gegeben hatte, brachte die Gemeinde es dahin, daß das große Kruzifix an ſeiner alten Stelle befeſtigt wurde. Ebenſo ward der Altar bald verbeſſert. Im Jahre 1852 erhielt er dann durch freiwillige Beiträge eine Wand mit einem von Oſterley in Hannover für 30 Louisdors gemalten Bilde „Chriſtus als König.“ Als aber König Wilhelm I. am 27. September 1865 ſein neu erworbenes Lauenburg beſuchte, gab er den Befehl, den Altarraum, ſoweit dies irgend möglich, mit Überreſten der früheren Ausſtattung zu ſchmücken. So zeigen denn heute die Chorwände wieder acht Wappen und Kartuſche, vier ſchöne Hermen, die wahrſcheinlich vom Lettner ſtammen, ſowie die einſt das Denkmal zierenden Evangeliſten, während im Chorraum ſelbſt die Statuen Franz II. und der Herzogin Maria Aufſtellung gefunden haben. Leider ſind die ſämtlichen Sachen mit grauer Ölfarbe bemalt worden und teilweiſe ſchlecht reſtauriert.

Sehenswert iſt ſodann die unter dem Chor befindliche Fürſtengruft, in der 13 große und 5 kleine Särge die irdiſchen Überreſte Franz II. und ſeiner nächſten Angehörigen bergen. Zu den letzteren gehört auch der Herzog Franz Albrecht. Er war der Begleiter Guſtav Adolfs in der Schlacht bei Lützen und ſtand lange in dem Verdacht, den Schwedenkönig erſchoſſen zu haben. Sein Sarg iſt der ſchönſte in der ganzen Gruft und gut erhalten.

Das Schiff der Kirche birgt als Altertümer zunächst zwei sog. Marien-Kronleuchter. Der größere, der im Jahre 1847 von der Schiffergilde aus ihrem Besitz geschenkt worden ist, stammt aus dem 15. Jahrhundert. Er zeigt auf der einen Seite Maria mit dem Kinde, auf der anderen die heilige Anna, die auf dem rechten Arm das Jesuskind, auf dem linken Maria trägt. Der zweite Leuchter, den das frühere Schusteramt gestiftet hat, enthält zweimal die Figur der Maria mit dem Kinde. Zwei sehr eigentümliche Bilder, die der Zeit von 1470—1480 angehören und sich durch die Frische ihrer Farben und sorgfältige Arbeit auszeichnen, finden sich, von einem Schrank umschlossen, auf einer drehbaren Tafel an der Südseite der Kirche. Auf der einen Seite stehen im Schmucke prächtiger Gewänder ein Jüngling und eine Jungfrau, von Spruchbändern umgeben. Die Inschrift lautet bei der Jungfrau: „min beger in ewicheit is luſt der werlde vrolicheit," bei dem Jüngling: „to luſt der werlt wil wy uns geve wy mogen up erden lange leven." Die Unterschrift heißt: „We de werlt utkuſt: dar mede he got verluſt. Wan id gheit a ein ſceide: ſo is he quit va beide." Die zweite Seite der Tafel zeigt die beiden Personen als schwarzgraue, schrecklich entstellte und fast nackte Skelette, die von grünen Schlangen umwunden sind. Die Inschriften auf den Bändern lauten hier: „der werlde luſt hadde wy utgekoren und hebbe dat ewige levent verloren. owe iamer unde not wy hebbe uns ghegeven in den ewigen doet. got unſe here de ſprikt alſok richte wil ik di gheven minſche alſe du beiſt i dinem leve."

Elbstraße. Fr. Nissen, Photogr.

Eine alte Sage macht die Personen zu einem Fürsten und seiner mit ihm in Blutschande lebenden Schwester. Höchst wahrscheinlich ist, daß man in den Bildern die Vergehen und das Schicksal der Enkelin Albrechts I., Jutta, die 23 Jahre alt „schön wie ein Engel vom Himmel" an den schwedischen Hof kam und dort mit ihrem, dem Vergnügen ganz ergebenen Schwager, dem König Waldemar, in einem sträflichen Verhältnis lebte, hat darstellen wollen. (Vgl. Koppe, Lauenb. Gesch. Bd. I, 313 u. 314.)

Zu beachten sind an der Nord- und Südseite der Kirche ferner die beiden im Jahre 1598 von Franz II. gestifteten Renaissance-Portale, von denen das reich ausgestattete Südportal u. a. die Erbauung der Lowenborch im Jahre 1181 bezeugt, während das etwas einfacher gehaltene Nordportal folgende, für die kirchlichen Vorgänge in Lauenburg interessante Inschrift enthält: „ANNO CHRIST 785 SIND DIE SACHSEN, NACHDEM IHR KÖNIG WEDEKIND SICH TAUFEN LASSEN, ZUM CHRISTLICHEN GLAUBEN UND ANNO 1531 DIE REINE LEHRE ALHIER WIEDER HERFÜRGEBRACHT. REN 1883." Was endlich die Glocken betrifft, so mußte die größte, nachdem sie beim Trauergeläut um Kaiser Joseph I. zersprungen, im Jahre 1711 umgegossen werden. Die mittlere Glocke, die auf ihrem Mantel prächtige Wappen und Figuren (Christus und Maria) trägt, ist im Jahre 1517 angefertigt. Die kleinste, aus dem 13. oder 14. Jahrhundert stammend, zeigt in gotischen Majuskeln folgende sinnige Inschrift: „DVM TRAOR AVDITE VOCO VOS AD SAC VENI" — Höret, wenn ich gezogen werde! Kommt, ich rufe zum Heiligtum.

Die jetzt einsetzende Renovierung der Kirche wird dieser einen neuen Turm von 59 m Höhe, eine von der Firma Markussen in Apenrade zu liefernde Orgel, farbige Chorfenster, Gasglühlicht usw. bringen und so dem alten Gotteshause eine würdigere Gestalt geben.

Wenden wir uns nun von der Kirche zur Elbstraße, so fallen uns hier verschiedene Fachwerkhäuser auf, die aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammen und außer vorspringenden Stockwerken reiche Holzverzierungen zeigen. Das gleichfalls in der Elbstraße gelegene Gildehaus des Marienkalands, „der 1336 vorhanden war und um 1550 aufhörte," gehört jetzt dem Sattler Rickmann. Von hier führte angeblich ein unterirdischer Gang zum Schlosse empor. Die Eingänge sind noch vorhanden.

Nicht unerwähnt darf aber an dieser Stelle das Museum des Postmeisters Friese bleiben, das einen solchen Reichtum an lauenburgischen Altertümern aufweist, daß man vor dem Eifer und der Opferfreudigkeit des genannten Herrn erstaunt.

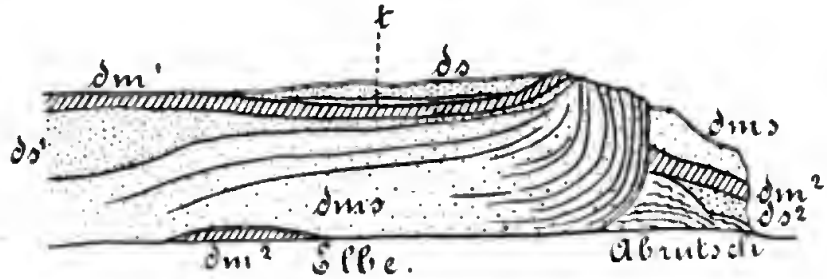
Aber nicht nur den Historiker vermag Lauenburg zu fesseln.

Reiche Befriedigung wird in unserer Stadt z. B. auch der Geologe finden. Für ihn kommen zunächst die tiefen Ausschachtungen der beiden großen Ziegeleien am Ostabhang der Buchhorster Berge, besonders bei der Fabrik des Ziegeleibesitzers Brand in Frage, „einerseits, weil hier allein bei Lauenburg tertiäre Schichten im herrschenden Diluvium aufgedeckt sind, andererseits vorzüglich deshalb, weil in den darüber gelagerten Diluvialschichten sich unzählige, ganz vorzügliche Herzmuscheln (Cardium edule), also Meermuscheln, befinden — ein unumstößlicher Beweis, daß einst bis an Lauenburgs Gestade das Meer geherrscht haben muß." (Vgl. Witte, Zur Heimatkunde Lauenburgs.) Die zweite geologische Merkwürdigkeit besitzt Lauenburg in dem interglacialen Torflager, das am Westende der Stadt im Steilabhang der Elbe zu Tage tritt und zwar in zwei Bänken, von denen die untere $^3/_4$ m stark ist, während die obere bis zu 2 m Mächtigkeit anschwillt. Nach den Rändern keilt sich der Torf aus. Dies kommt daher, daß der unterlagernde blaugraue Geschiebemergel eine Mulde zeigt, in der die Torfbildung vor sich gegangen ist. Unter dem Geschiebemergel finden sich Spatsande, die allmählich in Mergelsande übergehen. Die schöne Schichtung der letzteren wird noch durch dünne Tonmergelbänke hervorgehoben. Über dem Torf liegen zunächst 12 m mächtige, feinere Sande, während zu oberst sich ein grober, 0,5 bis 0,75 m mächtiger, zahlreiche kleine Geschiebe führender Sand ausbreitet. Getrennt werden die beiden Torfschichten durch ein sandiges, durch Humussäure

verkittetes Zwiſchenmittel. An dieſes Torflager hat ſich nun in den neunziger Jahren eine umfangreiche Kontroverſe geknüpft. Während nämlich der Geologe Keilhack behauptete, es ſei interglacial, „alſo in der Zeit zwiſchen den beiden großen Eiszeiten der Diluvialzeit entſtanden, wie ſo manche Moore in der Schweiz und in Nordamerika," erklärten es die Geologen Credner, Geinitz und Wahnſchaffe für eine poſtglaciale Bildung.

In neuerer Zeit iſt jedoch das von Keilhack angenommene interglaciale Alter des Torfes ſicher feſtgeſtellt und zwar außer durch das Auffinden einer für das interglaciale Diluvium Norddeutſchlands beſtimmenden, nordamerikaniſchen Waſſerroſe (Brasenia purpurea) durch den Nachweis, daß die den Torf bedeckenden Sande mit der geſchiebeführenden Decke das Äquivalent des Geſchiebemergels der jüngſten Eiszeit ſind, daß ſie als fluvioglaciale Sedimente der Schmelzwäſſer des letzten Inlandeiſes aufzufaſſen ſind, die am Rande desſelben heraustreten. [1])

Bei einer Durchſuchung des Torfes ſtellte Profeſſor Witte (vgl. Witte, Zur Heimatkunde Lauenburgs) folgende Zuſammenſetzung desſelben feſt: im unteren Torf Eiche, Sommerlinde, Moehringia trinervia; in den humoſen Zwiſchenſchichten ſehr häufig Waſſernüſſe, Haſeln, Schwertlilie (Iris pseudacorus) und Ahorn; im oberen Torf bis 40 cm von der unteren Grenze dieſer Abteilung hinauf außer-



ds Deckſand. t Interglacialer Torf. dm¹ Obere Bank des unteren Diluvialmergels. ds¹ Unterdiluvialer Spatſand. dms Unterdiluvialer Mergelſand. dm² Unterer Diluvialmergel im Lieg. des Mergelſandes. ds² Unterdiluvialer Spatſand im Lieg. der unteren Geſchiebemergelbank.

ordentlich zahlreiche Hainbuchennüſſe, ferner in einem ſcharf ausgeprägten Horizonte — 1 m über den humoſen Schichten — zahlreiche Kiefer-Zapfen und -Stämme, ſchließlich viele Mooſe und Monokotyledonen-Blätter.

Was nun Lauenburg als Handels- und Gewerbeſtadt betrifft, ſo herrſcht in ihr ein reges Leben. An größeren gewerblichen Unternehmungen ſeien genannt zwei Reedereien, verſchiedene Schiffswerften für eiſerne und hölzerne Fahrzeuge, drei Ziegeleien, eine Dampfſägerei, drei Faßfabriken, zwei Zündholzfabriken, eine Gasanſtalt, eine Molkerei u. a. Eine im Jahre 1892 vorgenommene Zählung der Fluß- und Kanalſchiffe ergab, daß in Lauenburg 70 größere Elbkähne, zumeiſt Schleppkähne, beheimatet ſind.

An Schulen beſitzt Lauenburg z. Zt. eine Rektorats-(Mittel-)Schule, eine höhere Töchterſchule, eine 15klaſſige Volksſchule, eine obligatoriſche Fortbildungsſchule und in den Wintermonaten eine ſog. Schifferſchule, in der junge Schiffer Unterricht in Handelslehre, Korreſpondenz, Rechnen, Geographie, Geſetzeslehre, Schiffsbau, Schiffsdienſt und Samariterdienſt erhalten.

Unter den milden Stiftungen heben wir nur das von Franz II. im Jahre 1608 begründete St. Annen-Hoſpital, das im Jahre 1701 von dem Kauf-

[1]) Naturwiſſenſchaftliche Wochenſchrift. Schriftleitung: Dr. H. Potonié. Bd. XIV, Nr. 6.

mann Jakob Martens errichtete Jakobi-Stift, das Maackſche Witwenhaus, die Albinus-Stiftung, deren Erträge der Rektoratsſchule zufließen, die Urbrock-Stiftung für Kranke, ſowie die Ernſt Peters-Stiftung für die ſog. Warteſchule und Arme hervor.

Als beſondere Wohltat wird in Lauenburg ſodann die Wirkſamkeit der beiden hier ſtationierten Diakoniſſen empfunden, in deren Heim auch mehrere Räume zur Aufnahme von Kranken eingerichtet ſind.

Äußerſt wichtig für Lauenburg iſt auch die im Jahre 1892 errichtete Waſſerleitung geworden, da durch ſie die geſamte Stadt mit beſtem Quellwaſſer verſorgt wird.

Endlich ſei auch noch auf den über 2½ ha großen, am Weſtende der Stadt auf hohem Elbufer frei und ſchön gelegenen Spielplatz für Jugend- und Volksſpiele hingewieſen, auf dem Lauenburgs Jugend ſich gern und oft tummelt, um auch in friſchem, fröhlichen Spiel Geiſt und Körper zu ſtählen für jeglichen Kampf des Lebens.

Das alte Angler Bauernhaus.

Von J. J. Callſen in Flensburg.

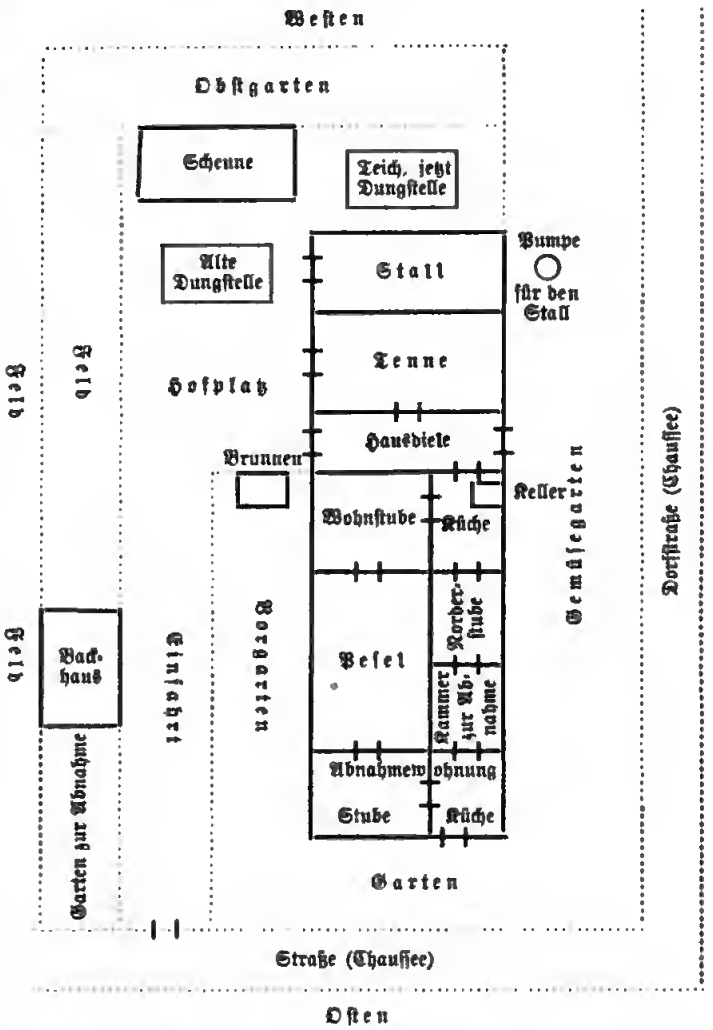
In der im vorigen Jahre erſchienenen Landeskunde von Joh. Schmarje haben die Bilder und Beſchreibungen vom Sachſenhauſe, dem Wilſtermarſch-Hauſe, dem frieſiſchen Hauſe und dem Hauberge Aufnahme gefunden, aber nicht das Angler Haus. Durch verſchiedene widrige Umſtände bin ich leider an dieſem Ausfall mit ſchuldig geworden. Um jedoch das nach und nach verſchwindende alte Angler Haus vor künftiger Vergeſſenheit zu bewahren, erlaube ich mir, hier eine kurze Beſchreibung desſelben nebſt Plan und Bild zu liefern.

Das Angler Haus hat inſofern mit dem Sachſenhauſe Ähnlichkeit, als es Wirtſchaft und Wohnung unter einem Dach vereinigt. Es enthält aber mehr Wohnräume, in der Regel auch die Abnahmewohnung (Altenteil) neben der Familienwohnung. Das Haus iſt daher geräumig, etwas länger, aber auch ſchmäler als das Sachſenhaus und trägt über verhältnismäßig niedrigen, fenſterreichen Mauern einen hohen Dachſtuhl. Die 3—4 Eingänge liegen an der Seite, nämlich: die große Scheunentür etwa in der Mitte, die Haustür daneben, die Stalltür gegen das eine Ende und die Tür zur Abnahme am andern, mitunter auch wohl am Giebelende.

Das Haus iſt von Oſt nach Weſt gerichtet, mit der Breitſeite und den Eingängen gegen die Dorfſtraße. Die Wohnſtube befindet ſich aber, wenn auch die Eingänge nach Norden liegen, an der Südſeite, alſo an der Sonne. Ein Nebengebäude (Scheune) wird quer gegen das eine Ende des Hauſes gelegt, auch wohl im Winkel an dasſelbe gebaut. Im großen und ganzen iſt ſomit das Angler Haus im Äußern dem frieſiſchen ähnlich, nur fehlen der Giebel über dem Eingange und die Rundbögen über den Türen.

Eine, ſo viel mir bekannt, eigenartige Abweichung von dem frieſiſchen wie von den übrigen genannten Häuſern bildet in Angeln die Firſt des Hauſes. Da hier nicht wie im Weſten die zähen Grasſoden zu haben ſind, mit denen man dort vieler Orten die Firſt deckt, nimmt man hier Stroh (ſtellenweiſe auch Heide) und befeſtigt dies durch kreuzweiſe um einen Pflock drehbare, gegen 1 m lange, ſchwere Hölzer, ſog. „Hängeholzer,“ wodurch das Haus ein für Fremde auffälliges Äußere erhält.

Der Angler will einen geräumigen, eingeschlossenen Hofplatz haben (auf dem früher meistens der Düngerhaufen plaziert war), wenn irgend möglich, einen nicht zu kleinen Teich, einen ziemlich ausgedehnten Garten und einen Obstgarten. Die Dörfer sind aus dem Grunde etwas weitläufig angelegt.



Als Typus eines alten Angler Hauses wähle ich das in Bistoft, unweit Satrup im Kreise Flensburg belegene Haus meiner Urgroßeltern, in dem ich so manche Festtage meiner Kindheit verlebt habe. Es ist 1701 erbaut, seit 1798 im Besitze der Familie, die es jetzt in der fünften Generation bewohnt. Die hohe Lage gegen die nördliche Dorfstraße machte Zufuhr und Hofplatz an der Seite unmöglich. Die Einfahrt mit Hofraum liegt daher nach Süden. Nach und nach sind einzelne bauliche Veränderungen (in letzter Zeit auch im Innern) gemacht worden, so namentlich eine kleine Erweiterung nach Westen, um mehr Stallplatz zu gewinnen, und — eben vor Aufnahme des Bildes — die Verlegung der Haustür, früher neben der Tenne, in die Mitte der Wohnräume. Im großen und ganzen ist es aber äußerlich in seiner alten Gestalt erhalten, wie das Bild ausweist.

Den Grundriß des Hauses und den Plan der ganzen Hofstelle (ohne genaue Berücksichtigung der Maßverhältnisse) zeigt obenstehende Zeichnung. Dazu noch folgende Bemerkungen:

1. Im Stall waren Pferde, Kühe und das Jungvieh untergebracht, jetzt stehen die Pferde im Nebengebäude. Zur Tränke wurde das Vieh lediglich an den Teich hinausgetrieben, jetzt wird es durch eine Pumpe mit Wasser versorgt.

2. In der Tenne wurde mit Dreschflegeln das Korn gedroschen, mit Wurfschaufel, Mulde und Sieb gereinigt, jetzt erleichtern die Maschinen die Arbeit.

3. Die Hausdiele führte ursprünglich zunächst in die geräumige Küche; daneben befanden sich die Speisekammer und der Milchkeller (Halbkeller). Die Diele war hier bis in die neueste Zeit mit kleinen Feldsteinen gepflastert und mit roten, auf die Kante gestellten Ziegelsteinen durchzogen, wodurch sie wie gemustert erschien. Sie war abschüssig nach der großen Gosseöffnung hin. Der

Herd war groß und offen. An der Kette hing der große Waschgrapen, auf Dreifüßen über dem „Kastrollloch“ (Kasserole) standen die andern Kochgefäße. In der Küche wurden fast alle hauswirtschaftlichen Arbeiten verrichtet. Hier wurde gekocht und gebraten, gebuttert, größtenteils auch gewaschen, gemangelt und geplättet und im Herbst das Eingeschlachtete verarbeitet.

4. In der Wohnstube war wie in allen übrigen Wohnräumen die Diele mit Ziegelsteinen gepflastert. Die Betten waren in Wandbettstellen mit „Schotten“ davor untergebracht, und zwischen denselben befand sich der „Knater“ als Kleider- oder Polterraum. Der große Ofen, mit biblischen Bildern geziert und mit Bratofen versehen, stand auf hohen Füßen gegen die Schornsteinwand, und in der Ecke hinter demselben hatte der hölzerne Lehnstuhl mit buntem Kissen für den Hausvater seinen Platz. An der andern Seite war in der Wand gegen die Küche ein Schrank angebracht. Unter der Fensterwand stand eine lange eichene Truhe („de Grüttbank“), in welcher der Vorrat an Brot, Grütze, Mehl usw. aufbewahrt wurde, und die zugleich als Bank diente. Vor derselben stand der lange Stubentisch mit den Schiebladen, in welchen Messer, Gabeln, Löffel, das angeschnittene Brot und die Butter lagen. Einige Stühle, meistens hölzerne, auch wohl mit dem Sitz aus Strohseilen geflochten, standen an den Wänden umher. Am oberen Ende des Tisches stand an der Peselwand in hohem Gehäuse die Stubenuhr. Auf der um die Stube oben herumlaufenden Riole hatten verschiedene Geräte und Gebrauchsgegenstände ihren Platz. Mehr Mobiliar war nicht vorhanden, konnte auch wegen der mangelnden freien Wandfläche nicht angebracht werden.

In der Wohnstube sammelte sich das gesamte Hauspersonal: Herrschaften, Kinder und Dienstboten. Hier wurde gemeinschaftlich gegessen und verhandelt. In den Winterabendstunden wurden hier die verschiedensten häuslichen Arbeiten verrichtet. Beim Tische, in der Nähe der von der Decke herabhängenden, mit einem Binsendochte versehenen Traulampe saßen die weiblichen Mitglieder des Hauses beim Kratzen, Spinnen, Winden, Stricken, Stopfen usw. und die Kinder entweder beim Lernen der Schullektion (andere Schularbeiten kannte man nicht) oder bei irgend einem unterhaltenden Spiele: Mühl-, Dam- oder Kartenspiel (Bruns, schwarzer Peter usw.) Die Männer und größeren Knaben saßen weiter zurück, drehten Strohseile („Teken“), schnitzten Löffel, machten Handstöcke, Pfeifenrohre, strickten Netze, häkelten („hakten“) wollene Handschuhe usw., oder erzählten Geschichten, gaben Rätsel auf u. dgl. Dann und wann wurde auch am Tische aus irgend einem Buche (Zeitungen wurden wenig oder garnicht gehalten) vorgelesen, z. B. aus Gellerts Fabeln, Beckers Not- und Hülfsbuch, Bogatzkys Schatzkästlein, aus einer Postille oder aus der Bibel. War einmal nicht recht etwas zu tun, schlief wohl auch einer ein. Meistens passierte dies dem Knecht beim Ofen, bis er neckend von den Knaben geweckt wurde, in den Stall ging, um das Vieh „abzufüttern,“ und, nachdem er die Grütze verzehrt hatte, sein Lager aufsuchte.

In der Wohnstube schlief die Herrschaft mit den Kindern, soweit für die letzteren Platz war.

5. In der Norderstube hausten, je nach den Umständen, das Dienstmädchen mit den größeren Töchtern des Hauses oder diese und jene allein, oder der Knecht mit den größeren Knaben, event. auch diese oder jener allein. Auch kam es vor, daß ein Bruder oder eine Schwester der Herrschaft als altes Inventarienstück hier Schlafstätte hatte. Mitunter fand auch wohl eine ältere weibliche Person, entfernt verwandt oder fremd, gegen billige Miete hier Unterkunft.

6. Im Pesel standen an den Wänden umher die Schränke mit den besten Kleidern und die Koffer voll von Leinen, Bettzeug und Kleidervorrat, dem Stolze

der Hausfrau, die bemüht war, alljährlich diesen Schatz zu vermehren und zur Aussteuer der Kinder zu sammeln. Die Stühle standen unter den Fenstern, das Fremdenbett befand sich in der Wand, die steinerne Diele war weiß gescheuert und mit Sand bestreut, die Fenster — wie im ganzen Hause — ohne Gardinen.

In diesem Staatsraum des Hauses wurden die Feste gefeiert, welche den Anfang, die Höhe und das Ende des Lebens der Familienmitglieder bezeichnen: die Taufe, die Hochzeit und das „Erbbier." Zwischenein fielen die regelmäßigen Schmäuse der Verwandten zur Schlachtzeit und die außerordentlichen „Brautschmäuse" bei Verlobungen.

7. Die Abnahmewohnung führte ursprünglich (noch bis in die dreißiger Jahre hinein) den alten, aus dem Dänischen stammenden Namen „Backlei" (Baglade = Hinterraum) und diente, wenn sie nicht bewohnt war, als Rumpelkammer, Klüterraum, Schlafstelle usw. Der alte Name ist außer Gebrauch gekommen und — vergessen.

8. In der Scheune war der Stall für Schweine und Schafe, die „Wagenschauer" für das Fuhrwerk und die Ackergeräte und der Feuerungsraum. Auf dem Boden wurde der Vorrat an Futter für die Schafe usw. aufbewahrt.

9. Im Backhaus standen der große, aus einem ausgehöhlten Baumstamm gebildete Backtrog, der „Quern" (Handmühle), der große Braukessel und die übrigen Back- und Braugeräte. Hier wurde in regelmäßigen Zwischenräumen (3 bis 4 Wochen) gebacken, so oft nötig auch Grütze gemahlen, Malz gequetscht und Bier gebraut.

Daneben war ein Raum für Aufbewahrung der Kartoffeln und vor allen Dingen die „Klüterkammer" mit Schnitz-, Hobel- und Drechselbank. Hier wurden an regnerischen Sommertagen die Geräte für Stall und Tenne, auch wohl der Schlitten gemacht oder repariert, im Winter aber Harken, Forken, Schaufeln usw.

instand gesetzt, wie überhaupt alle nötigen Arbeiten gemacht, die der Hausherr selbst ausführen und damit die Ausgaben an Handwerker sparen konnte.

10. Der Garten, längs der Straße mit Obstbäumen eingefaßt, diente zum Gemüsebau, der Vorgarten umfaßte die altgewohnten Blumen, Kräuter und Sträucher, ausgewählt mit besonderer Rücksicht auf ihren Nutzen als Heilmittel usw., vorzugsweise unter Aufsicht und Pflege der Frau, event. der Töchter des Hauses stehend. Die Obstbäume, vor etwa 100 Jahren gepflanzt, trugen viele Jahre hindurch reichlich, sind jetzt aber aus Altersschwäche eingegangen und entfernt, werden jedoch allmählich wieder ersetzt.

Dieses so beschriebene alte Angler Haus mit Umgebung macht mehr und mehr neuen Bauten Platz. Diese bestehen seit 60 bis 70 Jahren aus einem mit der Straße parallel stehenden Wohnhause und 2 Scheunen, eine an jedem Ende des Hauses, mit dem Giebel gegen die Straße. Der Hofplatz liegt dazwischen eingeschlossen, Wohnung und Wirtschaft sind getrennt. Die neuesten Bauten kehren den Plan um, legen das Haus mit Ziergarten (parallel) gegen die Straße und die Scheunen nach hinten. In dem einen wie in dem andern Falle wird das Wohnhaus verhältnismäßig groß und — teuer.

Die Gräber zu Ottensen.

Zur Erinnerung an Klopstocks 100jährigen Todestag.

Von Pastor **Kähler** in Stellau.

Von den Gräbern der Vorzeit, den Urnenfeldern, Steinkammern und Hünengräbern, ist in der „Heimat" wieder und wieder so viel Interessantes berichtet; vielleicht darf ich zur Ergänzung einmal von drei Gräbern aus neuerer Zeit erzählen, von den Gräbern Klopstocks, des Herzogs von Braunschweig, der vertriebenen Hamburger. Wie die drei Pyramiden von Gizeh, diese gewaltigen Grabmäler am Rande der Wüste, der andersartigen Gegenwart von dem alten Memphis erzählen, so berichten auch diese drei Gräber unserem Geschlecht von einer Zeit, die glücklicherweise — mehr als ein Grund legt dies Wort nahe — weit hinter uns liegt. Allerdings ist nur noch Klopstocks Grab in Ottensen geblieben, doch werden von Rückert und seinem herrlichen Gedicht fort und fort vor unser geistiges Auge gestellt „die Gräber zu Ottensen."

Erstes Grab: Klopstocks Grab 1803.

Einen kurzen Überblick über Klopstocks Lebenslauf gibt das Ottensener Totenregister, in das Matthias Georg Krohn, derzeit Pastor zu Ottensen, wohl am Abend des Begräbnistages, mit einer gewissen Wehmut vielleicht und doch auch mit der Freude darüber, daß das Grab dieses Mannes seinen Kirchhof und der Name Klopstocks sein Register zieren würde, folgenden Nekrolog einschrieb: „Nr. 27, 1803, Sterbetag 14. März, Begräbnistag 22. März. — Friedrich Gottlieb Klopstock, Königl. dänischer Legationsrath und Markgräflich Badenscher Hofrath. Ward geboren in Quedlinburg A. 1724 d. 2ten July. Den Wissenschaften gewidmet, ward er darin zuerst in dem Gymnasium seiner Vaterstadt, und auf der Schulpforte unterrichtet, und studierte nachher zu Jena und Leipzig. A. 1750 berief ihn König Friedrich V. nach Kopenhagen, wo er bis an dessen Tode blieb, und von da begab er sich nach Hamburg, wo er seine

übrigen Lebensjahre zubrachte. Verehelichte sich 1. A. 1754 mit Jungf. Margareta Möller, seel. Peter Möller Tochter, diese starb A. 1758, bey der Geburt eines toten Sohnes; 2. A. 1791 mit Frau Johanna Elisabeth geb. Dimpfel, verwittwete von Winthem. Ward hieselbst mit großen Ehrenbezeugungen und Feyerlichkeiten aus Hamburg in sein Begräbnis gebracht. Alt 78 Jahre, 8 Mt. 12 Tage. Er ist der Verfasser des erhabenen Gedichtes, der Messias, wozu er schon auf der Schulpforte die Anlage machte, es in Kopenhagen fortsetzte, und in Hamburg vollendete."

Diese Ehrenbezeugungen und Feierlichkeiten bei seinem Begräbnis waren allerdings außerordentlicher Natur. Am 22. März, einem heiteren Frühlingstage, morgens 10 Uhr, versammelten sich im Trauerhause die Mitglieder des Senats, das diplomatische Korps, das geistliche Ministerium, die Kirchen- und Schullehrer, Kaufleute, Künstler usw. 76 Wagen und Tausende zu Fuß folgten von Hamburg aus. Von den 6 Türmen läuteten die Glocken, Trauerflaggen wehten von den Schiffen. An der holsteinischen Grenze erwarteten die Altonaer mit ihrem Oberpräsidenten den Zug. Die Hamburger Ehrenwache von 100 Mann zu Fuß und zu Pferde wurde durch holsteinische Husaren abgelöst. 45 Wagen usw. schlossen sich an. Als der Sarg um 12 Uhr in Ottensen ankam — die letzten des Gefolges hatten noch nicht das Millerntor verlassen —, ertönte von der Linde her die Trauermusik der Krieger. Um das Grab herum war ein Spalier gezogen. Drei weißgekleidete Jungfrauen legten Kränze von Rosen, Myrten, Lorbeeren auf den Sarg, der Hamburger Domherr Dr. Meyer eine aufgeschlagene Messiade, ein Jüngling einen Lorbeerkranz. Die Hamburger Reitenden Diener trugen den Sarg in die Kirche vor den Altar. Hundert Herren und weißgekleidete Damen sangen den 3. Vers aus dem Vaterunser des Dichters. Dr. Meyer sprach einige bewegte Worte und verlas Marias Tod aus der Messiade. Dann hub der Gesang wieder an. Unter den Klängen von „Auferstehn, ja, auferstehn wirst du," wurde die Leiche nach dem Grabe getragen. Die drei Jungfrauen streuten während der Versenkung des Sarges Blumen hinab. Auch ein Lied, das Unzer seinem Klopstock gesungen und auf dem Friedhof unter die Trauernden verteilte, wurde mit in das Grab gelegt.

Deutschland ehrte in solchem Begräbnis seines Dichters sich selbst. Dieser hat durch seinen Messias, seine Hermannsschlacht, seine Oden dazu beigetragen, seine Zeit mit christlichem und vaterländischem Geist zu erfüllen gegenüber dem bis dahin herrschenden französischen Geist. Lessing, Goethe, Herder, Schiller usw. verdanken diesem Propheten und Vorläufer deutscher klassischer Poesie nach eigenem Geständnis viel. Auch unsere Heimat, der er von Kopenhagen und Hamburg aus durch 50 Jahre hin so nahe war, hat mehr als nur sein Grab in sich aufgenommen. Cramer, der Kieler Professor und Prokanzler (vergleiche unser neues und besonders unser altes Gesangbuch), war sein ergebener Freund. Der Meldorfer Boie, J. H. Voß, Graf Stolberg, Mitglieder und Freunde des Göttinger Hainbundes, waren als solche seine begeisterten Jünger. Der ganze Messias erschien 1780 in Altona zuerst, mit veränderter Rechtschreibung. Seine Oden und Lieder veröffentlichte er z. T. in Cramers nordischem Aufseher. 6 Lieder von ihm enthält unser jetziges Gesangbuch.

Zweites Grab: Des Herzogs von Braunschweig. 1806.

Von ihm heißt's im Ottenser Totenregister 1806: „Nr. 119. Todestag 10. November, Begräbnistag 24. November — Carl Wilhelm Ferdinand, regierender Herzog von Braunschweig-Lüneburg, geboren zu Braunschweig am 9. Oktober 1735; verwundet in der Schlacht auf dem Eckartsberge am 14. Oktober d. J.; gestorben zu Ottensen an den Folgen seiner Wunde und beygesetzt in dem hiesigen Kirchen-Gewölbe. Alt 71 Jahre, 1 Monat, 1 Tag."

Digitized by Google

Er war ein Sohn einer Schwester Friedrichs des Großen. 1757 eroberte er, 21 Jahre alt, in der unglücklichen Schlacht bei Hastenbek im Mittelpunkt der Schlachtlinie eine von den Franzosen genommene Batterie wieder, so daß er nach dem Urteil seines großen Oheims zum Helden bestimmt war. 1758 entschied er den Sieg bei Krefeld. Er schwärmte für Friedrich den Großen und nahm ihn sich in allem als Vorbild. 1792—1795 war er unglücklich als Oberbefehlshaber der Österreicher und Preußen gegen die Revolutionsheere Frankreichs. 1806 wurde er bei Auerstädt von Davoust geschlagen, nach Rückert wurde dort seine Stirn vom Schlage zerschmettert, nach anderen wurde er in beide Augen geschossen, jedenfalls erblindete er. Auf der Flucht kam er am 28. Oktober in Ottensen an mit dem Geheimen Legationsrat Graf Gallatin, Kabinettssekretär Eschenburg, den Ärzten Völker, Heyer und Spangenberg, seinem treuen Kammerdiener Wild. Er stieg im Ottensener Gasthof ab, welcher nahe der Kirche in der Straße „Am Felde" lag. 13 Tage lag er hier blind, in dumpfer Betäubung. Am 10. November nachmittags 1 Uhr 52 Minuten starb er. Der Gasthof wurde von seinem Besitzer zur Erinnerung an ihn „Carls Ruhe" genannt. 1854 brannte er ab, wurde aber wieder aufgebaut mit einem großen Tanzsalon daran und führt noch den Namen „Carls Ruhe." Der Herzog wurde in der Ottenseuer Kirche im Gewölbe des Vorraums, hinter der Haupttür, an der südlichen Seite, 20 Schritt von Klopstocks Grab beigesetzt, am 24. November. 1817 besuchte Dr. August Klingemann, Direktor des Nationaltheaters in Braunschweig, die Gruft und beschrieb den Besuch in seinem Buche „Kunst und Natur." Der Fußboden wurde geöffnet. Im Gewölbe war ein grauer hölzerner Verschlag; als der hinweggehoben wurde, kam der mit Samt überzogene, mit silbernen Tressen besetzte Sarg zum Vorschein, auf welchem in silberner Kapsel das Herz lag. Des Herzogs Sohn konnte den Sarg nicht wieder nach Braunschweig bringen, er kämpfte bis 1815 unter England gegen Napoleon und fiel bei Quatrebras. Die vormundschaftliche Regierung holte den Sarg Carl Wilhelm Ferdinands 1819 nach Braunschweig zurück. Am 10. November, abends 10 Uhr traf der Sarg ein, wurde durch die erleuchteten Straßen zum Dom gebracht und dort gleich wieder beigesetzt.

Drittes Grab: Das der vertriebenen Hamburger. 1814.

Vom 31. Mai 1813, wo Davoust, „Herzog von Auerstädt", mit Hülfe der Dänen in Hamburg einzog, bis zum 31. Mai 1814, wo Bennigsen mit seinen Russen einzog, wurde Hamburg von den Franzosen furchtbar drangsaliert. Außer vielem anderen wurde eine Geldbuße von 40 Millionen Francs eingetrieben, wurden die Gelder der Bank weggenommen. Am Ende des Jahres 1813, gerade um Weihnachten herum, wurden alle, die sich nicht genügend verproviantieren konnten, nach und nach mehr als 40000 jeden Alters und Geschlechtes, in strengster Winterkälte aus der Stadt vertrieben. Um dieselbe Zeit wurden die Wohnungen von 8000 Menschen in der nächsten Nähe der Stadt mit einer solchen Schnelligkeit verbrannt, daß die Menschen nichts als das nackte Leben retten konnten. Im Mai 1814 erst zogen die französischen Truppen ab, nicht kriegsgefangen als Soldaten Napoleons, sondern als Soldaten Sr. Majestät Ludwigs XVIII., mit allen Ehren und mit aller Beute.

Gastfreundschaft und Barmherzigkeit eiferten, die Vertriebenen aufzunehmen, aber was konnten die Umwohnenden, selbst sehr bedrängt und durch Einquartierungslasten bedrückt, gegenüber solcher Not tun? Viele der Vertriebenen starben während der Austreibung, andere früher oder später an den Folgen der Schrecken, des Hungers, der Kälte. Ich lasse wieder das Ottenseuer Kirchenbuch reden, eine Stimme unter vielen. Auch die Kirchenbücher von Altona, Wandsbek usw. haben darinnen gewiß etwas zu sagen. In Ottensen starben 1813: 119, 1815: 106, 1814 aber 238

— dabei sind die 1138 des Massengrabes nicht eingeschlossen, sondern nur die auf dem Ottensener Kirchhof Beerdigten. Der erste Hamburger wurde am 30. Dez. 1813 begraben, ein 29jähriger Handlungsgehülfe, der vor Eimsbüttel starb, der letzte am 8. Dezember 1814, ein Mann aus Hamburg. Am 12. Januar 1814 heißt es: „Folgende Personen von den aus Hamburg Vertriebenen auf dem Ottenser Kirchhof . . .“ 16 waren es, Alte und Kinder, darunter ein unbekannter Mann, 5 unbekannte Frauen, ein unbekanntes Kind, zwei Jahre alt. Nun aber: „Da die Anzahl dieser Unglücklichen sich gar zu sehr vermehrte, so ist den nachher Gestorbenen in Altona ein Begräbnisplatz eingeräumt worden.“ Unter den dann doch noch auch in Ottensen Bestatteten finden sich viele vom zerstörten Hamburger Berge, aus der Zahl jener obengenannten 8000, darunter gleich am 12. Januar eine Ehefrau vom zerstörten H. B., eine totgeborene Tochter. Weiter z. B. Witwe des neulich † Timm, 40 Jahre alt, hinterläßt ein Kind. Eine Frau aus den vom jenseitigen Elbufer (Roß) hierher Geflüchteten. Vom 20. April bis 8. Juli wurden 5 Männer in der Elbe bei Neumühlen-Övelgönne tot gefunden, zumeist unbekleidet. Am 22. September starb ein 29jähriger Kaufmann aus Hamburg, Sohn des weiland Predigers Hornborstel daselbst, „an den Folgen einer tiefen Schwermut.“ Auch heißt's im Totenregister: „Während der durch die russische Blokade der Stadt Hamburg veranlaßten Sperre sind folgende Personen in Nienstedten begraben worden“ — vom 5. Februar bis zum 28. April 1814 sind es zusammen 10 aus Bahrenfeld, Othmarschen, Övelgönne. Alles kleine Striche zu einem großen erschütternden Gemälde. Nun aber das Massengrab! 1138 Gestorbene wurden hinter Ottensen nach Bahrenfeld zu auf einer Wiese begraben. Am 14. Januar 1815 pachtete die Hamburger Kämmerei diesen Platz auf 25 Jahre, und die Patriotische Gesellschaft errichtete dort am 28. Mai einen Denkstein mit der Aufschrift: „Hier ruhen die Gebeine von 1138 vertriebenen Hamburgern. — Friede den Entschlafenen! — Dieses Denkmal errichteten Hamburgs trauernde Mitbürger 1815 den 28. Mai.“ Nach Ablauf der Pachtzeit kamen Gebeine und Denkstein nach dem St. Nikolai-Friedhof in Hamburg. Die Stätte des Massengrabes ist jetzt von den heranflutenden steinernen Wellen der Großstadt verschlungen. Eine Straße führt darüber hin.

Wir freuen uns, daß diese 3 Gräber zu Ottensen — wenigstens die 2 letzten von ihnen — von einer Zeit zeugen, die weit hinter uns liegt und hoffentlich für unser Vaterland und unsere Heimat nie wiederkehren wird. Der Herzog von Braunschweig wollte, seinem Testament gemäß, nicht in Braunschweig, sondern an dem Orte seines Todes bestattet werden, offenbar, weil er meinte, daß Deutschland auf immer geknechtet bleiben würde. Und Holstein mit Ottensen war ja damals für Deutschland noch Ausland —, jetzt glücklicherweise nicht mehr!

Ein merkwürdiger hamburgischer Rechtshandel aus dem 16. Jahrhundert.

Von **Robert Körner** in Hamburg-Hamm.

Römisch Recht, gedenk' ich deiner,
Liegt's wie Alpdruck auf dem Herzen,
Liegt's wie Mühlstein mir im Magen,
Ist der Kopf wie brettvernagelt! Scheffel.

Unter den zahlreichen Prozessen, die in den akten- und staubreichen Archiven des ehemaligen Reichskammergerichts in der alten Kaiserstadt Speier einst sang- und klanglos zu Grabe geleitet wurden, ohne daß der Streitfall zur Entscheidung gelangte, befindet sich ein Prozeß des Bürgermeisters und des Rats der „Keyserlich freien Reichsstadt“ Hamburg gegen Frau Oligard, der Witwe

Wulfs von Ahlefeld auf Haselau und gegen Graf Benedikt von Ahlefeld auf Haseldorf wegen Bruchs des Landfriedens.

Dieser von beiden Parteien mit Hartnäckigkeit geführte Rechtsstreit hat 34 Jahre lang, vom Jahre 1574—1608, das Reichskammergericht beschäftigt und soll — glaubwürdigen Berichten zufolge — ungeheure Summen von Prozeß- und Advokaturkosten, Ströme von Tinte, viele Ballen geduldigen Papiers, Hunderten von Gänsen die Flügel und einigen Juristen den Verstand gekostet haben. Ob nun diese beträchtliche Einbuße an Nationalvermögen, ob die Rücksicht auf die mit dem anschwellenden Aktenmaterial nicht in Einklang zu bringenden Räume des Kammergerichts, ob der Geldbeutel den Parteien ein Halt zugerufen hat, oder ob andere unserer Kenntnis entrückte Gründe das „vorzeitige Ableben" des Rechtshandels verschuldet haben, läßt sich mit Sicherheit heute nicht feststellen. Ein Aktenvermerk, der die Gründe des schlichten Begräbnisses verkündet, ist nicht auf die Nachwelt gekommen. Wir würden auch heute „aus dem Schutte des Vergang'nen alten Lebens Trümmer" nicht hervorgesucht haben, wenn jener Jahrhunderte zurückliegende Rechtsstreit und die daran sich knüpfenden umständlichen gerichtlichen Formalitäten nicht ein so überaus charakteristisches Streiflicht werfen würden auf die am Ende des 16. Jahrhunderts in Deutschland herrschenden staatlichen Zustände und die Ohnmacht der Reichsjustiz.

Bei einer Springflut am 20. Mai 1574 geriet auf der Elbe ein von England kommendes, in Hamburg beheimatetes Schiff, Schiffer Kemner, mit einer Ladung Steinkohlen befrachtet, auf eine zwischen Stade und der Haseldorfer Marsch liegende Sandbank und konnte auch bei Flut nicht abgebracht werden. Der Schiffer fuhr daher mit einem Boot nach Hamburg und kehrte mit einer Anzahl Hafenarbeiter an die Unfallstelle zurück, um durch das Entlöschen eines Teils der Ladung in Kähne das Schiff flott zu machen und die Reise fortzusetzen. Bei diesen in Angriff genommenen Bergungsversuchen mochte das Schiff schon beträchtlich beschädigt sein, als die v. Ahlefeldschen Gutsleute von Haselau und Haseldorf mit dem Vogt und einem gutsherrlichen Schreiber an der Spitze, in Wehr und Waffen mit ihren Böten an der Unfallstelle erschienen, die Hamburger Schiffsmannschaft, sowie die bei der Löschung der Ladung beschäftigten Hamburger Arbeiter mit bewaffneter Hand angriffen, teilweise verjagten, teilweise in Gemeinschaft mit dem Schiffsführer gefangen fortführten und einen Teil der an Bord befindlichen Ausrüstungsgegenstände als Beute mitnahmen. Das hülflos zurückgelassene Schiff mit dem weitaus größten Teile der Ladung ist alsdann später verloren gegangen.

Die Besitzer der holsteinischen Adelsgüter Haselau und Haseldorf begründeten die auf ihren Befehl hin ins Werk gesetzte Gewalttat mit der Behauptung, an der Strandungsstelle das Recht des Bergens gestrandeter Schiffe zu besitzen, welches Recht hamburgischerseits bestritten wurde. Die Hamburger, die sehr genau wußten, wie es mit der Reichsjustiz bestellt war, waren zu gute Diplomaten, um nicht zuerst den Weg der Güte einzuschlagen. Sie unterhandelten mit den holsteinischen Gutsherren um die Freigabe von Schiff und Ladung, sowie der gefangenen Hamburger. Erst als alle gütlichen Schritte sich als erfolglos erwiesen, beschritten sie den Rechtsweg bei dem Reichskammergericht. Unter dem 20. September 1574 erging seitens des angerufenen Gerichts auch tatsächlich ein Beschluß wider die Beklagten, binnen 6 Tagen bei Vermeidung einer Strafe von 16 Mark lötigen Goldes Schiff und Ladung freizugeben. Mit diesem vorläufigen Gerichtsbeschluß war gleichzeitig eine Vorladung verbunden, wegen Zuwiderhandlung gegen den vom Kaiser Maximilian 1495 zu Worms verkündeten „Ewigen Landfrieden" sich zu verantworten.

Der Rat der Stadt Hamburg begründete seine Klage zunächst mit der Behauptung, daß ihm die Gerichtsbarkeit über den Elbstrom bis an das offene Meer zustehe, daß die Elbestadt zur Sicherung der Schiffahrt auf der Unterelbe Leuchtfeuer unterhalte, Tonnen und Baken lege, im Interesse der Schiffahrt „Piloten" anstelle, die Seeräuber im Elbgebiet verfolge, verhafte und in ihrer Stadt strafe. Da das den Gegenstand des Prozesses bildende Hamburger Seeschiff auf offenem Strom von den Leuten der Beklagten mit bewaffneter Hand genommen sei, so liege ein Bruch des Landfriedens vor. Es dürfte an dieser Stelle der Hinweis nicht uninteressant sein, daß in unseren Tagen Hamburg sich noch einmal in die zwingende Notwendigkeit versetzt sah, dieselben Gründe zur Verteidigung altverbriefter Rechte geltend zu machen. Es geschah das zu einer Zeit, wo der „eiserne Kanzler" dem, dem Zollanschluß widerstrebenden Hamburg mit der Einziehung der Unterelbe in das Zollgebiet drohte, in einer Broschüre: „Die Freiheit der Elbschiffahrt. Geschichtliche Erläuterungen zur staatsrechtlichen Sachlage. Hamburg 1886," die, anonym erschienen, den verewigten Bürgermeister Dr. Kirchenpauer zum Verfasser hat. — Die Befugnis Hamburgs, auf der Unterelbe frei zu schalten und zu walten, war durch kaiserliche Privilegien schon in frühester Zeit ausdrücklich anerkannt worden, insbesondere 1628 vom Kaiser Ferdinand II.

Im Jahre 1578, also vier Jahre nach erfolgter Klagezustellung, hielten die Beklagten es für angezeigt, dem Reichskammergericht ihre Klagebeantwortung zuzustellen. In der Verteidigungsschrift bezeichneten die Beklagten den Strandungsort als den „Ret- oder Krautsand" [1]) und behaupteten, daß der Sand ihnen gehöre, ihrer Gerichtsbarkeit unterstehe und daß sie hier Hoheitsrechte ausübten. Zu ihren Rechten gehöre auch der Bergelohn der auf dem Krautsand gestrandeten Schiffe. Auf weiteres hätten sie auch Ansprüche nicht erhoben. Sie suchten zu ihren Gunsten der Sachlage eine Wendung zu geben, als ob sie nur in der geschilderten Weise verfahren seien, weil der Schiffer sich auf ungesetzliche Weise in den Besitz der Ladung zu setzen getrachtet, sie ihn, lediglich um die wirklichen Interessenten vor Verlüsten zu schützen, daran gehindert hätten. Es ist eine interessante Wahrnehmung, daß die Juristen jener Zeit die noch heute bekannten Praktiken mit Erfolg anzuwenden wußten.

Das Kammergericht gab den streitenden Parteien auf, die Beweise für ihre Behauptungen beizubringen, und ernannte zwecks Anstellung der notwendigen Erhebungen für jede Partei eine Untersuchungskommission.

In den Jahren 1584—1589 ist dann eine unendliche Menge Tinte verschrieben worden, ohne daß der Prozeß wesentlich von der Stelle gerückt wäre. Für die Juristen des Reichskammergerichts mag zuweilen der Umstand verständniserschwerend gewirkt haben, daß der Schauplatz der Begebenheit — die territorialen Verhältnisse, Ebbe- und Flutzeiten des Elbstroms und die dadurch im Bett der Elbe hervorgerufenen Veränderungen — ihnen aus eigener Anschauung nicht bekannt waren. Der Prozeß schleppte sich endlos fort; Benedikt v. Ahlefeld starb, auch Vormünder der Familie und Anwälte verstarben. Ende Oktober 1596 — also nach 22 Jahren — wurden die Einwände der Beklagten aufs neue ein-

[1]) Was die seitens der Beklagten als Strandungsstelle angegebene Insel Krautsand anbelangt, so erscheint es zweifelhaft, ob es sich um die heutige Insel dieses Namens gehandelt haben kann, deren Südspitze sich bis Seestermühe erstreckt. Die älteste hamburgische Elbkarte von Michael Lorichs aus dem Jahre 1568 kennt die Insel Krautsand nicht, sondern bei der Mündung der Schwinge nur den „Twilenstedt Sanndt" und den „Steder Sanndt," weiter elbabwärts den „Gröner Ordt Sanndt" und „Aßler Sandt," endlich an Stelle des heutigen „Krautsand" den uneingedeichten, aber bewohnten Pagenwärder. Nahe dem holsteinischen Ufer oberhalb der Pinnau verzeichnet sie den „Bißhorster Sandt."

gereicht. Mittlerweile starb auch Benedikts Sohn, Detlef v. Ahlefeld, und der Prokurator beider Beklagten. Die Kläger nahmen deshalb Veranlassung, zur Wiederaufnahme des Verfahrens 1607 eine neue Ladung ergehen zu lassen. Die Vormünder von Detlefs Kindern stellten denn 1608 eine Vollmacht für den neubestellten Kammer-Prokurator aus. Die Vormünder hießen nach den Akten Balzer v. Ahlefeld, königl. „Dennemärkischer" Rat, Amtmann auf Steinburg, und Detlef Brocktorp, Propst zu Preetz und Erbgesessen zu Drage, Hilgenstede, Gartze und Rixtorff. Mit Überreichung dieser Vollmacht schließen die Akten.

Was den langjährigen Prozeß kulturhistorisch merkwürdig und interessant macht, ist weniger der Gegenstand des Streites, als hauptsächlich die im Verlauf des Prozesses zu Tage tretenden Rechtsanschauungen und beobachteten Rechtsformalitäten, auf die ich näher eingehen möchte.

Das in der Gegenwart in der Sprache des Amtsgerichts „Verklarung" genannte Gerichtsverfahren trat schon 1574 bei dieser Strandungssache in die Erscheinung, — ein Beweis, daß „Gesetz und Rechte" sich „sorterben," wie Goethe behauptet.

Am 28. Mai 1574 erschien die Mannschaft des gestrandeten Schiffes vor einer hamburgischen Gerichtsperson, dem hamburgischen Niedergerichts-Notar Elvers, unter Zuziehung von zwei Zeugen. Es wurden zeugeneidlich vernommen: der Hauptbootsmann, drei Bootsleute, der Schiffszimmermann und der Schiffskoch. Der Schiffer Kemner und der Steuermann wurden, wahrscheinlich weil sie Interessenten des Schiffes waren und deshalb als einwandfreie Zeugen nicht gelten konnten, nicht beeidigt. Aus den Aussagen der Seeleute erhellt, daß das 70 bis 80 Last große Schiff durch eine Fahrlässigkeit des Steuermanns auf den Strand gesetzt worden sei, und daß die Versuche, durch Leichtern das Fahrzeug wieder flott zu machen, durch die v. Ahlefeldschen Gutsinsassen mit Gewalt verhindert wurden.

Die Zeugenaussagen bekunden ferner, daß das vom Schiffer Kemner geführte Schiff ein sog. Partenschiff gewesen, dessen Mitreeder ausschließlich Hamburger Bürger waren. Die Interessenten werden auch „Freunde des Schiffes," auch „Reeder" und „Mitreeder" genannt. Die Partenquoten gingen von $^1/_6$ bis zu $^1/_{20}$ Teil herab. Aus den Rechnungsbüchern geht hervor, daß das Schiff im Jahre 1572 angekauft war, von Hamburg nach Norwegen segeln sollte, um hölzerne Dielen zu laden, letztere nach Spanien zu bringen und mit einer Ladung Salz auf Hamburg zurückzukehren. Das Schiff muß Havarie erlitten haben, denn es wurde in England ausgebessert. Der Schiffer nahm zu diesem Zwecke 25 £ Sterl. auf, die mit 9 Mark pr. £ in Hamburg in Rechnung gestellt wurden. Im Jahre 1573 wurde Kemner als Schiffer angenommen, um das Schiff auf die Elbe zu bringen. Merkwürdigerweise ist in den Akten ein Name des Schiffes nicht angegeben; es könnte daraus gefolgert werden, daß es in damaliger Zeit nicht überall Sitte gewesen, Kauffarteischiffen Namen zu geben. Auch die Bezeichnung „Kapitän" findet sich in den Akten nicht, sondern nur der Ausdruck „Schiffer," eine Amtsbezeichnung, die noch heute der Führer eines Schnelldampferkolosses mit dem Führer eines Elbkahns oder Ewers gemein hat. Nach den Rechnungsbüchern, deren Vorlegung zwecks Feststellung des Schadens erforderlich war, nahm der Schiffer Kemner in England eine Fracht nach Spanien; von da segelte er nach England zurück, lud Kohlen, die er dort kaufte, und setzte den Kurs auf Hamburg. In der Elbe strandete das Schiff. Bei der Feststellung des Schadens wurde die Last zu 12 Tonnen gerechnet, also $80 \times 12 = 960$ Tonnen. Der Verkaufswert wurde zu 16 Schillingen pro Tonne angegeben. Der Wert der geborgenen Schiffsausrüstungsgegenstände und der in Sicherheit gebrachten Stein-

kohlen wurde zu 392 Mark 13 Sch. 11 Pf. oder 196 Rthlr. 13 Sch. 11 Pf. angegeben; also galt 1 Rthlr. damals 2 Mark. An anderer Stelle wird der Rthlr. genauer zu 31 Sch. = 1 Mark 15 Sch. bewertet. Eine genaue Aufstellung des Verlustes an Schiff und Ladung wurde von mehreren Interessenten vorgelegt. Zur Feststellung des Gesamtschadens genügt die glaubhaft nachgewiesene Schadensanmeldung des Hamburgers Lütke Edingk, der im Besitz eines Sechstelparts war. Derselbe beziffert seinen Verlust auf 997 Mark 13 Sch. 8 Pf. Die Interessenten waren an der Ladung nach Maßgabe ihrer Parten beteiligt. Der Wert des Schiffes samt der Ladung muß, die Edingksche Aufstellung zur Grundlage genommen, etwa 5987 Mark betragen haben. Nach unseren heutigen Verhältnissen erscheint die Summe freilich sehr bescheiden. Wir müssen jedoch bei dieser Schadenssumme berücksichtigen, daß der damalige Wert des Geldes nicht nach heutigem Maßstab gemessen werden kann. Ein eigentliches Schiffsjournal gelangte nicht zur Vorlage, wohl aber ein Buch, in welches der Schiffer die für Schiff, Ladung und Bemannung gemachten Aufwendungen einzeichnete. Ob ein Schiffsjournal im heutigen Sinne daher vorhanden gewesen, ist zweifelhaft.

Sehr interessant erscheinen die notariell beglaubigten, bei den Akten befindlichen Schilderungen der „Beschickungen zum Versuch der Güte," die der Einleitung des Prozesses voraufgingen und kurz nach der am 20. Mai 1574 geschehenen Gewalttat niedergeschrieben wurden. Der Hamburger Rat sandte dreimal Abgesandte nach Haselau. Das Ergebnis der Verhandlungen trug der Hamburger Notar Rosa in ein Buch ein, welches er in dem Prozeß später als Beweismittel vorlegte.

Am 25. Mai 1574 sandte der Rat seinen Sekretär Niebuhr nach Haselau zu Frau Oligard, — wahrscheinlich in der Annahme, daß durch diplomatische Künste bei Damen leichter ans Ziel zu gelangen sei als bei Vertretern des männlichen Geschlechts. Der Rat täuschte sich jedoch. Frau Oligard lehnte jede Verhandlung ab, bis ihr Verwandter und Mitgenosse in dem Streite Benedikt v. Ahlefeld zur Stelle sei. Am anderen Morgen eröffnete Frau Oligard den hamburgischen Geschäftsträgern: „Wider Verhoffen habe sie keinen Bescheid von Benedikt erhalten; derselbe müßte (er war fürstlicher Rat) in hohen und wichtigen fürstlichen Geschäften etwa verritten sein." Der Abgesandte bezweckte trotzdem doch soviel, daß Frau Oligard einen der „Verstrickten," den Hamburger Bürger Sengestak, völlig freiließ und sich bereit erklärte, die beiden Hamburger, Kremer und Edingk, ihrer Handgelübde zu entbinden, wenn sie versprechen würden, sich auf Begehr wieder einzustellen, „doch sollten sie sich keines Argen zu befahren haben, sondern sollte solches ihnen eher zu Vortheil und Bathen, als Schaden gereichen." Die beiden „Verstrickten" gaben das geforderte Gelöbnis und wurden ihrer Haft entlassen. Der einzige Gefangene, der in Haselau zurückblieb, war der Schiffer Kemner, der jedoch nicht in engem Gewahrsam gehalten wurde, sondern im Hause frei umhergehen durfte.

Der hamburgische Unterhändler hatte sich darüber beschwert, daß die Ahlefeldschen Leute den Schiffsleuten gedroht hätten „mit geladenen Feuerbüchsen, darauf die Hahnen gesetzt und gänzlich zum Abschuß gerichtet gewesen," und stellte die Behauptung auf, daß Schiff und Ladung „so leichtlich, als man eine Hand auf's Haupt legt," hätten gerettet werden können, wenn die gewalttätige Hinderung nicht eingetreten wäre.

Am 3. Juni 1574 wurden seitens der Stadt Hamburg die Abgeordneten, Syndikus Wittersheim und Sekretär Niebuhr, zur Besichtigung des Schiffes an die Strandungsstelle entsandt, mit dem Auftrage, die v. Ahlefelds hinzuzuziehen. Die Kommissare trafen jedoch die Gutsherrschaft nicht an. Es scheint, daß die

v. Ahlefelds gefliſſentlich unſichtbar blieben. „Eines ehrbaren Rathes Credentzbrieff“ entgegenzunehmen, weigerte ſich der Vogt zu Haſeldorf. Die Abgeſandten legten deshalb den Brief im Wirtshauſe nieder, und zwar „auffm Block ahm Bette ſtehend.“ Der Brief gelangte richtig in den Beſitz des Haſeldorfer Gutsherrn, der ſich in einem an den Hamburger Rat gerichteten Briefe nunmehr bereit erklärte, die Hamburger Kommiſſion zu empfangen. Am 19. Juni 1574 erfolgte die dritte „Werbung,“ die in ihren Ergebniſſen, die Angelegenheit gütlich beizulegen, ebenſo erfolglos blieb wie die vorhergehenden „Werbungen.“ Der Verhandlungsort war Haſeldorf, das Lokal der Zuſammenkunft jedoch nicht das Haſeldorfer Schloß, ſondern die Kirche, in der Benedikt v. Ahlefeld den hamburgiſchen Abgeſandten gnädigſt „eine Audienz geſtattete.“ — Sehr rühmlich iſt die Lage der hamburgiſchen Bevollmächtigten gerade nicht. Es will uns heute ſchier unglaublich dünken, daß ein holſteiniſcher Junker ſich erkühnen durfte, ſeine anmaßende und herablaſſende Haltung ungeſtraft fortzuſetzen. — Der Notar ſchrieb das Verhandlungsprotokoll „off dem Chore daſelbſt.“ Nach der Benediktſchen Darſtellung ſind es die Schiffsleute geweſen, die das Schiff verwüſtet, ſeine Leute dagegen hätten den rechtmäßigen Eigentümern die Güter retten wollen uſw. Seinem Vogt habe der Schiffer den „Seebrief“ nicht zeigen wollen. Da der Schiffsführer faſt „eitele Niederländer“ als Bootsleute bei ſich gehabt, ſo hätte er (B. v. A.) gemeint, Schiff und Ladung ſei den Niederländern gehörig. Benedikt und Oligard verhofften, daß ſie nicht könnten mit Fug beſchuldigt werden, „umb Khor, wandel vnd abtragk zu thun, viel weniger Schiff vnd Guett den Leuten zu betzahlen, beſodert werden“; ſie hätten davon nicht eines Schillings wert in ihrer „habenden gewehr.“ Im übrigen entließ Benedikt v. Ahlefeld die unter Vorbehalt von Frau Oligard freigegebenen Hamburger ihrer Gelübde ohne alle „Entgeltnuſſe.“

Über das angebliche Bergungsrecht macht der Haſeldorfer Schloßherr Ausſagen, die nichts weniger als überzeugend wirken. Ein Vorfahr der Beklagten, Ritter Hans v. Ahlefeld, habe im Jahre 1494 von dem Könige Johann zu Dänemark, Herzog zu Holſtein, die Burg Haſeldorf nebſt Zubehör erbkäuflich an ſich gebracht. Der Kauf umfaßte die 6 Marſchgüter Haſeldorf, Haſelau, Seeſtermühe, Neuendorf, Groß- und Klein-Kolmar, oder mit dem Kaufbrief zu reden, die 5 Kirchſpiele Bißhorſt, Haſeldorf, Haſelau, Kolmar und Niendorp. Laut des zu den Akten gebrachten Kaufbriefes hatte der König die Güter alſo verkauft, wie er ſie in „gewerlicher Friſt“ in ſeinen „erblichen Wehren“ gehabt. Daß die Gutsherren auf dem „Krautſand“ benannten Eiland — das dem Stader Ufer viel näher gelegen war als dem holſteiniſchen — mit Recht das Bergungsrecht in Anſpruch nahmen, begründeten ſie mit ihrem vorgeblichen Eigentumsrecht an dieſer Inſel. Im Kaufbrief iſt die Inſel jedoch garnicht genannt. Aus der Ausſage des zu Protokoll vernommenen Ahlefeldſchen Schreibers Aſche geht nur hervor, daß er den „Sand“ deshalb als Haſeldorfer Eigentum angeſehen habe, weil die Gutsherrſchaft das darauf wachſende Ret (Schilf) mähen und von dem bearbeiteten Graslande Pacht erheben laſſe. Daß das Bergerecht ſchon früher von den v. Ahlefelds ausgeübt, wurde durch einwandfreie Zeugen beſtätigt. Die Höhe des Bergelohnes hätte einer feſtſtehenden Beſtimmung nicht unterlegen, ſondern wäre je nach Vereinbarung mit den Intereſſenten an Ort und Stelle feſtgeſtellt worden. Das Recht des Bergens ſei auch erſt dann von den v. Ahlefelds ausgeübt, wenn „das geſtrandete Schiff nicht innerhalb dreier Ebben und Fluten hätte abkommen können.“

Wie aus den vorſtehenden Ausführungen hervorgeht, war der Schiffsführer Kemner allein in Haſelau zurückgeblieben. Als K. jedoch erkrankte, erhielt er von

Frau Oligard die Erlaubnis, nach Ütersen zu gehen. Nach Zeugenaussage hatte sich jedoch der Zustand des Kemner verschlimmert und hatte er sich, der Not gehorchend, weiter nach Hamburg begeben. Als der „Rat" von diesem Vorgang Kenntnis erhielt, gebot er dem Schiffer, „er solle sich, wie er angelobt, wieder nach Haselau verfügen." Wenn man bedenkt, daß der Rat der Stadt Hamburg der Prozeßgegner der Ahlefelds war, daß der Schiffer zur Ablegung des Versprechens gezwungen worden, so spricht das Verhalten des hamburgischen Rats im 16. Jahrhundert für die besondere Heiligkeit, die damals einem gegebenen Worte beigelegt wurde. In dieser Hinsicht unterscheidet sich das 16. Jahrhundert außerordentlich vorteilhaft von der Gegenwart, wo Ehrenworte und heilige Eide wohlfeil sind wie Brombeeren. Wer den täglich vor den hiesigen Gerichten sich abspielenden Scenen als Menschenkenner eine aufmerksame Beobachtung widmet, wird hinsichtlich der Unverbrüchlichkeit eidlicher Zeugenaussagen und Bekundungen sich zuweilen auf einem eigenartigen Gedankengang ertappen!

Nachdem der Prozeß anhängig gemacht und das Kammergericht für jede Partei Kommissare ernannt hatte, waren in dem Termin der klägerischen Zeugen, die auf das Rathaus zu Hamburg „als der bestimmten Malstat" geladen waren, die ebenfalls vorgeladenen Beklagten nicht erschienen. Der Kommissar, Domherr Kley, ließ deshalb nicht in die Verhandlung eintreten, sondern ließ die Beklagten in denjenigen Gasthäusern suchen, wo sie sonst in Hamburg abzusteigen pflegten. Auf Befehl des Kommissars begab sich ein Bote auch zu dem in der Reichenstraße wohnhaften Krämer Lohe, wo er den Schreiber der Frau Oligard antraf, der auf Befragen angab, daß niemand von der Herrschaft und für seine Herrschaft erscheinen werde. Diese Auskunft selbst auf dem Rathaus zu melden, lehnte der Schreiber als nicht seines Amtes ab. Der Kommissar, von der Sachlage unterrichtet, verfügte, man müsse diesen Tag warten, quia dies citato cedat. Um den Beklagten zu erwarten, verblieb der Kommissar den ganzen Tag im Rathause. Daß bei solcher jämmerlichen Haltung der höchsten Gerichtsbehörde des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation" die Achtung vor der Justiz im Volke nicht groß war, bedarf kaum der Erwähnung. Das gesamte Gerichtsverfahren jenes „ehrwürdigen" Gerichts-Instituts charakterisierte sich mehr als eine lächerliche Komödie ohne Saft und Kraft. Die beklagten Feudalherren lachten sich ins Fäustchen und verharrten in ihrem passiven Widerstande.

Auch bei den geladenen Zeugen ergaben sich unerwartete Schwierigkeiten. Einige auf fremdem Territorium ansässige Zeugen begehrten zuvor in den Besitz von Zehrgeld gesetzt zu sein, ehe sie der Vorladung nach Hamburg folgen wollten, andere schützten vor, die Genehmigung ihrer Landesbehörde einholen zu müssen usw.

Es war daher kein Wunder, daß dieser Rechtsfall unentschieden blieb. Einer der geistreichsten Staatsmänner jener Zeit, Herr von Pufendorf, der 1667 unter dem Namen Severin von Monzambano eine Denkschrift über die Verfassung und den Zustand des deutschen Reiches in lateinischer Sprache — die deutsche Sprache war noch nicht hoffähig — veröffentlichte, traf den Nagel auf den Kopf, als er schrieb: „Ferner sind Recht und Gericht in Deutschland fast verschwunden. Denn wenn bei Streitigkeiten der Territorialherren unter einander (wie sie infolge der großen Zahl derselben oft genug vorkommen) der Prozeß vor dem Kammergericht angestrengt wird, so kann man eine Entscheidung nicht vor einem Jahrhundert erwarten. Beim Reichshofrat aber fürchtet man, daß parteiisch geurteilt werde, da die Richter der Bestechung zugänglich sind und vor allem das österreichische Interesse wahrnehmen. So kommt es, daß in Deutschland Macht vor Recht geht, und daß der Mächtige mit Waffengewalt sein Recht erreicht und durchsetzt."

Plattdeutſche Redensarten vom Trunke.

Von G. F. Meyer in Kiel.

Es bedarf der Aufzeichnung plattdeutſcher Redensarten vom Trunke nicht, um die Tatſache feſtzuſtellen, daß die Trinkſitte auch unter der Landbevölkerung unſerer Provinz tief eingewurzelt iſt; aber ſicher liefern ſolche Redewendungen einen Beitrag zu der Frage, wie das Volk vom Trinker und vom Trunke denkt.

Die Alkoholgegner dürfen nicht erwarten, daß die Trinkſitte vom Volksmunde als eine Unſitte bezeichnet werde. Man hört Redensarten, die einen Abſcheu vor dem Trinken ausdrücken, ſehr ſelten, und auch ſolche Worte: „He makt ſien Mund to'n Rönnſteen" oder „He makt ſien Liev to'n Dranktonn" wurden urſprünglich wohl nur vom Eſſen gebraucht. Der „Waterdrinker" kann froh ſein, wenn nicht ſpottend von ihm geſagt wird: „He will Bröderſchaft drinken mit de Pöch (Fröſche)." Man iſt wenig geneigt — beſonders gilt das natürlich von der männlichen Bevölkerung —, an eine Alkoholgefahr zu glauben; das Trinken wird vielmehr als notwendig betrachtet, um Gemütlichkeit und Geſelligkeit zu heben, und der Trinkende oder der, welcher die Kennzeichen des Trunkes zur Schau trägt, wird mit humorvollen Wörten begrüßt und geneckt; ernſte Redensarten ſind ſelten.

Folgendes Wort, das man ſich aus dem Munde eines behäbigen Holſteiners geſprochen denken muß, wird uns in die richtige Situation verſetzen: „Vör wenig Eten bün ik nich, œwers drinken do ik gern, dahengegen mutt ik mien gehörige Ruh hemm." Man ſieht es ihm an, „he mag vun all de Melkſpieſen am levſten den Köm" oder das Bier, vielleicht gar „ſüppt he, dat ſien Kehl meent, de Sündflot kümmt"; denn „de Wind weiht wohl 'n Sandbarg tohopen, œwer keen dicken Buk." „He illuminiert." wenn „he ſik een köfft hett," „ſien Näs ſchient dann as Karfunkelſteen in't Roklock." Von ihm heißt es wohl: „He makt dat 'n bęten doll," „he ſüppt as 'n Ilk," „he is 'n Supbütt." Sieht man aber genauer hin, ſo verachten ihn wenige, manche bedauern ihn, die meiſten ſehen es gleichgültig an: „Dat is Schiet mit Mars, he ſüppt, Köm drinkt he ok."

Hat ſich gelegentlich einer ein Räuſchchen angetrunken, ſo begnügt man ſich gewöhnlich damit, die Tatſache zu beſtätigen: „He hett 'n Lütt'n ſitt'n — he hett ſik een knępen — he hett een fat — he hett 'n Kliſter — he is dun — he hett 'n Dunaz — he is nich alleen — he hett 'n Slag — he hett 'n Botz — he hett 'n Brand — he is beknuſſelt — he hett ſik een ſmettert — he hett ſik een ſmort — he hett in 'n Tran pedd — he hett ſik een in de Dogen, in de Lamp, achter de Binn gaten"; iſt's kein Räuſchchen mehr: „He is beſapen — he is kanonendun — he is dun as 'n Sprütt — he nickköppt — he brennt — he hett ſien Pipenkopp anſmökt"; begegnet man ihm auf der Straße: „He hett een ünner'n Hod — he hett 'n Scheter — he hett to deep in 'n Buddel kiekt — he hett ſik örndlich een upladt — kannſt em ok to Hus kriegen? — is Erdbeben?" Zeigen ſich die Folgen des Trunkes in Erbrechen, ſo „bind't he de Kalwer an" und „mitt na," ſo „is de Ladung öwerſchaten" und „he hett tovęl Soltwater ünner Deck." Am nächſten Tage ſagt man von ihm: „He hett dörchbrennt — he hett ſwiert — he hett 'n Kater, Jammer, Brummſchädel — he hett dat Lei (Leine) ünner'n Steert 'hatt," und mit einem Lächeln, ſo daß man das Wort kaum als eine Warnung vor dem Trunke deuten kann, wird dann wohl hinzugefügt: „Dat mark di, Schoſter, vun Köm warſt dun un vun Brannwien beſapen."

Beiträge zur Erklärung ſchleswigſcher Ortsnamen.

Von Joh. Langfeldt in Flensburg.

XIII. Die Endung -lef.

Bevor ich auf die Bedeutung der Endung -lef, -lev oder -leben eingehe, erlaube ich mir, ſämtliche auf dieſe Silbe auslautenden Ortsnamen unſerer Provinz hierher zu ſtellen und daneben anzumerken, in welcher älteſten Form ſie in Urkunden oder Schriften ſich finden: 1. Hadersleben, Hathaersleſ 1232; 2. Erleff; 3. Hammeleff, Hameleue 1460; 4. u. 5. Enleben, N.- und S.-, Oenlöff 1280; 6. Alsleff, Kſp. Jordkirch; 7. Arsleben, Arsleue 1196; 8. Bollersleben, Boldersle um 1280; 9. Oersleff, Kſp. Hellewatt; 10. Alsleff, Kſp. Hoiſt, Alslefmarck 1267; 11. Emmerleff, Aemmaerlöff 1292; 12. u. 13. Seiersleff, N.- und S.-, Saeghaerslöf 1292; 14. Tingleff, Tinglöff 1283 (Sach, Das Herzogtum Schleswig I, S. 119 hat Tinglööf 1279. Die Quelle iſt mir nicht bekannt.); 15. Klipleff, Clyppaelöf 1232; 16. Undeleff, Kſp. Holebüll; 17. Fröslee, Fröſslee 1650 Danckw.; 18. Harrislee, Harresleſ 1231; 19. Sebbelau, früher Sebeleff (Trap), Siblavv 1277 (Sach a. a. O. S. 122. Quelle?); 20. Hundsleben; 21. Tollſchlag, Kſp. Esgrus, Tolfuesleue 1397; 22. Maasleben, Kſp. Siefeby, Masleue 1470; 23. Koſel, Cosleue 1463; 24. Owſchlag, Kſp. Kropp, Oxlev (Trap. Quelle?), vergl. Tollſchlag. — Außerdem wird das im Kſp. Brede gelegene Kummerleff zu dieſer Gruppe gezählt. Der Ort hieß indes 1232 Cumled, 1288 Kumleth und wird, m. W., erſt 1650 bei Danckwerth zum erſtenmale Kumeleff genannt, ſo daß mir eine Zuſammenſetzung mit -lef ſehr zweifelhaft erſcheint. Von den aufgezählten bezeichnen heute ſechs einen Ort mit Kirche: 1, 3, 11, 14, 15, 23; ehemals war auch S.-Enleben ein Kirchdorf. 1411 wurde das Gotteshaus von den Söldnern Erichs von Pommern niedergebrannt und 1522 das Kirchſpiel Jordkier aus dem alten Oenlöff errichtet.

Die urſprüngliche Faſſung war leve, was aus den älteſten Schreibweiſen unzweideutig hervorgeht. Wie obige Formen dartun, kehrte man im 14. und 15. Jahrhundert unbewußt zur alten Schreibung zurück, bis in der Neuzeit an Stelle des v das b trat. Von da ab bis zur Form leben war dann in plattdeutſchen Urkunden der Schritt nicht groß. Man kann dieſe Entwicklung im Namen Hadersleben deutlich verfolgen, der in zahlreichen Urkunden wieder und wieder auftritt. Wie vielen Leſern bekannt ſein wird, tritt die Endung -leben in dem Winkel zwiſchen Elbe, Saale und Harz, dem alten Nordthüringen auf, vereinzelt kommt -lef auch in England vor. Noch im 11. Jahrhundert endeten die deutſchen Namen auf -leua, -leiba. Später wurde nach Abſchleifung des a ein n angefügt. In der Faſſung -lev begegnet uns die Endung überall in dem eigentlichen Dänemark ſowie in den ehemaligen däniſchen, jetzt ſchwediſchen Provinzen Schonen und Halland.

Hinſichtlich der etymologiſchen Erklärung von -lef ſcheint heute unter den Forſchern Einigkeit zu beſtehen. Das Wort iſt identiſch mit dem altnordiſchen leif (Hinterlaſſenſchaft), dem altſchwediſchen lef (Überbleibſel) und dem altdäniſchen lef, das in konunglef (Krongut) und Sigridlef (Bodenbeſitz, der, von Sigrid Storraade überkommen, noch im 13. Jahrhundert der Krone gehörte) ſich findet. In einem Diplom von 1476 findet ſich hans Oldefaders leſve in der Bedeutung von Nachlaß und in einem andern von 1455 Bodenbeſitz, ſom ær mit rættæ fædhernæ oc oldeleſſue, woraus erhellt, daß das letzte Wort das von den Vätern Ererbte bedeutet. In Norwegen finden ſich entſprechende Ortsnamen auf -arfr. Fritzner erklärt das Wort in ſeinem Wörterbuch der altnorwegiſchen Sprache als Bodenbeſitz, darauf das Oberhaupt des Geſchlechts ſeinen Sitz hatte, und der nach ſeinem Tode dem Haupterben zufiel. Dieſe Bedeutung muß auch unſern Namen auf -lef zukommen. Das mit ihnen zuſammengeſetzte Wort iſt ſtets ein Perſonenname. Die auf -lef ausgehenden Ortsnamen bezeichnen demnach den Sitz und die Hinterlaſſenſchaft der im erſten Teile genannten Perſon, die als Familien-Oberhaupt ein gewiſſes Anſehen genoß. Auf die nämliche Weiſe deutet man auch die thüringiſchen Namen.

Nachdem ich die Leſer mit der üblichen Erklärung von -lef vertraut gemacht habe, ſchulde ich ihnen, die Anſchauung zu übermitteln, wozu der berühmte däniſche Geſchichtsforſcher Johannes C. H. R. Steenſtrup neuerdings gelangt iſt. (Hiſtoriſk Tidsſkrift. Sjette Række, V., 2, 1895, S. 313 ff.) — Daß -lef, wenn auch in uralter Zeit, zugleich eine andere Bedeutung gehabt haben muß, meint Steenſtrup an konunglef erweiſen zu können. Konunglef, ſagt er, bedeutet eigentlich nicht Erbgut, ſondern einen Beſitz, der zum Unterhalt der Könige beſtimmt war. Alſo Krongut, im Gegenſatz zum privaten Erbgut des Königs (patrimonium). In der jüngeren Edda wird Finns leif genannt, ebenſo das Schwert Dáins leif, er dvergarnir gerðu (Dains Leif, das die Zwerge machten). Gerade die letzte Ausſage beweiſt, daß leif auch das Erzeugnis, Produkt bedeutet. Zu dieſer Annahme ſind wir umſomehr berechtigt, als das entſprechende angelſächſiſche Wort lâf in ähnlicher Weiſe gebraucht wird. So felâ lâfe (das Werk der Feile: das Schwert), homera lâfe (das Er-

zeugnis der Hämmer: die Schwerter). Ic eom wrâdra lâf fyres and feôle (ich bin der Feinde Werk, des Feuers und der Feile), sagt das Schwert. — Der Personenname, der sich an lâf, leif und lef knüpft, braucht also nicht mit Notwendigkeit der eines Erblassers zu sein, er kann der eines ehemaligen Besitzers, eines Urhebers, eines Produzenten sein, kurzum, einer Person, mit der dieser Gegenstand besonders verknüpft war. Steenstrup wendet sich dann zu der anderen Frage, ob das in Ortsnamen vorkommende lef nicht notwendig etwas anderes bedeuten müsse als Hinterlassenschaft, Erbgut. Zunächst erinnert er daran, daß die Ortsnamen auf lef durchgehends größere und große Ortschaften bezeichnen, die man sich schwer als vererbt vorstellen könne. Es läge durchaus kein Grund vor, warum die Dörfer, deren Name auf lef ausgeht, gerade die sehr großen und größten Ortschaften repräsentierten. Weiter sei wahrscheinlich, daß Örter, die als Erbe bezeichnet werden, nahe beieinander lägen. Endlich sei nicht wohl einzusehen, warum Ortschaften, die ein Erbe darstellen, besonders zu Kirchdörfern ausersehen wären. Er verweist dabei auf Sach, der in seinem Ursprung der Stadt Hadersleben von den dänischen und thüringer Örtern bemerkt, wie der Umstand, daß sie bei Einführung des Christentums meistens zu Kirchdörfern ausersehen wurden, für deren frühe Bedeutung spreche, wie auch deren Lage in anbaufähiger Gegend in gutbewässerter Ebene dartue, daß sie der ersten Kolonisation angehörten. So sind von 266 Ortschaften auf -lef in Dänemark und Schleswig 153 Kirchdörfer, also 57%, in Schonen 47, in Halland gar 66%.

Wie die Ortsnamen auf -lef allemal mit einem Personennamen zusammengesetzt sind, höchst wahrscheinlich stets mit dem eines Mannes, so auch die auf -torp lautenden. Die Person aber, nach der die Torper ihren Namen tragen, ist offenbar diejenige, die den Filialort anlegte oder an der Spitze der Ausbauer stand. Diese Tatsache, meint Steenstrup, verweise uns darauf, wie die Namen auf -lef zu verstehen seien. Hier sei es in ähnlicher Weise der Mann, der zu einem bestimmten Zeitpunkt die Örtlichkeit in Besitz nahm, — als das Land bei einer Einwanderung oder Eroberung aufs neue aufgeteilt wurde. Er wurde Alleinbesitzer oder war vielleicht der Anführer des kleineren Trupps, der sich hier niederließ. Der Zeitpunkt ist hinsichtlich der betreffenden Ortschaften derselbe oder ungefähr derselbe. Mit dieser Erklärung, sagt der Forscher, fallen alle Zufälligkeiten, die die Deutung als Erbgut herbeiführt. Diese sind: 1. daß die Örtlichkeiten auf -lef zu verschiedenen Zeiten Erbgut waren, 2. daß gerade diese Örter in einem gewissen Abstande von einander liegen, 3. daß 55% aller auf -lef ausgehenden im 10. und 11. Jahrhundert Kirchdörfer wurden, und 4. daß gerade diese Dörfer ein so hohes Hartkorn aufweisen.

Wie die Leser ersehen haben werden, sprechen manche Gründe für die Richtigkeit der Steenstrupschen Hypothese. Vielleicht werden noch eingehendere Untersuchungen neues Licht auf diesen Gegenstand werfen.

Ich wende mich zum ersten Teil der aufgezählten Ortsnamen. Es gilt, die darin liegenden Personennamen ausfindig zu machen. Soweit sie in älteren Schriften vorkommen, hält es nicht so schwer. Im anderen Falle ist man auf Vermutungen angewiesen. Bei 1 ist zu denken an Hathaer: Hatherus, Haterus 12. Jahrhundert; bei 2 wohl an Er: Simon Erfun, Aerfun. Oerfun 12. Jahrh., Arni filius Ers 12. Jahrh.; bei 3 an Hama, ahd. Hama, friej. Hame, Hama 11., 12. Jahrh., Hamo 12. Jahrh.; bei 4 und 5 an Enaer, ahd. Einharr, Enar Rufus 12. Jahrh., Enar 12. Jahrh., Aener 1266, Enaerfun 1302, Enner 1472, Enne noch heute in Nordschleswig; bei 6 und 10 an Alw, altn. Alfr, Alf 11., 12. Jahrh., noch heute in Skandinavien, besonders Norwegen; bei 7 an Ar 11. Jahrh.; bei 8 an den Gott Balder; bei 9 an Oethaer, ahd. Audeharr, Othar (= Oethar) 12. Jahrh., Oersleff ehemals also Oetherslöf; bei 11 möglicherweise an Embe oder Emme, das ich aus Urkunden nicht nachweisen kann; bei 12 und 13 an Sighaer, altnord. Sigarr, ahd. Sighihar, Sigarus, Siwarus 12. Jahrh., Nic. Sygheri 1351, Sigerus 1376, Sigerus Dondeman 1409, Sigher. Sygher 15. Jahrh., Siord, Seier 15., 16. Jahrh., 1689; bei 14 vielleicht an Tindi, Tinni, Tingi (auch hiee lassen uns Urkunden in Stich); bei 15 höchst wahrscheinlich an Klippi (das altnord. Klyppr hat im Genitiv Klyps, weshalb man ein Klipp mit dem Gen. Klippae wohl nicht voraussetzen darf); bei 16 an Unni, ahd. ebenso, Uni Alum Run., Unno 13. Jahrh., 1256, Petrus Unaefon 13. Jahrh., Unaefun 1254, Stenkillus Unaefun 1302, Une 1510 (derselbe Name liegt auch dem Angler Unewatt zugrunde); bei 17 an den Göttternamen Frö, altnord. Freyr, Frö 12. Jahrh. (Saxo); bei 18 wahrscheinlich an Harwaer, ahd. Haripih, Hörvir (Edda); bei 19 vielleicht an Sebbi oder Sibbi (fehlt m. W. in Urkunden); bei 20 an Hun, Hun 11., 12., 13. Jahrh.; bei 21 an Tholw, Thulfr nach Runensteinen, Zolf, Zoolf, Zuolf, Dhulp 10. Jahrh., Tholf 12., 13. Jahrh., Matheus Tholfsum 14. Jahrh., Kanutus Thoolfsön 1390, Johs. Tholfson 1459, Per Thulfsön 1480, Tholf 17. Jahrh.; bei 22 vielleicht an Man (Zuname 14. Jahrh.) oder an Mar, ahd. Maro, Mar 11. Jahrh., Kietil Masun 13. Jahrh., Balthazar Mason 15. Jahrh.; bei 23 an Ko; endlich bei 24 vermutlich an Agaer.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Mitteilung.

Zu dem Artikel „Blaunfeldt und Mau." Der Vater des jetzigen Wirts Kl. Greve in Mühlenbarbek bei Kellinghusen war zu Blaunfeldts Zeit Besitzer der Wirtschaft in Fleckeby und verließ infolge der Blaunfeldtschen Schröpfungen seine Heimat, um nach Holstein überzusiedeln. Kl. Greve erzählt als Augenzeuge: Auf einer bei meinem Vater abgehaltenen Auktion hatte Mau eine Sense gekauft und dieselbe nach Art eines Säbels um den Leib gegürtet. In diesem Aufzuge spazierte er in der Stube umher, kräftig gegen die Dänen wetternd. Die Warnung des Wirts: „Mau, lat dat na, it fall darbi rin." war fruchtlos. Der Erfolg blieb nicht aus: Mau wurde am nämlichen Abend verhaftet und bei der Haftentlassung finanziell gehörig erleichtert.

Mühlenbarbek. H. Ahrens.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Kollmann, Statistische Beschreibung der Gemeinden des Fürstentums Lübeck. Verlag von Adolf Littmann in Oldenburg (Großherzogtum). — von Fischer-Benzon, Literaturbericht für 1901/02, Sonderabdruck aus Band 32 der Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte. — Philippsen und Sünksen, Führer durch das Dannewerk. Verlag von Grese und Tiedemann in Hamburg. Preis 1 M. — Mitteilungen des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins zu Prenzlau. Kommissionsverlag von A. Mieck in Prenzlau. — Jahrbuch des Alstervereins 1902. — Auerbach, Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Verlag von Teubner in Leipzig. Preis 1,25 M. — Eugen Wolff, Von Shakespeare zu Zola. Zur Entwicklungsgeschichte des Kunststils in der deutschen Dichtung. Verlag von Hermann Costenoble in Jena. Preis 5 M. — Spielhagen, Romane, neue Folge in 50 Lieferungen à 0,35 M. Verlag von L. Staackmann in Leipzig. — Aus dem Verlage von Helmich (Hugo Anders) in Bielefeld folgende Bücher: Weddigen, Bilder aus der westfälischen Geschichte; Deppe, Kriegszüge des Tiberius in Deutschland; Voß, Bun de Waterkant; Berthold, Erzählungen aus Deutsch-Ostafrika; Hoffschläger, Kunterbunte Läuschen; Wilhelm, Dat dulle Jahr (1848); Sander, Dei Burmeister und Untroffizier Schult in französische Krieg (1870—71); Landois, Krissbetten un Kassbetten und der Prophet Jan von Leyden; Rehder, Frien oder Soldat wardn; Rickers, Ut sware Tieden; Fricke, Wittekind der Sachsenherzog, Der Untergang der Stedinger, Die Hermannsschlacht; Rademacher, Auf der Hallig; Piening, Für den Winterabend; Dierks, Wie ein gutes Lesebuch sein sollte. — Ferner gingen ein: Hermann Heiberg, Heimat, ein Roman. Verlag von Otto Janke in Berlin. Hans Merian, Die moderne Literatur II: Hermann Heiberg. Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Hermann Graebke, Prignitzer Vogelstimmen. Verlag von Meyer und Wunder in Berlin. Eckmann.

Freunde der „Heimat," werbt ✱ ✱ ✱ ✱ ✱
✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ der „Heimat" neue Freunde!

Anzeigen.

Die Mineralien-Sammelstelle für Schleswig-Holstein
(Inhaber: Lehrer **Barfod, Kiel,** Geibelallee 2)
liefert an Schulen unserer Provinz Sammlungen in allen Preislagen unter spezieller Berücksichtigung der Geologie unseres Landes.
Prähistorische Steinwaffen und Werkzeuge für Schulzwecke werden zu kaufen gesucht.

Ältere Jahrgänge der „Heimat,"
1894, 1896, 1897 à 1,20 M., 1899 und 1901 à 2 M., 1902 2,50 M.,
gegen vorherige Einsendung des Betrages oder gegen Nachnahme für Mitglieder erhältlich durch **die Expedition.**

Garten-Möbel
a. Naturholz, bequemer als Eisenmöbel, Nistkästen f. Vögel, Grabeinfassungen, Aquarien-Einsätze aus Grottenstein. Illustr. Preislisten gratis. **Reinhold Schröter,**
Clingen bei Greußen.

Für unsere Botaniker!
H. Schade, Tabelle zum Bestimmen der in unsern Gärten und öffentlichen Anlagen vorkommenden
Nadelhölzer.
(10 S.; 8°, Beilage der „Heimat" 1891.)
Gegen Einsendung von 30 Pf. (in Marken) zu beziehen durch **die Expedition.**

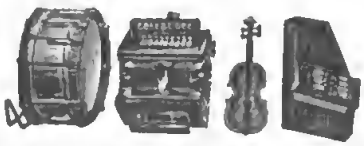
Aye & Haacke

Altona, Bordeaux
Wein-Grosshandlung,
empfehlen
ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum, Cognac, Whisky.

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften.**
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.
(12) **Ad. Zwickert,**
Optische Anstalt
Kiel, Dänischestraße 25.

A. F. Jensen,
Buchdruckerei
Holstenstr. 43. Kiel. Holstenstr. 43.
Ausführung von
Buchdruck-Arbeiten
für Behörden und Private
rasch • sauber • preiswert.

Meister-



haft gearbeitete Musikinstr. jed Art direct vom Herstellungsorte Wilh. Herwig i. Markneukirchen i. S. Illustr. Preisl. ums. u. portofr. Bitte anzugeben, welche Instr. gekauft werden sollen. (6)

Dithmarschens
Sitten und Gebräuche
fanden eingehende Darstellung in
„Die Heimat," Jahrgang 1896,
enthaltend: Johnsen, „Zeugen vergangener Zeiten im Kirchspiel Weddingstedt in Norderdithmarschen."
An Mitglieder erfolgt gegen Einsendung von 1,30 M. portofreie Zustellung durch
die Expedition.

H. Heustreu Kiel Schumacher Str. 9 — Reparaturen prompt u. billig. — Brillen u. Pincenez aller Art.

Erziehungsanstalt Kellinghusen.
Besondere Berücksichtigung finden zurückgebliebene oder schwer zu lenkende Knaben. **Dir. Schulze.**

Aquarien,
ganz aus Glas, wie auch in Metallfassung, zu billigsten Preisen. Ferner **in- und ausländische Zierfische,** z. B. Bitterlinge, Elritzen, Goldorfen, Steinbarsche, Diamantbarsche, Zwergwelse, Hundsfische, Goldfische, zweisommerige Sonnenfische, Makropoden, Chanchitos, Schleierschwänze.
Ferner empfehle **sterilisierten Flußsand** und **Piscidin-Fischfutter.**
W. v. Jehren,
Holtenauerstr. 40. Tel. 3330.

Firma 1870 gegr. — Bei Baarzahlung 20 % Rabatt und Preisermäßigung, bei Abzahlung entsprechend. — Erstklassige Fabrikate.

(81) **Emmer-Pianinos**
Flügel — Harmoniums.

Längste Garantie. — Fabrik: **Wilhelm • • • • Emmer** Berlin 165, Seydelstr. — Mech. Kreuzsaiten.
Preisliste, Musterbuch umsonst.

Landwirthschaftliche
Lehranstalt und Winterschule
in Hohenwestedt (Holstein).
Beginn Ostern u. Mitte Oktober.
Sorgfältige Aufsicht. Billige Pensionen.
Programme u. s. w. durch Director **Conradi.**

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 4. April 1903.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Suck, Der plattdeutsche Volksdichter Franz Bockel. (Mit Bild.) — 2. v. Osten, Die Schlacht bei Utersen. — 3. Barfod, Der Winterling (Eranthis hiemalis Salisb.) im Fürstengarten zu Lauenburg a. E. (Mit Bildern.) — 4. R. v. Liliencron, Ein glücklicher Schatzgräber. — 5. Wisser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. — 6. Mühlke, Das Bauernhaus im deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten. (Mit Bildern.) — 7. Aprilweder. (Gedicht.)

Einzahlung der Jahresbeiträge für 1903.

Zur Beschränkung der Nachnahmesendungen, die den Mitgliedern unnötige Kosten, der Expedition viele Mühe verursachen, sei nochmals unter Hinweis auf die in Heft 2 und 3 veröffentlichten Angaben an die **baldige Einsendung** der noch rückständigen Beiträge erinnert.

Gegebenenfalls wird Heft 5 unter Nachnahme (2,75 M.) versandt.

Den Herren, die freundlichst das Inkasso in Burg a. F., Ellerbek, Elmshorn, Flensburg, Helgoland, Kiel, Kiel-Gaarden, Nortorf, Schleswig und Wandsbek übernommen hatten, wird die Einsendung der Jahresbeiträge mit bestem Danke für ihre Mühwaltung hierdurch bestätigt. Auch in den übrigen noch in Heft 3 genannten Orten wird die Einsammlung demnächst abgeschlossen werden.

Kiel, den 28. März 1903.
Adolfstr. 56.

Der Kassenführer:
F. Lorentzen.

Unsere diesjährige Generalversammlung

wird am **21. Mai (Himmelfahrtstag)** zu **Friedrichstadt a. E.** tagen. Das ausführliche Programm wird mit dem Maiheft den Mitgliedern des Vereins bekanntgegeben. Vorläufig sei folgendes mitgeteilt:

1. An Vorträgen sind bis heute angemeldet worden:
   „Ursprung und Gründung der Stadt Friedrichstadt." (Referent: Herr Pastor D. Sax-Friedrichstadt.)

„Die Hauptprobleme der Volkskunde.“ Der Referent, Herr Professor Kaufmann in Kiel, wird, wie er uns gütigst mitteilte, Gelegenheit finden, die außerordentlichen Verdienste des aus Friedrichstadt gebürtigen Forschers Wilhelm Mannhardt ins Licht zu stellen und in seiner Vaterstadt sein Gedächtnis aufzufrischen.

2. Die Vorarbeiten zu einem würdigen Verlauf der Versammlung hat ein Ortskomité übernommen; dieses besteht aus folgenden Herren: Ratmann Todsen (Vorsitzender), Pastor Sax, Ratmann Schröder, Ratmann Stuhr, Stadtverordneter Koch, Seminarlehrer a. D. Clausen, A. Voigt, Rechtsanwalt Thomsen, Dr. med. Hansen und Hauptlehrer Rommensen.
3. Für **Mittwoch** den 20. Mai ist ein **Ausflug nach Schwabstedt mittels Motorboot** geplant. (Besichtigung der Schwabstedter Kirche usw.) Die rechtzeitige Anmeldung der Teilnehmer an dieser Fahrt bei dem Unterzeichneten ist dringend erwünscht. Abfahrt Mittags 12^{50}.
4. Ähnlich wie in den drei letzten Jahren wird der Vorabend (Mittwoch) dem gemütlichen Beisammensein der Friedrichstädter Bürger und Bürgerinnen mit ihren Gästen gewidmet sein. Für die Unterhaltung während des Kommerses hat der bekannte Rezitator Herr Realschullehrer Fr. Wischer-Kiel seine Mitwirkung zugesagt.
5. Nach Schluß der Generalversammlung (Donnerstag) wird Herr Pastor D. Sax-Friedrichstadt die Freundlichkeit haben, den Teilnehmern auf einem Rundgange durch die Stadt die Hauptsehenswürdigkeiten derselben vorzuführen.

Weitere Anmeldungen von Vorträgen, kurzen Mitteilungen usw. werden noch angenommen.

Der geschäftsführende Ausschuß beehrt sich, die Herren Mitglieder und deren Angehörige aus allen Gauen unseres Vereinsgebietes einzuladen. Um recht zahlreiches Erscheinen — auch von seiten der Nichtmitglieder — wird dringend gebeten. Vorherige rechtzeitige Anmeldung ist erwünscht, damit das Ortskomité in die Lage versetzt ist, gegebenenfalls die nötige Anzahl der Quartiere zu beschaffen.

Der geschäftsführende Ausschuß.
J. A.: Barsod.

Bücherschau.

Biologie der Pflanzen. Im Walde, Bilder aus der Pflanzenwelt. Unter diesem Titel ist im verflossenen Jahre im Verlage von Ernst Wunderlich in Leipzig ein Buch erschienen, das seine Leser vertraut machen möchte mit dem Pflanzenleben des deutschen Waldes. Der Verfasser, Paul Säurich, Lehrer in Chemnitz, sagt in seinem Vorwort unter anderem: „Was die Wissenschaft ergründet, die Poesie geschaut und der Volksglaube gesponnen hat, davon will das vorliegende Buch einige anspruchslose Proben darbieten. Es möchte an seinem bescheidenen Teile dazu beitragen, die Freude an der Natur zu erhöhen. Nicht jeder Naturfreund ist in der Lage, über seine Beobachtungen in klassischen Werken Aufschluß zu suchen. Hier soll ihm das Wesentlichste von dem, was der Wald lehrt und plaudert, in einfacher Form gegeben werden. — Besondere Beachtung ist dem Leben der Pflanzen gewidmet worden.“ Diese Worte kennzeichnen den Inhalt des Buches, ihr Schluß vor allem. Alles, was der Verfasser aus wissenschaftlichen Quellen zusammengetragen hat — und es ist dessen nicht wenig, — ist unter den Gesichtspunkt der biologischen Betrachtung gestellt. In der Vorführung von 23 mit Bedacht ausgewählten Repräsentanten wird der Leser stufenweise, und zwar recht allseitig, in die Biologie der Waldpflanzen eingeführt. Er verfolgt die Saftbewegung in ihnen und lernt ihre mannigfachen Schutzmittel gegen Tierfraß, Wind, übermäßige Verdunstung usw. kennen. Ihm wird gezeigt, wie die Waldpflanzen ihr Bedürfnis befriedigen, wie eine Reihe von Einrichtungen die Verdunstung befördert, wie Schleudervorrichtungen, Vögel und Wind den Samen verbreiten helfen usw. — So mannigfach auch die Erscheinungen sein mögen, die einen guten Beobachter an den Pflanzen des Waldes sich offenbaren, — immer versucht der Verfasser, dieselben zum Leben der Pflanze in Beziehung zu setzen, und eben diese Art der Behandlung ist es, die nicht verfehlen wird, immer aufs neue den denkenden Leser zu fesseln und ihm die Lektüre des Buches angenehm zu machen. Nur darf er sich nicht stoßen an einigen Äußerlichkeiten des letzteren, den knappen Wiederholungen und Zusammenfassungen, die der Verfasser, vielleicht im Interesse der Lehrer, die das Buch für Unterrichtszwecke verwenden, recht auffällig hervorgehoben hat. Für Lehrer ist das Buch doch in erster Linie geschrieben, und deshalb mag noch besonders betont sein, daß es in der Methode auf Junge und Schmeil basiert, daß es in der Art und Weise des letzteren die Forderungen des ersteren verwirklicht, und daß der Verfasser die von Junge für den Volksschulunterricht formulierten Gesetze der Erhaltungsmäßigkeit, des organischen Zusammenhangs, der Anpassung, der Arbeitsteilung und der Sparsamkeit in so konkreter, faßlicher Art mit Inhalt und Leben erfüllt hat, wie es Junge selbst auf botanischem Gebiet nicht hat gelingen wollen. Der Preis des Buches, das etwa 320 Seiten umfaßt, beträgt ungebunden 3,00 M., gebunden 3,60 M.

Kiel. K. Jessen.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 4. April 1903.

Der plattdeutsche Volksdichter Franz Bockel.

Von Johannes Suck in Oldesloe.

„Mögen andere den Ruhm haben, ich bin der erste plattdeutsche Dichter in Schleswig-Holstein.“ So und ähnlich hat sich Franz Bockel, nach den Aussagen seiner eigenen Tochter, häufig selbst über seine Rangordnung in dem engbegrenzten Dichterhain unserer meerumschlungenen Heimat ausgesprochen. Dieses ein gewisses Selbstbewußtsein an den Tag legende Urteil, das der sonst so bescheidene Poet über sich selbst fällt, war damals durchaus zutreffend und bedarf gegenwärtig noch der Erweiterung.

Franz Bockel, selbst ein Mann des Volks und dabei ein lachender Philosoph, war der erste, der es verstanden hat, den das gesunde Volksleben kennzeichnenden Humor in die schlichte, ungekünstelte Poesie der Umgangssprache zu kleiden und für plattdeutsche poetische Erzeugnisse in weitern Kreisen Interesse zu erwecken. Das urwüchsige poetische Talent Franz Bockels hat den Boden gelockert, in den der Genius eines Klaus Groth nun um so leichter seine Wurzeln senken konnte. Aus diesem Grunde ist es eine Ehrenpflicht, dafür Sorge zu tragen, daß Franz Bockel nicht der Vergessenheit anheimfalle; zudem war sein äußeres Leben, obwohl es sich in den einfachsten Verhältnissen bewegte, ein so buntes und wechselvolles, daß eine kurze Schilderung desselben nicht des allgemeinen Interesses ermangeln dürfte.

Die folgende Skizze beruht fast ausschließlich auf Mitteilungen der Tochter unseres Dichters, des Fräulein Christiane Bockel (früher Vorsteherin des Haushalts des Fürsten Bismarck, seit dem Tode des letzteren Hausdame bei Dr. Chrysander in Bergedorf) und ergänzt und berichtigt verschiedene Angaben, die sich in

dem Vorworte finden, mit dem Wilhelm Röseler die Herausgabe von Franz Bockels ausgewählten Gedichten (Hamburg, J. F. Richter. 1879) einleitet.

Franz Bockel wurde am 11. März 1798 zu Klosterſande bei Elmshorn als Sohn des dortigen Schiffsſchmieds Johann Bockel geboren; ſeine Mutter Elſabe geb. Möller war aus Heiſterende gebürtig. In der Dorfſchule zu Klosterſande ſchwang damals ein früherer Schiffskapitän, namens Jürgen Soltau, das Scepter; er unterrichtete plattdeutſch und bändigte die Wildheit der Jugend, ſeiner früheren Gewohnheit gemäß, mit dem Tauende. Franz Bockel zeigte ſchon als Knabe eine große Lernbegierde, die er namentlich im Umgange mit dem eine höhere Schule beſuchenden Sohne ſeines Lehrers zu befriedigen ſuchte. Die Eltern hatten für den Wiſſensdurſt ihres Franz kein Verſtändnis; er ſollte das Handwerk ſeines Vaters erlernen, und dazu brauche er, wie ſie meinten, keine Gelehrſamkeit. Ertappten ſie ihn bei der Lektüre eines Buches, ſo wurde ihm dieſes einfach weggenommen. — Nach erfolgter Konfirmation erlernte er denn auch das Schmiedehandwerk, und als er Geſell geworden war, wollte er Welt und Menſchen kennen lernen. Beſonders zog es ihn nach dem Lande der Ruſſen, deren Sprache er ſich von ruſſiſchen Soldaten, die während der „Franzoſenzeit“ in ſeiner Heimat in Quartier gelegen, angeeignet hatte. Oft hatte er in jener Zeit als Dolmetſcher dienen müſſen. Einmal kam er auf dem Heimwege von der Schule an einem Hauſe vorbei, in welchem er einen ruſſiſchen Soldaten fluchen und mit dem Säbel hantieren hörte. Es war demſelben nicht möglich, ſich den Bewohnern, die durch ſein heftiges Gebaren bereits in große Angſt und Aufregung verſetzt worden waren, verſtändlich zu machen. Als Franz Bockel, der eine Weile zugehört hatte, den Leuten erklärte, daß der ruſſiſche Soldat Kleie für ſein krankes Pferd wünſchte, und als dann das Geforderte ſofort herbeigeſchafft wurde, hob der Ruſſe den aufgeweckten Knaben auf ſeinen derben Armen vor Freuden hoch empor und reichte ihm zur Belohnung ein großes Glas Branntwein, das er indeſſen, nachdem Franz dieſen Trunk dankend zurückgewieſen, mit großem Behagen ſelber austrank.

Franz Bockel bereiſte Rußland und Dänemark und ließ ſich nach ſeiner Rückkehr im Jahre 1824 in Kellinghuſen als Schmied nieder, indem er die Inhaberin der dortigen Schmiede heiratete. Bei einem Beſuche, den er ſeiner Schweſter in Itzehoe machte, erfuhr er, daß ein gewiſſer Schönfeldt daſelbſt eine Zeitung herausgebe. Er ſuchte dieſen Mann (den Begründer des „Itzehoer Wochenblattes,“ der jetzigen, durch die ganze Provinz verbreiteten „Itzehoer Nachrichten“) auf und befreundete ſich mit ihm. Wie unbedeutend damals noch dieſes Unternehmen war, geht daraus hervor, daß die Frau den Satz und der Mann den Druck des Blättchens beſorgte. Bockel verſprach Schönfeldt, ihm für ſein Blatt aus Kellinghuſen Berichte zu ſenden, was er denn auch ſpäter getan hat. Dies wäre ihm indeſſen bald übel bekommen. Als nämlich die biederen Kellinghuſener in dem Itzehoer Blatt Nachrichten aus ihrem Orte fanden und es ruchbar wurde, daß Franz Bockel der Einſender ſei, wollten ſie ihn durchprügeln, um ihm auf dieſe Weiſe begreiflich zu machen, daß es niemanden etwas angehe, was in ihrem Flecken paſſiere.

Im Jahre 1836 mußte Franz Bockel aus Geſundheitsrückſichten ſeine Schmiede aufgeben, und er errichtete nun in Kellinghuſen eine Tabaksfabrik. Als im Jahre 1839 Chriſtian VIII. den däniſchen Königsthron beſtieg, ſandte Franz Bockel ihm einen poetiſchen Glückwunſch. Der König fand an demſelben ſolches Gefallen, daß er den Verfaſſer durch einen ſeiner Miniſter, den Grafen Konrad zu Rantzau-Breitenburg, aufſuchen und ihm die Krönungsmedaille überreichen ließ. Dieſem Staatsmanne hat Franz Bockel zwei Jahre ſpäter ſeine beſte poetiſche Schöpfung, das „Lied vom Schiffe,“ gewidmet.

In den vierziger Jahren finden wir Franz Bockel als Seifensieder in Elmshorn, Itzehoe und zuletzt in Oldesloe; er war während dieser Zeit fleißiger Mitarbeiter am Itzehoer, wie auch am Oldesloer und am Altonaer Wochenblatt, in welchen Zeitungen er zahlreiche Gedichte veröffentlichte, die seinen Namen in der ganzen Provinz bekannt machten und ihm große Popularität eintrugen. Daß es ihm auch nicht an Gegnern fehlte, die ihm seine Erfolge mißgönnten und diese durch Spötteleien zu schmälern suchten, kann uns nicht wunder nehmen. Franz Bockel wußte sich jedoch bei solchen Anlässen mit großer Schlagfertigkeit seiner Haut zu wehren. So hatte ein gewisser Springborn in Kiel in einem Artikel mit verstecktem und doch für jedermann deutlichem Hinweis auf Bockel die Wendung gebraucht: „Seifenblasen giebt's im Dichterhaine auch." Als dieser Springborn bald darauf in Wandsbek die Zeitschrift „Omnibus" gründete, rächte sich Franz Bockel an ihm in den „Itzehoer Nachrichten" durch folgende witzigen Zeilen:

„Die liebe Mutter Philosophie
Verläßt ihr geistreiches Söhnchen nie;
Gab sie ihm auch beim Abschied aus Kiel
Zum Schmuck und zur Zierde gerade nicht viel,
So verschaffte sie ihm doch einen hohen Genuß
Und machte ihn zum Kutscher beim Omnibus.
Doch wer hört, was ein Omnibuskutscher schilt,
Man weiß ja, daß es zu Wandsbek gilt."

Einem Bahnhofsinspektor, der sich herausnahm, Bockel zu verspotten, entgegnete dieser: „Wenn ich die Schulen besucht hätte, die Sie besucht haben, so würde ich, statt wie Sie Silber, Gold am Rock tragen."

Wenn ein Mann wie Franz Bockel, dem es Lebensbedürfnis war, geistigen Zielen zuzustreben, sich auf dem Gebiete materieller Interessen höchst unpraktisch erwies, — wer wollte ihn deswegen tadeln? Seine geschäftlichen Unternehmungen gerieten in Konkurs, und um sich vor Nahrungssorgen zu schützen, eröffnete er im Jahre 1852 in Neumünster eine Gastwirtschaft. Es tut einem in der Seele weh, wenn man sieht, daß dieser ideal veranlagte Poet in Versen für seine Gastwirtschaft öffentlich Reklame macht; so heißt es in einem dieser „Gedichte":

„Ik wahn hier bi de Isenbahn,
Un bitt, mi nich vörbi to gahn;
Ik schenk hier Bittern, Köhm un Beer,
Punsch, Wien un Grog un sünst noch mehr.

„Wenn ut de Bahnhofspoort Ju gaht,
Datt drütte Hus links an de Straat,
Dat Bahnhofshôtel vis-à-vis,
Dor wahn ik — kiekt mal in bi mi!

Mit mienen allerbesten Gruß
Empfehl ick Ju mien Gastweertshuus,
Un segg Ju nochmals, wo ik wahn —
Franz Bockel bi de Isenbahn.

Die Schlußstrophe eines anderen derartigen Poems lautet:

Mien Sorgen gaht mi hart to Sinn,
Un drückt mi op den Pockel;
Lüd, kiekt doch alltohop mal in
An'n Bahnhof bi Franz Bockel.

Im Jahre 1858 gab er seine Gastwirtschaft in Neumünster auf, und nun begann wieder für ihn ein wahres Nomadenleben. Nachdem er ein Jahr lang Buchhändler in Heide gewesen war, nahm er, lediglich auf den kärglichen Ertrag seiner schriftstellerischen Tätigkeit angewiesen, seinen Wohnsitz in Elmshorn, Glückstadt, Horst, dann wieder in Elmshorn und zuletzt abermals in Heide.

Zu den Sorgen um seine äußere Existenz hatte sich noch ein Kummer gesellt, der bis an sein Lebensende an seinem Herzen nagte. Franz Bockel lebte in glücklicher Ehe, die mit einer Reihe Töchter und einem Sohne gesegnet war, der zu den größten Hoffnungen berechtigte. Dieser Sohn, der in Hamburg in einem Engros-Geschäft eine glänzende Stellung inne hatte, wurde ihm plötzlich durch den Tod entrissen. Als ihm die Nachricht von dem Tode seines einzigen Sohnes überbracht wurde, fiel er in Ohnmacht; der heftige Seelenschmerz, den er nicht verwinden konnte, warf ihn auf ein langwieriges Krankenlager. Bald — es war in Elmshorn, wohin er wieder von Horst übergesiedelt war — starb auch seine

Frau, und nun fühlte er sich so vereinsamt und gebrochen, daß er auf die Dauer nicht mehr fähig war, die doch so bescheidenen Mittel für seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Im Jahre 1877 fand er ein willkommenes Asyl in dem neuerbauten Armenhaus zu Nortorf. Noch in demselben Jahre erlebte er die Freude, daß er (und zwar infolge derBemühungen unseres trefflichen plattdeutschen Dichters Johann Meyer in Kiel) aus der Schiller-Stiftung auf 3 Jahre mit einem Ehrensolde von 300 ℳ jährlich bedacht wurde. Dennoch wollte er in dem Armenhause, das er mit dem Namen „Friedenshalle" belegt hatte, verbleiben; das Bewußtsein, die Kosten seines Unterhalts aus eigenen Mitteln bestreiten zu können, stimmte ihn zufrieden und froh. Am 5. Mai 1879 starb er. Er liegt auf dem Nortorfer Friedhofe begraben; sein Ruheplatz führt in dem Gräberverzeichnis die Nummer 420.

Wir glauben, diese kurze Darstellung des Lebensganges unseres Franz Bockel nicht besser schließen zu können, als mit den Worten, die seine Tochter Christiane [1]) in einem Briefe an den Verfasser dieser Zeilen ihrem heimgegangenen Vater widmet. „Mein Vater," so schreibt sie, „hat seinen Kindern von Jugend auf einen festen Glauben an Gott eingeprägt, wofür ich ihm noch dankbar bin; denn ohne Vermögen sich durchs Leben emporzuarbeiten, dazu gehört ein fester Wille und Gottvertrauen. Mein Vater war ein Menschenfreund und half, als er noch die Mittel hatte, jedem, der zu ihm kam, oft mehr, als er verantworten konnte." Die Pietät, mit der hier die Tochter von dem Vater spricht, beweist, daß Franz Bockel auch als Mensch es verdient, daß seinem Namen ein ehrendes Gedächtnis bewahrt wird. [2])

Die Schlacht bei Ütersen.

Von H. v. Osten in Ütersen.

Am 28. Juli 1306 hat nach den Berichten der Geschichtsschreiber bei Ütersen eine Schlacht stattgefunden. Fragen wir aber näher nach der Lage des Kampfplatzes, so fehlen uns zu einem sicheren Urteil die nötigen Anhaltspunkte. Nach einer alten Chronik haben sich die Heere anfänglich an der Pinnau einander gegenübergestanden; ob aber westlich oder östlich vom Orte, ist schwer zu entscheiden. Ütersen verdankt seine Entstehung einer kleinen Burg tom Ütersten, welche der Ritter Heinrich von Barmstede hier im Anfange des 13. Jahrhunderts auf der äußersten Grenze der Marsch gegen die Geest erbaut hat. Da die von Süden nach Norden gerichtete Landstraße durch den Ort führte, so läßt sich annehmen, daß die Pinnau schon damals überbrückt gewesen ist. In den Beschreibungen der Schlacht wird aber weder einer Burg noch einer Brücke erwähnt. Daß der Kriegsschauplatz in Nordende, früher fälschlich „Mordenn" ausgesprochen, zu suchen sei, hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Wir befinden uns in dieser Hinsicht also in ähnlicher Verlegenheit wie die Dithmarscher, die nicht einmal mit Sicherheit den Punkt feststellen können, an dem ihre Vorfahren vor 400 Jahren einen so glänzenden Sieg errungen haben.

Auf die weitere Frage, welche Heere denn bei Ütersen gegen einander gekämpft haben, muß die allgemeine Antwort lauten: die kleine Armee der holsteinischen Grafen, d. h. der holsteinischen Landesfürsten gegen Aufrührer aus Dithmarschen, der Wilstermarsch und der Haseldorfermarsch. Mit Ausnahme der

[1]) der wir hiermit für die uns gütigst zur Verfügung gestellten Mitteilungen aus dem Leben ihres Vaters wie auch für Überlassung des wohlgelungenen Porträts, nach dem das an der Spitze dieses Artikels befindliche Bildnis hergestellt ist, nochmals herzlich danken.

[2]) In Elmshorn ist eine Straße nach seinem Namen benannt.

Krempermarsch war also die ganze holsteinische Marsch gegen die regierenden Grafen in Bewegung.

Zum näheren Verständnis wird es nötig sein, einen Blick auf die damaligen Zeitverhältnisse zu werfen.

Nach der Schlacht bei Bornhöved (1227), welche der dänischen Herrschaft in Nordalbingien ein plötzliches Ende bereitete und mit welcher in unserer Landesgeschichte ein neuer Abschnitt beginnt, wurde Graf Adolf IV. aus dem Hause Schauenburg von allen Seiten als rechtmäßiger Landesherr über Holstein anerkannt. Dithmarschen, welches nicht zur holsteinischen Grafschaft gehörte, bildete seit dieser Zeit einen Freistaat, der jedoch in kirchlicher Hinsicht mit dem Erzbistum Bremen in Verbindung blieb. — Nachdem Adolf IV. in das Kloster gegangen und ein Mönch geworden war, führten seine Söhne Johann und Gerhard gemeinsam (anfänglich freilich unter der Vormundschaft ihres Schwagers, des Herzogs Abel von Schleswig) eine ruhmvolle Regierung. Nach ihrem Tode faßten aber die Enkel den unheilvollen Entschluß, das väterliche Erbe unter sich zu teilen. Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts regierten 5 Fürsten gleichzeitig: Graf Adolf V. zu Segeberg, Johann II. zu Kiel, Heinrich I. zu Rendsburg, Gerhard II. zu Plön und Adolf VI. zu Schauenburg.[1])

Durch diese Landesteilung wurde die Grafschaft in einem bedeutenden Grade geschwächt, zumal da die regierenden Herren nicht immer im Einverständnis mit einander handelten, sondern sich öfters gegenseitig bekämpften. Je mehr aber die Grafen an Macht und Einfluß verloren, desto schwerer wurde es ihnen, die staatliche Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten. Die Edelleute trachteten nämlich nach größerer Unabhängigkeit, suchten Bürger und Bauern aufzureizen und sich den Grafen zu widersetzen. Es gab zwar manche Adelige, welche ihrem Namen Ehre machten; die meisten waren aber nicht nur unwissend,[2]) sondern auch roh in ihren Sitten und rücksichtslos gegen ihre Untergebenen. Wenn sie unter einander in Streit gerieten, was nicht selten der Fall war, so verbreiteten sie Schrecken über Städte und Dörfer. Noch schlimmer waren die sogenannten Raubritter, welche Wege und Landstraßen unsicher machten. In immer weiteren Kreisen machte sich der Grundsatz geltend: Macht geht vor Recht.

Endlich sahen die Grafen sich genötigt, mehrere Edelleute, die sich ihren Anordnungen nicht fügen wollten, des Landes zu verweisen und ihre Güter einzuziehen. Diese vertriebenen Adeligen fanden Aufnahme in Sachsen-Lauenburg und überredeten den Herzog Albrecht, die Grafen mit Krieg zu überziehen. Der Herzog fiel nun plündernd und verwüstend in Holstein ein, wurde aber von den Grafen geschlagen und bei dem Dorfe Bokfeld an der Trave umzingelt, 1303. Bald danach gelang es der Stadt Lübeck, den Frieden zu vermitteln. Der Herzog mußte alle Beute wieder herausgeben und mit seinem Anhange ganz unverrichteter Sache nach Lauenburg zurückkehren.

Dieser Friedensschluß gewährte aber den erregten Gemütern keine Beruhigung, bildete vielmehr das Vorspiel zu neuen Unruhen, welche die Schlacht bei Ütersen zur Folge hatten. Einige Edelleute nämlich, voll Erbitterung darüber, daß ihre Freunde keine Erlaubnis zur Rückkehr erhalten hatten, begaben sich in die Wilstermarsch, knüpften Verbindungen an mit unzufriedenen Bewohnern und wußten sich

---

[1]) Bei der Landesteilung von 1294 erhielt Graf Adolf VI. die Stammherrschaft Schauenburg an der Weser und den kleinen südwestlichen Teil von Holstein, der sich später zur Herrschaft Pinneberg ausgebildet hat.

[2]) Manche konnten weder lesen noch schreiben. Die Grafen sowie auch die Vornehmen unter dem Adel schickten ihre Söhne zur weiteren Ausbildung auf die Universität in Paris.

einen Anhang zu verschaffen. Es schien, als wenn viele Bauern, obgleich sie sich einer recht bedeutenden Gemeindefreiheit erfreuten, ihr Streben darauf gerichtet hatten, sich ähnlich wie ihre nördlichen Nachbarn gänzlich unabhängig zu machen. Zum Hauptmann wählten die Aufrührer einen kühnen Abenteurer mit Namen Pelz, spottweise Bischof Pelz, auch Pelt genannt, und rückten über die Grenze. Mit ihnen verband sich ein Haufe beutegieriger Dithmarscher, die sich aus eigenem Antriebe und auf eigene Verantwortung zusammengeschart hatten. Auf seinem Zuge nach Süden wurde Bischof Pelz verstärkt durch das Kirchspiel Langenbrok (jetzt Neuendorf), welches damals nicht zur Krempermarsch, sondern zur Haseldorfermarsch, zu der „Marsch mit den sieben Kirchspielen" gehörte.[1]) Der Erzbischof von Bremen, der sich in Geldverlegenheit befand, hatte dieses Kirchspiel im Jahre 1304 an den Grafen Heinrich I. von Rendsburg verpfändet; die Bewohner wollten aber nicht unter weltlicher Herrschaft stehen, sondern in ihre alte Verbindung mit der Haseldorfermarsch zurückkehren. Auch die übrigen 6 Kirchspiele waren höchst unzufrieden mit dem Verhalten des Erzbischofs, fürchteten vielleicht ein ähnliches Schicksal und machten mit Langenbrok gemeinschaftliche Sache. Sogar die am linken Elbufer wohnenden Kehdinger schlossen sich an.

Es verdient jedoch bemerkt zu werden, daß, wie es scheint, in den drei holsteinischen Marschen manche ruhig denkende Bewohner auf ihrem Landsitz zurückgeblieben sind und am Aufstande nicht teilgenommen haben.

Wie aber ist es zu erklären, daß die Krempermarsch gut gräflich gesinnt war und sich in keiner Weise an dem Aufruhr beteiligte?

Der Graf Adolf IV., der Sieger von Bornhöved, hatte sich in seiner Jugend eine Zeitlang heimlich in Bahrenflet, im jetzigen Kirchspiel Neuenkirchen[2]) aufgehalten und sich bei einem Besuch in der Wilstermarsch über die Arbeiten der Holländer, besonders über die neuen Deich- und Entwässerungsanlagen gefreut. Teils Dankbarkeit für freundliche Aufnahme, teils auch Aussicht auf reichen Gewinn mag ihn bewogen haben, der Krempermarsch seine besondere Fürsorge zuzuwenden. Er ließ also Holländer ins Land kommen und unterstützte dieselben reichlich durch Geldmittel, damit auch hier unter Beihülfe der schon wohnhaften sächsischen Bevölkerung das wüste Außendeichsland in fruchtbares Kulturland umgewandelt werde. In diesem Umstande mag es begründet sein, daß die Bewohner dem holsteinischen Grafenhause noch immer in treuer Liebe zugetan waren und sich im Anfange des 14. Jahrhunderts sogar in einem kriegerischen Gegensatze zu den übrigen Marschen befanden.

Hauptmann Pelz legte sich nun mit seinen Leuten auf die wichtige Landstraße zwischen Hamburg und Lübeck. Hier raubte er den hin- und herziehenden Kaufleuten Geld und Frachtgüter, so daß der Handel zwischen den beiden Hansastädten sehr erschwert wurde. Zwar ließen die Hamburger und Lübecker, die schon 1240 ein Schutzbündnis geschlossen hatten, ihre Wagen von bewaffneten Knechten begleiten; aber gegen eine solche Schar waren sie nicht genügend gerüstet. Auch in anderer Weise erlaubte Pelz sich Feindseligkeiten gegen Holstein.

Endlich schlossen die Grafen und eine Anzahl treu gesinnter Ritter sich fest

---

[1]) Nach anderen Nachrichten sind die Unruhen gerade vom Kirchspiel Langenbrok ausgegangen. (Dr. Detlessen 2. Lieferung. G. Waitz I. 1. S. 192.) Christiani dagegen hat des Kirchspiels Langenbrok garnicht erwähnt. III. S. 76.

Die sieben Kirchspiele waren damals: Haseldorf, Haselau, Bishorst, Seestermühe, Seester, Langenbrok und Asflet. Die Kirchen zu Bishorst, Seestermühe, Seester und Asflet wurden später ein Raub der Fluten. Seester erhielt 1428 eine Kapelle wieder. Die Kirche zu Langenbrok wurde 1463 abgebrochen, nachdem man in Neuendorf eine neue Kirche erbaut hatte.

[2]) Bei der Edelfrau von Kellingdorf.

zusammen und rückten gegen ihn ins Feld. Die Aufrührer zogen sich jetzt zurück und schlugen in der Nähe von Ütersen, und zwar am linken Ufer der Pinnau, ihr Lager auf.

Am Morgen des letzten Marientages, den 28. Juli, stellten sich die Dithmarscher in Reihe und Glied und ließen sich Messe lesen. Die Ankunft der Grafen störte sie nicht in ihrer Andacht, denn der Fluß, der beide Heere trennte, war durch die Flut hoch angeschwollen, so daß in den nächsten Stunden an einen Kampf nicht gedacht werden konnte. Die Grafen, die ihnen am rechten Ufer gegenüberstanden, begannen ebenfalls die kirchliche Feier des Festtages.

Nach Verlauf einiger Zeit war das Wasser so tief gesunken, daß das Flußbett an mehreren Stellen passierbar erschien. Die Dithmarscher machten jedoch keine Anstalt zum Angriff, sondern standen schweigend da und erwarteten in festgeschlossener Reihe den Feind. Diese auffallende Ruhe und Zuversicht machte die alten Grafen bedenklich, und es schien ihnen geraten, den Versuch einer friedlichen Vereinbarung zu machen. Ohne auf die Stimme des jungen Gerhard aus Reudsburg [2]) zu achten, wurde ein Herold an das Ufer gesandt, der den Dithmarschern die Botschaft hinüberrief: „Männer aus dem freien Dithmarschen, Ihr beflecket Euren ruhmvollen Namen, indem Ihr Euch durch einen Aufrührer zu gemeinen Raubzügen verleiten lasset. Stellet Eure Freiheit wieder her, indem Ihr Euch von Eurem Verführer lossagt und ihn seinen rechtmäßigen Richtern überliefert. Dann wollen die Grafen mit Euch Frieden machen und Eure Freiheit unangetastet lassen.“ — Darauf trat Hauptmann Pelz selbst ans Ufer vor, grüßte höhnisch hinüber und rief mit rauher Stimme: „Ihr hohen Herren, wenn Ihr die Männer aus Dithmarschen als frei anerkennt, so wisset, daß mich diese freien Männer freiwillig zu ihrem Führer erwählt haben. Ihr blickt mit Verachtung auf mich hin? Aber gerade Ihr verdient Verachtung für Euer feiges und unwürdiges Bestreben, die freien Männer, die sich meiner Führung anvertraut haben, an mir zu Verrätern zu machen.“

Da konnte sich Graf Gerhard III. nicht länger halten. „Wer ein ritterlich Herz hat, der folge mir nach,“ rief er aus und stürzte voran durch den Fluß. Die gesamte Ritterschaft und das Fußvolk rückte in wohlgeordneten Zügen nach. Alsbald entspann sich ein harter Kampf, und es wurde, wie die alte Chronik meldet, auf beiden Seiten tapfer gefochten. Der Nachteil war anfänglich auf der Seite der Grafen. Klug berechnend war ihnen Bischof Pelz so weit entgegengerückt, daß ihnen nur ein schmaler, schlüpfriger Uferstrich zum Stützpunkt ihres Angriffs übrig blieb. Den schwergepanzerten Rittern war in dem schlammigen Moorboden eine regelrechte Bewegung und ein planmäßiges Zusammenwirken nicht möglich. Dazu wurden sie von dem nachrückenden Fußvolk gedrängt, welches nicht genügenden Raum zum Aufmarsch fand und darüber in Unordnung geriet. Es gelang den Dithmarschern, welche ihre Stellung vortrefflich benutzten, ihre Gegner bis an den Fluß zurückzuwerfen und dadurch die hinteren Reihen zu nötigen, sich ans jenseitige Ufer zu retten. Die Schlacht schien für die Grafen verloren. Da sprang Graf Gerhard vom Pferde und machte noch einen kühnen Versuch, den Feind aus seiner vorteilhaften Stellung zu vertreiben. Er geriet dabei in einen Zweikampf mit Bischof Pelz. Dieser, auf seine Riesenstärke sich verlassend, holte zu einem gewaltigen Hiebe aus. Gerhard aber fing den Hieb auf, packte mit kräftiger Hand den Feind an der Gurgel und warf ihn zu Boden. [1]) Durch diese Heldentat fesselte er den Sieg an seine Fahne. Die Ritter, durch sein Beispiel

[1]) Gerhard III., später der Große genannt, war seinem Vater Heinrich I. im Jahre 1304 in der Regierung gefolgt.

ermutigt, wandten sich von der schimpflichen Flucht zu einem neuen ruhmvollen Angriff. Jetzt drang auch das Fußvolk wieder vor und leistete den Rittern tapfern Beistand. Die Dithmarscher, plötzlich in ihrer Siegeszuversicht erschüttert, konnten sich nicht mehr zu einem ernstlichen Widerstande ermannen und wurden gänzlich geschlagen. Auch der ganze Anhang aus der Haseldorfermarsch, der im Hintertreffen stand, stürzte sich in die Flucht.

Nach der Schlacht bei Ütersen begann das Ansehen der holsteinischen Grafschaft sich wieder zu heben; das Jahr 1306 bildet überhaupt in der inneren Geschichte unseres Landes einen Wendepunkt.

Bischof Pelz, der in Gefangenschaft geriet, mußte als Aufwiegler und Straßenräuber eines grausamen Todes sterben. Die Edelleute, welche die Empörung veranlaßt hatten, wurden verbannt. Die Bewohner der Haseldorfermarsch suchte man in ihrer Freiheit zu beschränken und strenge zu beaufsichtigen. Welche Strafen Graf Gerhard III. über die Aufrührer in der Wilstermarsch verhängt hat, ist nicht bekannt geworden. Es scheint übrigens, als wenn diese an der Schlacht bei Ütersen gar nicht teilgenommen haben, sondern schon vorher wieder nach dem Norden gezogen sind. Mit Dithmarschen blieb der Friede erhalten, weil die Regierung des Freistaats, wie schon oben angedeutet, sich an den Unruhen nicht beteiligt hatte. — Die Stadt Krempe dagegen erhielt für ihre treuen Dienste, welche sie den Grafen Johann II. und Gerhard II. geleistet hatte, ein Dankschreiben, nach welchem ihre Rechte bedeutend erweitert wurden.

Zunächst hatte Holstein nun noch einen Kampf mit der damals mächtigen Hansastadt Lübeck auszufechten, welche die vertriebenen Edelleute aufgenommen hatte und die Absicht erkennen ließ, die Feste Travemünde, welche Graf Gerhard II. gehörte, an sich zu reißen. Holstein erhielt Unterstützung von Mecklenburg, Lübeck von Lauenburg; aber im Jahre 1307 kam durch Vermittelung des dänischen Königs Erich Menved ein Friede zustande. Travemünde blieb in den Händen der Holsteiner, bis Graf Johann der Milde es 1323 freiwillig an Lübeck verkaufte. Die Edelleute durften auf ihren Besitz zurückkehren, mußten sich aber verpflichten, den Grafen zu gehorchen und im Kriege Heeresfolge zu leisten.

Es war aber auch hohe Zeit, daß in der holsteinischen Grafschaft allmählich bessere Zustände wieder eintraten. König Erich Menved ließ sich nämlich 1304 durch den deutschen Kaiser Albrecht eine alte Urkunde bestätigen, nach welcher Kaiser Friedrich II. im Jahre 1214 alles Land im Norden der Elbe förmlich an Dänemark abgetreten hatte. Man wußte also, worauf das Streben dieses Königs gerichtet war. — Um nicht zu weit über die Grenze unseres Themas hinauszugehen, bemerken wir nur, daß Graf Gerhard III. sich von Jahr zu Jahr immer größeren Ruhm erworben und den Dänen für längere Zeit jeden Gedanken an neue Eroberungen in Holstein gründlich ausgetrieben hat.

Kaum 20 Jahre nach der Schlacht bei Ütersen nahm die holsteinische Grafschaft wieder eine achtunggebietende Stellung ein.

---

[1]) Vergl. F. Schuselka, Geschichtsbilder aus Schleswig-Holstein. Leipzig 1847. — Es ist übrigens zu bedenken, daß die alten Chroniken viel Sagenhaftes, namentlich viele Übertreibungen enthalten und zum großen Teile als der „Niederschlag historischer Lieder" anzusehen sind. So ist z. B. die Jugendgeschichte Gerhards III. ganz in Sage gehüllt. Die sagenhaften Berichte über diesen Helden sind dem Geschichtswerke des Presbyters Bremensis von 1448 entnommen. (Vergl. „Gerhard der Große" von Dr. W. Berblinger. Rendsburg 1881.)

Der Winterling (Eranthis hiemalis Salisb.) im Fürſtengarten zu Lauenburg a. E.

Von H. Barfod in Kiel.

Goldene Früchte in ſilbernen Schalen wurden uns Teilnehmern an unſern jährlichen Generalverſammlungen der „Heimat“ allemal reichlich geboten; manche duftende Blüte durften wir vom lieben Heimatsbaume pflücken und heimtragen. Gern auch gedenke ich der beſcheidenen, im Verborgenen blühenden Veilchen, jener ſo im Vorbeigehen mitgenommenen kurzen Bemerkungen, über die nachzudenken, ſie weiterzuſpinnen, mir oft zur größeren Freude geworden iſt, als bloß der Erinnerung des ſonſt Geſchauten und Gehörten zu leben. Auf der vorjährigen Generalverſammlung zu Lauenburg a. E. war es mir äußerſt intereſſant, zu hören, daß im dortigen Fürſtengarten eine Pflanze blühe, die lange vor unſerm Schneeglöckchen die Ankunft des Frühlings verkündige. Jeder Lauenburger kenne das Pflänzlein, als zeitigſter Herold des Lenzes werde es überall in den Gärten der Bürger gehegt und gepflegt, im übrigen wäre es eine ſeltene Pflanze, die in Schleswig-Holſtein nur noch bei Huſum wildwachſend anzutreffen wäre. Und daß der Lauenburger die Gelegenheit gern ergreift, die Aufmerkſamkeit ſeiner Gäſte auf dies Kleinod zu lenken, das beweiſen die Lichtbildervorführungen des Photographen Niſſen in Lauenburg, jenes Blumenfreundes, der ſeine Kunſt auch gern in den Dienſt ſeiner ſchönen Liebhaberei zu ſtellen beſtrebt iſt: neben den ſtolz blühenden Florakindern der Fremde lernten wir auch ein Kind der engſten Heimat kennen, und unter den uns anderntags freundlichſt zur Verfügung geſtellten Anſichtspoſtkarten war mir die „Erinnerung an den Winterling, Eranthis hiemalis,“ die liebſte. Ich habe dies niedliche Pflänzlein einer Frühlingsbetrachtung in der „Nerthus“ [1]) zugrunde gelegt, nehme aber gern die Gelegenheit wahr, die Aufmerkſamkeit meiner ſchleswig-holſteiniſchen Landsleute auf das Vorkommen des Winterlings in unſerer Provinz zu lenken, und das um ſo lieber, weil der Verleger der „Nerthus,“ Herr Heinrich Adolff in Altona-Ottenſen, die Güte gehabt hat, uns die beiden für unſere Darſtellung in Frage kommenden Kliſchees in dankenswerter Weiſe zur Verfügung zu ſtellen.

— — — — — — — — — — — —

„Eisblumen, ſtarr, kriſtallen an den Scheiben,
Wie ein Gehege gen der Sturmnacht Toſen,
Sie flüſtern mir, indes die Flimmer ſtäuben:
Wir ſind die Geiſter ſchöner Frühlingsroſen.

Hora, die Zeit, flicht ſich auch bei uns in allen Monaten des Jahres blumige Kränze ins Haar. Kaum hat ſich die Herbſtzeitloſe welkend zuſammengefaltet, kaum ſind die letzten Maasliebchen unter der Schneedecke abgeſtorben, ſo öffnet Eranthis hiemalis ihre Knoſpen; ſie gehört zu der kleinen Zahl derer, die, wie Carus Sterne ſchreibt, „an das erfreuliche Ende (des Winters nämlich) den fröhlichen Anfang knüpfen.“ Steht ſie auch mit einem Fuße, eigentlich ja mit beiden Füßen, im Winter, ſo kann ſie doch als eigentliche Frühlingspflanze gelten. Ihr Doppelgeſicht wurde durch Salisbury mit ihrem botaniſchen Namen treffend bezeichnet: Eranthis (ear = Frühling und anthos = Blume) hiemalis (hiems = der Winter) würde wörtlich überſetzt heißen: die winterliche Frühlingsblume.

[1]) Der Winterling (Eranthis hiemalis Salisb.) im Fürſtengarten zu Lauenburg a. E. Zugleich eine biologiſche Studie über unſere Frühlingspflanzen. Von Hans Walter. Mit 7 Abbildungen. Heft 11 und 12 der „Nerthus.“ (1903.)

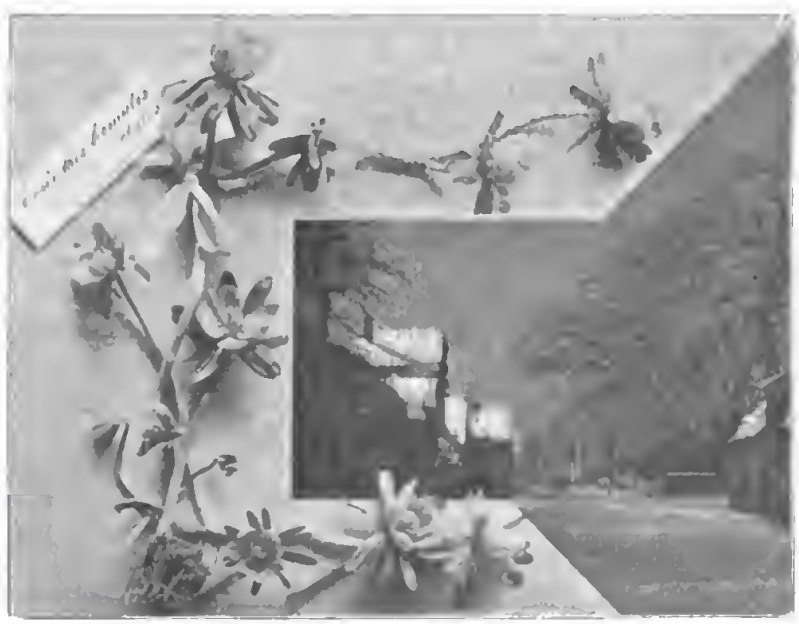
Noch hat Winter Eisbart seinen Thron unentwegt behauptet; auch nicht die leiseste Spur von Frühlingsahnen zittert durch die Luft. Mag auch das höher und höher sich schraubende Tagesgestirn auf den mit weißem Pelz verbrämten Rock des Winterkönigs herniederscheinen, er folgt nicht dem zarten Winke, sich gütigst zu entfernen, dem holden Frühling die Herrschaft abzutreten: in seinem Eispalaste freut er sich des warmen Sonnenscheins und läßt im übrigen „fünf gerade sein." Wenn aber dann mehrere Tage hintereinander den Erdenkindern „des Lichtes

1. Lauenburg a. E. mit dem Winterhafen und den Abhängen des Fürstengartens, dem Standorte des Winterlings (Eranthis hiemalis Salisb.)

Himmelsfackel" geliehen worden ist, dann fängt's hier und da im stillen zu „revolutionieren" an. Und einer der ersten unter den Ungeduldigen, die des Winters Tyrannei abschütteln möchten, ist eben unser Winterling, der „Stern des Winters," der da leuchtet zur Hoffnung auf den kommenden Frühling. Leider nur an wenigen Orten in deutschen Landen tritt dieser Herold des Frühlings auf den Plan; wo er erscheint, da begrüßen ihn die Menschen, da geht seine Botschaft nicht unerhört verloren. Ein solcher Ort ist der mit Bäumen bestandene Südabhang des hohen Elbufers bei Lauenburg, ein Teil des Fürstengartens, der auf unserem Bilde unschwer zu entdecken ist. Und siehe! wo vordem höchstens nur noch verstohlen hie und da ein grünes Köpfchen aus der weißen Schneedecke hervorlugte, da entfaltet sich, dem Winter zum Hohne, aus dem langen Schlafe vom Kuß der lieben Sonne geweckt, im Februar — heuer gar im Januar — ein gelber Blütenflor, wenn die übrigen Boten des Frühlings, noch in sanftem Schlummer gewiegt, unter der weißen Decke ruhen — höchstens daß sich hier und da, wo die Sonne die Schläfer gar zu energisch rüttelt und schüttelt, ein Pflänzchen die Äuglein reibt, und das alles zu einer Zeit, wo eine feste Eisdecke die Elbe überbrückt und mit Ach und Krach von dem Eisbrecher durchbrochen wird.

Der Winterling gehört zu den Hahnenfußgewächsen (Ranunculaceen) und steht im System der Christrose (Helleborus niger) sehr nahe, wurde auch von Linné als solche erkannt und als Helleborus hiemalis in die botanische Wissenschaft eingeführt. Linné hatte sein Augenmerk bei seiner Bestimmung und Einreihung der Pflanze in das System mehr auf die Blüte gerichtet; vor ihm zählten englische Botaniker die Eranthis wegen der Knolle und der Blattform zu den giftigen Eisenhutgewächsen, den Akoniten, und nannten sie Aconitum hiemale. Ihr Gift sollte die Wirkung des Skorpiongifts schwächen, gar aufheben. „Wenn ein Skorpion, wo sie wächst, vorbeikommt und die Pflanze berührt," schrieb der altenglische Botaniker Gernard, „so wird er sofort betäubt, müde nnd bewußtlos." Der Glaube an diesen hohen Grad der Giftigkeit ist geschwunden, das Ansehen des Winterlings als Gartenblume, als erster Verkünder des Lenzes hat sich in England erhalten bis auf den heutigen Tag.

Wie bei der Christrose sind auch beim Winterling die Blütenblätter in tütenförmige Nektarien umgewandelt; die leuchtende, goldgelbe Färbung verdankt die Pflanze den 6—8 Kelchblättern, welche hier die Rolle des Wirtshausschildes zum Herbeilocken der Insekten übernehmen müssen. Leider fallen die farbigen Blätter sehr schnell, oft schon nach achttägiger Blütedauer ab, während die Christrose in milden Wintern von Weihnachten bis zum März ihre Reize entfaltet und selbst einige Kältegrade zu überwinden vermag. Die Hinfälligkeit der Blüte ist sicherlich auch der Grund, weshalb der Winterling als Kulturpflanze nicht zur Geltung gelangt ist. Ein anderes wichtiges Unterscheidungsmerkmal liegt in den Blättern, die bei Eranthis erst nach der Blüte erscheinen, zwar tiefgeteilt sind wie bei der Christrose oder Nießwurz, im übrigen aber kleiner und zarter erscheinen als die lederartigen Blätter der Christrose. Diese Unterscheidungsmerkmale waren bestimmend dafür, daß Salisbury die Eranthis einer besonderen Gattung zuteilte. Bei der Christrose wird der Fruchtstand von den rosig angehauchten weißen Blütenblättern, bei der Eranthis von einem Kranz grüner Blätter (daher Winterstern) umrahmt.



Eine Ansichtspostkarte: Eranthis hiemalis Salisb.
Hamburger Straße mit den 500jährigen Eichen im Rauhreif.

Die ganze Einrichtung der Blüte weist auf Fremdbestäubung hin; Insekten sind angewiesen, die Rolle des Liebesboten zu übernehmen. Namentlich ist die Honigbiene zu diesem Dienste berufen. Der bekannte Blütenbiologe Hermann Müller in Lippstadt hat die Bienen so zahlreich pollensammelnd und honigsaugend an dem Winterling tätig gesehen, daß „sie für sich allein ausreichten, alle Blüten zu befruchten." Unser verdienstvolles, leider vor einigen Jahren so plötzlich aus seinem Schaffen gerissenes Mitglied, Prof. Dr. Paul Knuth, beobachtete in Gärten Kiels ebenfalls die Honigbiene als Besucherin der Winterlingsblüte, neben ihr aber auch den kleinen Fuchs (Vanessa urticae L.), der gemächlich auf den Kelchblättern saß und Honig naschte, ohne Antheren und Narben zu berühren. So ist Undank auch eines — Schmetterlings Lohn!

Wie die Blüten durch Schließen ihrer Köpfe bestrebt sind, die edlen Teile, Staubgefäße und Griffel und den Honig, den Minnetrank, gegen Kälte und Nässe zu schützen, das kann man am Huflattich, Löwenzahn, an der Tulpe und vielen andern Blumen beobachten; hängende Glocken (Glockenblume) bilden von Natur schon ein schützendes Kuppeldach. Die Eranthis muß aus ihren schalenartigen Blütenblättern allemal am Abend ein solches errichten. Nach Kerner von Marilaun währt die Blütezeit täglich von Morgens 8 Uhr bis Abends 7 Uhr. Interessant ist gerade die an dem Winterling beobachtete Erscheinung, daß sich die Blumenblätter (Kelch) während des Verlaufs der gewiß doch recht kurzen (8-tägigen) Blüteperiode um das Doppelte verlängern. Kerner von Marilaun schreibt in seinem „Pflanzenleben" (II. Band S. 103): „Die Antheren dieser Pflanze öffnen sich nicht gleichzeitig, sondern nur sehr allmählich. Zuerst wird der Pollen an den äußersten, den Blumenblättern zunächst stehenden Antheren entbunden, deren Träger zu dieser Zeit noch kurz erscheinen. Begreiflicherweise genügen zur Überdachung derselben auch verhältnismäßig kurze Blumenblätter. Allmählich öffnen sich aber auch die weiter gegen die Mitte der Blüte stehenden Antheren; die Träger derselben strecken sich, und jetzt würden die Blumenblätter, deren Länge im Anfange genügt hatte, nicht mehr ausreichen, um in der Nacht ein Gewölbe über die sämtlichen mit Pollen beladenen Antheren zu bilden. Dem entsprechend verlängern sie sich von Tag zu Tag, bis endlich auch die den Stempeln zunächst stehenden Antheren ihren Pollen ausgeboten und abgegeben haben. Bei der Winterblume (Eranthis) verlängern sich auf diese Weise die Blumenblätter von 11 auf 22 und bei dem Leberkraut (Anemone Hepatica) von 6 auf 13 mm, also auf das Doppelte ihrer ursprünglichen Länge!"

Der Winterling hat seine Heimat am Südabhange der Alpen und im gebirgigen nordwestlichen Teile der Balkanhalbinsel. Die Christrose ist gleichfalls eine Alpenpflanze. Beide bedürfen nur eines geringen Maßes an Wärme (der Pflanzenphysiologe würde sagen: ihr Wärme-Optimum liegt sehr niedrig) zur Entfaltung ihrer Blüte. Zwar ist alles, was der Winterling und mit ihm das Heer der andern ersten Frühlingspflanzen im Anfang ihres Wachstums treiben, in der Anlage vorhanden; es zu heben aus dem Erdenschoß und dann zu schönster Pracht zu entfalten, dazu ist eben eine gewisse Energie erforderlich, die, durch den wärmenden (belebenden) Strahl der Sonne frühzeitig ausgelöst, doch nur aus vorhandenem Stoffmaterial geboren werden kann. Neue Erwerbungen aus dem Reich des Unorganischen kann die Pflanze durch ihre Wurzelpioniere noch nicht machen, dazu ist die Scholle zu hart gefroren. So verfügt, wie unser Bild es zeigt, auch der Winterling über ein Nahrungsmagazin in Gestalt einer Knolle, ähnlich der Knolle des Lerchensporns, dem fingerartig verdickten Wurzelstock der Feigwurz. Diese Knollen werden zur Zeit der saft- und kraftstrotzenden Stadien der Pflanze, wenn die Blüte und Fruchtperiode längst überschritten und in den vielen Küchenzellen der grünen Blätter über (wohl richtiger „unter") dem Herdfeuer der Sonne der Vorrat eingekocht ist, mit konzentrierten

Nahrungssäften angefüllt; der oberirdische Teil stirbt ab und verweht, und man findet seine Spur nicht mehr. Die Knolle aber ruht wohlverwahrt im dunklen Schoße der Erde; eine dicke lederartige Haut schützt dieselbe gegen die Fäulnis.

Das Vorkommen des Winterlings bei Lauenburg und Husum findet sicherlich darin seine Begründung, daß die Pflanze in früherer Zeit in den dortigen Fürsten- bezw. Schloßgärten künstlich verpflanzt worden und hernach verwildert ist. Wenn ein Deutschland bereisender Amerikaner den zahlreichen Fürstenhäusern nachrühmt, daß diese der Nachwelt eine große Zahl schöner alter Schloßgärten und Parks hinterlassen haben und darum nicht so ganz bedeutungslos und unnütz in der Weltgeschichte gewesen seien, weil die jetzt dem Publikum geöffneten Anlagen Seelenfrische und Gesundheit verbreiten, so hat er vollkommen recht; wir nicht ganz so nüchtern Denkende segnen aber das Andenken derer auch noch aus einem andern Grunde, insofern wir durch ihre Bemühungen und Liebhabereien Kunde von mancher schönen Pflanze erhalten haben, die zum großen Teile in späterer Zeit auch in die Gärten der Bürger und Bauern gewandert sind. Dr. Prahl gibt in seiner „Flora" für unser Vereinsgebiet noch ein drittes Vorkommen an: Ahrensböck; vermutlich liegt der Fall hier genau so; oder nicht?

In Lauenburg wird die Eranthis hiemalis in den dortigen Gärten überall kultiviert. Die Pflanze kommt an schattigen Plätzen mit lockerer Erde gut vorwärts, läßt sich mit Erfolg treiben und durch Samen leicht vermehren. Die kurze Blütezeit darf kein Hemmnis für weitere Verbreitung dieses Lenzesherolds sein. Ist sie doch wie keine andere dazu berufen, als „Stern des Winters" hineinzuleuchten in die dunklen Tage und die Hoffnung auf den Frühling zu beleben. Von ihr gilt dasselbe, was Adolf Schult vom Silberblick der Sonne singt:

„Und wär' auch noch so trüb die Welt.
So dunkel ganz und gar;
Ein einz'ger Sonnenblick erhellt
Sie dennoch wunderbar.

Und läg' am Morgen Feld und Wald
Auch noch so nebelgrau,
Im Sonnenstrahl wird alsobald
Ein Perlenmeer die Au."

Ein glücklicher Schatzgräber.[1])

Von **Rochus von Liliencron** in Schleswig.

Als Karl Müllenhoff im Jahre 1845 seine „Sagen, Märchen und Lieder" der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg herausgab, schloß er seine Vorrede mit den Worten:

„Nach dem zuletzt Gesagten leuchtet ein, daß ihr (der Sammlung) an Vollständigkeit noch manches fehlt. Ich hoffe, daß sie jetzt imstande ist, sich neue und noch zahlreichere Beförderer zu erwerben. Holstein und Lauenburg, und nicht weniger die übrigen Teile des Landes, werden noch gar manche Schätze bergen. Wir müssen nicht müde werden, weiter zu sammeln und zugleich das verschwindende Bild des alten Volkslebens durch eine Zusammenstellung der Nachrichten über die Sitten und Gebräuche unseres Landes zu vervollständigen suchen. Wer nicht das Altertum und die Vergangenheit seines Volkes liebt und achtet, der fühlt auch nicht den Stolz, ihm anzugehören, und kein Vertrauen zu der Zukunft kann in seinem Herzen wohnen."

Man kann nicht sagen, daß diese Hoffnung Müllenhoffs sich erfüllt hätte. Es mag ja an Sagen, Märchen usw. allerlei Einzelnes auch später noch gefunden

[1]) Mit gütiger Erlaubnis des Verlegers, Herrn Karl Schünemann in Bremen, abgedruckt aus der Halbmonatsschrift „Niedersachsen." E.

und veröffentlicht sein, aber eine wirklich ins Gewicht fallende Vermehrung hat Müllenhoffs Werk nicht gefunden. Zum Teil kann ja dies wohl die Folge der Unruhen, Leiden und Katastrophen sein, von denen die Herzogtümer so bald nachher betroffen wurden, und die den Sinn der Menschen so ganz auf andere Dinge ablenkten. Anderenteils aber hat man doch wohl die Schuld darauf zu schieben, daß die eigentliche Bedeutung und der hohe Wert von Müllenhoffs Sammlung in jenen Tagen nicht erkannt und richtig geschätzt wurde. In weiten Kreisen fand man sich, als das Werk erschien, von seinem Inhalt enttäuscht. Man wollte und konnte nicht begreifen, welchen Wert dergleichen Ammenmärchen, zum großen Teil nur in Bruchstücken überliefert, und all' das abergläubische und kindische Zeug haben sollten. Die Wissenschaft hat inzwischen sehr anders geurteilt. Ihr gilt heute dies Buch für eine der wertvollsten Arbeiten auf dem Gebiete der Folklore, wie man heute sagt, nicht nur wegen ihres reichen Stoffes, sondern auch wegen der Befolgung und Klarlegung der in solcher Forschung zu verfolgenden Gesichtspunkte. Aus dem Buche selbst läßt sich dies freilich nur durch eingehende wissenschaftliche Durcharbeitung lernen; Müllenhoff hat es aber auch in einer ausführlichen und hochbedeutenden Einleitung dargelegt. Es soll dabei freilich nicht verschwiegen werden, daß diese wie alle Arbeiten Müllenhoffs einigermaßen schwer zu lesen und nur dem schon vorbereiteten ernsten Forscher zugänglich sind. Solcher Forscher Aufgabe wäre es damals gewesen, den Inhalt von Müllenhoffs Darlegungen auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Müllenhoff geht aus von der Erkenntnis, daß die ganze ungeheure und wirre Masse von Sagen, Märchen, Liedern, Sprüchen, Rätseln, Spielen, Sitten und Gebräuchen, welche sich in den Überlieferungen und dem Leben des Volkes vorfinden, die Nachklänge und Überreste der durchlebten Jahrhunderte sind bis in die fernste Vergangenheit zurück, gewissermaßen die letzten Niederschläge des Kultur- und geistigen Lebens in der Volksseele. Um dies durch den Inhalt seiner Sammlung zu belegen und damit zugleich auf den eigentlichen Wert des gesammelten Stoffes aufmerksam zu machen, um zu zeigen, wie auch kleinste und unansehnlichste Fragmente oft eine besondere Wichtigkeit dadurch erlangen, daß sie sich als Überreste eines längst verschwundenen Besitzes der Volksseele zeigen, zeichnet er uns in allgemeinen, aber scharfen Zügen ein Bild des gesamten Kultur- und poetischen Lebens unseres Volkes, in dem er dabei aufweist, wie die verschiedensten Perioden dieser Entwickelung sich auch in unserm Lande, hier in einem Märchen, dort in einer Sage, hier in einem Kinderlied und Kinderspiel, dort in einem Aberglauben nachklingend erkennen lassen. Er beginnt über die Völkerwanderung zurück mit der Zeit, wo noch die alten Götter, die man auf deutschem Boden Wodan und Freia, Fro. Donar usw. genannt hat, mit dem Volke lebten und wanderten, wo Wald und Feld, Himmel und Meer von Scharen schaffender und wirkender Geister erfüllt war. Er zeigt, wie dann, als das Christentum in diese Welt hineintrat, die alten Götter wohl gebannt wurden, sich aber dennoch in tausendfachen Umwandlungen und Nachklängen in der Seele ihrer alten Anbeter erhielten, wenn auch etwa Wodan oder Donar sich vor ihren christlichen Verfolgern nur in der Maske des Teufels retten konnten. Und nun gar die kleineren Geister, die Elfe, die Nixen, die Zwerge, denen sich dann auch die ungeschlachten Riesen anschlossen! Der größte Haß der Kirche gegen sie konnte nicht verhindern, daß sie über die ganze germanische Welt hin zu wahren Lieblingen der Volksseele wurden. Wie der Teufel hie und da den Wodan oder Donar oder auch wohl einen plumpen Riesen der alten Mythe unter seinem Mantel vor der Verfolgung der Ultramontanen schützen mußte, wobei er gelegentlich selbst zum „dummen Teufel" wurde, so mußte manche christliche Heilige, sogar die Jungfrau Maria, mitunter über-

nehmen, die Rolle eines weiblichen Wesens der alten Mythe weiter zu spielen. Müllenhoff führt uns dann weiter durch die Zeiten der Reichsbildungen, während deren sich die Erzählungen von den Heroengestalten Ermenrichs und Attilas, Dietrichs von Bern, Siegfrieds und der Burgunden usw., in denen sich Geschichtliches mit Mythischem verband, zu Liedern gestalteten, die das Volk unter seinen Kämpfen und Festen sang. Ihr folgte dann eine weitere Periode geschichtlicher Dichtung, in welcher diese einen mehr lokalen Charakter geschichtlichen oder balladenartigen Gesanges annahm. Aus jenen älteren, jetzt schon sagenhaft durchgebildeten Liedern und Liederkreisen erwuchsen dann seit dem 12. Jahrhundert unsere großen nationalen Epen von den Nibelungen, Gudrun usw., auch im unteren Volke durch eine umfangreiche Lieder- und Sagenliteratur verbreitet. Ihre Träger waren die Scharen der fahrenden Volkssänger und Spielleute, und ihren letzten Ausläufer fanden sie, nachdem die Erfindung des Druckes das ganze Geistesleben umzugestalten begonnen hatte, in den Volksbüchern. Im Volke verbreiteten sich diese Lieder lokalgeschichtlichen oder sagenhaften Inhalts aber auch ohne andere Träger als das Volk selbst, denn sie dienten ihm als Chorlieder, die es zu seinen Tänzen sang, wobei dann der Tanz eine mehr oder minder dramatische Färbung annahm. Unsere Müllenhoffsche Sammlung bezeugt und belegt uns die Sitte in Dithmarschen; nachweisen läßt sie sich in der ganzen germanischen Welt. Auf den dänischen Färöern hat sie sich sogar bis ins letzte Jahrhundert erhalten, worüber sehr anschauliche Schilderungen vorliegen.

Diese mancherlei Stoffe des Singens, Sagens und Erzählens im Volke erhielten aber schon in früher Zeit einen wichtigen Zuwachs höchst bunt und mannigfaltig, nämlich aus dem erzählungsfrohen Orient. Schon zwischen Karl des Großen Hof und dem der Abbassiden im Orient und dem der Omajjaden in Spanien knüpften sich Beziehungen, deren kulturelle Wirkungen nachzuweisen sind. Unter den jahrhundertelangen Kriegen mit den Mauren und vollends unter dem Einfluß der Kreuzzüge ward der geistige Austausch zwischen Occident und Orient immer lebhafter. Es kam auf diesem Wege ein unermeßlicher Erzählungsstoff auch in die deutsche Welt, der sich über alles Volk verbreitete, indem er dabei von ihm dem eigenen Wesen assimiliert wurde.

So wälzte sich ein breiter Strom von Unterhaltungsstoffen aller Art durch die Jahrhunderte herab, zusammengesetzt aus eigenem Gute des Volks und aus fremdem, zusammengeflossen aus Mythischem und Geschichtlichem, aus Glaube und Aberglaube, aus Volksstammes- und Lokalgeschichte, Sagen und Märchen, Spruch und Spiel, aus dem sich im langsamen Vorüberfließen die dauernden Erinnerungen und Nachklänge in der Volksseele festsetzten, um am traulichen Herde, in den Spinnstuben von der Großmutter den Enkeln erzählt, lange und leise fortzuleben und fortzuklingen. Diese späten Nachklänge aus innerster Volksseele heraus sind die Märchen und Sagen, denen wir nachspüren. Der große volks-, ja, weltgeschichtliche Untergrund, auf dem sie beruhen, wie er in obigen Bemerkungen in kurzen Zügen angedeutet ist, zeigt, worin ihre große wissenschaftliche Bedeutung besteht; er zeigt aber zugleich auch, welcher Kenntnisse der Forscher bedarf, um diese Sache auf rechte Weise anzufassen.

Wenn so lange Zeit darüber hinging, ehe neue Funde auf dem Gebiete der schleswig-holsteinischen Märchen- und Sagenforschung sich einstellen wollten, so konnte man mit Recht befürchten, daß das inzwischen verlaufene halbe Jahrhundert auf die alten Nachklänge völlig zersetzend und zerstörend gewirkt habe, leben doch die alten Dönchen unter dem Vordringen der modernen Schulweisheit wie ein dem Untergang gewidmeter, absterbender Stamm von Hinterwäldlern. Die vornehmsten Inhaberinnen der altväterischen Weisheit bergen ihre Schätze ängstlich

vor den Augen des naseweisen Forschers und scheuen sich hartnäckig, zu erzählen, weil sie fürchten, man wolle sich nur lustig machen über sie und ihren Aberglauben. So schmelzen die ohnedem leider schon spärlichen Überreste wie Schnee vor der Sonne dahin. Man konnte daher vor einiger Zeit zunächst nicht ohne ein gewisses Mißtrauen die Sage vernehmen, daß es einem glücklichen Forscher gelungen sei, im östlichen Holstein eine überraschende Menge von Märchen und Sagen aufzufinden und direkt aus dem Volksmund aufzuzeichnen. Es ist Prof. Dr. Wisser, Gymnasiallehrer, damals in Eutin, jetzt in Oldenburg. Um so größer aber war die Freude und Überraschung, als Prof. Wisser einen Teil seiner Schätze freundlich zur Kenntnisnahme vorlegte und der erste Blick von dem Reichtum und Wert seiner Aufzeichnungen überzeugte. Auch er weiß in ergötzlicher Weise zu erzählen von den mannigfachen Mühen, die es ihm machte, die alten Nornen, die diese Schätze bei sich hüteten, zu bewegen, ihre Sprüche herzusagen. Offenbar aber ist er im Besitz der richtigen Wünschelrute: Er weiß das Vertrauen der Leute zu gewinnen, indem er sie fühlen läßt, daß er liebevoll auf ihre Art eingeht und daß es ihm selbst vollster Ernst ist mit der Freude an ihren Mitteilungen. Er bewährt aber in seinen Aufzeichnungen zugleich in hohem Maße die Tugend, das gehörte Wort sicher und scharf in seinen Aufzeichnungen wiederzugeben. Das fordert in erster Linie genaue Kenntnis des gesprochenen Dialekts; es erfordert aber mehr als das, nämlich genaue Empfindung sowohl für das eigentliche Wesen des Stoffes als für Sinnesart und Denkweise der Erzählenden. Wissers Wiedergabe ist in beider Beziehung meisterhaft, wie die mancherlei bisher in verschiedenen Blättern veröffentlichten Stücke seiner Sammlung beweisen. So möchten wir den glücklichen Schatzgräber auch in diesen Blättern [1]) freundlich willkommen heißen und wollen hier mit dem Wunsche schließen, daß er seine so fruchtbare Forschung recht bald zu einer Sammlung abrunden könne, der Wissenschaft zum hochwillkommenen Gewinn und den Lesern, vor allem uns Niedersachsen, zur erquickenden Freude.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Prof. Dr. Wilh. Wisser in Oldenburg i. Gr.

34. De klôk Bur'ndochter. *)

Meiner lieben Schwester in der Heimat gewidmet.

Dar is mal 'n Bur'n weß up 'n grafschaffli Gôt.

Nu hett dar 'n Stück Land an sin Feldmark stött, dat hett wôß (wüst) legen.

Do geit de Bur hen na 'n Grafen un bidd't em, wat he dat Stück Land man hebb'n schall; denn will he dat ôrbar maken.

Ja, secht de Graf, dat kann he krigen.

[1]) d. h. in den Blättern der Zeitschrift „Niedersachsen." Der Aufsatz ist geschrieben zur Einführung eines in demselben Hefte veröffentlichten Wisserschen Märchens „De klook Bur'ndochter," das wir gleichfalls zum Abdruck bringen unter Nr. 34 der Märchen aus dem östlichen Holstein. E.

*) Nach Wilh. Harms in Altenkrempe bei Neustadt in Holstein.

In einer andern Fassung ist mir die erste Hälfte des Märchens in derselben Arbeiterwohnung in Altenkrempe von dem alten biedern Tagelöhner Johann Schütt erzählt worden. „Dar is mal 'n Bur'n toeß bi 'n Hawdagstiden. Un wenn se 'smorns to lat kam'n sünd, de Bur'n, denn hebbt se Prügels krẹgen.

Nu kümmt de ol Bur een'n Mornt ut mal to lat, un do schall he Prügels hebb'n.

Do bidd't he den Herrn so vẹl, he schall em de Prügels doch schenken.

Do secht de Herr, he will em eens segg'n. Wenn he morn fröh kam'n kann, ne nak un keen Tüch an, ne to Foot un ne to Peer, ne in 'n Wech un ne ut 'n Wech, denn will he em de Prügels schenken.

Ja, secht de Bur, gwer so lang' as hê up 'e Stę' is, will he dar kên Pach vör betal'n.

Nę, dat schall 'e denn uk ne, secht de Graf.

As dat Land nu gwer ôrbar is, do hett de Inspekter em dar doch Pach vör ansett.

Do secht hê to den Inspekter, de Graf hett em dat je doch tôsecht, dat he dar kên Pach vör gęben schull.

‚Dat geit mi niks an,' secht de Inspekter. ‚Dat Land is drachbar (tragbar, ertragfähig), un du muß darvör betal'n.'

As de Bur 'sabens to Hus kümmt, do klagt he sin Dochter dat.

‚O Vadder,' sech' se, ‚dat wüwwi wul krigen.' Un do hängt se em 'smorns 'n Fischernett öwer, un denn hebbt se 'n Zęgenbuck hatt, dar sett se em up. ‚Si so, Vadder,' sech' se, ‚nu ri' du man ümmer in de Wagentraw lank, denn büß du ne in 'n Wech un uk ne ut 'n Wech.'

As he up 'n Hoff kümmt, de Bur, do secht de Herr to em: ‚Wer hett di de Anslęg gęben? De heß du doch ne ut di fülb'n?'

‚Ja,' secht de Bur eers.

Do drang't de Herr em mit de Slęg, un do mutt he dat je segg'n, dat sin Dochter em dat angęben hett.

Do secht de Herr: ‚Wenn din Dochter so klook is, denn lat ęr mal too mi kam'n.'

As se dar nu kümmt, bi 'n Herrn, do fragt he ęr: ‚Heß du din'n Vadder de Anslęg gęben?'

‚Ja,' sech se.

‚Ja,' sech' 'e dunn, ‚wenn du so klook büß, denn schaß du min Fru ward'n. Awer to all' dat Unrech, wat ik doo, schaß du niks to segg'n. Wenn du dar wat to sechs, denn so sünnwi schee't.'

Nę, sech' se, dat will se uk ne."

Von hier an, sagte der alte Schütt, sei die Geschichte gra' ębenso, as Willam Harms ęben vertell't hett. Und zu meinem Bedauern habe ich deshalb darauf verzichtet, sie mir weiter erzählen zu lassen.

In einer dritten, kürzeren und zugleich auf das Gebiet des Derben hinübergreifenden Fassung ist mir die Geschichte erzählt worden von dem alten Waldarbeiter Köster in Schönwalde. Ein Graf und ein Bauer führen einen Prozeß mit einander. Die Entscheidung soll abhängen von der Beantwortung folgender drei Fragen: 1. Wat is fetter as fett? 2. Wat is fööter as fööt? 3. Wat am tagßen aftosell'n geit. Die Grafentochter antwortet: 1. De Swinsfloom'n, 2. de Honni, 3. de Haf'. Die Bauerntochter antwortet: 1. De Eerdboden, 2. de Slap. 3. — — und hat damit den Prozeß gewonnen.

Auch in Müllenhoffs hdschr. Nachlaß finden sich zwei Fassungen des Märchens, eine von einer 74jährigen Witwe Nanne (N.) und eine andere von einem Lehrer Stöven (S.) In beiden Fassungen findet, wie bei Grimm, der Vater einen goldenen Mörser, und die Tochter warnt ihn, den Mörser abzuliefern. Der König werde sonst auch den fehlenden Stößer von ihm fordern. In S. wird der König bloß zornig, und der Bauer klagt: ‚Wäre ich doch meiner Tochter gefolgt!' In N. wird der Bauer ins Gefängnis gesetzt, und zwei Geestbauern hören ihn von draußen dort klagen und gehen dann zum König. In N. lauten die Bedingungen: Weder bekleidet noch nackt, weder zu Fuß noch zu Pferd, weder am Tage noch bei Nacht. Und die Tochter kommt in einem Fischernetz, auf einem Esel, an einem Mittwoch an. In S. heißt die zweite Bedingung: Nicht im Wege und nicht außer dem Wege. Und die Tochter kommt mit dem einen Fuß auf einem schwarzen Bock und mit dem andern in der Wagenspur. Statt des Fischernetzes hat sie ein Schaffell über. An einem Mittwoch kommt sie auch hier. In N. halten zwei Geestbauern vor dem Schloß; der eine hat zwei Stuten vor, der andere zwei Hengste, und das Füllen kriecht unter den fremden Wagen. In S. spannen zwei Bauern zusammen, der eine eine Stute, der andere einen Hengst, und der Besitzer des Hengstes beansprucht das Füllen ohne weiteres. In N. soll der Bauer Erbsen auf der Landstraße säen, in S. soll er in einen Acker gekochte Bohnen säen. In beiden Fassungen wird die Erlaubnis, das Beste mitnehmen zu dürfen, erst nach der Verabschiedung erbeten. In N. erbittet sich die Frau ‚das beste Stück Fleisch' und holt sich ein Stück aus der Küche, wobei sie den Schlaftrunk unter das Essen mischt. In S. gießt sie ihn in den Tee.

Eine höchst interessante Übersicht über die zahlreichen Fassungen dieses bekannten Märchens (Grimmsche Sammlung Nr. 94) findet sich in Reinhold Köhlers ‚Kleineren Schriften zur Märchenforschung,' herausgegeben von Joh. Bolte, S. 445 ff.

— — Zur Erklärung fügt sie hinzu: ‚Dar hett min Mudder al fiwuntwinti Jahr up sell't und hett man ęben eers usw.'

Do geit he hen na 'n Grafen, de Bur, un ſecht, ſe hebbt je doch afmakt, dat he vör dat Land kên Pach betaln ſchull, un nu hett de Inſpekter em dar doch wat vör anſett.

‚Ja,' ſecht de Graf, ‚wat min Inſpekter anſett, mutt gell'n.'

Ja, ſecht de Bur, dat hett em je doch ſo vel Geſchirrgeld koſt, denn hett he dar je gar niks bi.

Ja, dat 's ênerlei, ſecht de Graf. Awer hê will em drê Rätſeln upgêb'n. Wenn he dê raden kann, denn ſchall he kên Pach betal'n. Hê ſchall em ſegg'n, wat fetter is as ſett, wat heller is as hell, un wat am dullſt'n kling't un ſchall't öwer de ganze Welt.

As hê to Hus kümmt, de Bur, do ſecht ſin Dochter: ‚Vadder, wat ſchat (ſchadet, fehlt) di? Du ſüchs je ſo vertôrut ut.'

‚Ja,' ſech' 'e, ‚dat machs wul ſegg'n. De Graf hett mi drê Rätſeln upgêb'n. Wenn ik dê raden kann, denn ſchall ik kên Pach betal'n. Awer dat kann ik je ne!'

‚Wat ſünd dat denn vör Rätſeln?' fröcht ſe.

‚Ja,' ſech' 'e, ‚to 'n êrſt'n ſchall ik raden, wat fetter is as ſett. Dat is je wul, wenn 'n ſik 'n Vodderbrot ſmert mit Wuſt up un denn noch 'n Stück Speck tô uplecht.'

‚Och, Vadder,' ſech' ſe, ‚fetter as ſett, dat is je de Eerdboden.'

‚Ja, un to 'n twêt'n,' ſech' 'e, ‚ſchall ik raden, wat heller is as hell. Dat is je wul, wenn de Sünn' ſchin't un de Man, un wenn 'n denn noch 'n Lamp tô anſtickt.'

‚Och, Vadder,' ſech' ſe, ‚heller as hell, dat ſünd je de Diamanten.'

‚Ja,' ſech' 'e, ‚un to 'n drüdd'n ſchall ik raden, wat am dullſt'n kling't un ſchall't öwer de ganze Welt. Dat is je wul, wenn bi de Muſik trummelt ward un denn noch Kanôn'n tô gat.'

‚Och, Vadder,' ſech' ſe, ‚wat am dullſt'n kling't un ſchall't öwer de ganze Welt, dat is je dat Gottswôrt.'

Annern Morgen, do geit de Bur je wa' hen na den Grafen.

‚Na,' ſecht de Graf, ‚heſt de Rätſeln ra't?'

‚Ja,' ſecht de Bur.

‚Wat is denn fetter as fett?' ſecht de Graf.

‚Fetter as fett,' ſecht de Bur, ‚dat is de Eerdboden.'

‚Wat is denn heller as hell?'

‚Heller as hell, dat ſünd de Diamanten.'

‚Nu gwer to 'n drüdd'n!' ſecht de Graf. ‚Wat is dat, wat am dullſt'n kling't un ſchall't öwer de ganze Welt?'

‚Dat is dat Gottswôrt,' ſecht de Bur.

Do ſecht de Graf: ‚Dat heſt du nich ut di ſülb'n.'

‚Ja,' ſecht de Bur êrs.

Na, ſecht de Graf, dat hett he doch ne. Hê ſchall em man ſegg'n, wo he dat her hett.

Ja, ſecht de Bur dunn, ſin Dochter hett em dat angeben.

Do ſecht de Graf, wenn hê ſo 'n klôk Dochter hett, denn ſchall ſe mal tô em kam'n. Awer ſe ſchall ne gan un ne fôrn un ne riden, ſe ſchall ne kled't weſen un ne nak, un ſchall ne in 'n Wech kam'n un ne ut 'n Wech.

As de Bur nu wa' to Hus kümmt, do ſecht ſin Dochter: ‚Na, Vadder, wat ſchat di? Du ſüchs je weller ſo vertôrnt ut.'

‚Ja,' ſech' 'e, ‚du heſt 'n gôd'n Snack fat (du haſt 'n guten Schnack zu faſſen, d. h. du haſt gut reden). Du ſchaſt na 'n Grafen kam'n. Awer du ſchaſt ne

gqn un ne fôrn un ne riden, du ſchaß ne kleb't węſen un ne ngk, un ſchaß ne in 'n Wech kam'n un ne ut 'n Wech. Wo wullt du dat wul mgken?'

‚O, Vadder,' ſech' ſe, ‚dat wüwwi lich krigen. Hgl mi man dat Fiſchernett, un denn ſpann' mi man den Eſel vör de Slöp.'

Do bewinn't ſe ſik in dat Fiſchernett: do is ſe ne kleb't un ne ngk. Un do ſett ſe ſik up de Slöp: do kümmt ſe ne anggn, ne anfôrn un ne anriden. Un do ſlöpt ſe in 'e Wggentrgw (Wagenſpur) lauk: do kümmt ſe ne in 'n Wech un ne ut 'n Wech.

As ſe up 'n Hoff kümmt, do lett ſe ſik bi den Grgſen mell'n.

Nu is ſe je ne kleb't weß un ne ngk, hett je ne ggn, ne fôrt un ne ręden, un is je ne in 'n Wech kam'n un ne ut 'n Wech.

Do ſecht de Graf, wenn ſe ſo klôk is, denn ſchall ſe ſin Fru ward'n. Wat ſe dat will.

‚Jg,' ſech' ſe.

Ja, ſecht de Graf, ſe ſchall ſik awer nich mank (zwiſchen) ſin'n Krgm ſtęken. Wenn ſe ſik mank ſin'n Krgm ſtęken deit, denn ſünd ſe ſchê't (geſchieden).

Nę, dat will ſe uk ne, ſech' ſe. Awer ſe will ſik uk wat utbeſchêden. Wenn dat doch ſo wid kam'n ſchull, un ſe wörr'n ſchê't, denn will ſe ſik drê Dêl wünſchen.

Jg, ſecht de Graf, dat ſchall ſe denn uk.

Un do nimm't de Graf ęr to 'n Fru. —

Na verlopener Tit môt de Bur'n vun 'n Dörp dgr mal plôgen an 'n Hoff. Un de Pêr bliw't 'snachs dgr, in 'n Stall. Un den ên'n Bur'n ſin Töt (Stute), de ſchall ſgl'n, un ſgl't de Nach. Un de ôl Fgl (Fohlen) verbiſtert un kümmt na 'n annern Stall 'rin, wo 'n annern Bur'n ſin Wallack ſteit.

Do ſecht de Bur, den' de Wallack töhört, dat is ſin'n Fgl'n. Un den' de Töt töhört, de ſecht, dat is ſin'n.

Do kri't ſe ſik dat Striden, un dat kümmt vör 'n Grafen.

Nu is de ol Fgl je noch ſo dummeri weß un is ümmer achter den Wallack an lop'n.

Do ſecht de Graf, dat Kind ſolgt de Mudder. Un wenn de Fgl bi den Wallack ſunn'n is un löppt uk ümmer achter den Wallack an, denn is dat den' Bur'n ſin'n Fgl'n, den' de Wallack töhört.

Nu kann de anner Bur dgr je niks bi mgken.

Do rg't de Lü' em, hê ſchall mal na de Gräfin ggn.

Na, hê geit je hen un vertell't ęr dat. So un ſo. Wat hê dgrbi mgken ſchall.

Do ſecht de Gräfin, ſe will em dgrtô verhelpen, dat hê ſin'n Fgl'n weller kricht. Awer hê ſchall ęr nich verrgden.

Nę, ſech' 'e, dat will he denn uk ne.

Ja, ſech' ſe, denn ſchall he man 'n Ketſcher nęm'n un dgrmit na de Sandkul (Sandgrube) ggn, wo den Grafen ſin Ritſtig verbi geit. Un wenn de Graf anriden kümmt, denn ſchall he dgr in rümketſchern in 'n Sand, as wenn hê fiſchen deit. Denn ward de Graf em wul frggen, wat hê dgr mgkt. Denn ſchall he ſegg'n, ſin Fru is ſo ſlech krank un is ſo mit Luſſ'n na 'n Fiſch. Denn ward de Graf wul ſegg'n, wat he ne rech klôk is. Ut den drögen Sand, dgr kann he je doch kên Fiſch rut krigen. Denn ſchall he ſegg'n, ſo wgr as hê ut den drögen Sand kên'n Fiſch rut krigen kann, ſo wgr kann 'n Wallack uk kên'n Fgl'n krigen. Denn ward de Graf wul ſegg'n: ‚Dat heß du nich ut di ſülb'n.' ‚Awer denn verrg' mi ne,' ſech' ſe.

Na, den annern Morgen, do nimm't hê je 'n Ketſcher, geit dgrmit na de Sandkul un ſang't in den Sand an to ketſchern.

Do kümmt de Graf anriden.

‚Wat mgks du hier?' frögt de Graf.

‚Ja,' ſecht de Bur, ‚min Fru is ſo ſlech krank un is ſo hungeri na 'n Fiſch. Un nu will ik mal ſên, wat ik mi hier ne 'n pgr Fiſch rut ketſchern kunn.'

‚Du büß je wul rein dwatſch,' ſecht de Graf. ‚Hier ut den drögen Sand wullt du Fiſch rut krigen?'

‚Ja,' ſecht de Bur dunn, ‚ſo wgr as ik hier kên'n Fiſch rut krig', ſo wgr kann uk 'n Wallack kên'n Fgl'n krigen.'

Do ſecht de Graf: ‚Dat heß du nich ut di ſülb'n.'

Ja, ſecht de Bur êrs, dat hett he doch.

Nę, ſecht de Graf, dat nimm't hê em ne af. Hê ſchall man ſegg'n, wokên as em dat angęben hett. Wenn he dat ſecht, denn ſchall ſin Fgl em weller ward'n, un wenn hê em uk ſülb'n betgl'n ſchall.

Do ſecht de Bur, de Gräfin hett em dat angęben.

Do ritt de Graf hen to Hus un ſecht to ſin Fru: ‚So, wi ſünd ſchê't.'

‚Worüm dat?' frögt de Gräfin.

‚Ja, du heß di mank min'n Krgm ſtęken.'

Do ſecht de Gräfin, ſe hebbt je aſmgkt, wenn ſe ſchê't wêrn, dat ſe ſik denn noch drê Dêl wünſchen kunn.

Jg, ſecht de Graf, dat kann ſe denn uk.

‚Ja,' ſech' ſe, ‚denn will ik noch ênmal mit di Kaffi drinken un noch ênmal mit di utfôrn un denn dat beß mitnęm'n, wat hier vör mi an 'n Hoff is.'

Nu drinkt ſe êrs toſam'n Kaffi. Un dgrbi gütt ſe em 'n Slgpdrunk in ſin'n Kaffi.

As ſe Kaffi drunken hebbt, ſtigt ſe to Wgg un fôrt toſam'n los.

Ünnerwęgens ſlöppt de Graf tô.

Do fôrt ſe mit em na ęr'n Vadder ſin Hus hen, lett em dgr na 'n Kaffſtall rin drągen un ſett ſik bi em hen.

'snachs wgkt hê up, de Graf.

‚Wo bün ik?' frögt hê.

‚In min'n Vadder ſin'n Kaffſtall,' ſech' ſe.

‚Wo bün ik hier hęr kam'n?'

‚Ja,' ſech ſe, ‚du wêß je doch, dat ik mi dat beß mitnęm'n ſchull, wat vör min Ogen an 'n Hoff wêr. Un dat wêrs du je. Do heff ik di mitngm'n.'

Do ſecht de Graf: ‚Denn wüllt wi wa' hen tô Hus fôrn, un denn wüllt wi uns all' min Dgg ue weller ſchêden.'

Das Bauernhaus im deutſchen Reiche und in ſeinen Grenzgebieten.

Herausgegeben vom Verbande deutſcher Architekten- und Ingenieur-Vereine.
Verlag von Gerhard Kühtmann in Dresden.

Über die Bedeutung, den Zweck und die Verbreitung dieſer von den Architekten Deutſchlands nunmehr ſeit Jahren in Arbeit genommenen Veröffentlichung iſt in dieſen Blättern in Nr. 7 des Jahrgangs 1897 berichtet worden. Inzwiſchen ſind von dem zunächſt auf 10 Lieferungen von je 12 Tafeln berechneten Werke deren 7 Stück ohne Text erſchienen. Es fehlen ſomit noch 3 Lieferungen und der Text, welch letzterer ebenfalls durch eine große Anzahl Abbildungen bereichert werden ſoll. Aber das bisher Geleiſtete iſt ſchon derart, daß wir nicht verſäumen wollen, auf den großen Wert und die hente vielleicht

noch nicht genügend gewürdigte Bedeutung dieser Aufnahmen aufmerksam zu machen. Man braucht nur einen Blick auf die in bunter Folge die einzelnen Gaue Deutschlands behandelnden Tafeln zu werfen, um zu erkennen, welch einen Schatz von hoher Kultur unser deutsches Volk innerhalb des Lebens und Wirkens seines Bauernstandes in verflossenen Jahrhunderten barg und im Bauernhause zum bildlichen Ausdruck gebracht hat. Des weiteren ist es auffällig, welche Vielseitigkeit und welche große Verschiedenheit der Hausbau des Bauern der einzelnen deutschen Stämme darbietet, so daß man hier erst recht erkennen kann, welche Menge von Volkskraft und welche Fülle von Volkstum in den zahlreichen Zweigen des großen germanischen Volkes aufgespeichert war und so bereit lag, mit seiner Kultur und seinem Einflusse später so viele Länder des Erdkreises zu beeinflussen. Man sollte kaum glauben, daß die Häuser aus Oberbayern, oder Elsaß oder Baden, Franken mit denen Niederdeutschlands einem großen Volke zugehörten, so weit ist in der Entwickelung des Grundrisses und Aufbaues ein anderer Ton

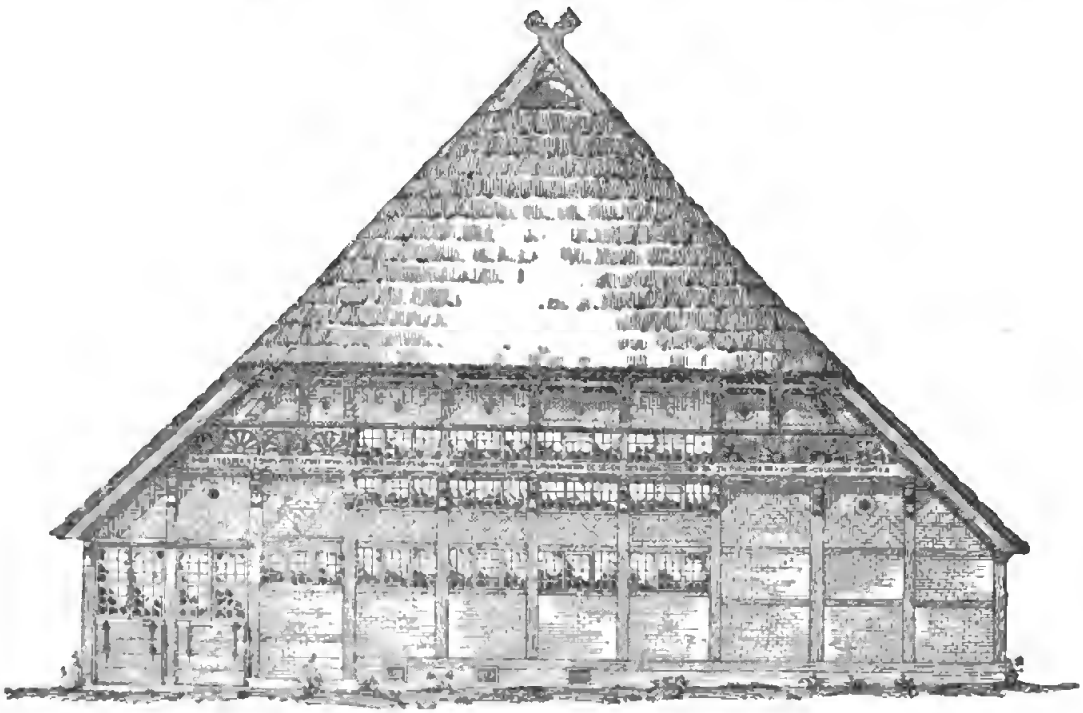


Abbildung 1. Giebelansicht des Hauses Neuengamme Nr. 218.

angeschlagen, und doch haben diese Bauten so vieles gemeinsam, die äußerste Anpassung an die Zweckbestimmung, das Anheimelnde, das sie gleichsam als Teile der deutschen Landschaft erscheinen läßt, die Sinnigkeit, mit der besonders das Holzwerk verziert und ausgeschmückt ist, der große Wert, welcher auf eine stimmungsvoll trauliche Ausbildung der Wohnräume und auch der Arbeitsstätten im Innern des Hauses gelegt wird, und schließlich nicht am geringsten zu schätzen der fromme, schlichte Sinn der Erbauer, welcher durch die vielfachen Hausprüche bezeugt wird.

Hier sei nun kurz angedeutet, welcher Stoff bisher aus Schleswig-Holstein und seinen nächsten Grenzgebieten dargeboten ist. Da sehen wir aus dem benachbarten Alten Lande links der Elbe Häuser mit hell gestrichenem Fachwerk und reichen Ziegelmustern in dem hochaufragenden Giebel, besonders große, reich und malerisch ausgestaltete Hausdielen, Flett oder Bischlag genannt, mit großem Herd-

bogen für den Hauptbetrieb des Hauses und kleinerer Feuerstelle für die Altenteilwohnung, das Heim der betagten Eltern.

Der Hamburger Architekten-Verein hat seine reiche Ausbeute vornehmlich aus dem hamburgischen Elbgebiete der Vierlande beigesteuert, dem ja im verflossenen Sommer von den Teilnehmern unserer Jahresversammlung ein Besuch abgestattet wurde. Es sind uns also alte Bekannte, die Häuser aus Neuengamme mit ihren breit gelagerten Walmdächern, den großen Tennen, den geräumigen Dielen (Fleeth), besonders das Haus Neuengamme Nr. 178 mit seiner stattlichen Treppe in der Diele und den vielen Wohnräumen, welche für den Besitzer, den Inhaber des Altenteiles und den verheirateten Sohn, also für 3 Generationen das Heim bieten. Daneben Haus Heitmann, Neuengamme Nr. 216. mit der reichverzierten Tür vor dem Herdbogen in der Diele, den Klappläden vor den Fenstern der Wohnräume, dem Rosettenfries unter den Fenstergruppen des Oberstockes und dem

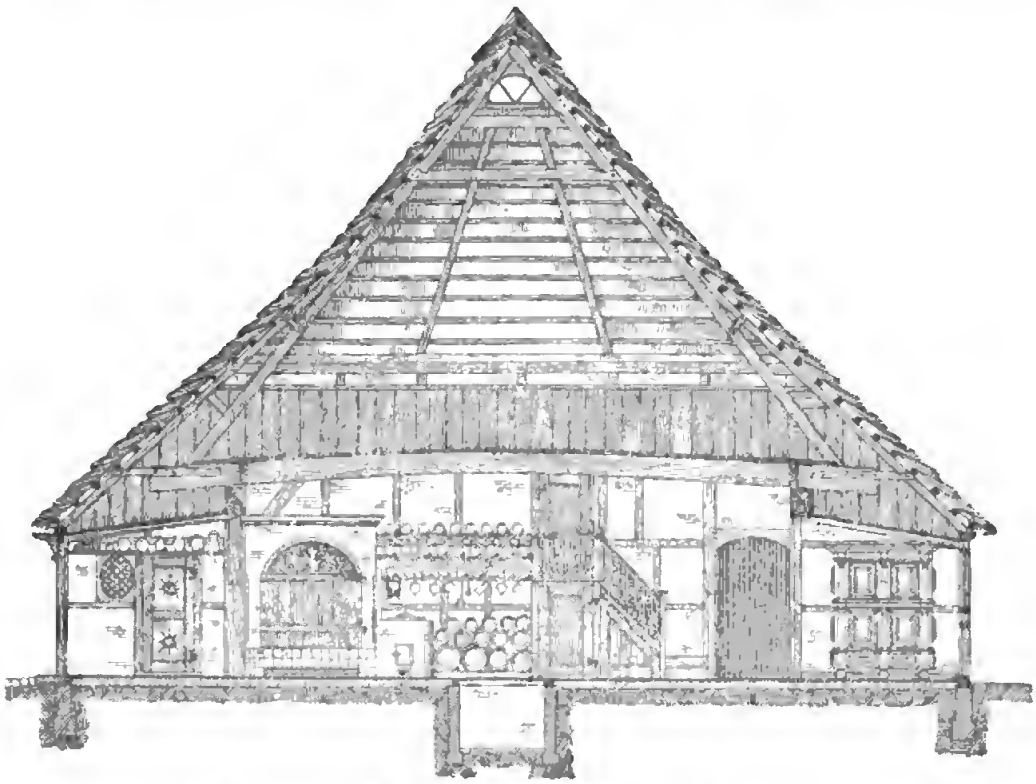


Abbildung 2. Schnitt des Hauses Neuengamme Nr. 218.

frommen Hausspruch der Sonnenschwelle ebendaselbst. Aus der weiteren Blumenlese eigenartiger Häuser der Vierlande sind noch Haus Nr. 218 und 120 in Neuengamme dargestellt, beide Häuser ein Beweis dafür, wie bei diesen Bauten unserer ländlichen Vorfahren nirgends eine Schablone nachgeahmt wurde, sondern für das Bedürfnis des Erbauers stets neu erfunden wurde, was genau den besonderen Anforderungen entsprach. So zeigt Haus Nr. 120, wie das Raumbedürfnis eingeschränkt wird, sobald der Besitz einer nur kleinen Landstelle eine größere Viehhaltung nicht zuläßt und der Hauptbetrieb auf die Erzeugung von Gartenerzeugnissen gerichtet ist, welche bei der Nähe der Großstadt Hamburg ja stets schlanken Absatz fanden.

Die weiteren Aufnahmen des Architekten-Vereins Hamburg führen uns in die holsteinischen Elbmarschen rechts der Elbe, in die Wilstermarsch, zu dem großen

Gewese in Klein-Sonnendeich, welches seit der Erbauung im 17. Jahrhundert immer noch im Besitze derselben Familie Kelting geblieben ist. Hier reicht die bis 9 m breite mächtige Diele von Giebel zu Giebel und gliedern sich die Wohnräume in einem vorgelagerten Querbau seitlich an die Diele an. Noch hebt sich der alte Hausspruch auf der breiten Sonnenschwelle des Oberstockes eingeschnitten und hell gefärbt gleich den anderen Zierraten von dem Dunkelrot der Holzflächen ab. Leider sind die alten Fachwerkmauern des Erdgeschosses durch neuere kahle Ziegelmauern ersetzt. Aber selbst in dieser Verstümmelung bleibt das Bauwerk noch ein Zeuge alter Bauernherrlichkeit.

Das weiter dargestellte Haus Bohlmann in Moorhusen (Kremper Heide) hat noch ganz sein altes Gepräge gewahrt, die steil geneigten Walmen der Giebelseiten, die lotrechte Verbretterung unter denselben und den Fachwerkständerbau der Außenwände. Auch hier reicht die außergewöhnlich weiträumige Diele von Giebel-

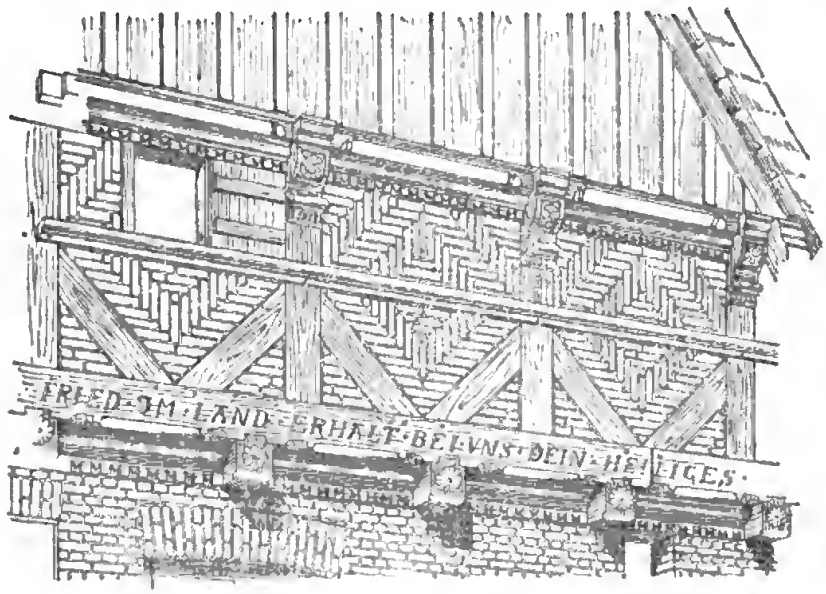


Abbildung 3. Giebeldetail des Hauses Kelting in Klein-Sonnendeich.

wand zu Giebelwand, nur ist die zweite Einfahrt am Wohnflügel durch eine schmalere Haustür mit reich verziertem Oberlicht und organisch angegliederten seitlichen Fenstern ersetzt.

Die Tafel 3 der schleswig-holsteinischen Bauernhäuser, die erste der Arbeiten des schleswig-holsteinischen Architekten-Vereins, führt 4 Ansichten aus reizvoll gestalteten Innenräumen vor die Augen. Wir sehen die alte Sachsendiele aus dem Heldtschen Hause, das von Ostenfeld nach Husum übergeführt ist, nach dem Bilde Richard Hagns wiedergegeben. Daneben die Friesenstube aus dem Hause Ayen in Lindholm mit dem schrägen Deckenfeld (Katzenschirm) längs der Fensterwand, dem Wandbett und dem traulichen Bilegger nach einem Bilde des Malers Momme Nissen. Weiter eine friesische Küche aus einem abgebrochenen Hause in Lindholm, das uns Maler C. L. Jessen im Bilde festgehalten hatte. Schließlich die so reich, reizvoll und doch traulich eingerichtete Wilstermarschstube aus dem Hause Peter Haß in Groß-Wisch, die jetzt im Altonaer Museum aufgestellt ist. Wir können den drei genannten Malern nur Dank wissen, wenn sie ihre Kunst mit in den Dienst des Unternehmens gestellt haben und so weitesten Kreisen vor

die Augen führten, welch eine Fülle von Poesie, Traulichkeit und Wohnlichkeit eine alte schleswig-holsteinische Bauernstube in sich schließt. Ein weiteres Eingehen auf die Einzelheiten dieser Zimmereinrichtungen verbietet sich innerhalb des Rahmens dieser Besprechung. Mehrere der Bilder, nach welchen die Bildstöcke gefertigt wurden, waren im Jahre 1901 in der Kunstausstellung zu Flensburg ausgestellt gewesen.

Die Tafeln 4 und 5 der schleswig-holsteinischen Aufnahmen sollen Norder- und Süderdithmarschen umfassen, sind aber im Druck noch nicht fertiggestellt. Dagegen ist Tafel 6, welche 3 Hauberge aus Eiderstedt darstellt, bereits erschienen. Den größten Raum nimmt hier die Darstellung des jetzt der Stadt Husum gehörigen roten Hauberges ein, welcher in Grundrissen, Schnitten und Ansichten abgebildet ist. Daneben wird der Hochdonner Hauberg bei Garding-Tating, 1764 erbaut, und der Hauberg bei Garding, genannt Stuckshof, wiedergegeben. Eine große Anzahl von Textabbildungen wird die noch vorhandene reiche Ausstattung der Innenräume des letzteren Hofes, die geschnitzten Peseltüren und Wandbetten erläutern. Alle die genannten Hauberge weisen Gebäudetiefen bis zu 25 m auf, während die Gebäudelänge bis zu 45 m steigt. Diese großen Gebäudeflächen werden von den bekannten Riesendächern überdeckt, welche mit den die Gebäude meist umgebenden Baumgruppen der flachen Landschaft der Eiderstedter Marschen ihr eigentümliches Gepräge geben. Wir haben hier wohl die mächtigste Ausbildung eines deutschen Bauernhauses vor uns, zugleich ein Abbild der großen wirtschaftlichen Wohlhabenheit und Selbständigkeit des Marschbauern. Diese Bauernburgen bilden ein treffliches Gegenstück zu einzelnen großen Bauernhöfen in den bayrischen Alpentälern, welche unter ihrem ja mehr flachen Schindeldache eine ebenfalls nicht so ganz kleine Welt beherbergen. So finden wir gerade an den Grenzen der deutschen Gaue im Norden und im Süden besonders machtvolle ländliche Bauten, welche ein Abbild der einstigen gesunden wirtschaftlichen Entwickelung des deutschen Bauernstandes geben.

Wir werden nicht verfehlen, nach dem Erscheinen der weiteren die schleswig-holsteinischen Lande schildernden Tafeln des Werkes auch diese einer kurzen Besprechung zu unterziehen. C. Mühlke in Schleswig.

Aprilweder.

1. Wat unverhoff
bringt uns mal of
de lunige April.
He is bekannt
bi all im Land:
de daun deit, wat he will.

2. In een Minnt —
kiekst du hernt —
de schönste Sünnenschien.
De Himmel lacht
in Sommerpracht;
man mutt vergnögt wol sien.

3. Doch gliks darup, —
kiekst wedder up —
vörbi is al de Freid.
De Luf ward swart,
an Finstern hart
noch Snee nn Hagel fleit.

4. Uns wunnert nich
mehr sien Gesich,
uns rauwt dat nich den Maud.
Wi kiekt vorut,
denn wi vertrut:
de Mai-Maan makt dat gand.

5. Uns Levensgank,
wer he wat lank,
harr as April sien Daag.
Doch Not is gahn;
manch Wnme-Maan
het wegnahm Sorg nn Plag.

6. Doch mennig een,
de het blot sehn
sien Lewenlank April.
Ok jedes Mal
na'n Sünnenstrahl
makt Tru'r un Sorg em still.

7. Arm Minschenseel!
Du drigst wol veel!
verlær blot nich den Maud.
Du kannst vertru'n
un fast drup bu'n:
En Mai-Maan kümmt, makt gaud!

E. J. P.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung)

53. Behrmann, Apotheker, Kellinghusen. 54. Björkman, Direktor des „Praktischen Handelsinstituts," Lübeck. 55. Dr. Clausen, Direktor, Heide. 56. Dr. med. Ehrenberg, prakt. Arzt, Kellinghusen. 57. Göke, E., Kiel. 58. Henneberg, Gutsbesitzer, Hahenhalm b Gettorf. 59. Junge, Färbereibesitzer, Kellinghusen. 60. Roder, Hamburg, Allgem. Krankenhaus. 61. Lüllemann, Intendanturselretär, Hannaer. 62. Müller, Reaisionsinspektor, Bremen. 63. Nissen, München. 64. Nissen, Buchdinder, Kellinghusen. 65. Dr. Otto Rüdiger, Hamburg-Eppendorf. 66. Schulze, Gutspächter, Graß-Nordsee bei Achterwehr. 67. Thaböle, Rechtsanwalt, Flensburg. 68. Thaysen, Lehrer, Högersdorf. 69. Tücksen, Apotheker, Tandern. 70. Verein für Gesundheitspflege für Kiel und Umgegend.

Unterzeichneter hat oft Gelegenheit, ältere (vergriffene) Jahrgänge an für den Besitz derselben besonders interessierte Mitglieder zu verkaufen, ist darum gern bereit, den Verkauf der ihm zur Verfügung gestellten Jahrgänge (gebunden oder ungebunden) zu vermitteln, und bittet aus diesem Grunde um nähere Angaben über Preis, Jahrgang usw.

Kiel, am 27. März 1903. Der Schriftführer:
Geibelallee 211. Barfod.

Anzeigen.

Die Mineralien-Sammelstelle für Schleswig-Holstein
(Inhaber: Lehrer **Barfod, Kiel,** Geibelallee 2)
liefert an Schulen unserer Provinz Sammlungen in allen Preislagen unter spezieller Berücksichtigung der Geologie unseres Landes.
Prähistorische Steinwaffen und Werkzeuge für Schulzwecke werden zu kaufen gesucht.

NERTHUS.

Illustrierte Wochenschrift für Freunde aller Zweige der biologischen Naturwissenschaften, für Liebhaber von **Zimmer- und Gartenpflanzen, Stubenvögeln,** für **Aquarien und Terrarien,** für **Sammler aller naturwissenschaftlichen Objekte.**

Unter Mitwirkung von namhaften Gelehrten, Naturfreunden, Liebhabern und Sammlern herausgegeben von **H. Barfod, Kiel.**

Vierteljährlich 2.— Mk. in allen Buchhandlungen und bei der Post (**Chr. Adolff, Altona-Ottensen,** Arnoldstrasse 6) 2.25 Mk.

Sammlern
aller naturwissenschaftlichen Objekte steht als Abonnenten die Tauschecke der „Nerthus" gratis zur Verfügung.

Mitglieder der **„Heimat"** können die „Nerthus" durch Vermittelung des Schriftführers — **Barfod, Kiel, Geibelallee** — für **6,50** Mk. (statt 9 Mk.) frei Haus direkt vom Verlage beziehen.

Porzellan-Etiketten
mit Nummern nach Angabe von 2 Pfg. an, mit Namen nach Angabe von 5 Pfg. an empfiehlt unter 20jähriger Garantie für tadellose Haltbarkeit der Schrift
Nicol. Kißling,
Vegesack.

Aug. Junge,
Färberei
und
chem. Reinigungsanstalt
Kellinghusen.
Gegründet 1724.

Garten-Möbel
a. Naturholz, bequemer als Eisenmöbel, Nistkästen f. Vögel, Grabeinfassungen, Aquarien-Einsätze aus Grottenstein. Illustr. Preislisten gratis. **Reinhold Schröter,**
Clingen bei Greußen.

Ältere Jahrgänge der „Heimat,"
1894, 1896 à 1,20 M., 1899 und 1901 à 2 M., 1902 2,50 M.,
gegen vorherige Einsendung des Betrages oder gegen Nachnahme für Mitglieder erhältlich durch **die Expedition.**

Aye & Haacke

Altona, Bordeaux

Wein-Grosshandlung,

empfehlen
ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum, Cognac, Whisky.

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften.**
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.

(12) **Ad. Zwickert,**

Optische Anstalt

Kiel, Dänischestraße 25.

A. F. Jensen,

Buchdruckerei

Holstenstr. 43. Kiel. Holstenstr. 43.

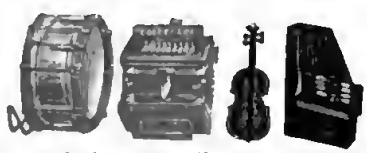
Ausführung von

Buchdruck-Arbeiten

für Behörden und Private

rasch • sauber • preiswert.

Meister-



haft gearbeitete Musikinstr. jed Art direct vom Herstellungsorte **Wilh. Herwig** i. **Markneukirchen i. S.** Illustr. Preisl. ums. u. portofr. Bitte anzugeben, welche Instr. gekauft werden sollen. (9)

Dithmarschens
Sitten und Gebräuche

fanden eingehende Darstellung in
„Die Heimat," Jahrgang 1896,
enthaltend: **Johnsen,** „Zeugen vergangener Zeiten im Kirchspiel Weddingstedt in Norderdithmarschen."

An Mitglieder erfolgt gegen Einsendung von **1,30 M.** portofreie Zustellung durch
die Expedition.

H. Heuetreu Kiel — Schumacher Str. 9 — Reparaturen prompt u. billig. — Brillen u. Pincenez aller Art.

Erziehungsanstalt Kellinghusen.

Besondere Berücksichtigung finden zurückgebliebene oder schwer zu lenkende Knaben. **Dir. Schulze.**

Aquarien,

ganz aus Glas, wie auch in Metallfassung, zu billigsten Preisen. Ferner **in- und ausländische Zierfische,** z. B. Bitterlinge, Elritzen, Goldorfen, Steinbarsche, Diamantbarsche, Zwergwelse, Hundsfische, Goldfische, zweisommerige Sonnenfische, Makropoden, Chanchitos, Schleierschwänze.

Ferner empfehle **sterilisierten Flußsand** und **Piscidin-Fischfutter.**

W. v. Fehren, Kiel,
Holtenauerstr. 40. Tel. 3330.

Firma 1870 gegr.
Bei Baarzahlung 20 % Rabatt und Freisendung, bei Abzahlung entsprechend
Erstklassige Fabrikate

Emmer-Pianinos

Flügel — Harmoniums.

(181)

Längste Garantie. — Fabrik: **Wilhelm • • • • • Emmer** Berlin 165, Heydebrstr. — Illustr. Preisliste, Musterbuch umsonst. — Vorzügl. Qualität.

Landwirthschaftliche
Lehranstalt und Winterschule
in Hohenwestedt (Holstein).

Beginn Ostern u. Mitte Oktober.

Sorgfältige Aufsicht. Billige Pensionen.
Programme u. s. w. durch Director Conradi.

Schriftführer und Expedient: Lehrer Barfod, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 5. Mai 1903.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Inhalt: 1. Hansen, Alte Ortsnamen der cimbrischen Halbinsel als Anhalt für die Stammesangehörigkeit der Bewohner (Mit Karten.) — 2. Bielenberg, Die Sprache der Tiere in Volks- und Dichtermund. — 3. Traulsen, Der Kappeler Karneval. — 4. Petersen, Die Unterirdischen im Wiemelsberg. — 5. Meyer, Tanzreime. — 6. Mitteilungen

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

71. Claussen, Seminarlehrer a. D., Friedrichstadt. 72. Detlof, Gastwirt, Friedrichstadt. 73. Diederichs, Eulin 74. Ebsen, Apotheker, Friedrichstadt. 75. Eggers, Zigarrenfabrikant, Friedrichstadt. 76. Ehlers, Gärtner, Friedrichstadt. 77. Coers, Joh., Altona-Bahrenfeld. 78 Harder, Kaufmann, Kellinghusen. 79. Junge, Rentier, Kellinghusen. 80. Jürgensen, Abnahmemann, Bistoft pr Mühlendrück (Angeln). 81 Kaak, Kapitän, Blankenese 82. Kloppenburg, Kaufmann, Kellinghusen. 83. Koch, A., Stadtverordneter, Friedrichstadt. 84 Kölln, J. H., Friedrichstadt. 85. Langholz, Berlin SW. 86 Loges, Gastwirt, Friedrichstadt 87. Montag, Schächter, Friedrichstadt. 88. Nielsen, Buchführer, Friedrichstadt. 89. Schröder, Ratmann, Friedrichstadt. 90 Dr. Schröder, Stabsarzt d. Füs.-Regt Nr. 40, Aachen 91. Schult, Lehrer, Hamburg. 92. Sievers, Amtsvorsteher, Westensee 93. Soetje, Kaufmann, Friedrichstadt 94. Sluhr, Ratmann, Friedrichstadt. 95. Todsen, Ratmann, Friedrichstadt. Twiehaus, Ratmann, Friedrichstadt 97. Voigt, A., Friedrichstadt. 98. Westphal, Lederfabrikant, Kellinghusen. 99. Wiemker, Schulvorsteher, Hamburg.

Zur Nachricht.

Unser Kassenführer, Herr Fr. Lorentzen, hat sich in dankenswerter Weise der Mühe unterzogen, für die Jahrgänge I—X der „Heimat" ein Gesamt-Inhaltsverzeichnis zusammenzustellen. Dasselbe wird unserm Maiheft als Beilage angefügt werden und allen denen höchst willkommen sein, die sich schnell über den Inhalt unserer Monatsschrift zu informieren suchen, selbst dann, wenn sie nicht im Besitze der geschlossenen Reihe der ersten 10 Jahrgänge sein sollten. In keiner öffentlichen Bibliothek unseres Vereinsgebietes sollte die „Heimat" fehlen, und wo in dem Bestande Lücken vorhanden sind, sollte auf die Vervollständigung Bedacht genommen werden. Leider ist ein Teil der älteren Jahrgänge vergriffen (1891, 1892, 1893, 1895, 1897, 1898, 1900) bezw. nur noch in einzelnen Heften vorhanden. Vielleicht gelingt es manchem, unvollständige Jahrgänge durch Bezug der ihm fehlenden Hefte zu ergänzen. Preis jedes Hefts 30 Pfg. Der Unterzeichnete ist gern bereit, für diejenigen Mitglieder, welche aus Gründen irgendwelcher Art kein besonderes Interesse an dem Besitze der in der Expedition vergriffenen Jahrgänge haben, den Verkauf derselben zu vermitteln, und sieht diesbezüglichen Anträgen nebst Bemerkungen über die Beschaffenheit der Jahrgänge (ob gebunden, ungebunden, gut oder weniger gut erhalten, Preis usw.) entgegen.

Für die zweite Zehnerreihe — hoffentlich erreicht unsere „Heimat" diese Bandzahlen und noch recht viele dazu — ist die Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses in Aussicht genommen.

Kiel, 27. April 1903. **Der Schriftführer:**
Geibelallee 2. Barfod.

13. General-Versammlung

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

am

Donnerstag den 21. Mai 1903 (Himmelfahrtstag)

zu **Friedrichstadt** (Hotel „Zur Börse" am Markt).

Tagesordnung.

I. **Geschäftliches:**
1. Rechnungsbericht und Entlastung des Kassenführers.
2. Geschäftsbericht des Schriftleiters und des Schriftführers.
3. Wahl eines Schriftleiters, eines stellvertretenden Schriftleiters und zweier Beisitzenden.
4. Wahl zweier Rechnungsprüfer.

II. **Vorträge:**
1. **„Die Hauptprobleme der Volkskunde."** (Referent: Herr Prof. **Kauffmann**-Kiel.)
2. **„Ursprung und Gründung der Stadt Friedrichstadt."** (Referent: Herr Pastor D. **Sax**-Friedrichstadt.)

III. **Mitteilungen.**

Über die neuesten Ergebnisse der Versuchsfischerei auf dem Kaiser Wilhelm-Kanal. (Mit Demonstrationen.) Ref.: Herr Königl. Oberfischmeister **Hinkelmann**-Kiel.

Mittwoch, den 20. Mai:

(Den im Laufe des Vormittags zeitig genug eintreffenden Teilnehmern an der Versammlung kann Gelegenheit gegeben werden, unter sachkundiger Führung die Schwefelsäure- und Kunstdüngerfabrik zu besichtigen. (Sammelpunkt: Bahnhof, Vormittags 11 Uhr.)

Ausflug mit dem Motorboot nach Schwabstedt. Freie Fahrt für alle Teilnehmer, soweit Platz vorhanden ist. Abfahrt: Nachmittags 2 Uhr. Herr Pastor Deisting (Schwabstedt) wird die Liebenswürdigkeit haben, den Teilnehmern die Sehenswürdigkeiten des Ortes vorzuführen. Rückfahrt: Nachmittags 6 Uhr.

Kommers in der „Zentralhalle" am Markt. Beginn: 8^{30}.

Programm: U. a. Vorträge des dortigen Musik- und Gesangvereins (gemischter Chor) und des Männergesangvereins; Rezitationen des beliebten plattdeutschen Rezitators, Herrn Oberrealschullehrer Wischer-Kiel.

Donnerstag (Himmelfahrtstag), den 21. Mai:

Morgens 8^{30} bis 9^{30}: Von „Stadt Hamburg" aus ein gemeinsamer Spaziergang durch die Stadt zwecks Besichtigung von Denkmälern, alten Häusern usw.)

Vormittags 11 Uhr: Beginn der Generalversammlung im Hotel „Zur Börse" am Markt (s. d. Tagesordnung).

Nachmittags 2^{30}: Festessen (Gedeck 2,50 M.) — Im Anschluß daran gemütliches Beisammensein bis zur Abfahrt der Gäste.

Anmerkungen:

1. Um vorherige Anmeldung zur Teilnahme an der Fahrt nach Schwabstedt, für Logis usw. wird dringend gebeten. Anmeldungen nehmen Herr Pastor D. Sax-Friedrichstadt und unser Schriftführer, Herr Lehrer Barfod-Kiel, Geibelallee 2^{II}, entgegen.
2. Das Ortskomité besteht aus folgenden Herren: Pastor D. Sax (Vorsitzender), Seminarlehrer a. D. Clauſſen, Dr. med. Hansen, Stadtverordneter Koch, Hauptlehrer Rommensen, Ratmann Schröder, Ratmann Stuhr, Rechtsanwalt Thomsen, Ratmann Todsen und Rendant A. Voigt.
3. **Verkehrstabelle:**

Norden:	Süden:
aus: 7^{35}, 10^{50}, 12^{42}, 4^{17}, 6^{18}, 10^{4}	aus: 6^{58}, 9^{18}, 10^{44}, 3^{40}, 5^{32}, 9^{39}
nach: 6^{58}, 9^{18}, 10^{44}, 3^{40}, 5^{32}, 9^{39}	nach: 7^{35}, 10^{50}, 12^{42}, 4^{17}, 6^{18}, 10^{4}.

Um das Erscheinen zahlreicher Mitglieder und Gäste nebst deren Damen bitten

das Ortskomité und der geschäftsführende Ausschuss.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 5. Mai 1903.

Alte Ortsnamen der cimbrischen Halbinsel als Anhalt für die Stammesangehörigkeit der Bewohner.[1])

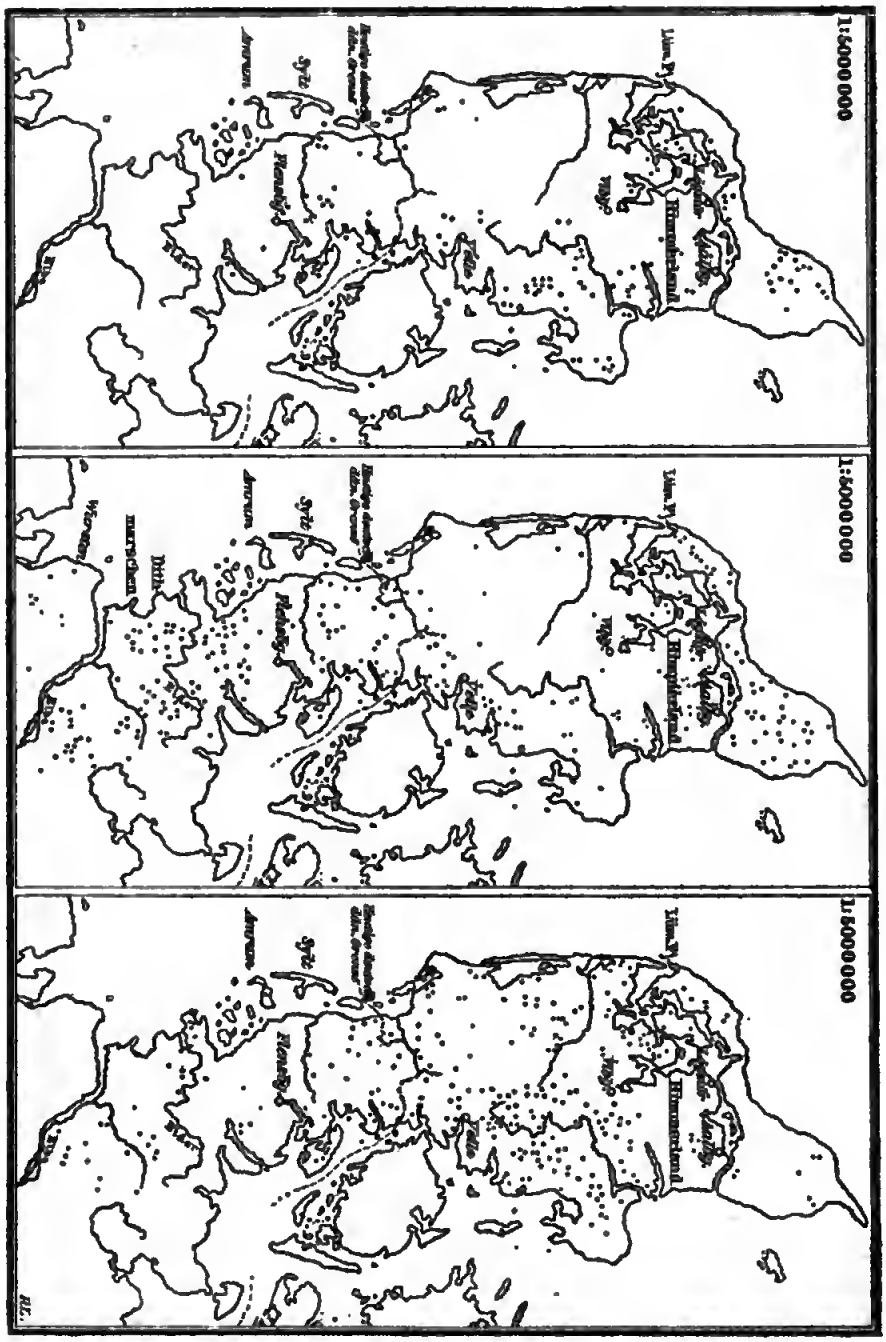
Von Professor Dr. **Hansen** in Oldesloe.

Die jetzigen Stammesgrenzen im Herzogtum Schleswig zwischen Dänen (oder richtiger Jüten), Friesen und Niedersachsen sind nicht uralt; die Einwanderung der Friesen aus ihren Stammlanden westlich von der Jade ist wahrscheinlich erst im 9. Jahrhundert erfolgt, das Vordringen der Jüten nach der Auswanderung eines großen Teils der alten Bevölkerung seit dem 5. Jahrhundert. Über die alten ethnographischen Verhältnisse der cimbrischen Halbinsel herrscht unter den neuern Forschern keineswegs Übereinstimmung (vergl. z. B. Bremer in Pauls Grundriß der Germanischen Philologie, Bd. 3, S. 735 ff., und dazu Schütte, Anzeiger für deutsches Altertum, Bd. 28, S. 4 ff.) Sicher scheint mir, daß auch vor der Völkerwanderung die Bevölkerung der Halbinsel sich wiederholt verschoben hat; an den ersten Wanderungen, deren Kunde die Geschichte bringt, waren sicher Stämme der Halbinsel beteiligt: der Himbär-Syssel, das Himmerland südlich von Aalborg, erinnert noch an die Cimbern, der Harthe-Syssel in Westjütland an die Haruden, die wir auch bei Ariovist finden, die Insel Amrum (alt Ambrum) an die Ambronen; ebenso sicher scheint auch, daß nicht Nordgermanen, sondern deutsche Stämme lange Zeit weiter nach Norden als jetzt gewohnt haben. Für eine verhältnismäßig gleichartige Bevölkerung spricht die Bildung der Ortsnamen. Aus den bisherigen, auch in Dänemark seit einiger Zeit eifrig betriebenen Forschungen über Ortsnamen ergibt sich, daß manche Namen bei dem größten Teil sämtlicher Germanen wiederkehren, andere auf bestimmte Stämme beschränkt sind, daß ferner eine Reihe alter Endungen im Laufe der Jahrhunderte ungebräuchlich geworden ist und dafür andere in Gebrauch kamen. So zeigt das seit 1100 germanisierte Slawenland ganz andere deutsche Ortsnamen auf als die angrenzenden, nicht von Slawen besetzten deutschen Gegenden.

Besonders die ältesten Ortsnamen bespricht Emil Madsen in seiner fleißigen Arbeit: Udsigt over den geografiske Udbredelse af nogle i Danmark forekommende Stednavnsklasser (Geografisk Tidskrift, Bd. 15, 1899/1900, S. 153—177, und Bd. 16, 1901/02, S. 3—18). Er behandelt die Verbreitung häufiger Ortsnamen Dänemarks in allen germanischen Ländern und zwar der auf heim (hjem, um), ing, sted, lev (leben), löse, bo, bölle (böl, bull), toft, röd (rode, rade), by, torp. Im heutigen Dänemark zählt er rund 250 lev, 200 hjem, 370 ing, 230 sted, 80 löse, 60 bo, 220 bölle, 100 toft, 100 röd, 600 by, über 2000 torp. Um

[1]) Mit Erlaubnis des Herausgebers der „Deutschen Erde" entnommen.

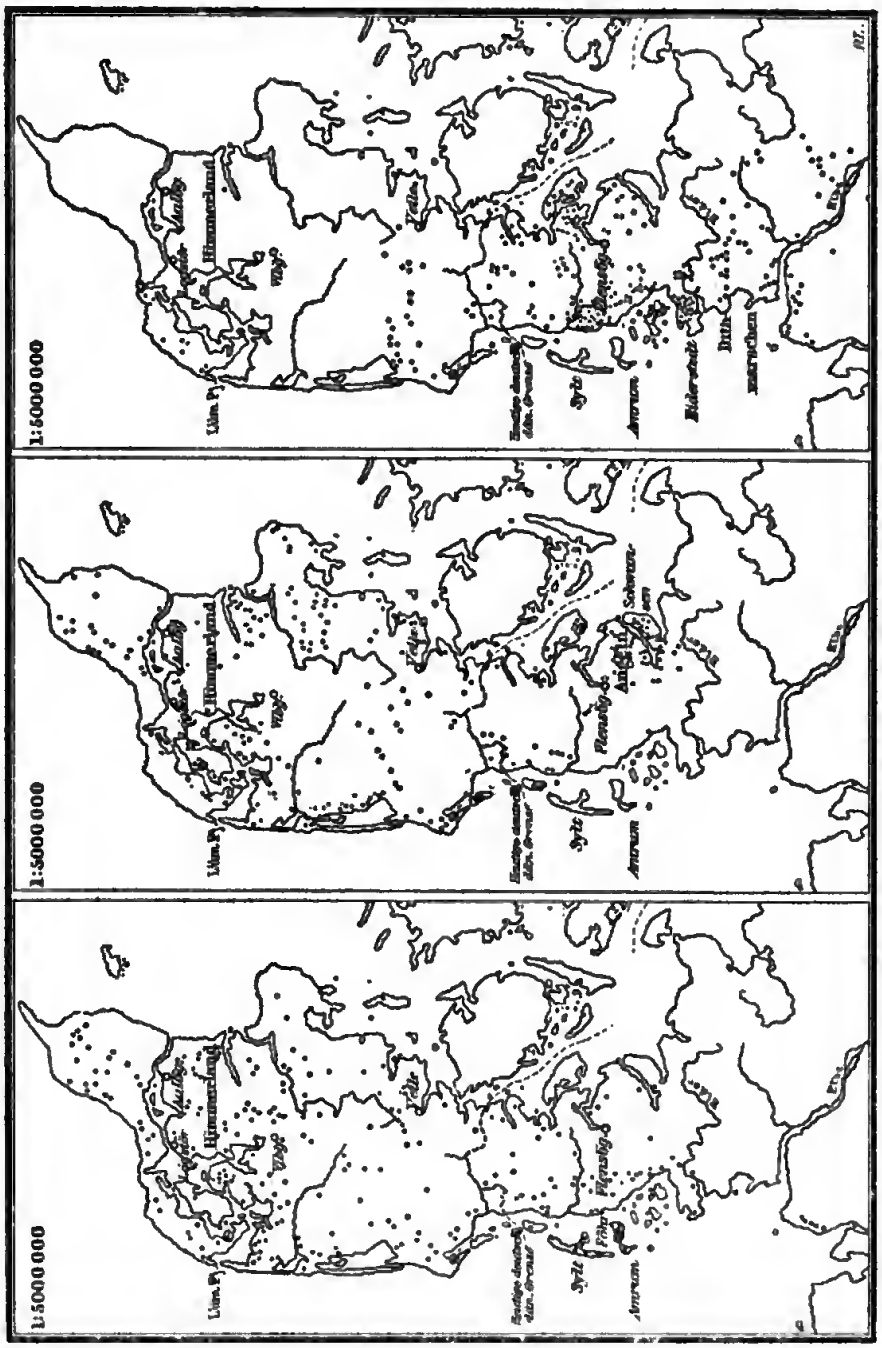
das Verhältnis der jetzigen deutschen Nordmark zu dem benachbarten Grenzland, der Halbinsel Jütland, leicht überblicken zu lassen, habe ich auf den beigedruckten Kärtchen durch Punkte die wichtigsten der alten Namengruppen bezeichnet: stedt, lev, heim (auf der Halbinsel um, om), ing, by, büll. Die ersten vier sind die



ältesten, sie enthalten viel altertümlichere Bestimmungswörter als die anderen Gruppen. Im östlichen Holstein, das seit 1140 den Wenden entrissen wurde, finden sich, wie die Kärtchen zeigen, die Endungen nicht mehr, waren also schon lange ungebräuchlich geworden. — Zu den einzelnen Gruppen bemerke ich folgendes.

Die Namen auf lev sind sämtlich zusammengesetzt mit Personennamen; die

Orte liegen fast alle auf Boden besserer Güte, der sich zum Ackerbau eignet. Sie beginnen in Schonen, sind auf den dänischen Inseln verbreitet, in den fruchtbaren Teilen Jütlands ziemlich häufig, meist gruppenweise; in Schleswig werden sie seltener und hören dann auf, treten in der Altmark wieder auf und bilden die



6. büll, böl, südlich der Eider büttel.

5. by.

4. um.

große Gruppe der leben in den fruchtbaren Gegenden der Provinz Sachsen und Thüringens. lev wird wohl nicht Erbe, Hinterlassenschaft bedeuten, sondern das Gebiet, das dem Führer einer Gruppe überlassen wurde und von ihm seinen Namen erhielt. Die lev gehören sicher einem bestimmten Stamm an, wahrscheinlich den Warnen, wie Seelmann (Niederdeutsches Jahrbuch, Bd. 12, 1886) nachzuweisen

sucht; die Verwendung des Namens hört früh auf, es müssen daher sehr alte Ansiedlungen sein.

Die Ortsnamen auf sted sind in Dänemark fast durchweg mit Personennamen zusammengesetzt; dasselbe gilt von einem großen Teil der schleswig-holsteinischen. Sie liegen ebenfalls auf günstigerem Boden und sind in Holstein ziemlich die ältesten erhaltenen Ansiedlungen, wie ich für Dithmarschen bestimmt glaube nachweisen zu können. In Jütland ist ihre Zahl verhältnismäßig geringer als im Süden der Halbinsel. Verwendet ist die Endung sted von den Nordgermanen bis gegen 1000, da sie auf Island oft vorkommt. Bei der Neubesiedlung Ostholsteins wird sie nicht mehr gebraucht; später erscheint in anderer Bedeutung die Endung stadt. In der Marsch liegt nur ein sted, Fahrstedt, auf einer der ältesten Wurthen Dithmarschens (eins auch nur in den gegenüberliegenden hannoverschen Marschen, das zum Teil untergegangene Lebstedt im Lande Wursten).

ing, inge, seltener ingen, ist besonders im mittleren Jütland sehr häufig, in den Herzogtümern verhältnismäßig selten, südlich von der Elbe im Bardengau sehr zahlreich. Der erste Teil der Namen enthält vorwiegend Personennamen. In der Marsch gehören Tönning und wahrscheinlich Strübbel (alt Strebbeling) hierher, zwei alte Ansiedlungen an der Eider.

um, wofür in Dänemark mitunter om vorkommt, nur einmal das alte hjem, ist in Jütland sehr verbreitet, hauptsächlich im Norden, desgleichen im westlichen Schleswig und auf den alten Geestinseln Föhr und Sylt, vereinzelt in der Marsch; in Holstein nur zweimal und zwar in alten Marschsiedlungen: Ulversum (Wollersum) an der Eider und Hudum (untergegangen) auf der alten Insel Büsen (die seit etwa 1650 Büsum geschrieben wird). Der Ursprung der Worte auf um ist nicht immer sicher; bei denen auf sum ist auch die Entstehung aus husen möglich; die Mehrzahl enthält aber doch altes heim. Davon ist zu sondern das als Flur- und vereinzelt als Ortsname besonders im Friesischen vorkommende hem, ham. — Auch die Namen auf um haben viele Personennamen als Bestimmungsworte.

ing und um sind zur Zeit der Besiedlung Islands fast außer Gebrauch gewesen, etwa das Jahr 900 ist also als unterste Grenze anzusetzen. Auf der cimbrischen Halbinsel reichen sie wie lev und sted in graue Vorzeit zurück. Daß sie älter als diese beiden sind, wie Madsen annimmt, scheint mir nicht bewiesen; die lev wenigstens möchte ich für älter halten.

Jünger als diese vier Gruppen, doch auch vor die Völkerwanderung hinaufreichend, sind die Ortsnamen auf by. By ist als Gattungsname = Stadt, Dorf, bis in die neueste Zeit im Nordischen erhalten, und daher umfaßt die by-Gruppe Namen aus den verschiedensten Zeiten. In England finden sich schon im Jahre 664 Ansiedlungen auf by, so daß man ähnliche für frühere Zeit in Dänemark voraussetzen muß. In Jütland sind sie jetzt sehr zahlreich, in Schleswig besonders häufig in Angeln und Schwansen, die nach dem Fortzug der alten Bevölkerung so gut wie menschenleer geworden waren. Südlich von der mittelalterlichen Grenze der Jüten und Sachsen finden sich nur sehr wenige; es ist eben by nicht bei den Deutschen, sondern nur bei den Nordgermanen üblich gewesen. Wenn man nun vier in der Nachbarschaft der leben trifft: Barby, Brumby, Steckby nahe an der Mündung der Saale und Brumby bei Erxleben (zu denen die Wüstung Wiby zwischen Halberstadt und Wegeleben hinzuzurechnen ist), so kann man das nur so erklären, daß auch einige Jüten mit den Warnen — falls diesen der Name leben zu verdanken ist — in die Magdeburger Gegend gewandert sind. Die Mehrzahl der by ist nicht mit Personennamen zusammengesetzt.

Die Namen auf büll, böl sind schwer zu trennen von denen auf balle, da sie zum Teil miteinander verwechselt werden; büll bedeutet ursprünglich Grundstück,

balle Hügel. büll, bol wird häufig nur für einziges Grundstück gebraucht und ist als Gattungswort lange in Gebrauch geblieben. Die echten büll sind im größten Teil Dänemarks selten und nur in spät besiedelten Gegenden zu finden, häufiger im südlichen Teil Jütlands, in Nordfriesland (nicht auf den Geestinseln) sehr zahlreich, verhältnismäßig häufig im Vergleich mit den vorher behandelten Namen auch im Osten der Halbinsel nördlich von der Flensburger Föhrde. Südlich von der Eider finden sie sich nur in Dithmarschen gelegentlich für Orte, die sonst auf büttel endigen. Ich habe auf dem 6. Kärtchen die Orte auf büttel hinzugefügt; davon gibt es nördlich von der Eider nur fünf in Eiderstedt, darunter drei einfach Büttel ohne Bestimmungswort. Wenn auch büttel, alt bodil, und büll nicht gleich sind, so werden sie doch in den Grenzmarken der Sachsen und Friesen, in Dithmarschen und Eiderstedt, nebeneinander gebraucht und miteinander vertauscht. Der erste Teil der Zusammensetzung, fast stets ein Personenname, ist oft gleich (Reinsbüll und Reinsbüttel, Auenbüll und Auenbüttel, Barsbüll und Barsbüttel, Siesbüll und Siezbüttel, Atzbüll und Aas- [alt Ads-] büttel, Duttebüll und Dudelbüttel). Die büttel und büll sind verhältnismäßig jung, wenn auch vereinzelt büttel in England vorkommen; büttel ist aber sicher bald nach 900 ungebräuchlich geworden. in Ostholstein fehlt es. Die büttel sind jedenfalls sächsische Ansiedlungen, die büll sind bei den Nordfriesen sehr beliebt geworden und haben sich anscheinend von Westschleswig nach Osten verbreitet, während die büttel westlich über Holstein nach Dithmarschen vorgedrungen sind.

Von den andern Namen, die Madsen bespricht, ist dorf ebenfalls sehr alt und der häufigste von allen (dorf, torf, torp, trup, drup, rup). In Dänemark ist er fast durchweg, in Schleswig-Holstein oft mit Personennamen zusammengesetzt. Das Wort dorf ist als Gattungsname im Dänischen längst abgestorben, etwa seit 1200, und durch by ersetzt; in Holstein war es im Mittelalter sehr beliebt, wie die zahlreichen -dorf in Ostholstein beweisen, und wird noch jetzt vereinzelt bei Neusiedlungen gebraucht (Edendorf im König Friedrichs-Koog). Ursprünglich sind die Orte auf dorf Ansiedlungen, die sich aus älteren abgezweigt haben, doch ist diese Grundbedeutung schon früh verloren gegangen. In den Marschen fehlt die Endung dorf fast gänzlich.

Lassen sich aus der Verteilung der Orte auf lev, sted, um, inge Schlüsse auf die Stammesangehörigkeit der alten Einwohner ziehen? Die Frage liegt nahe, ist aber schwer zu beantworten. By ist fraglos nordgermanisch, büttel sächsisch, die obigen vier Endungen sind auf nordischem und deutschem Boden heimisch. Die Antwort auf die Frage ist auch abhängig von dem Alter der Namen, ferner davon, ob sie neben- oder nacheinander gebraucht wurden. Ich glaube, daß sie zum Teil weit vor die Völkerwanderung zurückgehen und feste Siedlungen mit Ackerbau nicht erst seit Christi Geburt vorhanden waren, sondern erheblich älter sind. Als die Jüten die Halbinseln Angeln und Schwansen besetzten, die nach der Völkerwanderung menschenarm geworden waren, gebrauchten sie die Endung by mit Vorliebe. Sie waren der erste nordgermanische Stamm, der auf der Halbinsel vordrang; da nun Wanderungen nach dem Süden aus älterer Zeit nicht nur direkt bezeugt werden (Cimbern, Ambronen), sondern sich aus dem allgemeinen Vordringen der Germanen ins Gebiet der Kelten ergeben, so darf man die vorjütische Bevölkerung der Halbinsel für deutsch ansehen. Die ungleichmäßige Verteilung der Endungen lev, sted, inge, um beruht jedenfalls teilweise auf Stammesverschiedenheit. Da die um in Holstein fast ganz fehlen, ebenso wie im Bardengau südlich von der Elbe, an der Weser aber wieder anfangen, so scheint der die Endung um liebende Stamm Holstein und den Bardengau nicht beeinflußt zu haben, sondern zur See längs der Küste vorgegangen zu sein. Bei der Völker-

wanderung ist besonders das östliche Schleswig entvölkert worden, weniger Jütland und das westliche Holstein, am wenigsten anscheinend die Geestinseln Föhr und Sylt, wo später aus Westfriesland einwandernde Friesen, die sich vor allem in den Marschen festsetzten, sich mit der alten Bevölkerung gemischt haben. Der Dialekt der alten vorjütischen Stämme muß dem Angelsächsischen und Friesischen näher gestanden haben als das Niederdeutsche und hat vielleicht auch auf das Jütische, das von Mittelschleswig bis zur Linie Veile–Viborg–Løgstör gesprochen wird, eingewirkt. — In Mittel- und Westholstein ist, wegen der ziemlich großen Zahl der sted und inge, keine solche Entvölkerung eingetreten wie in Teilen Schleswigs; die büttel haben sich von Osten nach Westen verbreitet, vielleicht erst unter Karl dem Großen; auch die Marsch in Dithmarschen ist nicht von Friesen, sondern von den anwohnenden Geestleuten besiedelt.

Auch die Frage liegt nahe, ob es noch ältere erhaltene Ortsnamen gibt. Ich glaube, sie muß bejaht werden. Wir haben eine Reihe von einstämmigen, meist einsilbigen unerklärten Ortsnamen; dahin gehören z. B. die Inselnamen Föhr, Sylt, Röm, Fan-ö, Als-ö, Imbre (jetzt slawisch Fehmarn), sowie manche Ortsnamen Jütlands und einige Flußnamen. Sie stammen wohl von einer Bevölkerung ab, die vor den ältesten uns geschichtlich bekannten Stämmen hier saß, wurden von diesen beibehalten oder so verstümmelt, daß wir sie nicht zu deuten vermögen. Ob Spuren vorgermanischer Bevölkerung darin zu suchen sind, wird sich wohl schwerlich je entscheiden lassen. Wünschenswert ist, daß die dänischen Forscher diese Namen ihres Landes in der ursprünglichsten Form, die zu ermitteln ist, zusammenstellen.

Die Sprache der Tiere in Volks- und Dichtermund.

Von **K. Bielenberg** in Borsfleth bei Krempe.

Einst, so lautet die Sage, verstanden die Tiere zu reden.
Doch nur dem Sonntagskind war ihre Sprache vertraut.
Glaubt mir, so ist es noch heute: die Sprache des Tieres liegt im Auge,
Aber zu lesen versteht sie nur ein kindlich Gemüt!

Von jeher hat der Mensch sich mit Interesse der Sprache, den Gewohnheiten und den Tätigkeiten der Tiere gewidmet. Jeder Mensch und jedes Volk legt in dieselben andere Empfindungen und Gefühle hinein, entsprechend seiner eigenen Stimmung, seinen Wünschen und seinem Sehnen. Meine Absicht ist, besonders zu zeigen, wie unsere heimatlichen Dichter, jeder in seiner Art, hochdeutsch und plattdeutsch, die Sprache der Tiere wiedergeben und wie der Volksmund es tut. Häufig ist es so, daß der Dichter die Sprache des Volksmundes etwas feiner ausdrückt, um nicht vielleicht Ärgernis zu erregen. An erster Stelle steht hier Fritz Reuter. In seinem Werke „Hanne Nüte un de lütte Pudel" hat er in so köstlicher, sinniger Weise die Sprache und die Handlungen der Tiere vorgeführt, daß es ein hoher Genuß ist, das Stück zu lesen oder vortragen zu hören. Ebenso hat Klaus Groth in seinen Gedichten und Johann Meyer, besonders in dessen „Vagelköst," wo er die Hochzeit von dem „Tunkönig" schildert, sich vielfach mit der Sprache der Tiere beschäftigt. Auf andere Dichter kommen wir noch im Verlaufe der Darstellung zu sprechen.

Wir beginnen mit den niederen Tieren. Was sagt z. B. durch ihr Summen die Mücke, die uns an den Sommerabenden umschwirrt und durch ihren Stich lästig wird. Der Volksmund sagt: „Fründ! Fründ!" Aber wir merken bald, daß wir es mit einem falschen Freunde zu tun haben, denn ihr Judaskuß ist ein

Stich. Die Mücke ist also ein Heuchler unter den Tieren. Es soll hier nur nebenbei erwähnt werden, daß auch die Hummel uns durch ihr Gesumme etwas unangenehm wird, dem Bruder Lustig aber Veranlassung gegeben hat zu dem Scherzliede: „Ha, da sitt 'n Brummer an de Wand!" Allerdings, den Hoftrupern wurde ihr Gesumme in dem leeren Bierfasse zum Schrecken, indem sie nach dem bekannten Histörchen glaubten, es verkünde den Krieg.

Unter den Kriechtieren ist es besonders Marx, der Frosch, der durch sein eintöniges, aber auch wieder gern gehörtes Quaken, durch seine Glupaugen, durch seine hervorstechenden Farben und sein geschicktes Schwimmen die Augen der Menschen auf sich gezogen hat. Sein Konzert deutet der Volksmund, wie folgt:

Marx! Marx!
Vergang'n Harst,
Vergang'n Mittwek'n (Mittwoch)
Da hebb't wi grölt in'n Bek'n.

und: Bek'n, Bek'n, Bek'n schallt es weiter in den Gräben.

Oder auch so:

Marx! Marx! Marx!
Wüllt wi backn? backn? backn?

Die andern Frösche antworten:

Ick, ick, ick back mit!
Ick, ick, ick back mit!

In dem Märchen „Der gute Handel" von Gebrüder Grimm rufen die Frösche: „Ak! Ak! Ak!" Der Bauer, der seine Kuh für 7 Taler auf dem Markte verkauft hat, meint, sie wollen ihn zum Besten haben, weil er: „Acht! Acht! Acht!" versteht, und wirft das Geld ihnen zu mit den Worten: „Ihr Wasserpatscher mit euren Klotzaugen und großem Maul, sieben Taler sind's und nicht acht, zählt selber nach!" In dem bekannten Märchen „Die Königswahl unter den Vögeln" ruft der Laubfrosch warnend: „Natt! Natt! Natt!" weil er meint, es würden deshalb viele Tränen vergossen werden. So der Volksmund. Trefflich hat Fritz Reuter das Gequake der Frösche gedeutet in „Hanne Nüte" mit folgenden Worten:

De ole Poggenkanter satt
Noch ümmer up sin Mümmelblatt
Un fangt nu an:
„Natt, natt, natt is dat Water
Wat drögere Städen!
Hir sünd wi taufreden, freden, freden.
Kein Katt un kein Kater
Hett uns tau befehlen, tau quälen.
Fri kön'n wi grölen, grölen, grölen."
Un all dat anner Poggentakel,
Dat föllt nu in mit grot Spektakel:
„Kein hett en Quark uns tau befehlen!
De Adebor, de Adebor,
De Adebor, de is nich dor,
Wi können grölen, grölen, grölen."

Fritz Reuter schildert gleich weiter auch den Gesang der Unken mit folgenden Worten:

Un week un dump klingt ut den Sump
So angst un bang de Unkensang:
„Duk unner, duk unner! En Königskind
Is hir mal vör Johren verdrunken;
An'n Grunn, an Grunn, dor sitt s' un spinnt;
Sei 's Königin von uns Unken.
Sei sitt in Lumm', sei sitt in Plünn'n
In 'n Sump up deipen Grunn;
Wer unse Königin will winn,
Küß drist ehr up den Mun'n.

Der Volksmund sagt: die Unken sind verwünschte Mädchen, die nicht heiraten wollten und nun zur Strafe im Teiche leben müssen. Deshalb rufen sie:

Unk, unk, unk, nicht mehr jung.
Hätt' ich einen Mann genommen,
Wär' ich nicht in den Teich gekommen.
Unk, unk, unk, nicht mehr jung.

Dem Maulwurf legt der Dichter E. Geibel folgende hämische Gedanken in den Mund:

Ein Maulwurf hört in seinem Loch
Ein Lerchenlied erklingen
Und spricht: „Wie sinnlos ist es doch,
Zu fliegen und zu singen."

Solche Gedanken sind einer edlen Seele unwürdig, und nur Menschen mit engem Horizont sprechen ähnlich.

Der letzt noch lebende Dichter Heinrich Seidel, ein geborner Mecklenburger, hat sich auch vielfach mit der Sprache der Tiere beschäftigt. Es mögen hier zwei „Fabeln" von ihm angeführt werden. Aus der ersten spricht eine Art Galgenhumor, während in der zweiten das Protzentum zum Ausdruck kommt.

1. Zwei Ochsen ziehn den steilen Berg hinauf
Mit großer Müh' und mächtigem Geschnauf
Den eignen Dung. Der eine brummend spricht:
„Da hab'n wir uns was Schönes angericht't!"
2. Die große Sau wühlt dort an Nachbars Zaun.
Da kommt ein Igel, struppig anzuschaun,
Und spricht bewundernd zu der Sau:
„Fürwahr,
Was hast du einmal doch für feines Haar!"
Und diese grunzt mit einem fetten Lachen:
„Ja — feine Leute haben feine Sachen!"

Ganz besonders aber sind es die Vögel, deren Stimme und Tun der Dichter oft in schwungvollen Worten zu deuten versteht. Nüchterner drückt der Volksmund seine Gedanken aus, die dagegen den Vorzug haben, oftmals humoristisch gewürzt zu sein.

Auch der Aberglaube tat hier manches. Manche Menschen glauben bestimmt, daß der Gesang einiger Vögel Rhythmus und Melodie zeigt. Man hat in Kompositionen ihren Gesang nachzuahmen versucht von dem einfachen Kuckucksliede, das bereits den A B C-Schülern beigebracht wird, bis zu der berühmten 5. Symphonie von Beethoven, deren Grundmotiv dem Gesange der Goldammer entnommen sein soll. Es folgt nämlich in letzterem Werke in dem Grundmotiv auf drei Achtelnoten immer eine halbe Note und zwar eine Terz abwärts.

Denken wir zunächst an den Vogel, der als der Hans Dampf in allen Gassen lebt und als der frechste Räuber alles Eßbaren gilt, der nicht erst in bescheidener Weise anfragt, sondern auf alles losstürzt, was ihm gut dünkt, an den — Spatz. Auch er ist würdig erachtet worden in der Auslegung seiner Töne. Allerdings ist es nicht gerade etwas Schmeichelhaftes, denn sein ständiges Piep, Piep deutet man als „Dieb! Dieb!" oder „Schelm! Schelm!", womit er sich ja vielleicht selbst in schamloser Weise bezeichnet. Aber, so heißt es in einer Erzählung, dadurch redete er Robert, dem Schlosser, der das Silber aus der Kirche gestohlen, wirklich ins Gewissen, so daß dieser durch seinen Haß auf die Sperlinge sich selbst verriet. Andere meinen, daß er, wenn er irgend eines schmackhaften Happens ansichtig wird, freßbegierig ausruft: „Will ich! Will ich!" Auch bei unsern Dichtern kommt er nicht allzu schön weg. Klaus Groth läßt ihn in einem Märchen, als der Vogelfänger kommt, warnend ausrufen: „Dats Spion, Spion!" In einem humoristischen Gedichte schildert er „Nawer Lünk" als „Spitzbov un Gaudeef un Renomist." Auch A. Bürger besingt einen Spatz, der sich auf einem Saale gefangen hatte, und meint, eigentlich wäre er nur gut zum Halsumdrehen, aber als Mensch wolle er ihm noch einmal wieder die Freiheit schenken. Fritz Reuter läßt ihn in „Hanne Nüte" warnend ausrufen: „Hei ist! Hei ist!" nämlich der Feind und böse Mensch. Als schlechten Gatten schildert ihn aber der Dichter Karl Meier, indem er den Spatzen zu seiner ihm erst vor kurzem verbundenen Gattin sprechen läßt: „Küsse mich, mein holdes Leben!" Als die Gattin ihn aber an seine Pflicht des Nestbauens erinnert, sagt er:

Für den Spatz ist das Pläsier,
Für die Spätzin sind die Pflichten!

Ein für uns weit anmutigerer Vogel ist die zutrauliche, fluggewandte Schwalbe, die ja oft mit uns unter einem Dache wohnt. „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn, fragt das Herz in bangem Schmerz, ob wir uns wiedersehn," aber „Wenn die Schwalben wiederkommen," so zieht Frühlingsfreude und neue Hoffnung in unser Herz. In dem Volksliede heißt es:

Die Schwalbe ist 'ne Schwätzerin,
Sie schwatzt den ganzen Tag;
Sie plaudert mit der Nachbarin,
So viel sie plaudern mag.
Das zwitschert, das zwatschert
Den lieben, langen Tag.

Was schwatzt sie denn? F. Rückert sagt in seinem bekannten Gedichte „Die Jugendzeit“:

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer.

Die Sage erzählt: die Schwalbe war eine der Lieblingsvögel der Frau Holle. Sie hat wohl aus der heidnischen Zeit den Nimbus der Heiligkeit mitgebracht. Sie bringt Segen und Glück in das Haus, so sagt der Volksmund; daher darf man ihr Nest nicht zerstören. Als heiliger Vogel weiß sie auch etwas vom Wetter. Fliegt sie dicht über der Erde hin, so gibt es Regen und schlechtes Wetter, fliegt sie hoch in der Luft, so bleibt das Wetter gut; es hängt dies ja bekanntlich mit dem Erhaschen ihrer Nahrung zusammen. Die Legende deutet ihre Beliebtheit beim Menschen auf andere Weise. Sie berichtet: Als der Heiland am Kreuze hing, rief die Schwalbe in zitternder Erregung: „Sval ham! Sval ham!“ d. h. Labt ihn! Labt ihn! Darum ist sie noch jetzt beliebt bei alt und jung und baut zutraulich ihr Nest in der menschlichen Behausung. Überall im deutschen Vaterlande kennt man jene sinnigen Schwalbenlieder, die teils eine Klage ausdrücken, teils auch süße Freude am häuslichen Herd. So singt der Volksmund:

As ick hier annerletzt mal weer,
Dit Fack voll weer, dat Fack voll weer;
Nu ick aber wedderkam,
Is allens verleckert un verte...rt.

Oder:

As ick uttog, as ick wegflog,
Weern Kisten un Kasten voll;
As ick wedderkem, as ick wedderkem,
Weer nichts mehr drin.
De Lünk, de Spitzbov, hett allns verhe.....rt.

Oder:

Witt, watt, woll,
As ick weggung, weern Hus un Schüne voll,
As ick wedderkem, as ick wedderkem,
Wör allns verflickert, verflackert un verfle...rt.

In Eiderstedt ahmt man die Schwalbenstimme durch folgenden Reim nach:

Ick un Peter Nickels
Un Peter Nickels un ick
Et Schapmelk un Bri i i — — — i.

In Dithmarschen deutet man den Sang wohl so:

Min Fru ehr Kleed is nüdli Tüüg,
Wenn du dat fühs, denn schust du di verfee...rn.

Nach andern ruft sie beim Anbruch des Tages dem Landmann zu: „Michel! Michel! Michel! Steh' auf, 's ist heller lichter Tag, 's ist heller, lichter Ta....g!“ Sieht sie ihren Feind, die Katze, so ruft sie: „Bi Siet! Bi Siet!“ (bei Seite) oder auch in übermütiger Laune neckt sie: „Griep! Griep!“

Beängstigend, namentlich für Abergläubische, klingt der Ruf eines nächtlichen Raubvogels, des Uhus. Sein Ruf mag wohl in unsern alten Vorfahren die Sage von der wilden Jagd erweckt haben. Der Abergläubische deutet das nächtliche Geschrei des Käuzchens durch die Worte: „Komm mit“ und nennt es einen Leichen- oder Totenvogel.

Die Meisen ergötzen weniger durch ihren Gesang als durch ihr lebhaftes, munteres, oft auch zierliches Wesen und ihr häufiges Locken. Es sind Frühlingstöne, denn im März, manchmal schon im Februar, kann man sie hören. Die Kohlmeise hält in milden Wintern bei uns aus und singt, wenn die Sonne scheint, oft mitten in Schnee und Eis. Sie läßt einen dreisilbigen Ruf dreimal hören und noch dazu die erste Silbe eines vierten gewissermaßen als Vorschlag. Man deutet ihren Ruf auf verschiedene Weise, etwa: „Kik int Ei, kik int Ei, kik int Ei, kik; oder: „d'Zit is da, d'Zit is da, d'Zit is da, Zit,“ nämlich, wenn der Tisch im Frühling wieder reichlich gedeckt ist. Im Winter dagegen, wenn sie allein auf einem Aste sitzt, ruft sie: „Sitt ick hier, sitt ick hier, sitt ick hier, sitt,“

und den Menschen warnt sie zur Vorsicht mit den Worten: „Flick den Pelz, flick den Pelz, flick den Pelz, flick!“ Auch deutet man ihr Locken mit den Worten: „Medizin, Medizin, Medizin, zin!“ Ein Mädchen ist beim Melken. Die Meisen rufen ihm hell zu: „Sieh dich vor! Sieh dich vor! Sieh dich vor! Sieh!“ Da sagte eine alte Frau zur Dirne: „Sieh dich vor, wenn du mit der Milch nach Hause gehst, daß du nicht fällst.“ Das Mädchen aber ist unvorsichtig, stößt an einen Stein und schüttet die Milch aus. „Siehst du,“ sagte die alte Frau, „was hat der Vogel gerufen!“

Der wahre Sänger der Lüfte ist die Lerche. Tirilierend „an ihren bunten Liedern klettert die Lerche selig in die Luft“ und begrüßt den ersten Strahl der emportauchenden Sonne mit den Worten: „Liri, liri, liri, schön ist's in der Früh,“ oder: „Die Fürstin kommt, die Fürstin steht am Tore.“ Dankerfüllt über die Güte des Schöpfers jubelt sie ihm zu: „Dir, dir, dir, nur dir gilt mein Dank!“ Und wenn sie wieder auf die lachenden, grünen Fluren niedersinkt: „Die Welt ist, ach, so schön, die Welt ist schön, schön, ju i . . . ch.“ Schön sind auch die Worte, mit denen man den Gesang hier und da als sehnsüchtiges Gebet bezeichnet. Sie singt im Aufwärtssteigen: „Mein Vater ist im Himmel, da wollt' ich auch gern sein.“ Immer höher steigt sie, aber nach vielen Zügen und Wirbeln sinkt sie wieder herab mit den Worten: „Doch ist's so weit, weit, ach, so weit.“ Bei ihren Lobliedern vergißt sie die Teilnahme an dem Wohl und Wehe ihrer Mitgeschöpfe nicht. Sie trillert:

Piep, piep, piep, Körnchen ist rieh,
Haben die armen Leute auch was
Und ich auch was, ich auch was.

Der gemessene, gleichmäßig wiederkehrende Ruf der Goldammer erschallt beim Beginn des Frühlings. Es ist schon erwähnt, wie derselbe Beethoven das Grundmotiv zu seiner berühmten 5. Symphonie gegeben haben soll. Auf einer freien Astspitze sitzend und sich das Getreibe der Menschen ansehend, ruft der Vogel aus: „Sis, sis noch früh!“ Oder er rühmt sein gelbes Gefieder mit den Worten: „Wie bin ich schön, bin ich so schön!“ Nach dem Dichter Jul. Mosen ruft er zutraulich aus: „Ich hab' dich lieb, von Herzen lieb.“ Der Hirtenknabe auf dem Felde dagegen ist drastischer in seiner Deutung. Er meint, sie rufe: „Lick, lick, lick Schi . . . . t, Lick, lick, lick Schi . . . . t,“ was der Itzehoer Dichter J. H. Fehrs umgedeutet hat in seinem Gedichte „En Drom“ durch die Worte: „Glück, lück so wi . . . . d.“ In einem andern Gedichte läßt derselbe Dichter die Goldammer einem verliebten Mädchen, welches einem jungen Jäger ihr Herz geschenkt und den Vogel um Rat fragt, warnend zurufen: „Törichtes Kind!“ Klaus Groth dagegen deutet den Gesang der Goldammer mit den Worten: „Jung, jung verdorb'n,“ nämlich der Knabe, der sich durch den Vogelfang nährt.

Ein wahrheitsliebender Vogel, sagt der Volksmund, ist der Stieglitz, denn er ruft: „Lügt nit!“ Lügt nit!“

Der bewegliche Zeisig muß ein Feinschmecker sein, denn seine gedehnte Stimme deutet man in derber Art: „Zie—Zie—Zie—Ziegenfleisch ist zä . . . . h!“

Der Edelmann unter den Vögeln ist der Pirol, der am spätesten von den Sängern zu uns kommt und am frühesten uns verläßt, auch nur holzreiche Gegenden, z. B. die Gegend um Itzehoe, besucht. Man läßt ihn sagen: „Ich bin der Herr von Bülow!“ Nach andern soll er zum Pfingstfeste flöten:

Pfingsten, Pfingsten, Bier holen!
Aussaufen! Mehr holen!
Hast gekauft, bezahl' es auch!

Man bezeichnet diesen Vogel darum auch wohl mit dem Namen Biereule.

Von dem schnellen, leichtfüßigen Zaunkönig erzählt das Märchen der Ge-

brüder Grimm, er habe bei der Königswahl der Vögel sich seine Würde durch Betrug erworben. Er darf sich darum nicht viel sehen lassen, schlüpft in dem Zaun umher, und nur wenn er ganz sicher ist, ruft er: „Zick, zick, zick, de König bün ick!" Auch J. H. Fehrs stellt ihm kein schönes Zeugnis aus. „As Nettelkönig Hochtid fihr," so erzählt er, „lah he vele Gäst in. As naher de Mahltied losgahn schull, da fulln nu all de Gäst op den Rat von sin Fru över de Muskanten her, nämlich över de Sewwers, de Scharmbolln, de Hummels, de Imm, de Bremsen un Mücken. Sit de Tid is de Nettelkönig aber ganz ünnern Pantüffel un deit nett, wat sin lütt smucke Fru seggt. Bi de Muskanten steiht he aber sid de Tid in slechn Ruf, un von de gelehrtn Snickn ward he sogar in een Pott smetn mit Ahab un Isebel." („Ettgrön" von J. H. Fehrs.)

Als einen Schlauberger oder doch wenigstens als vorsichtig stellt ihn Klaus Groth hin in dem Gedichte:

De Katt, de seet int Nettelkrut,
Int Nettelkrut verborgn.
Do keem de lüttje König rut
Un bo ehr guden Morgen.

Gun Morgen, Musch in Nettelbusch,
Wat sittst du hier in Sorgen?
Nich wahr? wenn du man Flünken harrst,
So spist du mi ton Morgen!

Die Sprache des Hänflings schildert A. Wuthenow in ihrer Gedichtsammlung „Blomen ut Annemariek Schulten ehrn Gorn" ganz allerliebst in dem Gedichte „Hänfling bin Nestbu" folgendermaßen:

Tick Tickericktick,
T' kommt allens to Schick,
Blot Tid möst di laten,
Nich so in een Aten;
Man een bi een,
Keen Halm is to kleen.

Nu hier noch een Duhn un dor noch een Fedder,
Bald singen un freun wi uns wedder.
Nu hier noch een Flick,
Un 't Nest is to Schick.
Tick Tickericktick!

Den Buchfinken läßt Fr. Güll zu dem dreschenden Bauern sprechen:

Bäuerlein, Bäuerlein, tick, tick, tack,
Hast 'nen großen Habersack,

Hast viel Weizen und viel Kern,
Bäuerlein, hab' dich gar zu gern.

Das Lied der süßen Nachtigall dagegen ist so abwechselungsvoll und melodisch, daß es als Ganzes in Worte zu fassen nicht möglich ist. Fritz Reuter spricht das Lob der Nachtigall in „Hanne Nüte" in überschwenglicher Weise aus, indem er sagt:

Ihr Sang, de küßt so säut un deiht so weih,
Dat heilt dat Hart un ritt' intwei.
Dat Dingschen süht nah gor nicks ut,

Un wo bringt sei dat nüdlich rut!
„Nu hür," seggt Jochen, „hür doch mal!
Dit is de Kröt, de Nachtigall!"

Klaus Groth deutet ihren Liebesgesang mit folgenden Worten:

Tiu, Tiu,
Gott gröt di, min Fru.

Ach, wat sünd wi doch hüt
Vör glückselige Lüt!

Von der Sprache des Kiebitzes wird uns ebenfalls in dem Märchen „Die Königswahl der Vögel" erzählt. Er war, so wird berichtet, mit einer Wahl nicht einverstanden. Frei hatte er gelebt und frei wollte er bleiben. Angstvoll hin- und hersliegend, rief er aus: „Wo bliv ick! Wo bliv ick!" Er zog sich zurück in einsame Sümpfe und zeigte sich nicht wieder in Gemeinschaft von seinesgleichen. Die Legende deutet seinen Ruf und sein einsames Leben folgendermaßen: Als die Todesstunde des Heilandes nahte, kam auch der Kiebitz zur Schädelstätte. Er umflatterte das Kreuz und schrie: „Pin ham! Pin ham!" Peinigt ihn! Peinigt ihn! Für ewig verflucht, findet er darum nimmer Ruhe und Rast. Sein Nest umkreist er mit angstvoller Klage, seine Eier werden geraubt.

Der ebenfalls zu den Sumpfvögeln gehörende Regenpfeifer ruft: „Tüt! Tüt!" Der Volksmund übersetzt es wohl mit „Schi....t! Schi....t!" um damit anzudeuten, daß es Regen geben wird.

Von einer Stimme des Storches zu reden, wäre wohl etwas gewagt. Auf einem Beine stehend, philosophiert er, sagt Fritz Reuter. Seine Philosophie hat der Volksmund nach Mitteilung aus einer früheren Nummer der „Heimat" durch folgendes Gespräch mit dem Frosche gedeutet: „Godn Dag, Abendsblank! Godn Dag, Herr König von Engelland! Gestern Abend begegn mi de ol Mullwop, de ol Kik ut Lock, de segg to mi: Godn Dag, Brettfod! Wat mi dat verdrot, dat kann ick keen Minschen segg'n!" Da hatte der Storch den mitteilungsbedürftigen Frosch aber schon im Schnabel. Die Legende erzählt, daß der Storch laut die unselige Tat der Kreuzigung des Heilandes beklagte und bejammerte. „Styrk ham! Styrk ham!" Stärkt ihn! Stärkt ihn! rief er mahnend der Menge zu. Deshalb ist der Storch gesegnet und darf sein Nest ungestört auf der menschlichen Wohnung bauen.

Anmutsvoll ist wieder der Schlag der Wachtel. Schon vor Tagesanbruch ertönt er, oft 6—8mal wiederholt, in den Saatfeldern: „Pickberwick!" oder, wie der Landmann es ausdrückt: „Bück den Rück!" oder: „Flick de Büx!" Auch Fritz Reuter erwähnt die Wachtel in „Hanne Nüte." Er läßt sie ausrufen: „Wi stahn di bi! Wi stahn di bi!" oder: „Lat se gahn! Lat se gahn!" Am schönsten ist der Schlag der Wachtel wohl wiedergegeben in dem bekannten Volksliede „Wachtelschlag":

Lobet Gott! Danke Gott! Guten Tag! Wehe mir! Tritt mich nicht! Ist mir leid!
Werd' ich naß! Hartes Bett! Fürcht' mich nicht! Harte Zeit! Hüt' dich Gott!

Das sind die verschiedenen Ausdrücke für den Wachtelschlag.

Den Ruf der Wiesenknarre oder des Wachtelkönigs, der mit den Wachteln kommt und wieder mit ihnen fortzieht nnd sein lautes, knarrendes Geschrei oft halbe Nächte lang im Ried erschallen läßt, drückt der Volksmund durch das Wort „Knecht! Knecht!" aus. Darum heißt der Vogel auch die faule Magd, die den Knecht zu Hülfe ruft.

Der Dichter J. H. Fehrs hat vortrefflich den Ruf der Rohrdrossel oder des Reetvogels als Refrain benutzt. Er erzählt von einem hübschen, jungen Mädchen Rike, das in den Außendeich geht, um zu baden. Der Vogel ruft verwundernd:

Rike, Rike, Rike, kirr, kirr, kirr,
Kei, kei, kei, karre, karre, karre, kitt!

Er sieht, wie sie sich auszieht Strümpfe, Schuhe, Schürze, Kleid und nun noch das Letzte, und verwundernd und warnend zugleich ruft er aus:

Rike, Rike, Rike, kirr, kirr, kirr,
Kei, kei, kei, karre, karre, karre, kitt!

Durch sein scheues, zum Teil geheimnisvolles Wesen und durch seinen weithin schallenden Ruf, welcher aus zwei Tönen besteht, ist der Kuckuck bekannt. Auch er wird als der Verkünder des Frühlings bezeichnet.

Was du gesungen,
Ist dir gelungen.
Frühling, Frühling wird es nun bald.

So heißt es in einem Kinderliede. — Die Kinder rufen ihm zu:

Kuckuck, min Levken, Wat steiht darin schräwen,
Wat steiht in din Brefken? Wo lang schall ick lewen?

und zählen nun die Rufe. — Als heiliger Vogel der Göttin Freia stand der Kuckuck auch zur Ehe in Verbindung, und die jungen Mädchen fragen ihn wohl:

Kuckuck achter de Hecken,
Wo lang schall ick gan un bleken?

Oder auch der Bräutigam: „Wo lang schall min Brut noch gan un bleken?" Dann werden die Rufe gezählt. Ähnlich berichtet es das Volkslied von dem Schäfermädchen, das die Schafe weidete.

Der Glaube, daß er seine Kehle durch reichlichen Genuß von Eiern geschmeidig mache, hat wohl zur folgenden Deutung veranlaßt: „Kuckuck! Suput! Dickbuk!" War er früher ein heiliger Vogel, so hat er mit dem Verschwinden des Heidentums einen teuflischen Charakter bekommen. Manche, nicht gerade schön klingende Redensarten zeugen davon, z. B.: „Hol' dich der Kuckuck! Du bist des Kuckucks! Dat weet de Kuckuck! Du magst di den Kuckuck!" Daß er seine Eier in fremde Nester legt, darauf deutet ein anderer Dichter hin, indem er ihn sprechen läßt:

Mein Weibchen, wir sehn behaglich zu,
Dann legst du deine Eier ins fremde Nest: Kuckuck!

Auch Klaus Groth hat diese Tatsache humoristisch geschildert in seinem Gedichte: „Kuckuck."

Weil er etwas früher kommt als der Kuckuck, so nennt man den Wiedehopf wohl des Kuckucks Küster. Das Märchen stellt ihn als Hirten da, der sein Vieh auf dürren Bergen hütet, so daß es vor Magerkeit nicht aufstehen kann, und er immerfort rufen muß: „Up! Up! Up!"

Ein Vogel, der bei uns immer seltener wird, ist die Elster, die gerne lacht: „Schackeraschack!" Warum, wollen wir nachher sehen. Man hat ihr Lachen auch wohl folgendermaßen gedeutet: „Ick bün de Meister, ick, ick, ick!"

Der Elster verwandt sind die Krähen. Trotz ihrer krächzenden Stimme, ihres nicht gerade angenehmen Äußeren und vielleicht etwas zweifelhaften Nutzens haben Volks- und Dichtermund sich viel mit ihnen beschäftigt. Der Dichter W. Hey läßt den „Bettelmann" in seinem Kinderstück „Der Rabe" ausrufen: „Rab! Rab! Gebt mir doch auch einen Knochen ab!" Nachdem der kalte Winter verschwunden und der Frühling aufs neue den Tisch gedeckt hat, ruft er munter: „Habt Dank! Habt Dank!" In dem Märchen von der Königswahl unter den Vögeln beruhigt die Krähe alle ängstlichen Tiere mit den Worten „Quark ock," d. h. es würde alles friedlich ablaufen. — Klaus Groth läßt ihn ausrufen: „Du Narr! Du Narr!", womit er den Knaben bezeichnet, der ihn verfolgt und mit Steinen wirft. Derselbe Dichter läßt die Krähe, welche ihren Hunger stillen will, zum Tanze aufspielen, der dem Hasen zu einem Totentanze wird. Da die Raben im Winter bei uns bleiben und oft Hunger leiden müssen, so mögen sie wohl von Nahrungssorgen gequält werden, was der Volksmund auf folgende derbe Weise ausdrückt: Im Sommer ruft der Rabe: „Oln Quark!", im Winter: „Fif Mark!" Oder: Im Sommer: „Hock Dreling!" (Dreier), im Winter: „Peerappel Mark!" — Das Gespräch zwischen zwei Krähen deutet man so:

1. Krähe: Ick wet 'n Brad'n, ick wet 'n Brad'n!
2. „ : Knakndörr? Knakndörr?
1. „ : Snickenfett! Snickenfett!
2. „ : Wo denn? Wo denn?
1. „ : Opn Hoff! Opn Hoff!
2. „ : Pul aff! Pul aff!

Das Gespräch zwischen drei Krähen ist, wie folgt:

1. Krähe: Achtern Barg! Achtern Barg!
2. „ : Liggt Aas! Liggt Aas!
3. „ : Fritt aff! Fritt aff!

Alwine Wuthenow hat in ihrem „Kreinleed" die Sprache dieser Tiere folgendermaßen geschildert:

1. Quark, Quark! kummt nix mehr to Mark,
Is alles so witt un tofrarn de Pütt.
De Küll wier so stark. Quark, Quark!
2. Quark, Quark! is en truriges Wark,
Wenn de Hunger en driwwt un nahrens wat gifft,
Kum en Knaken ahn Mark. Quark, Quark!

3. Quark, Quark! Ja, Küll is en Hark,
De allens wegrakt un rein'n Disch makt,
Bet de Welt as en Sark. Quark, Quark!
4. Quark, Quark! Dor sitt's op de Kark.
Komm, Olsche, komm rum, ick heff noch wat funn,
En Kartüffel achtern Park. Quark, Quark!

Interessant ist auch die Volksversammlung der Krähen, wie sie der Dichter J. H. Fehrs in seinem neuesten Werke „Ettgrön" schildert, worauf hier kurz hingewiesen sein mag.

Wir kommen zuletzt zu unserm Hausgeflügel. Das Geschrei des Pfaus, der gewöhnlich nur auf großen Höfen lebt, übersetzt man scherzhaft: „Frau Majorin!"

Die Perlhühner haben eine durchdringende, laute Stimme. Das Geschrei der Henne klingt wie: „Papa! Papa!" oder „Glock acht! Glock acht!"

Erwähnt sei weiter die sanfte, zierliche Taube, die durch ihr schönes, sauberes Gefieder, durch ihren schnellen Flug, durch ihre Liebkosungen untereinander, durch ihr zierliches Nicken beim Gehen immer ein besonderes Wohlgefallen bei dem Menschen erregt hat. Die eine trommelt, die andere girrt, die dritte kichert, die vierte schlägt rugsend ihr Rad, immer aber findet man etwas Innerliches, Seelenvolles darin. Die Taube tritt daher auch häufig handelnd in Märchen auf, wo sie helfend dem Menschen zur Seite steht, oft als Sinnbild des Friedens z. B. in „Aschenputtel," wo die Stimme der Taube durch „Rucke di ku" nachgeahmt wird. Den ersten Sonnenstrahl, der zu ihr in das Taubenhäuschen dringt, begrüßt sie mit den Worten: „Rucke di ku, die Tür ist noch zu." Nach einer Volksdeutung ruft der Täuber liebkosend aus: „Trutste Fru! Trutste Fru!" Die Holztaube, so erzählt das Märchen, wollte das Nestbauen von der Elster lernen und versprach ihr eine Kuh dafür. Sie glaubte beim ersten Ansehen schon alles zu verstehen, so daß sie ihr Lehrgeld umsonst bezahlte, worüber die Elster heute noch lacht. Die Holztaube kann bis jetzt auch noch kein ordentliches Nest bauen, das nur aus einigen übereinandergelegten Reisern besteht. Sie ruft beim Nestbauen trauernd aus: „Min bunte Kuh! Min bunte Kuh!" Häufig wird der Taubenruf auch als Wehklage verstanden, z. B. in Brentanos „Rotkehlchens Ermordung und Begräbnis," wo es heißt:

Dies ist die Turtel, die Klage ruft:
Ruh, gut Rotkehlchen, in der Gruft.
Ich ruf' und schluchze: Gute Ruh',
Gute Ruh', wie gut warst du,
Rotkehlchen, Liebselchen!

Die Legende erzählt, daß die Turteltaube sich auf das Kreuz des Heilandes niederließ und ausrief:

Kurrie, kurrie Leison!
Herr, erbarme dich!

Seit jenem Trauertage ist sie niemals wieder froh geworden; scheu fliegt sie durch die Wälder, wehevoll klagend. Gar lieblich wird aber die mütterliche Liebe der Taube von Alwine Wuthenow in ihrem Gedichte „Duwenmudder" geschildert.

1. Duwenmudder sitt so still up ehr lüttes Nest,
Meist, as ob se seggn will, dat's min Allerbest.
2. As wenn unner ehre Flücht sei dat Leiwste hüllt,
Wat se nich vertuschen möggt mit de ganze Welt.
3. Duwenmudder, ward de Tid di denn gor nich lang?
Segg, wat di dorför geschieht un wat is din Dank?
4. Kikst mi an so wunderlich, ach, du denkst gewiß:
Du lütt Dümming weitst man ni, wat 'ne Mudder is.
5. Un wenn du man weiten wullst, wat ik gern di lehr:
Unse Herrgott hett Geduld mit di noch veel mehr.

Auch die Stimme der watschelnden Ente ist vielfach durch Worte wiedergegeben; z. B. ruft die Ente in dem Märchen „Die Königswahl der Vögel" aus:

„Pracherwark!“ Der Volksmund sagt, wenn es stark regnet, so ruft der Hahn: „O große No.....t!“ die Ente aber, die das Wasser liebt: „Dat is got! Dat is got!“ Ausgezeichnet hat bekanntlich unser Klaus Groth die Stimme und die Tätigkeit der Ente dargestellt in dem Gedichte „Aanten int Water.“

Auf dem Hofe mancher Besitzer lebt auch die dumme Gans, die sich oft durch ihr unaufhörliches Geschnatter, bisweilen auch durch ihr Pfeifen und Zischen bemerkbar macht. In dem bekannten Kinderliede wird ihr Schnick-Schnack durch „Gi, ga, gack“ wiedergegeben. Wenn sie uns auch zu Martini einen wunderschönen Braten liefert und ihre weichen Federn, so wird sie uns doch zuweilen lästig, indem sie alles mit ihrem breiten Schnabel betastet und zerreißt. Nichts bleibt unbemerkt und unberührt, weder Knochen, noch Eisen, noch Stein. Das Gespräch dabei drückt der Volksmund, wie folgt, aus:

1. Gans: Nimmst du dit.
2. „ : Nehm ick dat.
Der Ganner: Dat mutt a....ll mit.

Wir kommen zu den nützlichsten unter unserm Hausgeflügel, zu den Hühnern Daß gerade diese Tiere mit ihrer mütterlichen Sorgfalt, ihrer Wachsamkeit, ihrer Zutraulichkeit und großem Nutzen die Aufmerksamkeit der Menschen erregt haben, ist wohl klar. Der majestätisch auftretende Hahn kommt häufig in Märchen und Fabeln vor als Bild der Klugheit, Vorsicht und Wachsamkeit. In dem schon erwähnten Märchen von der Königswahl fragt die Henne den Hahn: „Wat, wat, wat is dar to dohn?“ Der Hahn antwortet: „Luter fremde Lüt!“ und erzählt, was die Vögel vorhätten. Klaus Groth läßt ihn, als der Vogelsänger kommt, ausrufen:

Küken, neit u....t! Küken, neit u....t!
Dat is keen Gu....den!

und alle verstecken sich hinter dem Zaun. — In dem Märchen „Frau Holle“ begrüßt er die fleißige Jungfrau:

Kikeriki,
Unsere goldene Jungfrau ist wieder hie!

In dem Märchen „Die Bremer Stadtmusikanten“ ruft er: „Bringt mir den Schelm her!“

Wie interessant und anschaulich Fritz Reuter die Hühnerfamilie, darunter den Kantor Hahn und die Glucke mit ihren 15 Küken auf der Kindtaufe des Sperlings in ihrem Auftreten zu schildern vermag, das möge jeder in „Hanne Nüte“ nicht einmal, sondern mehrmals lesen. Auch J. H. Fehrs hat in dem Gedichte „Kathrin“ das Gespräch zwischen Hahn, Glucke und Hühnern über die Hochzeit von Lütt Trina und Hans Kasper in humoristischer Weise geschildert. Das majestätische Walten des Hahns, das gemächliche, abgünstige Wesen der Glucke, das unschuldige, naive Verhalten der Henne ist hier vortrefflich dargestellt. Zum Schlusse möge hier noch das allerliebste Gedicht „Kluckhähn“ von der Heider Dichterin Sophie Detleffs angeführt werden.

1. Tipes, Tipes, kommt heran!
Tuk, tuk, tuk! — Dar kamt se an!
Swart un witt un gäl un grau,
Och, wat sünd de Dinger gau!
Süh, dat gäle steit alleen
Noch nich säker op de Been.
Moder pett di oppn Kopp,
Tipe, hol di jo nich opp!

2. Tuk, tuk, tuk, de Olsche scharrt,
Dat de Lütjen düsli wart,
Dat se all de sine Grütt
Op de lütjen Tipes smitt.
Och, wat is dat swarte flink!
Tipe, komm heran un drink!
Süh, he pickt en Drüppen op,
Leggt torüch den lütjen Kopp.

3. Tuk, tuk, tuk, de lüttjen Narrn,
Wüllt se nich as Moder scharrn! —
Un de Olsche is so dumm,
Pett dat ganze Drinknapp um.
Nu man wegg, de heele Swarm,
Och, wat sünd se week un warm!
Moder, bree de Flünken ut
Um din ganze lüttje Brut.

4. Ja, jüm sitt dar warm un schön,
Beter as so mennig Een,
De dar in de Welt verstött
Nich mehr Vader un Moder hett.

Aber unse Gott un Herr
Schickt sin leven Engel her,
De beschützt son lütjet Wurm,
Dat et nich verweit in Sturm.

So steckt, um mit dem Dichter J. H. Fehrs zu sprechen, auch hinter dem Tiervolke „allerhand Slag Lüd." Sollte aber durch diese Darstellung bei diesem oder jenem das Interesse für die Tiere soweit geweckt worden sein, daß er späterhin einmal aufmerkt auf die Sprache der Tiere, auf ihr Tun und ihre Gewohnheiten, so glauben wir, hätten wir damit auch den Grund gelegt für eine Wirksamkeit, der wir uns alle nicht entziehen dürfen, nämlich des Tierschutzes mit dem Motto: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes."

Der Kappeler Karneval.

Von Heinrich Traulsen in Flensburg.

An der sagenumwobenen Schlei, in der schönen Landschaft Angeln, liegt die kleine Stadt Kappeln. Als eigenartiges Wahrzeichen sieht man schon von ferne den hübschen Kirchturm, dessen Spitze nicht, wie sonst allgemein üblich, ein Hahn ziert, sondern der heilige Christopher mit dem Christuskinde. Bekannt ist die Stadt durch ihre Heringsräuchereien, in denen man die in der Schlei gefangenen Heringe räuchert, um sie dann als „Kappeler Bücklinge" weithin zu versenden.

Weniger bekannt ist ein Fest, das hier in Zwischenräumen von mehreren Jahren gefeiert wurde: die „Junge-Männer-Gilde." auch „Schiffergilde" genannt. Dies Fest ist eine Art Karneval. Es stammt aus der Zeit der Türkenkriege. Man feiert es zum Andenken an die glückliche Heimkehr des damaligen Lehnsherrn von Kappeln, eines Herrn von Rumohr, der auf dem adeligen Hofe Röst, etwa eine halbe Stunde von Kappeln, wohnte. Auf diesen Ursprung weisen noch die bei dem Feste vorkommenden Figuren und Zeremonieen hin. Die Figuren sind folgende: der Graf und die Gräfin mit zwei Mohrenknaben, ein nordisches Brautpaar, Italiener, Tiroler, die vier Jahreszeiten, der Wunderdoktor mit seiner Frau Angelika und seinem Famulus Musjö Christian, ein Hofnarr, Pierrot, ein Fahnenschwenker, ein Läufer u. a., alle in hübschen Kostümen.

Das Fest dauert mehrere Tage. Am ersten Tage wird ein mit Wimpeln und Flaggen festlich geschmücktes Schiff von seinem Ankerplatz „verholt" und unter Gesang und Festreden an einem Platz an der Schiffsbrücke, dem Gildehause gegenüber, festgelegt, und der Mast des Schiffes durch eine mit Flaggen und Wimpeln geschmückte Guirlande, in deren Mitte die Figur eines Türken hängt, mit dem Gildehause verbunden. Natürlich muß man sich nach dieser Arbeit durch einen kräftigen Trunk stärken. Am zweiten Tage findet das „Türkentrecken" statt. Ein Mann in seltsamem Kostüm zieht die lebensgroße Figur eines Türken durch die Stadt, begleitet von dem Fahnenschwenker. Das Fahnenschwenken erfordert große Geschicklichkeit, indem die Fahne bald hoch in die Luft geworfen und wieder aufgefangen, bald unter einem hochgehobenen Bein hindurch geschwenkt wird. Dies Schwenken wird vor den meisten Bürgerhäusern und öffentlichen Gebäuden aufgeführt, wobei der „Türkentrecker" bei einem von dem Fahnenschwenker abgefeuerten Pistolenschuß jedesmal platt auf den Rücken fällt. Dann geht es hinaus auf eine außerhalb der Stadt liegende Koppel zum „Türkenschießen," welches gewöhnlich auch noch den nächsten Tag anhält. Des Abends ist an diesen Tagen sogenannter „Herrenabend." Die Damen sind dann in einem besonderen Zimmer versammelt,

zu dem Herren nur ausnahmsweise Zutritt erhalten, während die Damen andererseits die Herrenzimmer nicht betreten dürfen. Diese Trennung ist wahrscheinlich die Nachahmung eines türkischen Harems. Wer sich aus der „Jungfrauenkammer" eine Tänzerin holt, wird von den Wächtern je nach seinen Vermögensverhältnissen gebrücht, und aus diesen Strafgeldern werden die Kosten der Gilde gedeckt. Am vierten Tage ist der Umzug durch die Stadt. Vorauf ein Läufer, der dem Zuge den Weg zeigen soll, der aber die Zuschauer zu necken liebt, indem er in Straßen einbiegt, die der Zug noch nicht passieren soll. Dann folgen in Kostümen die Teilnehmer am Zuge, die die Nationaltänze der verschiedenen Völkerschaften aufführen oder Gesangstücke vortragen. Zwischendurch tummelt sich der Hofnarr auf seinem Pony. Bald springt er vom Pferde, um einer Schönen aus der Zuschauermenge einen Kuß zu rauben, bald besteigt er sein Pferd in der Eile verkehrt, so daß er „statt des Zaumes den Schwanz in die Hand" bekommt, bisweilen reitet er sogar in die Bürgerhäuser hinein. Der Wunderdoktor in seinem Wams mit tellergroßen Knöpfen besucht seine Kollegen, die Herren Ärzte und Apotheker, oder preist seine unfehlbaren Wundermittel an. Seine Kuren gleichen denen des berühmten Dr. Eisenbart. So kauft man z. B. gegen Zahnschmerzen eine Flasche Wasser mit der Gebrauchsanweisung: „Man nehme einen Mundvoll, setze sich auf den glühenden Herd, bis das Wasser im Munde kocht; ist sehr probat." Musjö Christian, sein Famulus, pfuscht ihm hinter seinem Rücken ins Handwerk oder liebäugelt mit des Doktors besserer Hälfte. Am fünften Tage dehnt sich der Umzug auf die benachbarten Dörfer aus. Hier werden die Teilnehmer von den Bauern mit Butterbrot und Getränken bewirtet, erhalten auch wohl Geschenke in Naturalien, als Schinken, Würste und Bier. Abends wird der Schlußball abgehalten. In früheren Zeiten folgte am fünften und sechsten Tage die sog. „tolle Maskerade." Dann war die ganze Stadt ein einziger Maskenball. Auf dem Marktplatze lagerten sich Zigeuner- und Musikbanden, die die tollste Musik verübten. Alles zog maskiert umher, und Tür und Tor standen jedem offen. Diese Maskerade ist jedoch die letzten Male fortgefallen, wie wohl auch das ganze Fest bald der Vergangenheit angehören wird, da es in den letzten 20 Jahren nicht mehr gefeiert worden ist.

Die Unterirdischen im Wiemelsberg.

Von **Fritz Petersen** in Ihlefeld.

In der Umgegend von Holzbunge (Kreis Eckernförde) sind über den Wiemelsberg und seine Bewohner nachstehende zwei Sagen bekannt, deren Inhalt verwandt ist mit Müllenhoffs „Pingel ist tot" (aus der Gegend von Jagel wird es erzählt) und „Des kleinen Volkes Überfahrt."

I.

Es ging einst ein Bauer mit Sonnenaufgang zur Arbeit auf sein in der Nähe des Wiemelsberges belegenes Feld. Als der Tag nun weiter vorschritt und die Sonne heißer zu scheinen begann, wurde er hungrig und durstig und wünschte sich etwas zu essen und zu trinken. Da seine Wohnung weit entfernt war, so wollte er nicht nach Hause gehen, sondern warten, bis seine Frau das Mittagessen bringen würde. Erschöpft setzte er sich in den kühlen Schatten eines Haselstrauchs; da kamen Unterirdische vom Wiemelsberg herunter und fragten nach seinem Begehr. Der Ackersmann sagte ihnen seinen Wunsch, und da erschien

sogleich auf Befehl des einen, der, eines Hauptes größer als seine Mitgenossen, sich durch seinen großen, weißen Bart auszeichnete und von den anderen Unterirdischen „Papa" genannt wurde, ein mit den köstlichsten Speisen und Getränken reich beladener Tisch. Ein Fäßchen Erdbeerwein, ein Krug Bier, Pfefferkuchen, Braten, Milch, alles, was des Menschen Herz erfreuen kann, wurde von dem kleinen Volke herbeigeschleppt. Der Unterirdische, der vorhin den Befehl zum Erscheinen des Tisches gegeben hatte, lud den ermatteten Bauersmann ein, zu essen und zu trinken, bis er satt sei. Er möchte sich jedoch hüten, etwas in die Tasche zu stecken. Der Bauer beachtete jedoch das Gebot nicht, sondern nahm etwas vom Tisch und steckte es ein, um es mit nach Hause zu nehmen. Kaum hatte er dies jedoch getan, da verschwand der Tisch samt allen prächtigen Speisen und Getränken.

II.

Das Gasthaus zu Holzbunge befand sich früher auf dem Nordende des Dorfes. Alt und niedrig, die Gaststube vom Rauch des Kamins geschwärzt, wurde es stark besucht, da das gute Bier, das hier gebraut wurde, bekannt war. Hier kamen auch die Unterirdischen und holten ihren Bedarf an Bier, welches sich in einer Tonne neben dem Kamin befand. Das Geld hierfür, das in der Regel weit den Wert des Bieres übertraf, wurde auf den Rand der Tonne gelegt. Ganz ähnlich trieben sie es auf einer anderen Stelle, wo sie sich Butter holten. Die Milch, die abends in die Butterkanne gegossen, war am nächsten Morgen abgebuttert. Butter fand sich jedoch nicht vor, aber der vielfache Wert derselben lag jedesmal auf dem Deckel der Butterkanne. Wurden irgendwo Familienfeste gefeiert, so beanspruchten die Unterirdischen die Reste der Mahlzeit. Falls ihnen dieselben nicht gewährt wurden, hatte das Haus viel von ihren schalkhaften Streichen zu leiden.

Es geschah nun eines Tags, daß ein Bauer, der sich im Walde verirrt hatte, in die Nähe des Wiemelberges kam. Hier hörte er ein sonderbares Geschrei, aus welchem am meisten: „Papa ist tot! Papa ist tot!" hervortönte. Erschreckt kehrte er um und langte endlich erschöpft und müde spät nachts in dem Gasthause an. Hier erzählte er den noch anwesenden Bauern sein Abenteuer, wobei er das beim Wiemelsberg gehörte „Papa ist tot!" noch besonders hervorhob. Ein Unterirdischer, der sich noch eben vor Tagesanbruch einen Krug Bier holen wollte, war gerade anwesend und hörte die Rede des Bauern. Er wurde in diesem Augenblick sichtbar, warf seinen Krug zur Erde, daß derselbe zersprang, und rief laut: „Wenn Papa tot ist, so brauchen wir auch kein Bier mehr." — Darauf sind die Unterirdischen vom Wiemelsberg verschwunden, und keines Menschen Auge hat je wieder eine Spur ihrer Tätigkeit geschaut.

Tanzreime.[1])

Zusammengestellt von **G. F. Meyer** in Kiel.

1. Fritz, Fritz, komm, min Jung,
Danz den Polka mit mi 'rum,
Hörst du nich den Schöttschen klingen?[2])
Komm un danz em doch mit mi.
(Eschenburg in Holm.)

[2]) oder: Segg doch, wo gefallt em di.
Schwansen.

2. Hans woll dansen,
Harr man keen Schoh,
Harr en Paar Töffeln,
De pass'n ni to;
Schoster makt Schoh
Un 'n Paar Töffeln darto.
(Ehlers in Bramstedt.)

[1]) Für die Zusammenstellungen von Volksreimen, die nacheinander in der „Heimat" erscheinen werden, habe ich benutzt: Sammlungen von Realschullehrer Suck in Oldesloe (vergl. „Heimat 1899 S. 126), von Lehrer Eschenburg in Holm bei Uetersen, von Lehrer Vagt in Kükelühn bei Hansühn und von Carstensen in Achtrup, die mir von der Schrift-

3. Eenmal ik, eenmal du,
Eenmal de Schosterfru;
Schoster, flick min Schoh,
Do gud Leller darto.
Dithmarschen. (Ehlers in Bramstedt.)

4. Hannis mit 'n Hot,
De Hot de kleed em got,
De Hot de kleed em bannig nett,
Wenn he em bittn scheef upsett.
(Eschenburg in Holm.)

5. Hannis, wat makst du dar?
Hollandschen Kees.
Dat di de Dübel hal.
Dat is nicks Nees.
Schwansen und (Eschenburg in Holm.)

6. Heidldidldidl!
Hinnerk mit de Fidel,
Hans mit de Fleut,
Seht mal, wo't geiht.
(Eschenburg in Holm.)

7. O min lewe (söte) Heinerich,
Wes doch nich so gnatterig.
Eenen söten, langen Kuß,
Dat is wahrlich een Genuß.
(Eschenburg in Holm.)

8. Heineri, Heineri, pul Kantüffeln,
Dietri, Dietri, stipp in't Fett,
Moler (Mutter), pul den Mann de Sibbeln,
Ei, wat smeckt dat Stippelsch nett!
Pulkantüffeln un Kottsur,
Dat gifft unse Fru uns nur.
(Ehlers in Bramstedt.)

9. Huch, Johann, min Mann is dot,
Krig 'n Soldaten weller,
Roden Rock un Feller an'n Hot;
Huch, Johann, min Mann is dot!
(Suck in Oldesloe.)

10. Huch, Johann, wo lacht de Deern,
Liden mag 't ehr bannig gern.
(Suck in Oldesloe.)

11. Aal, gröne Aal!
Madam, kam'n Se hendal.
De Kölsch de sitt in't Kellerlock
Un flick den Krinolinrock.
Fürst. Lübeck. Schwansen.

12. Huch hei, Schülperdar!
Voß sin Fru het rode Haar,
Het se denn keen rode Haar,
Is ehr Mann keen Schülperdar.
Wesselduren. (Ehlers in Bramstedt.)

13. All de lütt'n Burdeerns
Kriegt sik 'n Mann,
Ik mutt stahn
Un sehn mi dat an. Schwansen.

14. Schatz verloren, Schatz verloren
Auf der grünen Heide;
Wiedergefunden, wiedergefunden,
Das ist meine Freude.
(Zeitschr. f. S.-H.-L. Gesch. XVI. Bd. S. 378.)

15. Ik un min Olsch,
Wi danzen mal Polsch,
Keen Minsch kunn so Polsch
As ik un min Olsch.
(Eschenburg in Holm.)

16. Ik un min lüttje Fru
Könnt schön danzen;
Ik mit 'n Dudelsack,
Se mit 'n Ranzen. Schwansen.

17. Ik un min old Wief
Könnt schön danzen;
Se güng to Stadt herin,
Ik bleef buten;
Se kann god Geld verdeen,
Ik kann god supen.
(Ehlers in Bramstedt.)

18. Dat het geriept, dat het gefrarn,
Min Mann is nich to Stadt gefahrn,
: Min Mann is to Hus :
Min lewe, söte Mann.

Di sall dat Dunnerwedder haln!
Kannst du denn garkeen Dütsch verstahn?
: Min Mann is to Hus :
Min lewe, söte Mann.
(Suck in Oldesloe.)

19. Polsch in de Welt,
Polsch in de Welt,
Grotmoder is dot;
Se is den Düwel dot,
Se mag noch Kees un Brot.
(Suck in Oldesloe.)

20. Hest du oll Trienslinkersch (min oll Moder — Trienlisbeth) ehr Spinnrad nich sehn?
Dat steiht up'n Böhn un het man een Been.
Up'n Böhn, up'n Böhn, in'e Eck, Eck, Eck!
Up'n Böhn, up'n Böhn, in'e Eck.

21. Tanz' mit mir, tanz' mit mir,
Hab' eine bunte Schürze für.
Mit mi ok, mit mi ok,
Min is von Kammerdok. (Stolley.)

---

leitung der „Heimat" zum Zwecke der Zusammenstellung zur Verfügung gestellt wurden. Zu gleichem Zwecke übersandte mir Lehrer Wilh. Ehlers in Bramstedt in bereitwilligster Weise seine Sammlung von Volksreimen, die Beiträge aus Dithmarschen (Gegend von Wesselduren) und Bramstedt enthält. Mit diesem Material habe ich eine eigene Sammlung, enthaltend Beiträge aus dem Fürstentum Lübeck, aus Schwansen, aus dem Kreise Husum und aus der Stadt Kiel, und einige bereits gedruckte Reime, die mit genauer Quellenangabe versehen sind, verbunden.

Wo es möglich war — leider konnte ich es nicht bei allen Reimen —, ist die Heimat der einzelnen Beiträge angegeben. M.

22. Harr 't man, harr 't man, harr 't man een,
Harr 't man een mit ſcheeſe Been;
Harr 't man, harr 't man, harr 't man 'n Brut,
Harr 't man een mit 'n ſcheeſe Snut!
Oldesloe (Suck) und Fürſtentum Lübeck.

23a. Goos up 'e Dęl,
Goos up 'e Dęl,
Ganner darbi!
Jung, lat min Diern tofręd'n, [1])
Dat ra ik di! [2])

b. [1]) oder: Hans, lat min Gret'n tofręd'n,
[2]) oder: Vader ſleit di.

c. [1]) oder: Knech, lat dat Mädel gahn,
Dat ra ik di!
Und uns grod Vadder ſin Söhn
Sitt up den Stubenböhn
Mit de lange Piep,
Mit de gęln Blom,
Ridel di do!

24. Wenn hier en Pott (Fatt) mit Bohnen ſteiht
Un dar en Pott mit Brie,
Denn lat ik Brie un Bohnen ſtahn
Un danz mit (griep na) min Marie.

Marie, Marie, wat denkſt du denn,
Wat heſt du in din' Sinn?
Du denkſt woll an den groten Pott
Mit Brie un Bohnen drin.
(Marie Mara Ma-Rolltabak,
Marie Mara Marie!
oder: Marie, Marie, Maroſchkaka,
Marie, Marie, Marie!)

25a. Lott is dot, Lott is dot!
Jule liggt in'n Sterben. [1])
Hans un Michel freuen ſik,
Denn ſie ſollen erben.
Schwanſen und Oldesloe. (Suck.)

b. [1]) oder: Peter liggt in't Starben.
Hans freut ſik,
Denn he ward ſin Arben.
Dithmarſchen. (Ehlers in Bramſtedt.)

c. [1]) oder: Jule ſitt in'n Keller,
Het de ganze Nach geſwiert
Mit den jungen Möller.
Dithmarſchen. (Derſelbe.)

d. [1]) oder: Jule ſitt in'n Keller,
Snitt ſik Schink'n un Botterbrot
Up 'n holt'n Teller.
(Eins, zwei, drei oder vier,
Smęr de Botter ni ſo dick,
Denn ſe is ſo düer.)
Dithmarſchen. (Derſelbe.)

e. [1]) oder: Jule krigt Verſieten,
Geiht de Strat na Peters (Kaufmann) dal,
Halt Tabak un Piepen.
Dithmarſchen. (Derſelbe.)

f. [1]) oder: Jule liggt in'n Grab'n.
Deit (makt) ſe dar? [2])
Deit ſe dar?
Lurt up Wihnach'naben'.
Fürſtentum Lübeck.
Spęlt dar Pulterabend.
(Ehlers in Bramſtedt.)

g. [2]) Het keen Not!
Het keen Not!
Jule kömmt weller baben.
Bramſtedt. (Ehlers.)

26. Herr Smidt, Herr Smidt,
Wat krigt din Dochter mit?
Duſen' Daler un 'n Pott voll Grütt,
Dat krigt Herr Smidt ſin Dochter mit.

Herr Smidt, Herr Smidt,
Wat krigt din Dochter mit?
Ein Sofa und 'nen Kleiderſchrank,
Das macht die ganze Stube blank.

Herr Smidt, Herr Smidt,
Wat krigt din Trina mit?
Een Pępernutt, een Drelingslich',
Mehr kann 't min Trina gęb'n nich!
(Een Pępernutt, een Drelingslich,
Dat is mi denn doch gar to ſlich.)
(Suck in Oldesloe.)

27. Is de Bur keen (een) Duſendſchelm?
He will 'n (will ſin — will dree) Danz vör'n Sößling (Süſſeln, Süſſelnk, Dreeling) hem.
Seh, wat he (wull he — wi he — wo'r) hinkt!
Seh, wat he ſpringt!
Seh, wat de Bur ſin Geld verbringt!
(— wull de Bur um Süſſeln dingt!
— wat de Bur vör'n Süſſelnk hinkt!)

28. Giſtern Abend wär Vadder Michel dar,
Vadder Michel de wär dar.
He danz den Saal woll up un dal
Un ſtör mit 'n Kopp an 'n Lüchterpahl.
Giſtern Abend wär Vadder Michel dar,
Vadder Michel de wär dar.
Fürſtentum Lübeck.

29. As min Großvadder min Großmudder nöhm,
Dar ſeet ik up de Hilg (Galerie) un ſeeg mi dat an.
Dar danzt' de junge Brüdigam
Mit ſine junge Brut.
Fürſtentum Lübeck.

29. Grüttmakerjung, Grüttmakerjung!
Mahl mi de Grütt —
Nich to groff, nich to fien
Un nich to lütt!
Dithmarſchen. (Z. f. S. H. L. G. XVI. Bd. S. 378.)

31. Grüttmakerjung, Grüttmakerjung!
Lehn mi din Brut.
Deiſt dat ni, deiſt dat ni,
Krigſt wat up de Snut.
Dithmarſchen. (Ehlers in Bramſtedt.)

32. Bokdinnerjung, Bokdinnerjung!
Küß mi de Diern!
Bokdinnerjung, Bokdinnerjung!
Dat ſüht ſe girn.
Fürſtentum Lübeck.

33. Darum ween du man nich,
Darum ween du man nich,
Ik heff noch dree Sößling,
Dat weeſt du man nich.

34. Gah na (to) Hus, gah na Hus, du früst!
Gah to Bett, gah to Bett un warm di!
Stah up, stah up un —!
Denn warst du weller frisch.

35. Ik bün den old Hans Hagedorn sin Söhn,
Heff so mennig Jack voll Prügels von em kręg'n.
Kaltenkirchen. (Eschenburg in Holm.)

36. Hopdidldop! min Geld is up,
Morgen wöllt wi marscheeren,
Eenen Daler heff ik noch,
Un den wöllt wi verteeren.
(Suck in Oldesloe.)

37. Sünd de Röben riep,
Sünd de Röben riep,
Kummt de kole Winter.
Kaltenkirchen. (Eschenburg in Holm.)

38. Nu sünd de Beesen all,
Nu fang't an, Dag to warrn.
Kaltenkirchen. (Derselbe.)

39. Kohl von Wag,
Kohl von Wag,
Elsbe, schuf na!
Bittn gau! bittn gau!
Wi wöllt noch na de Au.
Pinneberg. (Derselbe.)

40. Nudel, nudel, Bottermelk,
Nudel, nudel, Klümp!
Nęgen Ęl in Bottermelk,
Nęgen Ęl in Klümp.
(Suck in Oldesloe.)

41. Söb'n Ęln Bottermelk
Un söb'n Ęln Klümp!
Un wenn de Lüt besapen sind, [1])
So danzt se up de Strümp.
[1]) oder: Un wenn de Schoh versapen sind.

42. En lüttje Kaffikann
Koß wull en Süsseln,
Wenn se 'n bęt'n gröter weer,
Koß se wull 'n Dütjern (= 3 Schilling).
Dithmarschen. (Ehlers in Bramstedt.)

43. De kruse Kohl, de kruse Kohl,
Dat sünd de besten Planten;
De schew'n Been, de schew'n Been,
De könnt am besten danzen.
(Suck in Oldesloe.)

44. Rider to Peer,
Soldaten to Fot,
Hebt wi keen Bodder,
So ęt wi drög Brot. (Derselbe.)

45. Wenn't Wihnacht is, wenn't Wihnacht is,
Denn slacht min Vadder en Bock,
Denn danzt min Mudder, denn danzt min Mudder,
Denn wackelt ehr de Rock.
(Derselbe.)

46. Hest Lebberwust, hest Lebberwust, hest Lebberwust nich sehn?
In Kiel, in 'e Molkengass' is se so schön. [1])
Schwansen.
[1]) oder: Bi N. N. in Specksgang dar rökert se schön —
In'n Bäckergang, in'n Bäckergang, dar is se so schön.
(Eschenburg in Holm.)
[1]) oder: Hurra! ik bin Seemann, dat kann man mi ansehn!
Min erste Reis' heff ik na Wandsbek rut makt
Up twee hölten Tüffeln un twee Peer vör'n Wag.
Kiel.

47. Ik hal min Köm von Friedrichstadt, Friedrichstadt,
Un ik kreeg de Föt so natt, Föt so natt.
Kaltenkirchen. (Eschenburg in Holm.)

48. De Schap de 'gaht 'na Heikendörp, na Heikendörp to Köß,
Dar gifft dat nicks as Schinken, Fleesch un Wüß. [1])
Lat de Schap to'n Döster (na'n Düwel) gahn,
Heikendörp blifft doch bestahn.
[1]) oder: — nicks anners as Boddermelk un Wüß.
Fürstentum Lübeck.

49 a. Nu fahren wi 'na Jevenstedt, 'na Jevenstedt to Köst,
Da gifft et nicks as Höhnersupp, as Höhnersupp un Wöst.

b. Ik weer ok mal na Jevenstedt to Köst,
Da lohn dat nicks as Höhnerfleesch un Wöst.
Keen Düwel will na Jevenstedt gahn
Un sik da mit de Jungens afflahn,
Na Jevenstedt to Köst.
(Handelmann, Top. Volkshumor S. 30.)

50. In Brarup, in Brarup, da geiht dat lustig her,
Dar sitt de Deerns up't Wagenrad un smeert de Schoh mit Teer.
(Handelmann, a. a. O. S. 15.)

51. Weet ji ok wol, wo Quickborn liggt?
Quickborn liggt in'n Grund,
Wo de lütjen Deerns sünd
Mit den roden Mund.
(Handelmann, a. a. O. S. 42.)

52. Lustig sind de nter, de nter, de nter,
Lustig sind de nter, de nter Jungs.
Wenn se nich so lustig wärn,
Wer schull denn dat Geld vertęhrn?
Lustig sind de nter, de nter Jungs.
Fürstentum Lübeck.

53. Wenn de Hund mit de Wust dörch't Steendor löppt
Un sik den N— an'n Eckstenner stött,
Denn kiekt he sik üm: Is de Luft noch rein!?
Morgen wollen wir fröhlich sein.
Fürstentum Lübeck.

54. Een Sög mit fief Farken,
Sünd dat nich söß Swin?
Wie danzt de lüttn Farken,
Wie springt dat ol Swin!
(Zeitschr. f. S.-H.-L. Gesch. XVI. Bd. S. 377.)

55. Von Hamborg na Kiel,
Sünd dat nich fief Miel?
Een Sög mit veer Farken,
Sünd dat nich fief Swin?
(Ehlers in Bramstedt.)

56. Trudel bidel lütjen,
Krieg 't Farken bi'n Steert;
Lat 't lopen, lat 't lopen,
Dat is nich vel wert.
(Zeitschr. f. S.-H.-L. Gesch. XVI. Bd. S. 377.)

57. Bur (Mudder), bin' den Pudel an,
Dat he mi nich biten kann,
Bitt he mi, verklag (sla) ik di,
Dusend (hunnert) Daler kost dat di.

58. Heisa fidunk!
Spelmann sin Jung,
Spelmann sin Sadelperd
Is keen dree Daler wert.
(Amtsvorst. Wiese in Schönkirchen.)

59. Achter uns Backhus dar danzen 'n paar Seg'n;
O min lewe Großmudder, wat schall ik jüm geb'n?
Hunnert paar Daler un dusend paar Schoh,
Da föllt se mit danzen na'n Kuckuck hento.
Kuckuck gifft Kindelbeer, Kiwitt kakt to,
Deerns, dregt Lepels up, Jungs, et to!
Deerns sünd gold'n Knöp, Jüngs sünd Rutnot (?).
Hier gaht de Deerns hin, dar waßt dat grön Gras;
Dar gaht de Jungs hin, dar is dat kahle Land.
(Suck in Oldesloe.)

60. Ach, du lieber Augustin,
Lat doch dat Supen sin,
Ach, du lieber Augustin,
Lat dat doch sin.
Hot is weg, P'rück is weg,
Augustin liggt in Dreck.
Ach, du lieber Augustin,
Lat dat doch sin! Fürstent. Lübeck.

Mitteilungen.

1. **Ein Erlebnis im Jahre 1848.** Eine nahe Verwandte hat dem Unterzeichneten folgenden Bericht zur Verfügung gestellt: Am Morgen des 10. April 1848 wurde ich, damals Gouvernante auf der Hüttener Papiermühle, von der Mutter meiner Zöglinge, der lieben Madame R., aus festem Schlafe geweckt. „Die Unsern haben gestern bei Bau eine schwere Niederlage erlitten", das waren die Worte, die an mein Ohr tönten, und damit war ich denn auch völlig wach und aus dem Bette. Wer die erste Nachricht gebracht hat, weiß ich nicht; aber im Dorfe Aschefel war alles in Bewegung. Ich sah Frauen von dort den Berg herab in Pastor J's Garten laufen und hörte sie laut: „Herr Pastor, Herr Pastor!" rufen. — Im Laufe des Vormittags kam meine Freundin, die bei Förster Bracklow war und die auf den Wunsch ihrer Eltern nach Holstein zurückzukehren im Begriffe stand. Da meinte Madame R., es sei das beste, wenn ich, um dem Kriegsgetümmel zu entgehen, sie begleitete, und Herr R., der wohl auch seine Pferde in Sicherheit bringen wollte, erbot sich, uns auf seinem Wagen nach Kiel und weiter bringen zu lassen. Schnell wurde gepackt und zu Mittag gegessen. Es mag 1 Uhr gewesen sein, als wir abfuhren; aber noch hatten wir Hüttenhof nicht erreicht, da guckt ein Bekannter durch den Zaun und ruft: „Kehren Sie um! dort oben kommen die Feinde," und wirklich erblicken wir in der Ferne Militär. Im Moment kehrt Johann um und peitscht auf die Pferde, daß sie fast durchlaufen, so daß wir sehr bald wieder auf der Papiermühle ankamen. Nach kurzer Zeit jedoch ergab es sich, daß wir vor den Unsrigen geflohen waren. Nun kam zahlreiche Einquartierung, und da die Mädchen mit dem Einrichten der Schlafzimmer genug zu tun hatten, gingen meine Freundin und ich in die Küche und schälten Graben voll Kartoffeln, damit die armen hungrigen Menschen nur rasch gespeist würden. — Am Mittagstische thronte der Oberstleutnant K. oben an; er mußte es sich gefallen lassen, mit Freiwilligen (wahrscheinlich des Rantzauschen Freikorps) und einem Wachtmeister an derselben Tafel zu dinieren; denn R.'s hatten ja nur das eine Zimmer zur Verfügung. Er sah sehr ernst aus, aber seine Gegenwart beengte die andern durchaus nicht, und ein Freiwilliger aus Hamburg erzählte während des Essens verschiedene komische Ereignisse des Rückzuges. — Nachmittags kam der Bruder des Pastoren, Amtmann J., vom Norden, wo er vor Ankunft des feindlichen Heeres verschiedene dänische Beamten hatte absetzen müssen und wo ihm in Hadersleben noch einige Kugeln von den einziehenden dänischen Soldaten nachgeknallt worden waren. Er freute sich über die im Pastoratssaale auf Stroh schlafenden Studenten. „Das Beste, was sie tun können," sagte er. Nach kurzem Aufenthalt setzte er seinen Ritt nach Rendsburg fort. — Alsdann trat eine gewisse Stille ein, denn alle Gespeisten suchten ihr Lager auf. Auch Herr und Madame R. gingen zeitig zur Ruhe. Ich legte mich, da ich mein Zimmer so gerne den tapferen Kämpfern einräumte, in Kleidern auf das Sopha der Wohnstube. Kurz nach 11 Uhr, meine ich, wurde an die Stubentür geklopft, denn die Haustür war gar nicht geschlossen. Advokat Sammer und J. traten ein, und ersterer verlangte, Oberstleutnant K. zu sprechen. Herr R., der nebenan schlief, wurde geweckt und eilte nach oben; ich erinnere

mich aber nicht genau, ob Sammer gleich mit hinausging und dort schon eine vorläufige Debatte sich entspann. Nachdem K. sich angekleidet hatte, kam man herunter, und in der Wohnstube setzte sich die Debatte fort. Sammer brachte vom Prinzen von Noer den Befehl an K., mit den Truppen in Hütten, Aschessel und Umgegend zu bleiben. K. widersetzte sich und sagte, sie säßen hier wie in einer Mausefalle; Sammer aber verließ das Zimmer mit den Worten: „Herr Oberstleutnant, es geht auf Ihre Verantwortung". — Unter andern Umständen hätte K. mit den Truppen wohl noch länger geruht; nun wurde augenblicklich aufgebrochen. Mehrere Studenten traten bei uns ein; ich stopfte ihnen die Tornister mit Brot und Zigarren. Eine höchst interessante Erscheinung war ein braunschweigischer Freiwilliger; wo er logierte, weiß ich nicht. Er stand plötzlich in dem Türrahmen unseres Zimmers mit der breiten schleswig-holsteinischen Schärpe um die Taille. „Was," sagte er lustig, „es wird zum Aufbruch geblasen, und ich als Feldwebel weiß es nicht!" — Welch eine Ruhe trat nun ein nach den bewegten Tagen! Jeden Tag erwarteten wir die Dänen, ich erlebte aber ihre Ankunft nicht mehr, da ich auf dringenden Wunsch der Geschwister am Sonnabend, den 15. April nach Altona reiste. Der Weg nach Rendsburg war noch frei. —

Flensburg. H. Hansen.

2. **Der Winterling (Eranthis hiemalis Salisb.) bei Ahrensbök.** Die in meinem Aufsatze: „Der Winterling im Fürstengarten zu Lauenburg a. E." (vgl. das Aprilheft der „Heimat", S. 85) ausgesprochene Vermutung, daß das Vorkommen der Eranthis hiemalis bei Ahrensbök, ähnlich wie bei Lauenburg a. E. und Husum, der Verpflanzung dieser Blume in einen Schloßgarten und späteren Verwilderung zu verdanken sei, bestätigt sich. Unser langjähriges Mitglied, Herr Lehrer W. Jäger in Ahrensbök, schreibt unter dem 11. April d. Js. u. a. folgendes: „Ihre Vermutung ist richtig. Der Winterling wächst hier in großer Menge am Nordostabhange des Amtsgartens und ebenso im Organistengarten. Wo jetzt das Großherzogliche Amtsgericht steht, stand früher ein Schloß der Plöner Herzöge, erbaut von 1593—1601. Das Schloß diente zeitweise zur Residenz für den Plöner Herzog. Joachim Ernst nahm Anfang des Jahres 1623 auf dem „Hause Ahrensbök" seinen Sitz, solange bis in Plön, 1636, das neue Schloß fertig gestellt wurde. Entschieden ist auch der Winterling aus seiner südlicheren Heimat künstlich hierher verpflanzt worden und nachher verwildert. In diesem Jahre fand ich die ersten Blüten schon Ende Januar, und bald sah ich vor vielen Fenstern des Ortes den ersten Boten des kommenden Frühlings im Glase; voller Freude bringen die Schülerinnen die ersten Blüten zur Schule."

Kiel. Barsod.

3. **Über das Vorkommen der Glattnatter (Coronella austriaca) in Schleswig-Holstein** teilt im Anschluß an meine im Januarheft gegebene Anregung Hauptlehrer a. D. H. Reiß in Wedel mit, daß der Bahnhofswirt Schadendorff daselbst über 2 Exemplare dieser Schlangenart verfügt, die im Sommer 1901 bezw. 1902 in der Gegend von Wedel gefangen worden sind. Sowohl die von mir gegebenen Kennzeichen als auch die in Leunis genannten Charaktere stimmen genau; schließlich habe sie auch der Direktor des Naturhistorischen Museums in Hamburg als solche erkannt. Mit Recht bemerkt unser Gewährsmann am Schluß seiner Zuschrift: „Hiermit ist das Vorkommen der glatten Natter in Holstein ganz unzweifelhaft konstatiert, und der alte Satz, daß Schleswig-Holstein nur die Kreuzotter und die Ringelnatter beherbergt, kann nicht länger aufrecht gehalten werden."

Kiel. Barsod.

4. **Blau-weiß-rot.** In No. 5 — Mai-Heft — S. 104 des vorigen Jahrgangs der „Heimat" findet sich das schöne Lied: „Die schleswig-holsteinischen Farben" abgedruckt. Der Name des Dichters fehlt. In No. 7, S. 166 und 167 finde ich, daß als Verfasser Friedrich Wendel richtig angegeben ist und außerdem einige Berichtigungen hinsichtlich des Wortlautes erörtert werden. Mit Bezug hierauf möchte ich bemerken, daß das Gedicht erschienen ist in der Gartenlaube im Jahre 1863, No. 38, S. 593 und als Unterschrift trägt: „Rendsburg in Holstein, im Juli 1862. Fr Wendel." Ich erinnere noch sehr deutlich und kann es noch heute, wo mir die erwähnte Gartenlaube vorliegt, innerlich nachfühlen, mit welcher Begeisterung ich damals das Gedicht gelesen und einigen meiner Freunde und Kameraden durch Abschriften mitgeteilt habe. Es frischte den echten und rechten vaterländischen Patriotismus in mir neu auf, trotzdem ich damals den dänischen Waffenrock trug. — Ich stand damals bei der holst. Zoll-Gensdarmerie an der lauenburgischen Grenze. — Einige von meinen Kameraden teilten meine Empfindungen weniger, weil sie fürchteten, und nicht mit Unrecht, daß solche Gesinnung, wenn sie von den Vorgesetzten entdeckt würde, nachteilige Folgen haben könne; andere waren aber ganz mit mir einverstanden.

(Mitgeteilt von Fritz Wiedenfeld, Steuer-Einnehmer a. D. in Kellinghusen).

Digitized by Google

5. **Die Stranddistel, Eryngium maritimum.** Durch Herrn Professor Conwentz, Direktor des Westpreußischen Provinzial-Museums in Danzig, den bekannten Herausgeber des forstbotanischen Merkbuchs, war unter dem 21. September d. J. dem Nordfriesischen Verein für Heimatkunde und Heimatliebe auch die Erforschung und Erhaltung der ursprünglichen Pflanzen- und Tierwelt mit ans Herz gelegt worden. Unter Übersendung von zwei interessanten Schriften richtete Professor Conwentz darnach folgende 9 Fragen, die Stranddistel, Eryngium maritimum, betreffend, zur gefälligen Beantwortung an den Verein: 1. War die Stranddistel auf Sylt früher häufig? 2. Ist sie jetzt selten? 3. Seit wann? 4. Wodurch ist der Rückgang veranlaßt? 5. Wird das Abpflücken und Ausreißen nur von Badegästen oder auch gewerbsmäßig (durch Gärtner) betrieben? 6. Sind Gelände mit urwüchsiger Stranddistel zur Nutzung verpachtet? 7. Von wem; an wen; zu welchem Preise? 8. Werden die Pflanzen zu Kränzen nur auf Sylt oder auch außerhalb (wo?) verarbeitet? 9. Wie groß ist wohl der jährliche Export?

Durch das liebenswürdige Entgegenkommen der hiesigen Königlichen Wasserbau-Inspektion wurden durch Herrn Dünenaufseher Hansen in Keitum auf Sylt vorstehende Fragen folgendermaßen beantwortet: 1. Nein! Dieselbe kam immer nur an bestimmten Stellen in größeren Mengen vor. 2. Nein! Dieselbe hat eher zu- als abgenommen. 3. Seit etwa 15 Jahren, seit der Zeit, wo die Gelände, auf denen sie wächst, verpachtet sind. 4. Wenn die Dünendistel in einzelnen Jahren seltener vorkommt, so liegt das daran, daß sie zu wenig Sandflug hat; je mehr Sandflug dieselbe bekommt, desto üppiger wuchert sie. 5. Das Abschneiden wird hauptsächlich gewerbsmäßig durch Gärtner betrieben, das Abpflücken und Ausreißen durch Badegäste ist bedeutend eingeschränkt, seit die Abnutzung der Ländereien an Gärtner verpachtet ist. 6. Ja, in den Rantrumer und Lister Dünen. 7. Von der Gemeinde Rantrum an den Gärtner Jakob Hansen in Westerland für eine jährliche Pacht von 50 ℳ, von den Besitzern der Lister Dünen an den Gärtner Wunschmann in Westerland zum Preise von 30 ℳ. 8. Die Pflanzen werden nur hier auf der Insel verarbeitet und die Kränze hauptsächlich nur an Badegäste verkauft, die dieselben mitnehmen oder verschicken. 9. Einzelne Pflanzen werden nicht versandt; wie groß wohl die Zahl der ausgeführten Kränze ist, war nicht zu ermitteln.

Husum. Magnus Voß.

6. **Heinrich Rantzau**, seines Reichtums und besonders seiner Gelehrsamkeit wegen in weitesten Kreisen berühmt, verwaltete unter König Friedrich II. (1559—1588) das Amt eines Statthalters über die königlichen Landesteile in den Herzogtümern Schleswig und Holstein. In den ihm unterstellten Landen hat er fast überall in den betreffenden Städten (u. a. Segeberg, Oldesloe, Itzehoe) durch Epitaphien und Inschriften in und an den Kirchen, durch Denkmäler verschiedener Art, Stiftungen usw. dafür gesorgt, daß sein Name nicht vergessen werde. In Segeberg residierte er, und hier hatte er am Fuße des Kalkberges sein Palais, von dem aber keine Spur mehr vorhanden ist. In Schleswig standen u. a. die Städte Hadersleben, Tondern und Flensburg unter seiner Verwaltung, auch hatte er in der Umgegend von Flensburg bedeutenden Privatbesitz und viele Untergehörige, welche als „Rantzaudiener" sich wohl befanden und ihrem Herrn sehr ergeben waren. In Flensburg erwarb er sich „eine wüste Stätte," auf welcher er 1571 sich ein Wohnhaus, das Palatium Ranzovianum, erbaute, das die Inschrift getragen haben soll: Patria et Domus optima Coelum est. Wenn gesagt worden, daß von den vielen Bauwerken H. Rantzaus, die sich mehr durch Schönheit und äußere Ausstattung als durch Dauerhaftigkeit ausgezeichnet haben, keines mehr vorhanden sei, so trifft dies bezüglich des Flensburger Wohnhauses nicht zu. Das Haus, neben dem jetzigen Rathause, besteht nämlich noch und zeichnet sich inwendig im Erdgeschosse durch altertümliche, sehenswerte Gewölbe aus, wie sie in herrschaftlichen Bauten des 16. Jahrhunderts vorkamen, und weist dadurch unzweifelhaft auf den ersten Besitzer hin. Äußerlich hat das Haus manche Veränderungen erlitten. Vor mehreren Jahren war ein Bäckerladen darin, dann wurde es eine interessante Wirtschaft, und jetzt ist seit mehreren Jahren ein großes Leinen- und Weißwarengeschäft darin. Im Volksmunde hieß unerklärlicherweise das Haus lange Zeit „die katholische Kirche," möglicherweise des eigenartigen Baues, besonders der Gewölbe wegen. Jetzt hört man den Namen selten mehr. (Nach Dr. Wolff, „Zeitschrift der Gesellschaft für schlesw.-holst. Geschichte.) — An der St. Nikolai-Kirche in Flensburg findet sich ebenfalls eine Erinnerung an H. Rantzau. Hier sitzt an der Nordseite, in die Mauer eingelassen, ein ziemlich großer, kunstvoll behauener Sandstein mit lateinischer Inschrift, wohl zunächst ein Denkmal für eine ihm unterstellte und von ihm wertgehaltene Persönlichkeit, denn unter der lateinischen Widmung steht folgende deutsche Inschrift:

Durch einen blutigen Stich behende — Der edle Herr Heinrich Rantzau woldt,
Paul Oxenmund gewann sein Ende. — Ihn dies Gedächtnus Ehren soldt.

Flensburg. J. J. Callsen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 48.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 6. Juni 1903.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Schwindrazheim, Feldeinfassungen und Durchlässe in Ost-Holstein. I. (Mit Bildern.) — 2. Voigt, Flensburg um das Jahr 1600. — 3. Kunze, Der Klabautermann als Schiffsgeist. — 4. Hennings, Der Silberschatz der Augustenburger. — 5. Löhmann, Das Umsingen. — 6. Wisser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. — 7. Meyer, Liebes- und Heiratsreime. — 8. Mitteilungen. — 9. Anfrage.

Einzahlung der Jahresbeiträge für 1903.

An sämtlichen in Heft 2 genannten Orten ist die Einsammlung der Jahresbeiträge bereits im Monat April abgeschlossen gewesen.

Den Herren, welche freundlichst das Inkasso in Altona, Apenrade, Flottbek, Hamburg, Heide, Husum, Rendsburg, Segeberg und Wesselburen besorgten, sei auch hierdurch die Einsendung der Beträge mit bestem Danke für ihre Mühwaltung bestätigt.

Zur Einziehung noch rückständiger Beiträge wird Heft 6 unter **Nachnahme (2,75 M.)** versandt.

Neue Mitglieder, die im weiteren Verlaufe des Vereinsjahres eintreten, werden hierdurch freundlichst gebeten, die Einzahlung ihres Jahresbeitrages (M. 2,50) möglichst gleichzeitig mit der Anmeldung oder doch bald nach Empfang der vom Jahresanfang an nachgelieferten Hefte vornehmen zu wollen.

Kiel, den 25. Mai 1903. **Der Kassenführer:**
Adolfstr. 56. F. Lorentzen.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

100. Alnor, Mittelschullehrer, Kiel-Gaarden. 101. Bielfeldt, Buchhalter, Friedrichstadt. 102. Brix, Regierungsbaumeister, Kiel. 103. Dr. Carstens, Arzt, Friedrichstadt. 104. Güntrath F. J. Reuluer, Friedrichstadt. 105. Güntrath, Kaufmann, Friedrichstadt. 106. Johannsen, Kantor, Friedrichstadt. 107. Kähler, Bernhard, Kaufmann, Friedrichstadt. 108. Kähler, Ernst, Kaufmann, Friedrichstadt. 109. Koch, Postassistent, Kiel. 110. Kölln, Geschäftsführer, Friedrichstadt. 111. Lorenzen, Kaufmann, Friedrichstadt. 112. Marlens, Lehrer, Osterfeld b. St. Annen. 113. Ortmann, Lehrer, Lunden. 114. Peters, Rechtsanwalt, Kiel. 115. Pfeiffer, Buchdruckereibesitzer, Friedrichstadt. 116. Plump, Gastwirt, Friedrichstadt. 117. Schütt, Reginald, Kaufmann, Friedrichstadt. 118. Wiltern, Pastor, Gelbrs. 119. Wriedt, Amtsgerichtsrat, Friedrichstadt.

Digitized by Google

Zur Nachricht.

1. Zum Verkauf angeboten sind sämtliche Jahrgänge der „Heimat" (1—12), in Halbleinen gebunden, mit Titel; ferner die Hefte 3, 4, 5, 7, 8, 9, 10, 11 vom Jahrgang 1898.
2. Unsere Original-Einbanddecke wird nur unter Nachnahme oder gegen vorherige Einsendung des Betrages von 60 Pfg. (ev. auch in Briefmarken) versandt.
3. Schades „Tabelle zum Bestimmen der in unseren Gärten vorkommenden Nadelhölzer" ist vergriffen.

Kiel, am 22. Mai 1903. Der Schriftführer:
Geibelallee 2. Barfod.

Verschollene Adressen.

Von nachfolgenden Mitgliedern kam die „Heimat" als unbestellbar zurück: Fräul. M. Buckow, Lehrerin, Altona, Eimsbüttelerstr. 177. — Fischer, Lehrer, früher Suchsdorf, jetzt Altona. Nähere Adresse unbekannt. — Dechow, früher Seminarist in Lübeck. — Delfs, früher Seminarist in Lübeck. — Dose, Lehrer, Högsdorf b. Lütjenburg. — Kühl, Hugo, Apotheker, Preetz.

Wer gibt Auskunft über den jetzigen Wohnort?

Kiel, am 22. Mai 1903. Der Schriftführer:
Geibelallee 2. Barfod.

Mitteilung.

Preise für Lebensmittel aus alter Zeit. Die ältesten, einigermaßen zuverlässigen Preise für Lebensmittel in unserer Provinz stammen, soweit bekannt, aus dem 14. bis 16. Jahrhundert. Nachstehend geben wir einige Mitteilungen, wie sie in alten Chroniken und Haushaltungsbüchern aufgezeichnet sind. Im ganzen Holstenlande kostete im Jahre 1319: 1 Scheffel Roggen 1 Groschen und 1 Scheffel Hafer 4 Pfennige. Im Jahre 1381 zahlte man für ein Schipp Roggen 11 Pfennige, 1 Kuh galt 3 ℳ lübsch, ein Hammel 4 Witten (3 Witten = 1 ℳ lübsch), 1 Pfd. Butter 2 Pf., 15 Eier 1 Pf. und 1 Tonne Bier 2 ℳ lübsch. Für Biertrinker muß es eine herrliche Zeit gewesen sein, dabei ist aber nicht zu vergessen, daß der Tagelohn eines Arbeiters nur drei Heller betrug. Um das Jahr 1416, also 35 Jahre später waren die Bierpreise bedeutend gestiegen, man zahlte für 1 Tonne Bier 12 bis 18 ℳ. Auch die Preise für andere Lebensmittel waren höher, doch noch immer sehr niedrig. So kostete 1 Tonne Roggen 24 ℳ, 7 Scheffel Hafer 10 ℳ, 1 Scheffel Erbsen 4 ℳ, 1 Fuder Heu 6 ℳ, eine halbe Tonne Butter 2 ℔ 8 ℳ, ein fetter Ochse 3 ℔ 2 ℳ, 3 Seiten Speck 3 ℔ 6 ℳ, 1 Schwein 1 ℔ und 1 Tonne Salz 1 ℔. Dementsprechend waren auch andere Sachen spottbillig. So wurden für 1 Paar Stiefel 11 ℳ, für 1 Paar Schuhe 4 bis 5 ℳ und für 1 Fuder Holz 11 Pf. gezahlt.

Eine „große" Teuerung herrschte im Jahre 1454 im ganzen Lande. Für 1 Tonne Roggen mußte man 3 ℔ 8 ℳ, für 1 Tonne Weizen 4 ℔, für 1 Tonne Gerste 3 ℔ 8 ℳ und für 1 Tonne Hafer 1 ℔ 8 ℳ zahlen. Im Jahre 1456, also 2 Jahre später, war eine gesegnete Ernte und alles war wieder sehr wohlfeil. Man zahlte für 1 Tonne Roggen 18 ℳ, 1 Scheffel Weizen 1 „Dütjen" (Silbermünze = 3 ℳ lübsch), 15 Eier 3 Pfg., 1 Pfd. Lachs 3 Pfg., 3 Karpfen 4 Pf. und 20 Heringe 1 Pf., 1 Quart. Wein 1 Pf.

Im Jahre 1508 trat wieder eine Teuerung ein. 1 Tonne Roggen kostete 5 bis 6 ℔ lübsch, 1 Tonne Weizen 4 Kronen (1 Krone = 30 ℳ lübsch), 1 Tonne Gerste 3 ℔ 8 ℳ und 1 Tonne Hafer 2 ℔. Ein Brot zu 15 Lot galt 3 Pf.

Vier Jahre später, 1512, war große Not im Lande daß „gar viele Menschen Hungers gestorben sind." Der Preis für eine Tonne Roggen war auf 9 ℔ gestiegen, und eine Tonne Bier kostete 2 ℔ 12 ℳ.

Nach dem Tode des Herzogs Johann des Älteren im Jahre 1581 wurde eine Erb- und Landesteilung vorgenommen und hierbei nach folgender Taxe verfahren: 1 Paar Ochsen 20 ℔, 1 Paar Kühe 10 ℔, 1 Rind 4 ℔, 1 Schwein 1 ℔ bis 1 ℔ 8 ℳ, 1 Schaf oder Lamm 8 ℳ, 1 Gans 3 ℳ, 1 Huhn 1 ℳ, 1 Stieg Eier 1 ℳ, 1 Tonne Honig 16 ℔ (!), 1 Fuder Holz 2 ℳ, 1 Tonne Kohlen 2 ℳ, 1 Tonne Salz 1 ℔ 8 ℳ, eine Tonne Hafer wurde geschätzt auf 12 ℳ, 1 Tonne Roggen oder Weizen auf 2 ℔, 1 Tonne Bohnen auf 1 ℔ 9 ℳ, 1 Schipp Hafergrütze zu 4 ℳ, 1 „Dragt" Hafergarben zu 4 ℳ, 1 Fuder Heu zu 6 ℳ. Eine Tonne Butter wurde auf 20 ℔, 1 Fuder Torf 2 ℳ, 1 Tonne Aal 8 ℔, 100 Schollen auf 6 ℳ und 1000 Mauersteine auf 10 ℔ taxiert.

Das waren die Preise in der guten, alten Zeit. Wie hoch mögen demnach die Landpreise gewesen sein? Was verdiente ein Handwerker? Interessant wäre es, darüber einiges zu erfahren.

Windbergen. J. Schwarz.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 6. Juni 1903.

Feldeinfassungen und Durchläße in Ost-Holstein.[1])

Von **O. Schwindrazheim** in Hamburg.

I.

Schleswig-Holstein ist bekanntlich die Heimat der schönsten Art und Weise, Wiese und Feld gegeneinander oder gegen die Straße abzuschließen — des Knicks. Er ist aber durchaus nicht die einzige Einfassungsart, die wir bei einer Wanderung durch das Land antreffen.

Gelegentlich eines Aufenthalts im Ostseebad Dahme habe ich mir einmal das Vergnügen gemacht, die verschiedenen in seiner Umgegend vorkommenden Methoden zusammenzustellen. Sie decken sich völlig mit den in ganz Ost-Holstein sowie in Lauenburg üblichen.

Die einfachste und wohl auch älteste Art, das Feld gegen fremdes Vieh abzuschließen oder das eigene, daselbst grasende Vieh einzuschließen, ist der Erdwall, dem wir auch des öfteren noch heute begegnen. In der Art seiner Herstellung liegt es begründet, daß er zumeist jederseits von einem kleinen trockenen Graben begleitet ist. Üppiger Pflanzenwuchs überzieht ihn mit grüner dichter Decke, aus der bunte Blumen und mehrerlei zum Naschen reizende Früchte, Erdbeeren, Himbeeren und Brombeeren, hervorlugen. Für Felder, auf denen große Steine in Massen gefunden werden, bot sich als ebenfalls einfache Umwallung der Steinwall dar. In halber Manneshöhe aufgeschichtet, durch Erdaufschüttung gefestet, finden wir auch ihn heute noch überall vor. Der Graben fehlt ihm, da die Herstellung einen solchen nicht hervorruft. Ebenso fehlt ihm, wenn nicht reichliche Erdaufschüttung

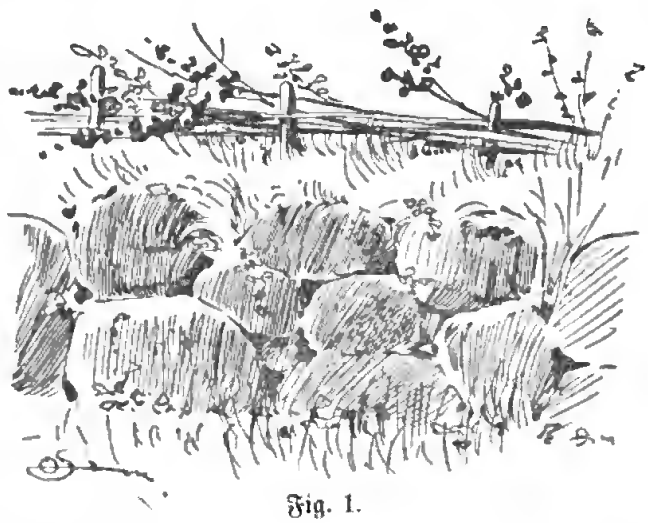


Fig. 1.

[1]) Mit Erlaubnis des Vorstandes entnommen den „Mitteilungen aus dem Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausfleißes in Berlin."

vorhanden ist, der üppige Pflanzenwuchs des Erdwalles, obschon mancherlei bescheidene Pflanzen auch ihn zum regelmäßigen Standorte sich erkiesen.

Wo die Höhe der Erd- oder Steinwälle sich als nicht genügend erwiesen hat, hat man sie erhöht. Einmal durch einfaches Aufhäufen trockenen Reisigs, ein andermal dadurch, daß man solches Reisig in größerer oder geringerer Höhe durch

Fig. 2.

festgeschlagene Pflöcke gefestigt (Fig. 1), ein drittes Mal, indem man Latten von dünnen Tannenstämmchen an solchen Pflöcken durch Nagelung oder Festbinden befestigt hat — als modernste Art tritt der an Pflöcken hingezogene Draht neuerdings hinzu.

Der Knick ist im Grunde auch nichts anderes als ein erhöhter Erd- oder Steinwall. Er ergab sich von selbst, nachdem man die Ansiedelung hoher und

Fig. 3.

kräftiger Pflanzen auf einem solchen als praktisch befunden hatte. Hasel, Weißdorn, Eiche, Weide, Erle, Spindelbaum, Buche, Ebereſche u. a. m. sind es hauptsächlich, mit denen man die Wälle bepflanzt. Allerlei andere Pflanzen, die das Dickicht verstärken, siedeln sich von selbst unter ihnen an: wilde Rosen, Disteln, Schlehdorn, Brombeeren, Himbeeren, Efeu, Jelängerjelieber u. a. m.

Wie lebende grüne Mauern ziehen sich die Knicks durchs Land, sie schließen

die verschiedenen Felder gegeneinander ab, sie begleiten die Landstraßen (Fig. 2) und die „Redder" genannten Feldwege, die gerade genügende Breite haben, um einen Erntewagen passieren zu lassen, indem sie überall malerische Bilder dem Auge darbieten.

Wo das Land hügelig ist, bilden die grünen Bänder, die sich kreuz und quer über die Hügel hinziehen, bisweilen bizarre Linien, die äußerst charakteristisch für das Land sind. (Fig. 3.)

Erdwall, Steinwall und Knick sind die typischen Einfassungen Ost-Holsteins. Selten habe ich Flechtwerk als Feldumfassung gefunden (Fig. 4), wohl aber bildet

Fig. 4.

dieses für den Hausgarten einen des öfteren vorkommenden Abschluß. Hier kommen auch die Hecke, der aus senkrechten, dicht nebeneinander gestellten Brettern gebildete Zaun, der aus Latten zusammengenagelte Zaun — als neueste Errungenschaft das Drahtgitter vor. In Fischerorten werden auch wohl alte Netze benutzt, um den Gartenabschluß gegen unwillkommene Besuche seitens des Geflügels zu vervollkommnen.

Flensburg um das Jahr 1600.

Kirchliche Verhältnisse.

Von **Christian Voigt** in Flensburg.

Um das Jahr 1600 besaß Flensburg 4 Kirchen: die 3 großen Gemeindekirchen und die 1583 dem öffentlichen Gottesdienst übergebene dänische Kirche. Die Kirche der Ramsharde, St. Gertrud, war 1571 abgebrochen worden. In ihrem Äußeren haben sich die genannten 4 Kirchen, von den Türmen abgesehen, wenig verändert. Die Nikolaikirche war erst vor kurzem, 1582, mit einem neuen Turme geschmückt worden. Nachdem man im ersten Eifer für die Reformierung der Kirche auch das Innere der Gotteshäuser allen Schmuckes beraubt hatte, so daß uns kaum ein Stück der inneren Ausstattung aus vorreformatorischer Zeit erhalten ist, zeigten die letzten Jahrzehnte des Jahrhunderts wieder mehr Sinn für Kirchenschmuck. Die reichen Flensburger Bürger scheinen gewetteifert zu haben, sich durch Stiftungen von Kanzeln, Altären, Epitaphien, Kirchengeräten zu verewigen, und die Flensburger Meister haben ihr Bestes geleistet und ihrem eigenen Können nicht weniger als jenen Stiftern ehrende Denk-

Digitized by Google

mäler gesetzt, die noch jetzt der Beachtung wert sind. Heinrich Ringerink, Bildschnitzer und Steinhauer, schnitzte 1604 bis 1609 die Orgel in der St. Nikolaikirche, und wahrscheinlich auch 1598 den Altar in St. Marien. Der Maler Johann v. Enum bemalte Gewölbe und Pfeiler der Nikolaikirche „mit Bäumen und Sträuchern, mit Früchten und Vögeln und Sprüchen in schön geschnirkelten Ramen". 1597 goß Peter Hansen die „Taufe". Auch die Kanzel in St. Nikolai, ein Geschenk des Amtsschreibers Blasius Eckenberger, und das Albanische Bild, der Tod des Matthäus, stammen aus dieser Zeit. Die Johanniskirche verdankt dem Ende des 16. Jahrhunderts Kanzel, Taufstein und die Krone mit der Fortuna. Für die Marienkirche goß Michel Dibler außer einer Glocke den Taufstein, 1591; ferner sind die Kanzel, einer der Kronleuchter und mehrere Epitaphien der Marienkirche damals entstanden.

Das Kirchengestühl war ähnlich angeordnet wie jetzt noch; doch schufen Sitte, Rangsucht und Rangordnung auch hier (1598) besondere Bestimmungen. Männer und Frauen hatten damals, wie noch lange nachher, ihre gesonderten Plätze. Die beiden Bankreihen im Hauptschiff der Kirche waren im dauernden Besitze der Hauseigentümer. Dienstboten u. a. durften diese Plätze nur während der Frühpredigten und der dänischen Gottesdienste benutzen. Während der Hauptgottesdienste mußten sie sich auf dem Platze zwischen dem Gestühl aufhalten. Auch die Sitze in dem südlichen Kreuzarm in Nikolai und Marien und die kleinen Gestühle an den Seiten der Kirche hatten ihre eigene Bestimmung. Die ersten waren für „ehrliche Matronen, die Ungelegenheiten halber in die langen Stühle nicht gehen können". Die Sitze an den Wänden aber konnten von Handwerkern und Schiffern, welche kein eigenes Haus hatten, gegen eine jährliche Miete erworben werden.

Die Sorge für das äußere Wohl der Kirche, besonders auch die Verwaltung des Kirchenvermögens und der Einkünfte lag in den Händen eines Kirchgeschworenen, der alljährlich von den Ratspersonen und den Ältesten des Kirchspiels gewählt wurde, also nur ein Jahr diente. Seine Tätigkeit schloß damit ab, daß er an einem bestimmten Tage des Jahres vor dem Bürgermeister, den Ratsverwandten, den Predigern und den ältesten und vornehmsten Bürgern des Kirchspiels die Kirchenrechnung ablegte, worauf man zur Wahl eines neuen Kirchgeschworenen schritt. An diesen wichtigen Aktus schloß sich ein Schmaus, bei dem früher geschwelgt worden war, der aber am Ende des Jahrhunderts einfachere Formen annahm. Früher hatte man große Einladungen ergehen lassen, jetzt nahmen nur die bei der Rechnungsablage Erschienenen und die nächsten Verwandten des Kirchgeschworenen teil. Außer zweien Nachbarinnen waren Damen von diesem Feste ausgeschlossen. Der Schmaus bestand in einem Gericht frisch gesottenen Fleisches, Gänsebraten, Butter und Käse. Dazu wurde Hamburger, Rostocker oder — was aber weniger galt — „gutes" Flensburger Bier getrunken. Am Tage nach dieser Rechnungsablage kamen die genannten Repräsentanten der Gemeinde: Bürgermeister, Ratsverwandte, Prediger und zwölf der „Ältesten" im Hause des abgegangenen Kirchgeschworenen zusammen, wo unter dem Vorsitz des Bürgermeisters der Arbeitsplan für das neue Jahr festgestellt wurde; hervorgetretene Mängel oder besondere Aufgaben der Kirche wurden besprochen und die gefaßten Beschlüsse protokolliert.

An Kirchenbeamten hatte jede Kirche außer den zwei Predigern — die dänische Kirche hatte nur einen Prediger — einen Organisten, einen Kantor, einen Küster, den Kuhlengräber und die Pulsanten. Die Kantorgeschäfte, nämlich die Einübung und Leitung des Kirchenchores, wurden von Lehrern der lateinischen Schule besorgt. Der Kantor dieser Schule war zugleich Kantor an St. Nikolai

und hatte außerdem die Verpflichtung, in Marien Kirchenkonzerte zu geben. Hier war sonst der Quintus, der 5. Lehrer, der lateinischen Schule, in St. Johannis der Quartus (der vierte) Kantor. Die Küstergeschäfte, nämlich das Reinigen der Kirche, die Unterweisung der Kinder im Katechismus, lagen in Nikolai und in Marien in den Händen der „deutschen Schulmeister". In Johannis, wo wahrscheinlich keine „Deutsche Schule" bestand, war ein eigener Küster angestellt. Diesem bezw. dem „deutschen Schulmeister" lag auch die Sorge für das Geläute ob. Er hatte daher bei Beerdigungen, Hochzeiten die „Glockenschläger" oder Pulsanten aus seiner Einnahme zu befriedigen. Der Kuhlengräber hatte außer dem Amt, das sein Name nennt, noch das, bei Beerdigungen die Totenfahne voranzutragen.

Die gottesdienstlichen Handlungen waren selbstverständlich durch die Reformation stark beeinflußt, doch hütete der besonnene Bugenhagen — der Verfasser der schl.-holst. Kirchenordnung (1542) — sich vor einem zu schroffen Bruch mit der Vergangenheit. Man legte ab, was sich mit dem neuen Geiste, besonders mit der Lehre von den Sakramenten durchaus nicht vertrug, hielt jedoch an der üblichen Zahl der Gottesdienste im großen und ganzen fest, ließ auch die Form derselben ziemlich bestehen, selbst der lateinischen Sprache gewährte man in der Liturgie das alte Recht.

Wieviele Gottesdienste in der Stadt wöchentlich gehalten sind, läßt sich schwer feststellen. Nach der mehrfach erwähnten Polizeiordnung fanden außer den sonntägigen folgende werktägige Gottesdienste statt: in Marien Dienstags und Donnerstags, in Nikolai Mittwochs und Freitags und in Johannis Donnerstags, doch nennt sie gelegentlich der Vorschriften über die Hochzeitsfeier auch Montagsgottesdienste und die Schulordnung Paul Sperlings spricht noch von einer Singvesper am Sonnabend. Zu den täglichen Gottesdiensten erschienen außer den Armen, die sonst ihres Almosens verlustig gingen, u. a. auch die Schulkinder, welche zur Mitwirkung bei der Liturgie verpflichtet waren.

Zu diesen gewöhnlichen Gottesdiensten kam dann noch eine Reihe uns ziemlich fremder Feste: das der heiligen drei Könige am 6. Januar, Lichtmeß oder Mariä Reinigung am 2. Februar, Mariä Verkündigung am 25. März, Mariä Heimsuchung am 2. Juli, Johanni den 24. Juni, Michaelis am 29. September und Aller-Heiligen am 1. November.

Die Kirchensprache war deutsch; doch wurden auch dänische Predigten gehalten und zwar nicht nur in der dänischen Kirche. Bei den Gottesdiensten spielte der Chorgesang eine entschieden bedeutendere Rolle als jetzt. Fast jede Kirche hatte zwei Kirchenchöre, die im Gesang abwechselten. Jeder Gottesdienst begann und schloß mit mehreren teils lateinischen Wechselgesängen und Chorälen.

Unter den Gottesdiensten unterschied man nach alter Weise Metten oder Frühgottesdienste, Vespern oder Abendgottesdienste und Messen. Die Metten und Vespern scheinen vorzugsweise Kindergottesdienste gewesen zu sein. Ein Wechselgesang, in dem der Gesang der Vorsänger mit dem der beiden Chöre wechselte, bildete den Anfang. Nach einigen weiteren liturgischen Sätzen wurde entweder gepredigt oder von Schülern in lateinischer Sprache ein Kapitel aus dem Neuen Testament verlesen. Zum Schluß sprachen die Kinder ein „Kyrie eleison!" und das Vater unser und der Chor sang noch einige liturgische Sätze. Ähnlich verlief eine Vesper. Die Sonntagsmette unterschied sich u. a. von der gewöhnlichen Mette dadurch, daß die Schüler nach der Predigt den Katechismus (die Gebote, das Glaubensbekenntnis, die Bitten, die Worte von der Taufe, vom Amt des Schlüssels und vom Abendmahl) in lateinischer Sprache mit halber Stimme murmelten.

Die sonntäglichen Hauptgottesdienste waren ausschließlich Messen, d. h. Abendmahlsgottesdienste. Der Gottesdienst begann morgens um 8 Uhr. Er verlief, wenn man von einigen Äußerlichkeiten, dem Meßgewand, dem Knieen der Priester, dem Gebrauch der lateinischen Sprache u. a. absieht, im großen und ganzen wie unser Gottesdienst; auch der Klingbeutel fehlte nicht. Die oft noch mangelnde Bekanntschaft der Zuhörer mit der lutherischen Lehre machte es notwendig, daß der Prediger die grundlegenden Lehren und die Abweichungen von der katholischen Lehre zum Gegenstand seiner Predigten machte. Die Kirchenordnung legte den Predigern daher vor allen Dingen folgende Themen ans Herz: Von der Buße, vom Vertrauen zu Gott, vom Gebet, von guten Werken, vom freien Willen, von der Vorherbestimmung, von den menschlichen Lehren, von den Heiligen. Die Predigt durfte nicht über eine Stunde dauern.

An Festtagen, bei Trauungen und andern Gelegenheiten war mit dem Gottesdienste ein Opfer seitens der Gemeinde verbunden, wie es noch an Stellen auf dem Lande besteht.

Während der Gottesdienste mußte die gewerbliche Arbeit ruhen, sowohl Sonntags, wie an den Wochentagen. Kein Handwerker durfte arbeiten. Das Handeln an den Wagen und das Schenken von „Wein, Bier, Mehde oder gebrannten Weinen" war verboten „bei Brüche achtzehn Schilling, der da zapfet, und achtzehn Schilling, der da zapfen läßt."

Außer den Gottesdiensten fanden die Taufen und Trauungen ausschließlich in der Kirche statt, und auch die Beerdigungen erfolgten vielfach im Anschluß an die Gottesdienste.

Der Taufe ging oft trotz wiederholten Verbotes das „Kindelbier", eine nicht selten in ein förmliches Gelage ausartende Feier am Tage der Geburt des Kindes, voraus. Wenige Tage nachher erfolgte dann die Taufe. In jeder Kirche war zu dem Zwecke ein Taufbecken in Stein oder Erz oft sehr künstlerisch ausgeführt. Die gewöhnlich getriebene Metallschale in dem Taufstein oder der „Taufe," wie man kurz sagte, diente besonders zur Aufnahme des in der kalten Jahreszeit erforderlichen warmen Wassers. Am Tage vor der Taufe sandte die Mutter des Kindes eine Magd aus, 8, 6 oder 4 Paar Frauen der Bekanntschaft, je nach dem Rang der Eltern des Kindes, zu bitten, das Kind in die Kirche zu begleiten. Auch das Einladen des Predigers war eine ausgesprochene Pflicht der Mägde, die nicht z. B. von dem Vater des Kindes ausgeführt werden durfte. Von diesem wurden dagegen die Gevattern des Kindes gebeten. Auch bei den Taufen war früher großer Luxus getrieben. Die einladenden Mägde waren mit besonderen diesem Zwecke dienenden Kleidern, mit Ketten und allerlei sonstigem Schmuck ausgestattet worden, und die Begleiterinnen auf den Weg zur Kirche beschenkten das Kind mit kostbaren, aber später ganz unbrauchbaren wattierten Kleidern. All dieser Luxus war jetzt verboten, und auch nach vollzogener Taufe durften keine besonderen Festlichkeiten angestellt werden. Nur wenn auswärtige Gevattern erschienen waren, durften diese und 4 befreundete Häuser zu einem kleinen Taufschmaus eingeladen werden.

Sobald die Mutter sich hinreichend kräftig fühlte, unternahm sie in Begleitung von 6—8 Paar befreundeten Frauen ihren ersten Kirchgang. War dieser Tag früher mit noch größerem Aufwande als selbst die Taufe gefeiert worden, so verbot das jetzige, nach Vereinfachung der Sitten strebende Regiment auch bei dieser Gelegenheit jede äußere Feier.

Das größte Familienfest, bei dem die Kirche mitwirkte, war die „Brautlacht", die Hochzeit. Nicht kirchlich geschlossene Ehen waren verboten. Übertreter dieses Gebotes wurden christlich ermahnt, gebrücht oder, wenn beides nicht half, der

Stadt verwiesen. Durch Landesgesetz war auch die Ehe zwischen Verwandten 1. bis 3. Grades, also zwischen Vetter und Cousine, verboten, doch konnte bei dem Könige um Dispensation von dieser Bestimmung nachgesucht werden. Jeder Mann, der sich zu verheiraten gedachte, mußte dem Prediger eine Bescheinigung des Rates der Stadt beibringen, daß er, seine Pflichten gegen König und Stadt zu leisten, tüchtig erkannt sei. Fremde hatten außerdem nachzuweisen, daß sie im rechten Glauben getauft und erzogen seien, und mußten sich vor dem Prediger einem Examen über die Ehepflichten unterziehen.

Der Eheschließung gingen als öffentliche Handlungen die Verlobung und die Abkündigung voraus. Die Verlobung geschah bei dem Prediger der Kirche, in welcher die Trauung stattfinden sollte. Während in den meisten Fällen die Verlobung in dem Hause des Predigers stattfand, verlobten die Vornehmeren sich in der Kirche im Beisein von 4 Freunden des Bräutigams und ebenso vielen Freunden der Braut. Gastereien an diese Feier zu schließen, wie sie früher üblich gewesen, waren jetzt verboten.

Daß man auch zur damaligen Zeit schon bei Verlobungen mit kaufmännischer Vorsicht verfuhr, beweist der Ehekontrakt (Ehezarte), welchen der hiesige Bürgermeister Gerhardt von Mehrfeldt am 18. Mai 1599 mit seiner Braut Anna Efichs und ihren Eltern schloß. In demselben heißt es: „Erstlich hefft der ehrbare und führnehmer Eiler Efichen die bemelte Junffer Annen dem ehrgedachten Herrn Gertt von Meerfellt in den hilligen Ehestand thogesecht und gelavet mit 3000 Marck Lübisch, welche Summa dem Herrn Breutegam genugsam sollen verassecuriret und vorwissert werden und dieweil die Braut up die Ordenung und Manier, wo tho Flenßborch gebräuchlich, schall und modt gekleidet werden, so schall der Braut Vater ihr solche Kleidung geven und verschaffen, und schall der Brudt Moder mit dem furderlichsten von dem Herrn Breutegam verstendiget werden, up wat Maniere defülwigen Kleider müssen vorfertiget werden. Darentkegen ist men mit des Herrn Brentegams Inbringen an der Braut Sieben dorchuth friedlich." Daran schließt sich dann ein vollständiges Testament.

Einige Wochen vor der Hochzeit mußte die „Abkündigung", d. h. eine zweimalige Bekanntmachung der bevorstehenden Eheschließung von der Kanzel aus, erbeten werden.

Damit begann nun die freuden- und gelagsreiche Hochzeitszeit. Jede Gelegenheit wurde da benutzt, um zu feiern. Wurde die Liste der einzuladenden Gäste aufgestellt, so gab es das sog. Schreibbier.

Nach Einrichtung der Wohnung der jungen Eheleute, bei „Aufmachung des Brautbettes", gab es wieder eine Feier, und endlich kam dann die 2 bis 3 Tage dauernde Hochzeitsfeier selbst. In alle diese Feste brachte das Ende des 16. Jahrhunderts größere Einfachheit. An dem „Schreibbier" durften nur die Eltern der Brautleute, der Bräutigam mit seinem „Schaffer" und der Hochzeitsbitter der Braut teilnehmen. Die Zahl der einzuladenden Gäste richtete sich nach dem Stande des jungen Paares und war gesetzlich beschränkt. An allen Hochzeiten aber, bei vornehm und gering, konnten die Ratsherren und die Prediger teilnehmen, und auch Kantor, Organist und Schulgesellen, das sind die Lehrer der lat. Schule, erschienen nach alter Gewohnheit, ohne ein ausgesprochenes Recht zur Teilnahme zu besitzen. Die deutschen Schulmeister aber und die Küster durften an den Hochzeitsschmäusen nicht erscheinen. Außer diesen ständigen Hochzeitsgästen, den nächsten Freunden und den Auswärtigen durften die Bürger der 1. Rangstufe 40, die der zweiten 25 und die der 3. Klasse 12 Häuser einladen. Zu den Hochzeiten der Geringsten hatte der Bräutigam selbst am Sonn-

abend vor der Hochzeit zu „bitten". Die Einladungen zu den vornehmeren Hochzeiten erfolgten am Donnerstag, und zwar lud der Bräutigam seine und ein von der Braut bestimmter Hochzeitsbitter ihre Bekannten ein. Die Sitte, durch eine oder zwei Frauen eine vorläufige Einladung der Gäste ergehen zu lassen, hörte nun nach und nach auf, wahrscheinlich, weil die Sitte, diese Frauen mit Gewürz und anderen Dingen zu beschenken, zu sehr eingerissen war.

Ein eigenartiges Fest war das sog. „Aufmachen des Brautbettes", zu dem oft eine große Zahl von Freunden und Verwandten zusammenströmte. Das Aufmachen des Brautbettes bezeichnet eigentlich nur den Höhepunkt der Tätigkeit dieses Tages, die im übrigen wahrscheinlich in dem Herbeischaffen und Aufstellen der „Kisten und Kistenwaren", der Aussteuer, bestand. Bei dieser Gelegenheit beschenkte der Bräutigam die Freundinnen der Braut und diese die Freunde des Bräutigams mit Gold- und Silbergeräten, Kleinodien, Hemden, Schuhen, Pantoffeln und dergl. Auch in diese Sitten griff die nüchterner werdende Zeit ein, indem bestimmt wurde, daß dieses Schenken unterbleiben und nur je 4 Freunde von seiten der Braut und des Bräutigams an dem Aufmachen des Brautbettes teilnehmen durften.

Die Trauung fand, wie es scheint, stets Sonntags statt. Zu derselben wurde die Braut durch oft mühsam zusammengeliehene Kostbarkeiten herausgeputzt. Vor allen Dingen gehörte zum Brautschmuck eine Krone. In vornehmen Häusern vererbte eine solche oder Teile für dieselbe von Geschlecht zu Geschlecht. Wo das nicht der Fall war, lieh man eine Krone für die Hochzeitstage von Adeligen oder vornehmen Patriziern. Der vornehme Bräutigam beschenkte seine Braut bei der Hochzeit gern mit einem vergoldeten Gürtel, der auf dem Schloß sein Wappen trug, oder mit einer goldenen Kette mit eingehängtem „Portugalöser" (eine Goldmünze im Werte von 10 Dukaten).[1]) Die Polizeiverordnung von 1600 schreibt vor, daß die Braut bei der Trauung keine Ketten oder Kleinodien tragen durfte, die nicht ihr Eigentum waren. Die vornehme Braut trug „ausgeschlagene" Haare, einen Perlenkranz auf dem Kopf, oft mehrere Ketten um den Hals und einen vergoldeten Gürtel. Auch den Bürgertöchtern der mittleren Klasse war das Tragen eines Perlenkranzes und so vieler Ketten, als ihr eigen war, erlaubt. Dagegen durften Handwerkerkinder und Dienstmädchen keine Kränze tragen, sondern nur eine „perlen Bindeken" (Kopfputz), wie Bürgerkinder sie gewöhnlich trugen.

Braut und Bräutigam mit der ganzen Hochzeitsgesellschaft mußten am Hochzeitstage an dem Hauptgottesdienste in der Kirche teilnehmen. Vormittags 8 Uhr begab sich der Hochzeitszug nicht selten unter Saitenspiel auf den Weg zur Kirche: der Bräutigam mit seinem Schaffer und seinen Freunden, die Braut mit ihren Brautjungfern und die Gäste. Die Begleitung durch Ehrenjungfrauen war ein Vorrecht der reichen Braut. Die Bräute 2. und 3. Klasse gingen zwischen zwei Frauen oder Jungfrauen und in Begleitung der eingeladenen Frauen zur Kirche. Wünschte das Brautpaar in das allgemeine Kirchengebet eingeschlossen zu werden, so gab der Bräutigam dem „deutschen Schulmeister" oder Küster einen Zettel mit der schriftlichen Bitte und die vorgeschriebene Gebühr, und dieser teilte dem Pastor den Wunsch mit.

Nach Beendigung der Predigt legten der Bräutigam und die Gäste, dann die Braut mit ihrer Begleitung das übliche Opfer auf dem Altar nieder. Darauf folgte die Trauung und nach derselben ging die Hochzeitsgesellschaft in das „Kösthaus", wo der Hochzeitsschmaus stattfand. Gleich nach Ankunft hier übergab jeder Gast die mitgebrachten Geschenke.

[1]) 1 Dukaten = 6 Mk. lübsch.

Die Hochzeitsfeier im Hause wurde von dem Schaffer geleitet, dem in vornehmen Häusern ein Schenk und 12 (in den anderen 8 oder 4) junge Bürgersöhne zur Seite standen. Das Schafferamt war ein Ehrenamt, das bisweilen selbst ein Bürgermeister, wie Wilhelm Weinberg, zu übernehmen nicht verschmähte.

Der Schaffer wies den Gästen ihre Plätze beim Hochzeitsmahl an. Zu dem Essen durfte bei mittleren und geringen Hochzeiten nur Flensburger Bier gegeben werden. Für vornehme Hochzeiten gab es keine Beschränkung in diesem Stück; man trank Wein oder fremdes Bier: Preußing, Mumme, Kockabille, Hamburger oder Eimbeker Bier. Nach beendeter Mahlzeit und „geschehener Danksagung" bat der Schaffer die Gäste, sich am folgenden Tage um 11 Uhr wieder einzufinden. Darauf begann ein fröhlicher Tanz bei Musik von Pauken, Flöten und Streichinstrumenten. (Trompeten waren nicht dem bürgerlichen Stande gemäß.) Der „Spielmann" (Stadtmusiker) war zugleich Vortänzer. Der Tanz wurde von dem Schaffer eröffnet, der mit der Braut tanzte und diese dann dem Bräutigam zuführte.

Bei den „Mittelmäßigen und Geringen" war die Hochzeitsfeier mit diesem einen Tage vorbei. Die Vornehmen feierten noch einen zweiten und, waren auswärtige Gäste geladen, auch noch einen dritten Tag.

Bei jeder „Köst" waren sämtliche Kirchendiener zu honorieren. Die Kantorei der lat. Schule, d. i. die gemeinsame Kasse der Kantoren, erhielt von jeder „großen" Köst 1 Taler, sonst ½ Taler. Gesang im Hochzeitshause mußte besonders bezahlt werden. Der Organist bekam ½ Taler, der Küster für Reinigung der Kirche ½ Gulden. Die Pulsanten mußte der Küster von seiner Einnahme bezahlen. Außerdem erhielt der Spielmann für Musik mit sämtlichen Instrumenten 8 Reichstaler, für die geringeren Leistungen bei einer Hochzeit 2. oder 3. Ranges bezw. 5 Taler und 3 Mark.

Zu damaliger Zeit war die Teilnahme an dem Tod eines Bekannten nicht nur eine gute Sitte wie heutzutage. Den Gildebrüdern war die Begleitung des toten Bruders zu seiner letzten Ruhestätte eine ihrer heiligsten Pflichten, und dem Erziehungsprogramm der lat. Schule erschien das Begleiten der Leichen als eine der schönsten „Andachtsübungen". Auch den Predigern der Stadt war es zur Pflicht gemacht „der christlichen Gebühr und Ehrbarkeit gemäß" sämtliche Leichen „ungefordert, aus eigener Bewegung, auch ohne alle Entgeltnis" zur letzten Ruhe zu begleiten.

Nicht lange nach dem eingetretenen Tode begann man mit der Aufbahrung der Leiche, bei der oft ein unerhörter Pomp zur Schau getragen wurde. In seidenen Kleidern, auf seidenen Kissen, wurde der Tote gebahrt. Jungen Mädchen legte man einen Kranz von Gold, Silber oder Perlen aufs Haupt. Auch solchen übertriebenen Luxus begann man am Ende des Jahrhunderts abzulegen. An die Stelle jener kostbaren Kränze traten solche aus Seide oder Blumen. So lange die Leiche im Hause war, wurde nachts bei derselben gewacht. Nicht immer war Sympathie für den Toten der Grund zur Teilnahme an einer solchen Leichenwache, sondern oft neben abergläubischem Fürchten und Hoffen die Lust am Abenteuerlichen. Besonders Dienstboten liefen oft in Scharen solchen Leichenwachen zu. Diesem Unfug wurde durch die Bestimmung gesteuert, daß nur 3—4 Nachbarn oder Freunde bei der Leiche wachen durften.

Gewöhnlich fand die Beerdigung 2—3 Tage nach dem Tode statt, nur die Leichen der Vornehmsten durften 4 Tage im Hause bleiben. Beerdigungsstätten waren außer den Plätzen um die Kirchen der Stadt der St. Gertruden-, der Klosterkirchhof und die Kirchen selbst; doch waren die Begräbnisse in den Kirchen

den Predigern und vornehmsten Bürgern vorbehalten und mußten von ihnen teuer bezahlt werden.

Auch bei den Beerdigungen spielte der Rang, den der Verstorbene eingenommen hatte, eine wichtige Rolle. Man unterschied danach vorzugsweise drei Grade der Beerdigungen. Die Leichenbegängnisse erster Klasse nannte man General-, volle oder ganze Leichen, weil die ganze lat. Schule an denselben teilnahm. Einer solchen Leiche folgte fast die ganze Stadt: der Rat und die 24 Männer, die Prediger, Gildebrüder — und wer gehörte nicht einer Gilde an — die ganze lat. Schule, Lehrer und Schüler, die ganze deutsche Schule und sonstige Nachbarn, Freunde und Bekannte. Es war eben Christenpflicht, den Toten auf seinem letzten Gange zu begleiten, und man war sich seiner Christenpflichten damals wohl bewußt. Unter dem Geläute sämtlicher Glocken der Stadt und dem von Schülern der lat. Schule ausgeführten Gesange lateinischer Psalmen bewegte sich der Trauerzug vom Hause nach dem Kirchhofe. Voran trug der Kuhlengräber die eigens Beerdigungszwecken dienende, gewöhnlich bemalte Totenfahne. In der Kirche angelangt, hielt der Geistliche die Leichenpredigt und der Chor sang. Hieran schloß sich ein Opfer und dann erfolgte die Beerdigung. Nach derselben ging das Leichengefolge ins Sterbehaus zurück. Die Schüler aber begaben sich in die Schule, wo bisweilen noch Wecken und Geld unter ihnen ausgeteilt wurde. Die Gastmäler nach den Beerdigungen, das sog. Erbbier, waren freilich verboten, doch blieben sie noch lange im Gebrauch.

Bei Beerdigungen 2. Klasse folgte nur die Hälfte der Schüler der lat. Schule, 1 oder 2 Lehrer und die deutsche Schule, doch wurden hier noch Unterschiede gemacht.

Eine besondere Ehrung nämlich, die nicht der ganzen 2. Klasse zugestanden wurde, war die Leichenpredigt. Der Bürgermeister des Stadtteiles entschied darüber, ob der Tote einer solchen würdig sei oder nicht. Wer keine Leichenpredigt erhielt, der wurde auch nur von der „alten Schule" hingesungen. Wurde gestattet, daß der Prediger nach der Predigt seines „Lebens Abschied in kurzem gedachte", so war der Tote auch würdig, von der halben lateinischen Schule begleitet zu werden. Keinem Toten der zweiten Klasse aber durfte die Beerdigung nach den Sonn- oder Werkeltagspredigten und das Geläute aller Glocken des Kirchspiels versagt werden. Bei Beerdigung eines Dienstboten oder Handwerksgesellen, die gewöhnlich zur Vesperzeit stattfand, folgte nur die „deutsche Schule" dem Sarge, und vom Turme herab tönte das einstimmige Geläute der „Sonntagsglocke".

Der Klabautermann als Schiffsgeist.

Von F. Kunze in Suhl.

Wie bekannt, gibt es nicht nur auf dem weiten Festlande allerhand gespenstische Wesen, welche nach abergläubischer Volksmeinung „im Reich der Lüfte," an verlassenen Flurstätten, düstern, einsamen Waldplätzen sowie in Haus und Hof ihr unruhiges Wesen treiben, sondern auch die eintönige, endlose See wird von buntgestaltigen Spukgeistern heimgesucht, die dann meistens das geräumige Schiff als willkommene Wohn- und Wirkungsstätte ausersehen, wenigstens im Vorstellungskreise hasenherziger Seeleute. Im allgemeinen ist ja der berufsmäßige Schiffsmann im Kampfe gegen Sturm und Wolken furchtlos und kühn, aber das ständige Leben auf dem trüglichen Elemente und die ihn fortwährend umgebende

Gefahr des Todes, nicht minder die häufig so wunderbare Errettung schiffbrüchig gewordener Genossen in solchen Fällen, wo das bedrohte Leben nur noch am seidenen Faden hing, haben ihn allmählich in dem leicht erklärlichen Wahn bestärkt, daß auch in seiner schwimmenden Behausung übernatürliche Wesen bei dieser und jener Begebenheit rätselhaften Charakters ihre Hand mit im Spiele haben müssen. Meistens handelt es sich hierbei um abergläubische Phantasiegebilde oder mythologische Vorstellungen, die eben da, wo die Ursachen eines ungewöhnlichen Vorkommnisses nicht unmittelbar deutlich vor Augen lagen, behufs Ergründung das Reich des Geheimnisvollen und Wunderbaren durchflogen. Ein anderer Teil jener schreckhaften Wahrnehmungen wurzelt dagegen in kritikloser Umdeutung tatsächlich gesehener Erscheinungen, die auf den naturgemäßen Einfluß von Wind und Wetter zurückzuführen sind, wie z. B. das St. Elmsfeuer. Obgleich dieses elektrische Produkt heute schon weniger auffällig ist, so behauptet dagegen ein anderer „Seespuk" bei mancher biederen Teerjacke noch sein altes gutes Recht, nämlich das bekannte „Klabautermännchen."

In Wirklichkeit — d. h. mythologisch aufgefaßt — ist der Klabautermann ein Glied der altheidnischen Hausgeister oder Kobolde, jener kleinen, halbgöttlichen Wesen, welche zwar in Größe, Aussehen und Tracht den Zwergen sehr ähneln, auch wie diese sich unsichtbar und andersgestaltig zu machen vermögen, überhaupt jegliche Zauberkunst verrichten, aber dennoch durch manche Eigentümlichkeit sich scharf von ihnen unterscheiden. Was den dunklen Namen unseres kleinen Helden anbetrifft, so wird derselbe nur durch das eingeschobene l undeutlich. In Wolfs niederländischen Sagen tritt ein dämonisches „Kabautermanneken" auf, und Kabauterchen war im allgemeinen eine volkstümliche Bezeichnung der Zwerge, welche belgisch kabot und altholländisch kabout hießen, welches Wort wohl mit Recht aus dem lateinischen kobalus d. h. Schalk abgeleitet wird. Es ist mithin der „Klabatermann" — pommersche Benennung — ein schalkhafter Neckgeist, ein verschmitzter Kerl, ja, ein ergötzlicher Possenreißer, was unten noch näher dargetan wird. Jedes Schiff hat ein solch elbisches Männchen aufzuweisen, wie abergläubische Seeleute wissen wollen. Sobald eine moderne „Arche" fertiggestellt und von der Mannschaft in Besitz genommen ist, zieht der kleine Kobold mit ein. „Gesehen haben ihn nur wenige, denn es ist ein Unglück für den, der ihn sieht." Wer ihn zu Gesicht bekommen, erzählt, er sei kaum zwei Fuß groß und trage eine rote Jacke, weite Schifferhosen und einen runden Hut. An der oldenburgischen Küste wird er geschildert als „kleiner Kerl, kaum einen Fuß hoch, mit roten Pausbacken und hellen, gutmütigen Augen, ist wie der Matrose mit Piejäcker und Südwester bekleidet und trägt, so oft man ihn sieht, einen hölzernen Hammer in der rechten Hand." Nach friesischem Volksglauben soll die winzige „schwärzliche Männergestalt" mit großem Kopf, hellen Augen und ganz feinen Händen ausgestattet und so gelenkig in den Gliedern sein, „daß sie keinen Augenblick still zu stehen vermag, sondern immer hin und her hüpft, ohne irgend ein Geräusch zu machen." Das ist aber ein untrüglicher Beweis der geistigen Beschaffenheit des zwerggestaltigen Gesellen, der auf Rügen als die ruhelose Seele eines ungetauft gestorbenen Kindes angesehen wird, während in der „Zeitschrift für deutsche Mythologie" (II, S. 141) seine Herkunft mit nachstehenden Worten erklärt wird: „Wenn ein Kind einen Bruchschaden bekommt, wird ein junger Eichbaum gespalten, das Kind bei Sonnenaufgang dreimal durch den gespaltenen Baum gezogen und dieser wieder zusammengebunden. So, wie der Baum zusammenwächst, so verwächst der Bruch. Stirbt ein auf diese Weise geheilter Mensch, so geht sein Geist in den Baum über. Wird dieser nach Jahren zum Schiffsbau tauglich und dazu benutzt, so entsteht aus dem im Holze weilenden Geiste der Klabautermann." Übrigens braucht

das tote Kind nur unter einem Baume begraben zu sein, dessen Holz später beim Schiffsbau verwandt wird. Auch in diesem Falle wird des Kindes Seele zum Schutzgeiste des Fahrzeugs.

Wie verhält sich denn der Klabautermann auf dem Schiffe? Nun, im allgemeinen wird nur Gutes von ihm berichtet. Wenn er einmal eingezogen ist — das Glück seiner Anwesenheit soll überhaupt nur wenigen Schiffen zuteil werden —, weicht er von demselben nicht eher wieder, als bis es zugrunde geht. Wenn behauptet wird, daß er „viel Böses und wenig Gutes stiften" könne, so dürfte das wohl eine Verkennung der wirklichen Tatsache sein, denn das kleine possierliche Kerlchen macht sich überall nützlich und angenehm, besonders wenn seine Laune gut ist. Unsichtbar tätig achtern und vorn, hilft er der arbeitenden Mannschaft beim Bergen und Setzen der Segel, sorgt dafür, daß die Taue beim Einrahmen der Segel nicht schleukern, und wenn der Wind auch noch so scharf wehen sollte. Das ganze Tau- und Segelwerk wird dauernd nur vom unermüdlichen Schiffskobold in Ordnung gehalten, der selbst die durchlöcherten Segel flickt, zerrissene Taue zusammenbindet, entstandene Fugen verstopft, sowie den schweren Anker mit lichtet und hiewet. Am liebsten und häufigsten hält er sich im Raume des Zimmermanns auf und vollbringt hier die am dringendsten erforderliche Arbeit, wie er überhaupt das Schiff da kalfatert, wohin kein Mensch kommen kann, daher sein weiterer Name: „Kalfatermann." In der Regel vollbringt das geschäftige „Schiffsheinzelmännchen" — um die dänische Bezeichnung zu wählen — alle einschlägigen Arbeiten des Nachts, welcher Umstand denn auch das leidige Knacken, Krachen, Knistern, Poltern und Schnurren in den verschiedenen Räumen der segelnden Häuser erklärt. Alles, was tagsüber auf dem Schiffe zerbrochen und losgelöst ist, das repariert Klabautermännchen wieder zur „nachtschlafenden Zeit," wo er überhaupt manches Werk für ihm befreundete Matrosen hurtig verrichtet. Mit Recht singt darum Kopisch in des Schiffers Namen:

Flink auf, die luftigen Segel gespannt. Wir haben das Schiff nach dem Pfiff im Griff,
Wir fliegen wie Vögel von Strand zu Strand; Wir können, was kein anderer kann.
Wir tanzen auf Wellen um Klipp' und Riff. Wir haben einen Klabautermann!

Nach dänischem Seemannsglauben vermag das elbische Männchen bei nächtlicher Weile selbst zeichnerische Entwürfe zu geplanten Schiffsbauten anzufertigen, wie es sich andererseits aber auch nicht für zu gut hält, die weit weniger ehrenvolle Arbeit des lernenden Schiffsjungen zu verrichten, z. B. das Deck abzuspülen, alles rein zu waschen u. a. m. Wenn man das emsige „Klütermännchen" — so genannt, weil es fortwährend „klütert," d. h. in geschickter Weise geschäftig ist — irgendwo klopfen und hämmern hört und sich hinbegibt, um es zu beobachten, so ist nichts zu sehen; alle Geräte liegen an der üblichen Stelle, und doch ist am anderen Morgen jede Arbeit vollendet und gut ausgeführt. Manchmal treibt der kleine Possenreißer auch allerhand Scherz und Neckereien mit den geplagten Matrosen, indem er die Wimpel dreht, das Licht im Nachthäuschen auslöscht, den Schiffshund aufstört und sich selbst krank stellt; ja, wenn ein Passagier an Bord ist, der die schaukelnde Bewegung der See nicht ertragen kann, so soll es vorkommen, daß der Gandieb mit herzbrechender Miene sich ebenfalls in den Kübel erbricht. Nebenbei entpuppt er sich auch als waschechter Prahlhans, wie folgende Sage beweist. „Zwei Schiffe lagen einst an der pommerschen Küste im Hafen, jedes von einem Klabautermännchen bewohnt. Beide erzählten sich von ihren eben erlebten „Fahrten." „Ja," sagte der eine, „ich habe schwere Arbeit auf der letzten Reise gehabt. Eine Seitenplanke riß los, und ich mußte fortwährend festhalten, damit das Wasser nicht ins Fahrzeug lief." Der andere entgegnete: „Ach, da habe ich doch noch mehr zu vollbringen gehabt. Als wir abgesegelt waren,

kam ein Sturm auf, und der große Mast brach unten ab. Den habe ich auf der ganzen Fahrt halten müssen." Bei dieser gegenseitigen Aufschneiderei kam es zwischen beiden Gernegroßen zu heftigem Streit, der mit einer „blutigen Prügelei" endete. Das will ein beobachtender Matrose gesehen haben, der jedenfalls in der Mitternachtsstunde vom 28. zum 29. Februar — im Schaltjahre — das Licht der Welt erblickte, denn jeder andere Sterbliche, der ein Klabautermännchen zu Gesicht bekommt, ist, wie oben bereits bemerkt, unfehlbar ein Kind des Todes. Zwar kann man pommerscher Volksmeinung zufolge den winzigen Knirps auch ohne Lebensgefahr zu Gesicht bekommen. „Das muß man auf folgende Weise anfangen: Man muß des Nachts zwischen zwölf und ein Uhr allein zum Spilloch gehen und sich selbst durch die Beine hindurch und so durch das Spilloch sehen. Dann kann man den kleinen Geist erblicken. Wenn man ihn dabei aber nackend sieht, so muß man sich hüten, daß man ihm nicht etwa aus Mitleid Kleider zuwirft, womit er sich kleiden solle, denn das kann er nicht leiden."

Wie alle zwerggestaltigen Wesen verschmäht nämlich das launische Klütermännchen jegliche Geschenke an Kleidern, weil es wähnt, man wolle sich dadurch mit ihm abfinden. Milch und leckere Speisen darf man ihm getrost hinsetzen, denn er ist lüstern und nimmt am liebsten von des Kapitäns reichlich versehener Tafel dafür. „Auf einem Schiffe, das sich mitten auf der See befand, klingelte der Kapitän dem Schiffsjungen: „Bringe mir eine Flasche Wein und zwei Gläser!" „Zwei Gläser, Kapitän?" fragte verwundert der Junge; „Ihr seid ja allein. Wie? kriegt Ihr denn Besuch?" Der Kapitän befahl ihm, zu gehen und zu tun, wie ihm geheißen. Als der Junge nun wieder mit der Flasche und den Gläsern in die Kajüte trat, da saß der Schiffsgeist bei dem Kapitän, und beide sprachen miteinander. Der Kapitän schenkte ihm ein, und sie tranken miteinander." So berichtet Müllenhoff in seinem „Schleswig-Holsteinischen Sagenbuche," und es ist nordischer Volksmeinung gemäß auch nur zu loben, wenn sich der Führer und die Mannschaft eines Schiffes gut stehen mit dem vielvermögenden Klabatermann." Schon manchmal haben die biederen Teerjacken ein Kommando gehört, z. B. dieses oder jenes Segel wegzunehmen, und sobald es ausgeführt war, stellte es sich heraus, daß der Befehl nicht vom Kapitän, sondern vom Kobold gerufen worden, immer aber allen zum Heil gewesen war. Ja,

Der Klabautermann ist ein wackerer Geist,
Der alles im Schiff sich rühren heißt,
Der überall, überall mit uns reist
Mit dem Schiffskapitän flink trinkt und speist.
Beim Steuermann sitzt er und macht die Nacht,
Und oben in der Mars, wenn das Wetter kracht.

Sobald nämlich ein gefährlicher Sturm im Anzuge ist, der das Schiff bedroht, wird das Klütermännchen ganz besonders rührig, denn seine eigentliche Mission besteht eben darin, das Fahrzeug auf hoher See vor Brand, Strandung und anderen Gefahren zu beschützen. Oben im Mastkorbe sitzend, sorgt der unsichtbare Gesell dafür, daß alles in rechter Weise vorgenommen wird. Genau überwacht er dabei die Mannschaft, daß niemand seine Pflicht versäume. Ist noch dieser oder jener Seemann in den unteren Schiffsräumen, sobald das Unwetter losbricht, so fühlt er sich plötzlich vom fürsorglichen Kobold angestoßen, der überhaupt an allen Ecken und Kanten tatkräftig eingreift. Die Besatzung weiß auch recht gut, daß jegliche fachmännische Anordnung von ihm herstammt. „Hörst du wohl, da ist er wieder!" — heißt es dann wohl, sobald man an den Planken herum hantieren hört. Lärmt in solchen Fällen das dänische Seeheinzelmännchen gar zu toll in den Masten und Segeln oder auf den Spitzen der Raaen, so ist das schon ein schlimmes Zeichen für die Existenz des Schiffes. Wehe dann den trägen Matrosen, die ihrem Schutzgeist das schwere Werk allein zu verrichten überlassen wollten! Solche Faulpelze zwickt und stößt er solange, bis sie endlich flink

und fleißig werden. Würde das nichts nützen, so würden ihnen unablässig kräftige Püffe und Knüffe von seiner unsichtbaren Hand zugefügt, bis ihnen schließlich das Fell braun und blau anläuft. Nicht minder streng erweist sich das stets warnende Klabautermännchen, wenn etwa verbrecherische Leute auf einem Schiffe sind, überhaupt wenn an Bord eine schändliche Tat begangen worden ist. Nichts kann ihn dann versöhnen, selbst wenn man über Nacht die besten Leckerbissen für ihn hinstellte. Im Gegenteil, er fühlt sich veranlaßt, die bisherige Behausung zu verlassen und auf ein anderes Schiff überzugehen. Mit ihm verlassen zugleich die Ratten das betreffende Schiff, weil diese in geheimer Verbindung mit jedem Kobold stehen sollen.

Im allgemeinen wird zwar behauptet, daß der wohlwollende „Kalfater" nie wieder aus einem schwimmenden Hause weichen würde, sobald er darin seinen Wohnsitz aufgeschlagen habe. „Einst war ein Schiff, das hatte stets glücklich gefahren, war aber zuletzt so alt und morsch geworden, daß keine Mannschaft mehr dafür zu gewinnen war. Der Reeder beschloß daher, das Schiff zu slopen, d. h. zum Verkaufe das Material auseinander zu schlagen. Aber als man ans Werk ging, glitten Axt und Beil davon ab wie von Stahl und Eisen. Da fand zufällig jemand im Raum ein Kästchen und nahm es mit sich ans Land. Kaum war das Kästchen von Bord, so fiel das Schiff von selbst auseinander. Da sah man denn, daß in dem Kästchen der Klabautermann gewesen war." So erzählt man sich an der oldenburgischen Küste. Sobald einem Schiffe der endliche Untergang unabwendbar bevorsteht, d. h. wenn es trotz aller aufgewendeten Mühe und Arbeit nicht mehr zu retten ist, so wird es zuvor von seinem hierbei machtlosen Schutzgeiste, der in des höheren Herrn Pflicht steht, verlassen. Manchen flinken Burschen, der sich gut mit ihm stand, warnt er zuvor und mahnt ihn, auf eine andere „Fähre" zu gehen, ja, er gibt ihm sogar ein Zeichen mit, welches ihn befähigt, das Klabauterchen dieses neuen Schiffes für sich zu gewinnen. Daß der überirdische Knirps jede schiffbedrohende Gefahr, ja, selbst den Untergang eines Seglers im voraus weiß, bezeugt nachstehende Sage, die uns Strackerjan hinterlassen hat: „Einst war ein Steuermann aus Ostfriesland an Bord eines englischen Schiffes, welches im Hafen von Stockholm vor Anker lag. Abends ging er auf das Verdeck, um ein wenig frische Luft zu genießen. Da sah er am Ende des Schiffes ein kleines rotes Männchen und ein gleiches auf dem nächstliegenden Schiffe. Er merkte wohl, daß es Klabautermännchen seien, und betrachtete sie neugierig, als sie mit einem Male ein Gespräch begannen. „Gehst du mit mir in See?" fragte der auf dem anderen Schiffe. „Nein," antwortete der auf des Steuermanns Schiffe, „ich bleibe im Kanal, dort geht dies Schiff unter." Halt! dachte der Steuermann, wenn's so steht, gehst du wenigstens nicht mit. Am anderen Morgen erzählte er dem Kapitän sein Erlebnis; dieser aber und die ganze Mannschaft lachten ihn aus. Der Steuermann ließ sich doch nicht irre machen, nahm seinen Abschied von dem Schiffe und ging auf ein anderes. Als er seine Reise beendigt hatte und an seinem Bestimmungsort ankam, erhielt er auch schon die Nachricht, daß sein früheres Schiff mit Mann und Maus im Kanal untergegangen sei."

Selbst beim endlichen Verlassen des seither von ihm bewohnten Fahrzeuges zeigt das Klabautermännchen nochmals seine alte Anhänglichkeit für dessen Bemannung; „denn da man ihn nicht sehen kann, so steigt er so hoch er kann, und stürzt sich dann von oben her mit großem Geräusch in das Wasser, damit man ihn hören könne. Einige sagen, er steige bei solcher Gelegenheit auf die äußerste Spitze des Bugspriets und springe von dort in die See." Es soll auch vorkommen, daß das neckische Wesen nur auf kurze Zeit sein Schiff verläßt, um dem

Wohnhause des Kapitäns oder Reeders einen erfreulichen Besuch abzustatten und durch rumorendes Verhalten anzukünden, daß das Schiff dieser Interessenten bald glücklich im Hafen anlangen werde. Ob das auch heute noch geschieht? Nun, es gibt wirklich noch alte, wetterfeste Seebären, die an das Vorhandensein des dämonischen Schiffsbewohners glauben. Jüngst hielt ein aus Wien stammender Steuermann, Friedrich Graf, in verschiedenen Städten Deutschlands einen öffentlichen Vortrag über seine 1899 auf der „Euterpe" ausgeführte Weltreise, wobei auch der leidige Klabautermann erwähnt wurde, der aus dem Mastkorbe einst in nächtlicher Stunde gemurmelt habe: „Kinder, es weht, es weht hart!" Nachdem acht Matrosen mit klapperndem Gebein geängstigt aus der unheimlichen Höhe ohne Verrichtung ihrer auszuführenden Arbeit zurückgekommen, wurde der Sache seitens des Steuermannes erklärend auf den Grund gegangen. Dabei entpuppte sich das vermeinte Klabautermännchen als der — Papagei des Schiffsjungen. Oftmals hatte das nachahmende Tierchen jene unwetterkündenden Weckrufe gehört und schließlich hoch da droben nachgewimmert. Es gibt also keinen Klabautermann!

Hei, entert er auf! Sei die See auch groß,
Klabautermann läßt kein Ende los;
Er läuft auf den Raaen, wenn alles zerreißt,
Er tut, was der Kapitän ihn heißt.
Und wißt ihr, wie man ihn rufen kann?
Courage heißt der Klabautermann!

Der Silberschatz der Augustenburger.[1])

Von Professor P. Hennings in Berlin.

Vom 23. auf den 24. März 1848 hatte bekanntlich die Einsetzung der provisorischen Regierung in Kiel stattgefunden. Beim Empfang dieser Nachricht war die auf dem Stammschloß zu Augustenburg weilende Familie des Herzogs Christian August, um einer Überrumpelung durch die Dänen zu entgehen, eiligst unter Zurücklassung ihrer Habe von der Insel Alsen nach dem Festlande geflüchtet. Der Ankunft dänischen Militärs wurde von Höruphaff her in Augustenburg mit Furcht entgegengesehen. Am Tage der Flucht verabredeten sich einzelne zurückgebliebene Beamte des Herzogs, die in Augustenburg ansässig waren, so der Inspektor der herzoglichen Güter Haak, der Arzt Dr. Back, der Hofrat Barth, mit einem vierten herzoglichen Bamten X., um soweit als möglich die Schätze der herzoglichen Silberkammer vor der Beutegier der Dänen zu retten und an einem sichern Ort zu verbergen. Als Versteck des Silbergerätes wurde ein im Park gelegenes, durch dichtes Gebüsch verstecktes Häuschen, das sogenannte Bankhaus, ausersehen. Während der Wintermonate wurden die in den Alleen des Parkes stehenden Bänke und Tische in diesem Gebäude aufbewahrt und fand sich im Innern desselben ein enger, durch eine Luke verschlossener Kellerraum.

Die Märznacht war dunkel und regnerisch, der Frühlingssturm durchsauste die hohen Kronen der uralten Buchen und Linden des Parkes. Die Schloßuhr zeigte Mitternacht, als von verschiedenen Seiten durch die zwei Tore 3 Personen den Schloßhof betraten. Es waren Haak, Back und Barth, welche durch eine von X. geöffnete Seitentür das in völliger Dunkelheit und Stille liegende langgestreckte Schloß betraten. Mit Säcken und Bettlaken versehen, begaben sich die vier Personen zur Silberkammer. Das wertvolle schwere Tafelgeschirr wurde von ihnen verpackt und alsdann auf dem Rücken durch eine nach dem Park führende Seitentür beim Scheine einer Laterne hinausgetragen. Das Bankhaus wurde

[1]) Nach mündlichen Mitteilungen des verstorbenen Inspektors Haak in Augustenburg.

möglichſt von Bänken und Stühlen geräumt und alsdann die Bündel mit dem Silbergeſchirr in dem geöffneten Kellerraum aufgeſpeichert. Die drei Perſonen mußten mehrmals, mit ſchwerem Gepäck beladen, durch die langgeſtreckte Waſſerallee den Weg zum Bankhauſe unternehmen, während X. im Schloſſe verblieb.

Endlich war das Kellergelaß gefüllt, die Bänke und Stühle wurden wieder eingeräumt und die Spuren durch aufgeſchüttetes trockenes Laub möglichſt verwiſcht. Es war aber noch ein Reſtbeſtand beſonders wertvoller Koſtbarkeiten zurückgeblieben. Dieſer wurde in einem verborgenen Wandſchrank hinter dem Altar in der Schloßkirche untergebracht und der Schlüſſel von X. abgezogen. Die vier Beteiligten gelobten vor dem Altar durch Handſchlag, niemandem als dem Herzog oder deſſen Familie den Verſteck der Silberſchätze mitzuteilen.

Am nächſten Vormittage rückten die Dänen ein und ergriffen von dem Auguſtenburger Schloß Beſitz. Bereits nach kurzer Zeit waren ſie über die Orte, wo das Silberzeug geborgen war, unterrichtet. Was nicht in den Taſchen Einzelner verſchwand, wanderte nach Kopenhagen. Ebenſo wurde das Mobiliar des Schloſſes und der vortreffliche Marſtall, welcher durch ſeine Rennpferde berühmt war, von den Dänen ausgeraubt.

X. erhielt vom König Friedrich VII., deſſen beſonderer Günſtling er geweſen, ein einträgliches Amt. Inſpektor Haak, Dr. Back, ſowie zahlreiche Einwohner Auguſtenburgs ſind trotz der ſechzehnjährigen Drangſale unter däniſcher Willkürherrſchaft unentwegt treue Anhänger des Herzogs ſowie der deutſchen Sache geblieben und haben mit Jubel die Befreiung Alſens im Jahre 1864 begrüßt.

Das Umſingen.

Von J. H. Löhmann in Flensburg.

In den vierziger und fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts las man häufig in den Anzeigen freigewordener Lehrer- und Küſterſtellen unter den Einnahmen eine Summe für abgelöſtes Umſingen verzeichnet; ſie bewegte ſich nach meiner Erinnerung mehr unter als über fünfzig Kurantmark. Im Anfange des 19. Jahrhunderts war die Sitte des Umſingens wohl allgemein. Der Küſter (Organiſt, Kantor) machte mit ſeinen größten Knaben eine Rundreiſe durch alle Dörfer ſeines Kirchſpiels, um in jedem Hauſe zunächſt zu ſingen und dann die üblichen, vorgeſchriebenen Eßwaren in Empfang zu nehmen. An einigen Stellen ging die Knabenſchar voran, der Küſter folgte ſpäter und ſammelte die bereit gehaltenen Gaben ein. Da er allenthalben bewirtet wurde, mußte er auf ſeiner Hut ſein, denn „wenn he ut noch ſo drunkfaſt weer, dat kunn em doch begriesmulen.“ Meine Mutter, geboren 1795 als die Tochter des damaligen Bauervogts Klaus Thun in Nienbüttel, Kirchſp. Schenefeld, pflegte gern vom Umſingen zu erzählen.

„Wenn de Ümſingertid 'rau keem, denn kregen wi alle Wüß, Schinken, Speckſiden un dat rökerte Fleeſch ut 'n Rok un packen dat in grote Kiſten un Laden. Unſ' Hüſ' (in Burg in Dithmarſchen) hebbt ja all Schoſteens, blot 'n paar ſünd noch Rökerkaten; ji kennt ja Jochim Holſt ſin Hus, dar rökert wi ja ut unſ' Fleeſch un Speck. Ji kennt ut ju'n Klasohm ſin Hus, dar bün ik grot waarn; ſo'n Rökerhüſ' weern to min Kinnertid all de Buerhüſ' in Nienbüttel. Wa hung dat op de Grotdęl vull vun Speck un Wüß, wa ſein trock de Rok vun den Herd ganz langs de Grotdęl ünner de Hilgen lang dær de Grotdær 'rut, wa moi rük dat! Wenn wi awer de Ümſingers vermoden weern, denn weern de Hilgen lerri. Worüm? Dat will'k ju ſeggn, min Kinner. De Ümſingers, de

Jungs, keem' jümmer alleen, de Köster keem eerst achteran. Nu weern de Jungs to Hus wull so, as all de Jungs weern; wenn se awer as Ümsingers op de Butendörper gungn, denn weern se richtige Banditen, denn meen' se, ehr stunn alles fri. Jedereen harr 'n langen Gundagstock mit 'n grote Peek an'n Enn, un darmit halen se de Wüß ut 'n Rok, wenn dar noch wäker hungn. Weet ji nu Bescheed? — Wenn de Jungs op de Grotdęl ankeem', denn stötten se eerst mit ehr Peekenstöck op de Steen, dat dat man so knacken dä. Denn sä de bæwerste vun ehr sin Spruch op, lut, dat dat dær dat ganze Hus klingn dä:

'Rut, 'rut, Fleddermus!
Wakeen wahnt hier in düt Hus?
Hier wahnt de rike Mann,
de uns den Büdel füllen kann
mit 'n Schülgn dree, veer,
wenn't uk 'n halwen Daler weer.
Baben in de Husföst
hangt de langen Mettwöst;
gęwt uns de langen,
lat de kotten hangen!

Sünd se wat kleen,
so gęwt uns twee fær een'!
Sünd se wat tobraken,
so wüllt wi f' likers wull taken.
Sünd se wat sett,
je bęter as se smeckt.
Stille, stille, ich habe vernommen,
mein Meister wird kommen.
Wir wollen ein schönes Liedlein singen,
das soll durchs ganze Haus erklingen.

Na, ehr Kehl schonen se warafti ni; heesch weern se, wenn 't Dörp to Enn' sungn weer. To ęten un to drinken kregen se in alle Hüs', gewöhnli Botterbrot mit Keef' oder Wuß un Bottermelk; unvernünftige Lüd geebn ehr wull 'n Snaps. Se wullu ehr dun maken un dar ehrn Spaß an hem, wenn se dær't Dörp wackeln un sik wull gar vertöern dän. Dat weer ni recht, un darüm is de Ümsingeri wull afschafft waarn. — Wenn de Köster sülbn keem, denn stunn Botter, Brot, Kees un Wuß op 'n Disch un 'n Buddel mit Pomeranzenkæm oder roden Brammin darbi. Nödigt waar he düchti, he muß ja węten, wat he verdrägen kunn. Un denn kreeg he sin Deputat bi de lüttjen un bi de groten Buern, bi de groten natürli mehr. Un weer de Köster fröhli, wenn sin Ümsingergang 'n gude Ladung bröcht harr, denn weern de Buern vergnögt, wenn se den Köster noch süns 'n lüttjen oppackt harrn. Min Vaer, jun Grotvaer, paß dat garni, dat sä he uk to de Buern. Un darbi blew dat denn, bet dat Ümsingn ganz ophörn dä."

Der Umsingespruch war meinem Gedächtnis untreu geworden. Aufgefrischt wurde er von meiner Schwestertochter, Frau Anna Looft in Neumünster.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.*)

Gesammelt von Prof. Dr. Wilh. Wisser in Oldenburg i. Gr.

Vorbemerkung. Zu den Priestergeschichten mag bemerkt werden: Um etwaigen Mißdeutungen vorzubeugen, sei hier ausdrücklich bemerkt, daß alle ‚Preester'-Geschichten dieser Art unzweifelhaft schon im Mittelalter entstanden und danach zu beurteilen sind. W.

35. De Preester mit den Wuss.

Dar is mal 'n Prêster weß, de hett so gêrn Wüß mücht.

Nu geit he mal hen na Kirch up 'n Sünndachmorgen to 'n Prędi'n, do begegent em 'n Slachter up 'n Dörp, de hett Wüß in sin Molg.[1])

Do köfft he sik twê Wüß. Den ên'n itt he gliks up, un den annern[2]) stickt he sik achter in sin Rockstasch.

*) Nachtrag zu Nr. 34 (De klook Bur'ndochter). Von diesem Märchen habe ich in meiner Sammlung noch eine vierte Fassung gefunden, die mir von Laudi in Kreufeld erzählt worden ist. Der Bauer findet beim Pflügen einen goldenen Mörser und soll

As he nu wider geit, do kamt dar so 'n pqr ol grot Hunn' achter em an, de rükt dat, dat he 'n Wuß in 'e Tasch hett, un wüllt em dar je ümmer bi.

Do mqkt he gau, dat he na de Kirch rin kümmt, un sleit de Dör achter sik tô.

In de Warkkamer [3]) sett he sin'n Hôt hen.

Nu is dat so weß, wenn de Prêster sin'n Hôt affett hatt hett, denn hett de Köster em ümmer krqgen.

As de Prêster nu up 'e Kanzel is, do geit de Köster hen un will mal tôsên, wo dat mit den Hôt is, wat he wul al so wid afdragen is, dat hê em bald krigen deit.

Do licht de Prędig dar in, in den Hôt. De hett de Prêster dar in vergęten hatt.

Do denkt de Köster: ‚Dôwel, de muß em je ruppe bring'n na de Kanzel. Süß kann he je niks upstell'n.

Un he kümmt bi un slikert [4]) sik ganz lis' na de Kanzel hen, un do krüppt [5]) he up all' vêr de Tripp lank up un tuxt [6]) den Prêster ümmer achter an 'n Rock, dat de Lü' dar kên Vermqk [7]) vun krigen schüllt.

Do mênt de Prêster, dat de ên ol Hund dat is, dat dê em nqkam'n is un will em bi den Wuß.

Un do nimm't he den Fôt un gifft den Köster dar ên'n mit vör 'n Kopp, dat de koppheister de Tripp hendgl nösselt. [8])

Nach Frau Schlör in der Griebeler Holzkate, Waldarbeiter Köster in Schönwalde und Wilhelm Harms in Altenkrempe (s. Nr. 6 u. 34).

Anmerkungen: [1]) Moll' oder Molg: Mulde. [2]) Wuß ist männlich. [3]) Warkkamer oder Garwkamer d. i. Arbeitskammer: Sakristei. [4]) schleicht. [5]) kriecht. [6]) tuxt oder tückt: zupft. [7]) Der Sinn ist ja klar. Das von Wilh. Harms stammende Wort ‚Vermak' habe ich sonst noch nie gehört. Es ist aber nicht etwa eine Entstellung aus ‚Vermark'. [8]) besinnungslos purzelt.

36. De Preester mit den Bô'fink.

Dar is mal 'n Prêster weß, de hett so gêrn Vageln liden mücht.

Nu geit he mal up 'n Sünndachmorgen hen na Kirch to 'n Prędi'n, do begegent em 'n Mann up 'n Dörp, de hannelt mit Vageln. Un do köfft he sik 'n Bô'fink. [1])

---

dem König auch den Stößer liefern. Er klagt, daß er nicht auf seine Tochter gehört habe. Die Tochter soll kommen nicht bei Tage und nicht bei Nacht, nicht zu Fuß usw. Wenn sie das kann, soll der Vater begnadigt werden. Sie kommt zwischen 12 und 1 und schiebt mit dem einen Fuß einen kleinen Schlitten vor sich her. Der (verwitwete) König sagt zu ihr, he erkenn't qr dar vör, dat se düchti is, sin Fru to ward'n. Ob se dar Meenung to hett. — Zwei Torfbauern kehren in demselben Wirtshaus ein un kri't qr Peer dar in 'n Stall. Wilt se binn'n sitt, fal't de een Töt, un de ol Fal wackelt sik na 'n annern Ruum rin, wo de beiden Hingssen stat. — Dat Prozeß'n geit los, awer he verspęlt. He grippt ümmer frisch wa' in (sat ümmer frisch wa' na), un dat is al föben Mal vör 'n Köni weß, awer he hett ümmerlos verspęlt un is dar al 'n arm'n Mann bi word'n. — Der Bauer soll während der königlichen Jagd auf einer Anhöhe Buchweizen kochen und dann zu dem König sagen, er wolle ihn säen. Denn ward he wull in sik slagen. — Zur Abschiedsfeier wird auf Wunsch der Königin — se wüllt noch een'n vergnögten Abend hebb'n — ein Gastmahl veranstaltet. As se rech vergnögt sünd, do hett se in qr Glas 'n Slapdrunk in krqgen, un as se all' drinkt, do beert se so, as wenn se ut drinken deit. Un do secht se to den Köni: ‚Nu wüllt wi uns' Gläs' noch mal wesseln un denn heet dat ‚rein ut!', un dar is dat denn mit verbi, denn treck ik af.' — In ihrem Elternhause wird der König in so 'n Arkow (Alkoven) gelegt. Für den nächsten Morgen bidd't se de ganz Stuw vull Frunslü', de möt dar spinn'n, un wat se dar süß noch vörnęmt, und in dieser Umgebung schlägt der König die Augen auf. Wie er Hunger verspürt, wird ihm 'n Fatt vull Boddermelksklümp vorgesętzt, un he hett dar düchti in putzt (ganz schön vun to sik nam'n).

Un do wêt he dar je anners narms [2]) mit hen: do stickt he den Bô'fink in 'n Bossen.[3])

Nu hett he grg' dat Evangelium hatt vun den Pharisäer un Zöllner. Un as he nu de Hand nęm'n deit un secht: Und der Zöllner schlug an seine Brust und sprach: ‚O min Bô'fink!' sech' 'e dunn.

As he sik vör de Boß slagen hett, do is em mit 'n mgl insull'n, dat he sin'n Bô'fink dar je in hett, in 'n Bossen.

Do hett he dat anner ggr ne secht kręgen. Nach Frau Schlör.

Anmerkungen: [1]) Buchfink. [2]) nirgends. [3]) Busen, Brusttasche.

37. De Preester mit den Boddermelksketel.

Dar is mal 'n Prêster weß, de hett mal sünndg's prędi'n schullt. Dat is awer so sürchterli warm weß den' Dach, un do hett he sik 'n Kętel vull Boddermelk mit rup ngm'n na de Kanzel.

Nu hett he grg' dat Evangelium hatt: ‚Über ein Kleines, so werdet ihr mich sehen, und aber über ein Kleines, so werdet ihr mich nicht sehen.' Un wenn he secht hett: ‚so werdet ihr mich nicht sehen,' denn hett he sik dgldükert [1]) un ümmer gau êrs 'n Kluck [2]) Boddermelk ngm'n.

Nu hett he sik mal 'n bęten lang' dgl buckt hatt, un do will he so slink wa' ünnerhöch, do kricht he in 'e Jl dat Sêl ȳwern Kopp, un do kümmt he mit sin'n ganzen Boddermelksketel ünnerhöch. Nach Frau Schlör.

Anmerkungen: [1]) niedergeduckt. [2]) Schluck, tonmalendes Wort.

38. Wo bleibt denn der Sohn?

Dar is mal 'n Bur'n weß, den' hett dat toêrs man wat knapp gan. Un as sin Fru in Wuchen kümmt un kricht 'n lütt'n Jung, do will he dat Döpgeld spgr'n un döfft dat Kind sülb'n.

Dat is int Sleswigsch weß, un he is dar so mit lank [1]) kam'n.

Na 'n pgr Jgr, do verköfft he sin Stę' un köfft sik int Holstênsch an. Dar hett em dat bęter gan; dar hett he sik ganz brêt stgn.

As de Jung nu na Schôl kümmt, do schall he je 'n Döpschin vörwisen. He hett awer je kên'n Döpschin un kann uk je kên'n bring'n.

Do mell't de Schô'meister dat an'n Prêster. Un de Prêster schickt em Oller, den Bur'n, he schall mal hen na em kam'n.

Do seggt de annern Bur'n to em — he hett dê dat vertellt, dat he den Jung sülb'n döfft hett —: ‚Minsch,' seggt se, ‚dar löpps je bös' mit an. Dat ward je min Dgg ne dögen.' [2])

Na, de Bur de kricht 'n sett Maßkalf in 'n Rêp un treckt dar mit hen, un den Jung nimmt he uk mit. Un as he rin geit na 'n Prêster, do mutt de Jung so lang' buten vör de Dör stgn blib'n un mutt dat Kalf wiß hol'n. [3])

‚Na,' seggt de Prêster, ‚und Sie können keinen Taufschein beibringen? Wer hat das Kind denn getauft?'

‚Ja, Herr Pastôr,' sech' 'e, ‚ik heff em sülb'n döfft, den Jnng.'

‚Sie selbst?' secht de Prêster. ‚Wie haben Sie das denn gemacht?'

‚Ja,' secht de Bur, ‚ik gôt [4]) em 'n bęten Water ȳwern Kopp un do sę ik: ‚Ich taufe dich im Namen des Vaters und des heiligen Geistes.'

‚Ja,' secht de Prêster, ‚aber wo bleibt denn der Sohn?'

‚Ja, Herr Pastôr,' sech 'e, ‚de steit buten vör de Dör un hölt dat Kalf so lang' wiß. Jk heff den Herrn Pastôr'n 'n rech schön fett Maßkalf mitbröcht.'

‚Ja, mein lieber Mann,' ſecht de Prêſter, ‚dann haben Sie das ja ganz richtig gemacht.'

Do is de Bur dar ſo mit lank kam'n. Un de Prêſter hett em niks ſecht.

Nach Heinr. Ehrig in Kreuzfeld und Hans Lemke in Lenſahn (ſ. Nr. 26).

Anmerkungen: [1]) entlang ſt. durch. [2]) taugen, gut gehn. [3]) gewiß d. i. feſt halten. [4]) goß.

39. Dat Blatt hol ik mi uk ne. *)

Dar is mal 'n ol Fru weß, de is ſo krank weß. Un do kümmt de Prêſter un will ęr dat Abenmgl gęb'n.

Nu ſteit he je vör ęr Bett un will êrs 'n Vers będ'n ut 't Geſaukbôk, un do fangt he an: ‚O große Not, Gott ſelbſt iſt tot.'

Do ſecht de ol Fru: ‚Och Gott, is dê ol Mann nu uk dot!'

‚Awer min lêw Fru,' ſecht de Prêſter, ‚weun Se ſo dumm is, denn helpt Ęr dat Abenmgl uk je niks.'

‚Och Gott, Herr Paſtôr,' ſech' ſe, ‚dat möt Se mi ne ȳwel nęm'n. Ik wgn hier alleen achter in 'e Biſick [1]) un kri' narms wat vun to hôrn, un dat Blatt hol [2]) ik mi uk ne.' Nach Frau Schlör, Wilh. Harms in Altenkrempe u. a.

Anmerkungen: [1]) eigtl. Beitaſche, Nebenwohnung.. [2]) halte.

Liebes- und Heiratsreime.

Zuſammengeſtellt von G. F. Meyer in Kiel.

1. Magſt mi lid'n?
Kannſt mi krieg'n.
Wiß (Wullt) mi hebb'n?
Kannſt man ſegg'n.

2. Wat kiekſt mi an, wat lachſt mi to?
Meenſt, dat ik di heirad'n do? [1]
Nę, min Jung, dat glöv man nich,
Du heſt mi 'n vęl to ſchewe (dicke) Snut.
[1]) Oder: Meenſt woll, ik bün din Brut?

3. Peterſill un Suppenkrut,
Dat waſt in unſen Garn.
Unſe Dochter ward bald Brut,
Dat ſchall nich lang mehr warn.
Schwanſen.

4. Harr 'k man 'n Liebſte, harr 'k man een,
Harr 'k man een mit 'n ſchewe Been;
Harr 'k man 'n Liebſte, harr 'k man 'n Brut,
Harr 'k man een mit 'n ſchewe Snut!
Fürſtentum Lübeck.

*) Nach Frau Schlör ſagt der Paſtor: ‚Unſer Herr Chriſtus iſt für uns alle geſtorben,' und weiterhin: ‚Wenn Se dat ne mal weet, denn helpt Ęr dat heilige Abendmal uk je ne.' — ‚O große Not, Gott ſelbſt iſt tot,' ſagt der Paſtor in einer aus Gleſchendorf ſtammenden Faſſung, die mit den Worten ‚is de ol Mann nu uk dot?' zu Ende iſt. — In einer von Wilh. Harms herrührenden längeren Geſchichte ſagt der Paſtor: ‚Och, lütt Fru, Se harr em (ihrem verſtorbenen Mann) 'n bęten ut de Bibel vörleſen müßt, vun unſen Herrn Chriſtus ſin Leiden un Sterben,' worauf die Frau antwortet: ‚Och, Herr Paſtoor, is de nu uk al dot? Nę, dat 's doch gar niks, wenn 'n ſo alleen in 'n Fell' wan'n deit. Dar kricht 'n doch narms wat vun to węten.'

Auch im Herzogtum Oldenburg iſt die Geſchichte bekannt. In dem Jeverſchen ‚plattdütſchen Klenner' für 1866 finden ſich zwei Faſſungen. 1. S. 65: Der Paſtor zu Hude hatte ſeine Charfreitagspredigt gehalten . . . und machte nun einen langen Spaziergang in die Nordenholzer Heide. Hier traf er auf eine einſam ſtehende Hütte. Um ſeine hier wohnenden Beichtkinder doch auch einmal kennen zu lernen, trat er ein und fand eine alte Frau in Alltagskleidern am Waſchtrog ſtehen. ‚Wat?' rief er, ‚de ganße Chriſtenheit fiert hüte den Dag, wo uſe Herr Chriſtus an ſturben is, un Se ſteit un waſcht?' ‚Och, du leewe Tied,' ſtammelte die Frau beſtürzt, indem ſie ſich die Arme und Hände trocknete, ‚is de gode Mann dot? Ik hew 'r al väl vun ſeggen hört.' 2. S. 75: Ein oſtfrieſiſcher Prediger richtete in der Kinderlehre an einen Knaben . . . die Frage: ‚Hinnerk, ſag' du mir mal, welches Todes Jeſus geſtorben iſt?' ‚Wat?' erwiderte der Knabe, ‚is de denn dot?' ‚Ja, Hinnerk, weißt du das denn nicht?' ‚Nä,' antwortete der Kleine, ‚wy wahnen achter de Dyk, dar ward wy nix gewahr.'

5. Moder, sitt min Dok noch god?
Morgen kömmt de Freier.
Kömmt he nich, so hal ik em
Mit 'n Pott voll Eier.
Dithmarschen. (Z. f. S.-H.-L.-G. XVI. Bd. S. 377.)

6. Die Kellnerin.
Ik sitt un denk
Un tapp un schenk,
Wenn dat so keem,
Dat he mi nehm —
Un he is en Timmermann.
(Biernatzki, Volksbuch f. d. Jahr 1844, S. 235.)

7. Garbenbinden.
Ik un min Lisbeth wüllt Sommerfeld gahn,
Wüllt hocken un binnen, as anner Lüd don.

Anner Lüd hocket un binnet dat Korn,
Ik un min Lisbeth sitt achter de Dorn.

Achter de Dorn, dar waßt dat grön' Krut,
Dar binn ik min Lisbeth en Kränzelin ut.
Dithmarschen. (Ehlers in Bramstedt.)
(Vergl. Müllenhoff S. 490.)

8. Zum Stelldichein.
Dat du min Levsten bist,
Dat du woll weest:
Komm bi de Nacht, komm bi de Nacht,
Segg mi, wo du heest.

Kam du um Mitternacht,
Kam du Klock een;
Vader slöppt, Moder slöppt,
Ik slap alleen.

Klopp an de Kamerdör,
Klopp an de Klink,
Vader meent, Moder meent,
Dat deit de Wind.
(Müllenhoff S. 490—491.)

9. Min Dochter, söt von Harten,
Wat seggst von unsen oln lütten Marten?
Is dat nich 'n rechten oln leuten Knecht?
Het Spint un Häkel,
Fiefuntwintig sülbern Lepels,
Mangelholt un Tellerbrett,
Is datt nich all recht nett?
Kaltenkirchen. (Eschenburg in Holm.)

10. Gun Dag, Hans Quast,
Ik be di to Gast.
Du schast kam'n in 'n Dær —
Ik weet nich, wonehr.
Schast eten dat —
Ik weet nich, wat.
Schast drinken Beer —
Ik weet nich, wonehr.
Gun Dag, min lev'n lütt'n Lüd,
Schall ik ju wat vertelln?
De Winter is bald to Inn (Ende),
De Husmann böscht mit all den Flied,
Dat he sin Korn will sein (säen) —
Dat is nagrad woll in 'e Tied,
Dat Brud un Brüdigam frein.
Se gung'n so sacht tosamen!
Ja, ja, wi wöllt woll kamen;
Dar keem ok jo de Süstermann,
De Ohm un ok de Swager;
Do gung ok jo dat Slacht'n an,
De Oss', de weer nich mager.
De Kæksch, de weer de Näs so rot
Von all de luter gude Gäste God,
Un schall se di wat Eten taken,
So mutt se dat Füer nastaken. —
Gun Abend, min junge Brut,
Dat Füer, dat geiht ut,
Du krigst 'n jung'n Mann
Mit de lütt Vijol (Violine), mit de grote Bumbam,
Mit Nelken besteken,
Krup unner de Deken,
Slap söt un slap warm,
Nimm 'n Frier in 'n Arm.
Dar seet 'n lütte Deern up 'n breedn Steen,
Harr de Ogen so rot toweent,
All de lütt'n Deerns de kreg'n 'n jung'n Mann,
Un se müß sitt'n un seg dat an.
Och, Johann, komm doch her un nimm mi doch,
(oder: Ol Jan Friedrich, nimm mi doch),
Twee oll Betten heff ik noch,
Een von Fellern un een von Stroh,
Twee oll Bettlakens un de weern so.
(oder: Dat Bettlaken dat is so un so.
oder: Een von Heu un een von Stroh,
Dat drütte dat is so un so.)
Häfen (hänfene) War' sünd vels to rar,
Slechte Waren kauft man nicht,
Holten Tellers, tinn' Fatt,
So 'n ol Jappup, is dat ok wat?
Hm! — Jappup?
Bör 'n Koh 'n Swanz up,
Ges de Koh 'n A—,
Denn ward di de Bart krus.
Brunsbüttel. (Eschenburg in Holm.)

11. Hans Hinnerk, wenn du frien wullt,
So nimm di Nawers Gret.
Het se nich Kist'n un Kast'n grad vull,
Weest doch mit ehr Bescheed.
(Lehrer em. Buck in Todendorf.)

12. Ik krieg vör Gram all graue Hoor,
Ach, Mutter, wat fang ik an?
Ik bün binah all dörtig Johr
Un heff un krieg keen Mann!

Sett du en ollen Strohhot op,
Treck an 'n Paar blanke Schoh,
Wenn grote Locken ziert din' Kopp,
Denn maks' du jeden froh.
(Suck in Oldesloe.)

13. Morgen wöllt wi Hafer meihn.
De Stoppeln wöllt wi stahn laten!
De jungen Deerns wöllt wi frein,
De olen wöllt wi gahn laten.
Brunsbüttel. (Suck in Oldesloe.)

14. Knecht Hans seet up 'n Schornstein
Un flicket sine Schauh,
Da kümmt en bränulich Mägdelein,
Kiekt em ganz flietig tau.
Is dat, üm em tau soppen?

Digitized by Google

Nę, Strümp ward halt tau ſtoppen,
Un ſo verlöppt bi rę̈g'n Fliet
Ganz nützlich ehr de Fierabentied.
(Lehrer em. Buck in Todendorf.)

15a. Hans ſitt in 'n (up 'e) Schoſteen
Un flicket ſine (ſin ol) Schoh,
Da köm en wackres Mädchen
Un ſprikt em flitig to: [1])
Hänschen, wenn du frien willſt,
So frie du to mi,
Alle Dage Speck in de Pann
Un nümmer keene Brie.
De Sommer is all kamen,
Du heſt mi noch nich nahmen,
Un nimmſt du mi von Abend nich,
So nimm ik Joppe Janſen;
He kann up 'e Giechel ſpęlen
Un dar kann ik na danzen.
(Carſtenſen in Achtrup.)

b. [1]) Anfang hochdeutſch — — —
Und freiet auf ihn zu.
Haus ſä, wenn de Sommer ankeem,
Denn woll he ehr woll nim'm:
Der Sommer iſt gekommen,
Er hat ſie nicht genommen,
Un nimmt he ſe von Abend nich,
Denn nimmt ſe Jakob Jantzen,
De kann ok düchtig danzen,
De kann ok god up'e Lutu (up'e Fidel) ſpęl'n,
Dar kann ſe god na danzen.
Hans, de danz mit de polſche Brut,
De Slachter däh ſin Dochter ut
Mit de Lebber, mit de Lung,
Mit Hartſchlag un mit Tung. [*])
(Eſchenburg in Holm.)
[*]) oder: Mit de polſche Oſſentung.
Schwanſen.

c. [1]) — — — — — —
Un ſprak Hans mal to:
Haus, wiſt du frigen,
So frige du mit mi.
Ik heff en blanken Daler, [2])
Is god vör mi un di.
Du ſäſt, du wuß mi nęhm'n. —
„Ja, wenn de Sommer käm." —
De Sommer is all kamen,
Du heſt mi noch nich nahmen.
Nimmſt du mi nich von Abend,
So mutt ik Jakob Hanſen nęhm',
He ſall up de Luken ſpęl'n,
Un dar will wi na danzen.
Danz, danz mit de polſche Brut,
De Slachter giſt ſin Dochter ut
Mit de Lewwer, mit de Lung,
Mit de Kopp un mit de Tung
Un mit dat polſche Hartſlag.
(Suck in Oldesloe.)

d. [2]) — — — — — — — — —
Ik heff noch 'n Spetſch'ndaler (100 Daler),
De 's god vör mi un di.
(Oder: Eenen Daler heff ik noch,
Den will ik geb'n di. Suck.)
Un as de Brut to Kirch gäng,
Da wär ſe ſo penell (vernellt?),
Un as ſe weller ruter köm,
Harr ſe den Junggeſell.
Se ſett'n ſik beid up eenen Wagen
Un föhrn tohop na Piepenhagen.
(Suck in Oldesloe.) Fürſtentum Lübeck.

16. Häufig als Fortſetzung zu den Reimen 15a—d gebraucht:

a. Hans, do dat nich, Hans, do dat nich,
Se het 'n ſcheb'n Fot.
Back 'n Plaſter up, back 'n Plaſter up,
Denn ward he weller god.

b. Hans, nimm mi man, Hans, nimm mi man,
Ik will ok nich vęl ęten. [1])
Wenn dat ſo keem.
Dat Hans mi nehm,
Wat woll ik Dübel frę̈ten.
(a und b: Eſchenburg in Holm.)

c. [1]) oder: Doch heſt mi erſt, ſchaſt di verſeeru,
Denn will ik grę̈ſig frę̈ten.
Schwanſen.

17a. Erſt kamt de Stutenwęken,
Denn kamt de Roggenbrotswęken,
Denn kamt de Swęrenotswęken.
(Suck in Oldesloe.)

b. Erſt kummt de Kringelwęk,
Denn kummt de Ringelwęk.
De Stutenwęk is ut.
Du büſt nu nich mehr Brut.
(Eſchenburg in Holm.)

c. Erſt kömmt de Stutenwoch,
Denn kömmt de Brotwoch,
Denn kömmt de „Grote-Not-Woch."
Schwanſen.

18. Brut, Brut, kam rut,
De beſten Dag ſünd ut,
Nu geiht din Elend an,
Nu kriggſt du enen Mann.
(Eſchenburg in Holm.)

19. Polterabendreime:

a. Gud'n Abend!
Hier is wull Pulterabend,
Harr 'k mi wull lang dach,
Dat ji pultert in de Nach.
Is dat de lüttje Brut?
De ſüht ja ganz verdeuwelt ut.
Is dat de lüttje Brüdigam?
De nimmt nu min Geſchenk wull an.

b. Ik kam hier ja in frohen Sinn,
En Teepott to verſchenken,
Dat ik ja ſelbſt keen Teepott bin,
Dat könnt ji ſik ja denken.
De Mann de ſchall keen Teepott ſin,
Dat ſchall he ſtets bedenken,
In 'n Ehſtand giſt dat mancherlei,
Dat giſt ok oft Gekabbel,
Drum ſmiet mi nich den Teepott twei,
Denn giſt dat mal Spektakel.
(a und b aus Bramſtedt, durch Ehlers.)

20. Hochzeitsbitter-Geſpräch, mitgeteilt von Lüth in Hemmelsdorf (Fürſtentum Lübeck), aufgezeichnet von L. Stüve in Lübeck:

„Hier bün ik, hergeſchickt von de Brut un den Brüdigam: Lena Katharina Seppels un Hans Chriſtoph Nümmernüchtern.

Nu lat se bitten von vörn bet in de Mitten, un sien Se so god un spreken Se ehr hüt üm dree Wochen un veertein Dag, so up ehrn Ehrendag, wenn't god Węder is.

Dat is en ganz lustige Köst. Dat gifft fief grote Fæt mit Wüst, dree leddig un twee, wo niks in is. Dat gifft ok noch dree schöne Gerichte: dat gifft olen Kees von gistern, dat gifft Schapsleesch mit Stöttglas un asbraken Stubbendeels mit Mückenfett upstost. Dat Beer sall tokam Johr in 'n Märzmand brut warn bi Jan Maibotter in Kęhlbęk.

Wenn Ji nich hintosin'n weet, bęt'n wieder lang, dar liggt en Kat', dar wahnt en ol Fru, de kann nich hörn un nich sehn, de sall Ju den Weg wiesen. De seggt aber, achter ehr Finster, dar steiht 'n isern Beerbom, de driggt all Johr dreemal Frücht: Allerhilgen, Wihnachten un Lichtmessen.

Dat is nu de ganze Hochtied bet up de Herrn Schaffers un de Herrn Muskanten. De Herrn Schaffers dat sünd: Timm Rottenstower von de Herrenklörd, dat ol Wief ut Oslingsdörp mit de wicheln Dweersleit, kleen Krischan mit de gläsern Trumpett, Paul Schwienhoor mit 'n Hackbrett, Kassen Kohlschör mit 'n Dudelsack.

Dat is 'ne ganz rike Brut. Se kriggt fief upgemakte Betten mit: dree sünd von Stroh un de annern beiden sünd ebenso — un nu węs so gud un blieft to Hus, as ik do.

(Suck in Oldesloe.)

Mitteilungen.

1. **Der Husar und sein Kartenspiel.** Von einem gewissen Regiment setzte sich ein Soldat mitten in die Kirche, zog sein Spiel Karten aus der Tasche und legte dieselben vor sich hin. Ein Adjutant und sein Feldwebel wurden solches gewahr und warnten ihn mehrere Male, er sollte sein Spiel Karten in die Tasche stecken und solches hinfüro nicht wieder tun. Der Soldat antwortete hierauf dem Adjutanten und seinem Feldwebel weiter garnichts, sondern betrachtete immersort sein Spiel Karten. Der Feldwebel setzte sich vor die Kirchentür, warnte ihn mehrere Male, führte ihn zum Major und verklagte ihn hart bei demselben. Der Major sprach: „Mein Sohn, wenn du dich nun nicht verantworten kannst, so mußt du Gassen laufen." Der Soldat sprach: „Mein lieber Herr Major! Ich habe alle Leute, die in der Kirche gewesen sind, zufrieden gelassen, und übrigens habe ich niemand Schaden damit getan." „Es möge wohl gut sein, verantworte dich aber besser, oder ich schicke dich sogleich in Arrest!" Der Soldat setzte sich an einen Tisch, zog sein Spiel Karten aus der Tasche und legte dieselben wieder so vor sich hin, wie er in der Kirche getan hatte: „Sobald ich ein As finde, zeigt es mir, daß ein Gott ist, der Himmel und Erde gemacht hat. Die Zweien zeigen mir die zwei Naturen, die in Christo sind, die Dreien zeigen mir die drei Personen, die in der Gottheit sind. Die Vieren zeigen mir die vier Evangelisten. Die Fünfe zeigen mir die fünf Wunden Christi. Die Sechse zeigen mir, daß wir sechs Tage in der Woche arbeiten müssen. Die Sieben zeigen mir, daß wir am siebenten Tage ruhen sollen. Die Achte zeigen mir die acht Seelen, die in die Arche Noah gegangen sind. Die Neune zeigen mir die neun von den zehn aussätzigen Männern, von denen einer umkehrte und Gott die Ehre gab und Christus sprach: Wo sind die neun? Die Zehne zeigen mir die zehn Gebote, die Gott unter dem schrecklichen Donner auf dem Berge Sinai gegeben hat. Die „Kreuze" zeigen mir das Kreuz Christi. Die „Piquen" zeigen mir das Schwert und die Nägel und die Dornenkrone, die unser Herr Christus auf seinem heiligen Haupte getragen hat. Die „Ruten" zeigen mir, daß alle Kirchen vier Ecken haben. Die „Herzen" zeigen mir, daß wir mit herzlicher Andacht erscheinen müssen. Als er nun alle Karten durchgegangen hatte, nahm er den Kreuzbauern, legte ihn auf die Seite des Tisches und sprach: Dieser ist nicht ehrlich. Die andern drei sind Henkersknechte, welche Christus vor Pilatus gegeißelt haben. Die vier Weiber sind die eine Maria und die andern drei, die zum Grabe Christi gegangen sind. Die vier Könige sind die Weisen aus dem Morgenlande, die gekommen sind, den Höchsten anzubeten. Überhaupt in dem Spiel sind 365 Augen, das sind die Tage im Jahre. In dem Spiel Karten sind 52 Briefe, das sind die Wochen im Jahre. In dem Spiel Karten sind 12 Bilder, das sind die Monate im Jahre. Also hat mir mein Kartenspiel besser gefallen als ein Gesangbüchlein." — „Es möge wohl gut sein, mein Sohn, du hast mir aber noch nicht weiter gesagt von dem Kreuzbauern, den du auf die Seite des Tisches gelegt hast, wobei du mir bloß sagtest, dieser wäre nicht ehrlich." — „Mein lieber Herr Major! Wenn Sie mir versprechen wollen, mir keine Strafe geben zu lassen, will ich es sagen." Wißbegierig erwiderte der Herr Major: „Sag's her, mein Sohn, dir soll nichts Leides widerfahren!" — „Der Kreuzbauer, den ich auf die Seite des Tisches hingelegt habe, das ist nämlich der verfluchte Feldwebel, welcher hier steht und mich so hart bei Ihnen verklagt hat." — Der Major freute sich über den Verstand des Soldaten, zog seinen Geldbeutel heraus, gab dem Sol-

daten sechs Louisdors und sprach: „Geh' hin, mein Sohn, und trink' auf meine Gesundheit. Ich habe viele Leute in den Karten studieren sehen, aber niemals erfahren, was du mir jetzt gesagt hast. Du bist der allerklügste Windbeutel, den ich jemals gesehen habe." — Mündlich mitgeteilt von einem alten Kampfgenossen; dieser hatte es schon als Knabe von seinem Vater erlernt, der lange als Husar gedient und an der Schlacht bei Sehestedt teilgenommen hatte.

Holm bei Uetersen. Eschenburg.

2. **Vogelbeerbaum auf einem Weidenbaum.** Daß sich auf alten, knorrigen Eichen, hohlen Kropfweiden und anderen ähnlich entwickelten Bäumen allerhand Gräser, Kräuter, ja sogar Sträucher ansiedeln, die auf ihrem luftigen Standort manchmal ganz prächtig gedeihen, ohne doch ihrem Wirt verderblich zu werden, kommt recht häufig vor und ist nicht eben auffällig. Daß sich aber sogar Bäume an solchen Orten zu erhalten vermögen, das dürfte wohl zu den Seltenheiten gehören. Ein solches Unikum befindet sich im Kirchspiel Quern nicht weit von der Steinberger Grenze, in der Nähe der Katenstelle Munkenskors. Dort steht auf einem Knick ein alter, mit zahlreichen Auswüchsen versehener Weidenstamm, dessen Umfang im Durchschnitt etwa 2,50 m beträgt. Er ist reichlich mannshoch und hat vier oder fünf seitwärts ausbiegende Kröpfe, deren Schößlinge von Zeit zu Zeit immer wieder zurückgeschnitten werden. In dem mit Modererde angefüllten Hohlraum zwischen den Kröpfen nun ist ein ansehnlicher Vogelbeerbaum (Sorbus aucuparia L.) emporgeschossen. Seine Gipfelhöhe beträgt 4 m, seine Schafthöhe 1,75 m und sein Stammumfang 40—45 cm. Die Nahrung nimmt er ausschließlich aus den Bestandteilen, die sich im Laufe der Zeit in der Höhlung der Weide angesammelt haben. Sie mag wohl nicht allzu reichlich ausfallen, aber trotzdem entfaltet er jedes Jahr immer wieder seine Blätter und Blütendolden. Das frische Aussehen am Boden wachsender Vogelbeerbäume fehlt ihm allerdings. Über das Alter habe ich Genaueres nicht erfahren können. Er zählt vielleicht eher über als unter 50 Jahre.

Quern. E. Schnack.

3. **Das Türkenfahren.** Ein interessantes holsteinisches Volksspiel, das nunmehr kaum noch dem Namen nach bekannt ist, ist das Türkenfahren. Wie mein Gewährsmann, Herr H. Wentorf in Haffkrug, mir mitteilt, soll dieses Spiel vor etwa hundert Jahren noch sehr beliebt gewesen sein. Dann geriet es fast in Vergessenheit, bis es vor etwa 50 Jahren noch einmal veranstaltet wurde. Im Dorfe Grebien bei Plön fand dieses letzte Türkenfahren statt, das folgenden Verlauf nahm.

Es wurde eine Art Karussell hergestellt. Ein in die Erde gegrabener Pfahl bildete die Achse, auf welche ein altes Wagenrad gesteckt wurde. Daran wurden zwei Erntewagenleitern wagerecht befestigt und zu beiden Enden mit einem alten Wagenstuhl versehen, welcher den Mädchen als Sitzgelegenheit dienen sollte. Am äußersten Ende der zu beschreibenden Kreisfläche war der Türke aufgestellt, eine hölzerne Figur in Mannesgröße. Diese war wohl ausstaffiert mit schwarzem Bart, rotem Halstuch, grünem ausgezacktem Kragen und Staubkittel. Um den Kopf war ein roter „Bund" gewunden. Weiße Strümpfe und schwarze Schuhe vervollständigten den Anzug. Die Figur stand da mit ausgebreiteten Armen und hielt in der einen Hand einen Ring und in der anderen einen Beutel, gefüllt mit Asche. Hinter dem Türken nahm ein junger Mann Aufstellung, um die richtigen Armbewegungen der Figur beim Spiel zu veranlassen. War alles wohl vorbereitet, so nahmen die mitspielenden Mädchen Platz und vier kräftige Männer setzten das Karussell in Bewegung. Die Mädchen hatten nun mittels eines eisernen Hakens dem Türken den Ring zu entreißen, und wehe! wenn dieses mißlang, dann sauste bei blitzschneller Drehung des Türken der Aschebeutel auf den Rücken des Mädchens hierunieder zum Gaudium der Zuschauer. Wer dreimal hintereinander dem Türken den Ring entriß, war Königin. Außerdem waren für die besten Leistungen noch vier Geldpreise ausgesetzt. — Leider ist dies interessante Volksspiel, wie schon bemerkt, seitdem in dortiger Gegend und auch wohl überhaupt nicht mehr aufgeführt worden. Sollte auch wohl der leidige Aschebeutel daran schuld sein? — Der Türke wurde noch lange im Dorfkruge aufbewahrt und von vielen Fremden besichtigt. Ob die Türkenfigur eine Erinnerung an die damals drohende Türkengefahr sein sollte?

Lübeck. L. Stüve.

Anfrage.

In einem Bericht des Tondernschen Propsten vom 8. Dezember 1719 findet sich die Wendung: „obgleich ich ihm erwies, daß er usw., so blieb er bei seinen 5 Augen." Ist diese Redensart sonst bekannt oder vielleicht noch irgendwo gebräuchlich?

Neu-Galmbüll. Lensch.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 7. Juli 1903.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.
Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Voß, Hermann Tast, der Reformator Husums. I. (Mit Bildern.) — 2. Hinkelmann, Über die neuesten Ergebnisse der Versuchsfischerei auf dem Kaiser Wilhelm-Kanal. (Mit Bildern.) — 3. Philippsen, I. Sagen und Sagenhaftes von Föhr. — 4. Mitteilungen. — 5. Anfrage. — Gedicht Fridericia.

Fridericia (6. Juli).

Die Sonne strahlt vom hohen Himmelsbogen
Aufs Saatgefild, auf wilder Rosen Pracht,
Und duft'ge Winde wehen weich und sacht;
Auf blauem Belte glänzen weiße Wogen.

Und ringsum flattert es von Danebrogen:
So rot floß Euer Blut einst in der Schlacht,
Die Ihr in Schleswig-Holsteins Trübsalsnacht
Den Opfertod Ergebung vorgezogen! —

Ach, es ist hart, zu ruh'n in fremden Landen,
Wo rings des einst'gen Feindes Fahnen wehen
Und seine Lieder laut herüberklingen!

An Eurem Grab bin lange ich gestanden:
Mir war's, als könnte ich nicht von Euch gehen,
Als müßte ich der Heimat Gruß Euch singen.

Eckernförde. Felix Schmeißer.

Mitteilungen.

1. **Vom Hülsen oder Christusdorn.** Der Hülsen (Ilex aquifolium L.) oder Christusdorn, wie er hier in Angeln allgemein genannt wird, ist ein echter Insasse der Wälder, ein getreuer Begleiter unsrer Waldriesen. Aber er reckt sich nicht wie diese zu stolzer Höhe, sondern hält sich bescheiden am Boden, mit seinem dunklen Grün oft weite Flächen überdeckend. Viel Wachstum scheint ihm nicht innezuwohnen, umsomehr harte Lebenskraft. Wenn Mutter Erde in Winters Banden ruht und alles Pflanzenleben im Walde erstorben scheint, dann ist er das einzige Laubgewächs, das durch seine lederharten immergrünen Blätter der öden, kahlen Waldfläche Leben verleiht. In den Augen des Forstmannes freilich gilt er als lästiges forstwirtschaftliches Unkraut, das zu nichts weiter nütze ist und nur das Aufkommen des Baumsamens hindert oder doch erschwert. Die Jugend weiß ihn besser zu würdigen. Wenn der Tag der Schulprüfung, wenn Erntedankfest oder eine Feier ähnlicher Art herannaht, dann tun mancherorts fleißige Kinderhände sich zusammen und reihen geschäftig Blatt zu Blatt auf lange Bindfaden zu flotten, zierlichen Christdorngirlanden. In Gegenden, wo er besondes reichlich auftritt, wie im Kreise Rendsburg an der

westholsteinischen Bahn, bringt er sogar klingenden Gewinn. Nach Mitteilungen der Tagesblätter werden dort schon seit mehreren Jahren die Ilexzweige geschnitten, am liebsten mit den roten Beeren daran, und dann sackweise mit der Post oder der Bahn nach Städten Süd- und Mitteldeutschlands versandt, wo sie zum Schmücken der Gräber sehr begehrt sind. Der Versand, an dem übrigens auch Nordschleswig beteiligt ist, wird das ganze Jahr hindurch betrieben, erreicht aber seinen Höhepunkt um die Zeit des Totenfestes. — In der Regel bringt es der Hülsen nicht weiter als bis zum Strauch; wo aber die Wachstumsbedingungen günstig sind, da vermag er sich auch zu einem recht kräftigen Baum zu entwickeln. Solche Ilexbäume sind in hiesiger Gegend nicht selten. Sie haben ihren Standort gewöhnlich auf Knicken; aber auch in Gärten, sogar auf Kirchhöfen trifft man sie an. Hinsichtlich ihrer Höhe oder ihres Stammumfanges können sie es manchmal ganz gut mit unseren Kirschbäumen aufnehmen, wenn auch ihr Wuchs bedeutend schlanker ist. Einer der stärksten Stämme befindet sich in einer Ilexgruppe zu Dollerup. Er mißt an seinem unteren Teile mindestens 1 m im Umfang. Weitere ansehnliche Exemplare giebt es zu Norgaardholz (Stammumfang 28 cm über der Erde: 86 cm), Gintoftholm (74 cm), Neukirchen, Rübel, Hattlund, Hattlundmoor, Habernis u. a. O. Durch ihre Höhe zeichnen sich ein paar Hülsenbäume in zwei Querner Gärten aus. Es muß aber dabei bemerkt werden, daß hochstämmige Exemplare in der Regel nur einen geringen Stammumfang besitzen. Ueber das Alter der Hülsenbäume ist wenig zu sagen; die ältesten dürften vielleicht aus der Zeit der Entstehung der Knicke stammen. Ein 48 cm im Umfang haltender Christdorn auf dem Querner Kirchhof ist zwischen 30 und 40 Jahre alt. Einen prächtigen Anblick gewährt es, wenn im Mai. Juni sich das dunkle Grün der lederartigen, stachlichten Blätter mit dem unscheinbaren Weiß unzähliger kleiner Blütchen untermengt, einen fast noch schönern, wenn in sonniger Winterlandschaft aus dem glänzenden Laub hunderte und aberhunderte von roten, erbsengroßen Beeren hervorschimmern. Und so fest haften diese an den Zweigen, daß die letzten erst während der Blütezeit im nächsten Jahre abfallen. Von den Vögeln haben sie wenig zu fürchten. Der Hunger muß schon sehr groß sein, wenn einmal eine Drossel sich dazu versteht, ein paar hartgefrorene Beeren hinunterzuwürgen. Eine Abkochung der Beeren soll früher hier zuweilen als Mittel gegen Asthma benutzt worden sein.

Quern. E. Schnack.

2. **Dinggericht.** In der „Heimat" 1902 Nr. 5 S. 119 ist als letztes in der Literatur erwähntes Dinggericht das 1843 zu Neumünster abgehaltene bezeichnet. Das mag richtig sein, das letzte abgehaltene aber war es nicht; im Jahre 1858 (vielleicht 1859) ist wieder eine, wohl die letzte, Dinggerichtssitzung abgehalten, gleichfalls im Saale eines Gasthofes zu Neumünster, und zwar mit allen Formalitäten unter Eröffnung desselben durch den Amtmann und unter Leitung des alten Dingvogts Kock von Bönebüttel, mit Ansprache und Gegensprache, worauf die Verhandlung der Sache mündlich durch die Anwälte, dann der Spruch der frommen Holsten, die in einem durch Latten dreiseitig eingehegten Raume umher saßen, erfolgte. Der Unterzeichnete und ein anderer Anwalt in Neumünster, Dreyer, waren die Protestvertreter.

Flensburg. Justizrat Ipsen.

3. **„In Koppenhagn steit de Dän all!"** Gegen Ende des Jahres 1863 kamen deutsche Bundestruppen durch ein Dithmarscher Dorf. An der Heerstraße hatten sich die Dorfbewohner zusammengefunden, um die fremden Truppen zu sehen. Eine mundfertige Frau rief einem vorüberziehenden Trupp die Frage zu: „Wonem steit de Dän denn all?" Ein Schelm antwortete unter großer Heiterkeit seiner Kameraden: „In Kopenhagen!" Da wandte sich die Frau, die von der Kriegslage nicht die geringste Ahnung hatte, mit einer Gebärde des Schreckens an ihre Nachbarin und rief: „Mein Gott, Nawersch, nu löpp't je wull öwerall as söt Melk — in Koppenhagn steit de Dän all!"

Altona. H. Speck.

4. Zu S. 143: **‚Der Husar und sein Kartenspiel.'** Eine ähnliche Fassung habe ich in Stockfee (südwestlich vom Plöner See) gefunden. Ein alter Arbeiter Schröder wußte sie fließend herzusagen. Es gibt über diese ‚geistliche Auslegung des Kartenspiels' eine ebenso interessante wie gelehrte Abhandlung von Professor Bolte in Berlin, in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde Heft 4, 1901 S. 376—406. Ein Nachtrag dazu, in dem außer andern Fassungen auch die aus Stockfee berücksichtigt ist, findet sich Heft 1, 1903 S. 84—88.

Oldenburg i. Gr. Dr. Wisser.

Briefkasten.

Wegen Raummangel mußte der Bericht über die Generalversammlung für die nächste Nummer zurückgestellt werden. Eckmann.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 7. Juli 1903.

Hermann Tast, der Reformator Husums.

Von Magnus Boß in Husum.

I.

Über Hermann Tast, den Reformator Husums und z. T. auch Schleswigs, ist sehr viel geschrieben worden. Die allgemeine deutsche Biographie führt allein 15 Autoren auf, die sich mit der Persönlichkeit und dem Wirken dieses Mannes beschäftigt haben. Unter den 15 aufgeführten Verfassern sind allein 6 Husumer: Caspar Danckwerth, Melchior Krafft, J. Laß. J. H. C. Eggers D. L. Lübker und H. T. Callsen. Die drei ersteren beschäftigen sich nur gelegentlich mit ihm, die drei letzteren haben eine eigene Arbeit über ihn verfaßt. Keiner von allen Autoren hat die Archivalien der Husumer Kirche durchgesehen und benutzt; einer hat dem andern geglaubt und nachgeschrieben. Das ist auffallend, zumal man doch hier über Tast etwas zu finden hoffen mußte. Das einzig Neue, das in letzter Zeit über Tasts Leben nachgetragen ist, findet sich in einer Arbeit von S. Rørdam, Kirkehistoriske Samlinger, Band IV, S. 512 ff. u. 682 u. 683. Es ist der Streit zwischen Tast und seinem Archidiakonus Johann von Leiden und das jedenfalls nicht ohne Tasts Mitwirkung gefällte Urteil in einer Nordstrander Ehestreitsache. Das Husumer Kirchenarchiv enthält hier und da zerstreute Notizen über Tast, über die nach seinem 1551 erfolgten Tode hinterbliebenen Angehörigen und über seine Mitarbeiter, die — zusammengehalten mit dem bisher schon Bekannten — jedenfalls dazu dienen können, die Zeichnung von ihm zu vervollständigen und die Konturen derselben schärfer hervortreten zu lassen. Bevor wir aber das Bild jenes großen Mannes betrachten, wollen wir einen Blick in jene Zeit tun, die ihn gebar.

In denselben Tagen, in welchen das Band der kalmarischen Union bald nach dem Stockholmer Blutbade am 8. November 1520 gewaltsam wieder zerrissen wurde und Schweden unter dem jungen Gustav Wasa seine Selbständigkeit erkämpft hatte, wurden auch die dänischen Reichsstände der Tyrannenherrschaft König Christians II. müde und trugen seinem Oheim, dem Herzog Friedrich I. von Gottorp, die Königskrone an. Derselbe hielt sich damals in Husum auf, wo zwei seiner aus morganatischer Ehe hervorgegangenen Töchter verheiratet waren. In dem Hans A. Boysenschen Hause, der Wohnung seines Schwiegersohnes Hermann Hoyer, der in Husum nicht anders als der „Lange Harmen" bezeichnet wurde, und nach dem die Langenharmstraße den Namen trägt, huldigten ihm die hierhergekommenen dänischen Reichsstände am 20. Januar 1523. Husum, das damals noch nicht unter die Städte gerechnet wurde, hatte unter den dänischen Königen

aus dem Hause Oldenburg und wohl nicht ohne Mitwirkung bedeutender Terrainveränderungen in Nordfriesland einen ungeheuren Aufschwung genommen. Noch 1372 aus zwei Dörfern bestehend, war es schon im Jahre 1461 zu solcher Bedeutung gelangt, daß in einem Freiheitsbrief für Amsterdam der Weg von Husum über Flensburg als der gewöhnliche von der Nordsee nach der Ostsee bezeichnet wurde. Die Spuren dieser Handelsstraße liegen noch auf den Heiden zwischen Husum und Flensburg in den tiefen und breiten Wagentraden, die wie Schriftzüge in den Boden eingegraben sind. Etwa 300 m östlich von der Wirt-

Hermann Tast
nach dem Bilde in Melchior Krafftts zweihundertjährigem Jubelgedächtnis der Reformation.

schaft Augsburg, dicht vorbei an den großen dort liegenden Grabhügeln, zog sich die beschwerliche und unsichere Straße durch die öden, buschbewachsenen Heiden dahin. Der umfangreiche Durchfuhrhandel hatte bald bedeutende Wohlhabenheit in Husum gezeugt. Von derselben erhält man eine Vorstellung, wenn man die im Reichsarchiv zu Kopenhagen befindlichen Steuer-, Einquartierungs- und Aushebungslisten sich ansieht und mit denen anderer Städte vergleicht. Als 1539 den Städten Schleswig-Holsteins eine militärische Einquartierung auferlegt ward,

wurden Husum und Flensburg mit je 70, Kiel und Itzehoe mit je 40, Tondern zu 30 und Eckernförde zu 12 Mann angesetzt. Bei einer Aushebung wehrpflichtiger Mannschaft für den Dienst des Königs mußten Husum 200, Hadersleben 60, Tondern 40, Schleswig 30, Apenrade 20 und Eckernförde 12 Mann stellen. Als im Jahre 1540 eine 20 Pfennigsteuer ausgeschrieben und von jedem Vermögen von 20 Pfennigen 1 Pfennig Steuer verlangt wurde, mußte Husum dazu 3500 Mark Lüb. beitragen, was einem auf 70000 Mark Lüb. geschätzten Vermögen entsprach. Wenn man nun bedenkt, daß 1540 ein Teil Husums, die Haus Backsenstraße, die Wasserreihe und das ganze Westerende, in Asche lagen, und für diesen nichtbesteuerten Teil ein Viertel abrechnet, so kommt man auf ein Kapitalvermögen von 100000 Mark Lüb. Husum hatte damals 5—600 Steuerpflichtige, was eine hohe Bevölkerungsziffer voraussetzt. Das zu gleicher Zeit in der Stadt Tondern für besteuerungsfähig gehaltene Vermögen wird auf 20000 Mark Lüb. angegeben; Husum war also derzeit 5mal reicher als Tondern. Dem Handel und Wohlstand entsprechend war auch die Zahl der in Husum beheimateten Schiffe; sie wird auf 40 größere angegeben, „der kleineren nicht zu gedenken." [1])

So stand es um die bürgerlichen Verhältnisse; auf kirchlichem Gebiete lagen die Dinge ähnlich. Etwa 1431 fing man an, die Kapelle in Husum zu bauen und die Trennung von Mildstedt, die erst 1495 endgültig vollzogen wurde, vorzubereiten. Der damaligen Sitte und dem christlichen Sinne der Zeit gemäß strebten alle Einwohner Husums dahin, das eigene Gotteshaus nun auch würdig auszustatten, damit es der Wohlhabenheit des Orts entspräche. Mit warmer und erkaltender Hand, in Testamenten und Einzelvermächtnissen wurden der Kapelle Kapitalien oder Stücke innerer oder äußerer Ausstattung überwiesen; dieser stiftete eine Summe Geldes und verpflichtete die Geistlichkeit, an einem bestimmten Tage, gewöhnlich an dem seiner Geburt oder seines Todes, an einem bezeichneten Altar zu seiner Seelen Seligkeit und zu seinem Gedächtnisse Meßgebete zu lesen; jener gab Konsolatien, kleinere Geldbeträge, deren Renten oder Zinsen zur Speisung der Geistlichen oder Armen an gewissen Tagen bestimmt waren; ein dritter schenkte Wein- und Brotrenten und sorgte für einen stets gedeckten Tisch des Herrn. Besonders in den Jahren 1440 bis 1470 und dann — wegen des Blutbades auf dem Klingenberg — erst nach etwa zehnjähriger Unterbrechung wieder von 1480 bis 1520 werden so zahlreiche Geschenke an die Kapelle und Kirche vermacht, daß dieselbe in den Stand gesetzt wird, einen Altar nach dem andern aufzustellen und dadurch die Zahl der hierorts verehrten Heiligen zu vermehren. Jemehr Altäre aber entstanden, desto mehr Geistliche und Vikare waren erforderlich. So kam es, daß im Jahre 1507 19 Altäre in unserer Kirche vorhanden waren und an ihnen 15 Geistliche des Gottesdienstes pflegten. [2])

---

[1]) Siehe Laß. S. 101 Anm. c.

[2]) Wytlick vnnd apenbar sy allen den disse breff vorkome lesen edder hören dat wy olderlüde vnnd Swaren der kerken vnser leuen Frowen bynnen husem Sleßwikes stichtes alse by namen Hans bekeman hilmar van büren lutke holste vnnd Clawes ketelß sym eindrachtigen auereyn ghekomen myt dem Kerchern tor tyt Hern Merten Petri vnnd Ewigen vikarien alse by namen Herrn Pawell payß Hinriens swarte Johannes payß Jacobus seroder Jacobus brietii Otto Wirickß Henrikus lemgow Hilmarns goltsmyt Theoderius Klocke Andreas schulenborch Jacobus payß Petrus Jacobi Nikolaus payß Johannes greuensten vor vns vnnd vnser beyde parte nakomelinge van halnen wehgen des wynnes vnnd brodes denende to dem ambachte der hilgen missen In disser wisse Jnt erste schole wy Kerckswaren vnnd vnse nakomelinge schaffen to dem hogen Altar vnnd to den vikaryen vnßer leuen Frowen des kalandes des hilgen lichammes der hilgen Dreuoldichent Sunte Nikolaus Sunte Jacobes Sunte Annen Sunte Brandanius Sunte Michelis Sunte Lambertes Sunte Johannes vnder dem Torne des hilgen Cruces Sunte

Nach dieser untenstehend mitgeteilten Urkunde hießen die Altäre der Husumer Marienkirche im Jahre 1507: 1. de hoge Altar oder vuser lewen Frouwen Altar, 2. de Altar des Kalendes, 3. des hilgen Lichammes, 4. der hilgen Dreuoldicheyt, 5. Sunte (Sanct) Nicolaus, 6. Sunte Jacobes, 7. Sunte Annen, 8. Sunte Brandanius, 9. Sunte Michelis, 10. Sunte Lambertes, 11. Sunte Johannes vnder dem Torne, 12. des hilgen Cruces, 13. Sunte Gertrudes, 14. des Rosenkranzes, 15. Sunte Peters, 16. Sunte Katharinen, 17. Sunte Jostes, 18. der teynduſent Riddern und 19. aller Chriſten Seelen.

Außer dieſen vorgenannten 19 Altären [1]) habe ich in Urkunden noch erwähnt gefunden: 1. den Altar der „Medelydinghe," des Mitleidens oder der ſieben Schmerzen der Maria, 2. den St. Olaus-Altar, 3. den Altar Sunte Barbaren, 4. Sunte Antonii und 5. Sunte Jürgen. Danach kämen im ganzen 24 Altäre heraus. Wahrſcheinlich aber iſt es, daß an einigen Altären zwei Heilige verehrt wurden, die oben angeführte Zahl mag daher doch die richtigere ſein; jedenfalls aber ſind Beccau in ſeinem Verſuch einer urkundlichen Darſtellung der Geſchichte der Stadt Huſum und Jenſen in ſeiner kirchlichen Statiſtik, die von 17 Altären mit 24 Vikaren reden, im Irrtum. Auch die „Schleswig-Holſteiniſche Kirchengeſchichte" von Jenſen und Michelſen, die die Vermutung ausſpricht, daß in Huſum 24 Vikare an ebenſo vielen Altären gedient haben ſollen, daß aber kein

---

Gertrudes des Roſenkrantzes Sunte Peters Sunte Katerinen Sunte Joſtes der teynduſent Riddern vnnd allen Chriſten ſeelen wilker Meſter Euerdt heſft ſunderer gude Romanye vnnd broth dat vnſtrafflick is des me halen ſchall dorch den koſter derſulnen Kerken effte dorch eynen ghetruwen vnnd ſlunteu dat in eyn ſchapp dar tho gheſeenket dar Ein juwelick vikarius ſchall eynen Slotell to hebben vnnd halen den wyn ſulueſt dorch ſik edder dorch eynen preſter van ſyneu medebroderen vnnd dorch anders nemande weret ſake hier ienich bauen dede ſchall geuen vor ſyne pene twe ſchillingh lubb. den eynen den vicaryen vnnd den andern tho wyne vnnd broth So ſchall eynjnwelick vikarius der bauen (sc. genannten) vikaryeu jarlikes vornogen den upghemte (baoengemelten) Swaren edder eren nakamelingen achte Schillingh lubb. in den achten Dagen paſchen othgenamen de ewighe vikarius des kalandes wilker ſchall ewich frig ſyn nichtes vth to geuende wente dar gut benoge vor gheſchen is Ock ſcholen vnnd willen de upghenan (nten) Kercher vnnd vikarien vnnd ere nakamelinge holden ins des Jares eyne memorie mit vigilien vnnd ßele miſſen vor Michell widder de ſundergen hir gudere to geghenen heſft Ock ſchall nemant van de vorben (annten) vikaryen mede delen ſo dane wyn vnnd broth den Marianen wilker ſcholen ſtetliken buten beſlaten weſen Dede jenich hir bauen de ſchall vthgeuen ßodane vorſe (revene) pene Ock ſchall neyn vikarius buten der bauen (sc. genannten) Kerken myt ſik nemen wyn vnnd broth eyn anderwegen to eelebrerende by der ſulueſten pene Weret ok ſake jenich fromer preſter effte Broder myt willen des Kerckhern wolde in der ſulueſten bauen (sc. genannten) Kerken eelebreren mach men mededelen brot vnnd wyn Weret ſake jenich der bauenmelten vikaryen edder ere nakamelinge ieghen diſſe bauen (sc. genannten) beleuinge ſik myt wrenel ſette vnnd ſo dane pene nicht wolde vthgeuen vor ſyne broke Schall men ene ins wernen laten dorch den Colleetoren der preſter Settet he ſik noch vorder myt wreuel hir entjegen Schall he beronet ſyn ſo danes wynes vnnd brodes ok ſcholen ſyne Olderlüde ehm neyn hulpe don dat he wyn edder broth kope Iſſet ſake he gnade begerde ſchall he geuen eyne Mark lubb. vor ſo dane wrenel achte Schillinchs den Preſteren vnnd achte Schillinch to Brot vnnd wyn.

Alle diſſe vorben. Stucke vnnd artikule lane wy Swaren vorben. vnnd vicarien vor ſie vor vnßer beyde parte nakamelinge in guden Steden vaſten truwen ſunder argheliſt vnghekrencket to holdende Vnd hebben des to merer tuchniſſe vnße Ingeſegele myt dem Ingeſegell des Kalandes to Huſum heten hengen nedden diſſen apenn breſſ de ghe geuen vnnd ghe'chreuen is im Jahre vuſes Hern Duſentviffhundert vnnd ſouen an dem auende assumtionis mariae virginis. Auschultatum et collationatum cum pro ..... copia per me Jacobum brictij clericum Slesvicensis dyöc (esis) p ..... sacra Apostel Auct (oritate) Notarium et concordat cum suo vero originali, quod protector manu mea propria.

[1]) Siehe die Arbeit „Aus dem vorreformatoriſchen Huſum" von M. Voß. „Heimat" 1899, S. 114—143.

Verzeichnis derselben erhalten geblieben sei, ist im Irrtum; das Verzeichnis der Altäre und Vikare befindet sich in der oben mitgeteilten Urkunde.

Die Geistlichen waren im Jahre 1507 folgende: 1. de Kerckherr Marten Petri, 2—15. de Ewigen Vikare Pawell Payß, Hinrieus Swarte, Johannes Payß, Jacobus Seroder, Jacobus Brietii, Otto Wiricks, Henrieus Lemgo, Hilmarus Goltsmyt, Theodoricus Klocke, Andreas Schulenborch, Jacobus Payß, Petrus Jacobi, Nicolaus Payß und Johannes Greuensten. Von diesen waren 1527, bei Durchführung der Reformation, nur noch zwei, Otto Wiricks und Nicolaus Paysen, im Amte. Nach des „Gasthuses Boek," einer Urkunde im Archiv des Gasthauses zum Ritter St. Jürgen, blieben außer diesen beiden, „Zeit ihres Lebens," in ungeschmälertem Besitz ihrer Pfründen: Thomas Ketelsen, Jochym Brandt, Luder Knutzen, Sylvester Nicolai, Wilhelm Kock, Mester Dirick, Johann Selken, Nicolaus Jding, Oleph Boysen und Johann Möller. Hermann Tast und Franz Hamer fungierten als evangelisch-lutherische Geistliche weiter. Ob die Zahl 24 bei den Vikaren jemals erreicht worden ist, scheint mir darnach zweifelhaft. Die Geistlichen wohnten zunächst in unmittelbarer Nähe der Kirche, zu beiden Seiten der Süderstraße, in der Gegend des jetzigen Königlichen Gymnasiums; dieser Straßenteil hieß daher die „Papenstraße." Der Zug der Zeit, die große Zahl der Geistlichen sowie auch der Reichtum der Kirche und ihrer Altäre rief mehrere von kirchlichen Ideen durchdrungene Vereine, Brüderschaften und Gilden hervor, die eifrigst das Gefühl der Zusammengehörigkeit, den Sinn für Gemeinwohl und für gegenseitige Unterstützung in Not und Tod, in Armut und Krankheit, in Elend und Gefahr auf vielfache Weise pflegten. Die Verbindung dieser Brüderschaften mit der Kirche wurde seitens der Geistlichkeit so stark gefördert, daß fast die ganze Gemeinde in ein Abhängigkeitsverhältnis gebracht war. Alle Bürger, die im Besitz eines Hauses waren, gehörten auch irgend einer Gilde an. Die reicheren und reichsten suchten bei der vornehmsten aller Brüderschaften, der Kalandsgilde, um Aufnahme nach. Als Laienbruder der Kalandsgilde treffen wir 1510 Berend Frutzen, einen sehr reichen Husumer Bürger,[1]) Matthias Knutzen, den Freund des Husumer Reformators Hermann Tast, und 1533 auch Hermann Hoyer. Die St. Jostgilde vereinigte unter der Führung einiger Geistlichen die Grob- und Feinbrotbäcker des Orts, die zehntausend Rittergilde die Pelzer, Hutmacher und „Hodtsylter," die heilig Leichnamsgilde die Schuster, Gerber und „Garmacher," die Lambertusgilde die Schneider, die Überscherer und Tuchmacher, die Dreifaltigkeitsgilde die Schmiede, Schlosser, Schwertfeger und Büchsenmacher. Wahrscheinlich gehörten die Schiffer der St. Nicolaus- und die Tischler der St. Annengilde an. Endlich gab es hier noch eine St. Jacobs- und eine St. Antoniigilde und Vertreter zweier Mönchsorden. Die Minoriten, die dem Orden der Franziskaner angehörten, hatten an Stelle des jetzigen Schlosses ein Kloster, das 1494 gegründet und 1527 in ein Armenstift umgewandelt wurde.[2]) Die Dominikaner besaßen zu Süden der Kirche in der Süderstraße ein „ßwarte Monnecke Huß." Sie bedienten in der Kirche den Altar der „Medelydinghe," scheinen aber sonst wenig Gemeinschaft mit den übrigen Geistlichen gepflogen zu haben. In der auf S. 4 mitgeteilten Urkunde heißt es: „Ock schall nemant von den vorben. Vikaryen medebelen sodane Wyn vund Broth den Marianen" — so wurden diese genannt — „wilken scholen stetliken buten beslaten wesen." Sie hatten also nicht einmal das Recht, von dem Brot und Wein aus dem Sakramenthäuschen zu gebrauchen, zu dem sonst jeder Vikarius einen Schlüssel besaß. Es fehlte ihnen

[1]) Siehe Chronik des Gasthauses von M. Voß, S. 54 ff.
[2]) Über das Kloster in Husum siehe Voß, Chronik des Gasthauses S. 18 ff.

klösterliche Erziehung und Vorbildung. Als Halbgeistliche und Halbweltliche betrachteten sie es als ihre Aufgabe, die Marienzeiten, „de Tyden Mariä," innezuhalten. Das waren gottesdienstliche Gesänge, die die Namen Mette, Prime, Tertie, Sexte, None, Vesper und Nachtgesang nach den verschiedenen Tageszeiten trugen. Daß die Marianer auch unter der Bevölkerung Husums manchen Anhang hatten, geht daraus hervor, daß sie sich mit einer Anzahl Laienbrüder zu einer Marianengilde zusammengetan hatten.

Daß Husum eine durch und durch katholische Ortschaft war, ersah man schon an verschiedenen Äußerlichkeiten. Kam man von Osten her auf der Landstraße von Flensburg oder Schleswig in den Ort, so stand am Wege, wahrscheinlich in der Nähe des Gasthauses, „dat hillige Crutze," ein Bild des gekreuzigten Christus; an einer andern Stelle stieß man auf den „blutigen Jesus," einen Armenblock

Die alte 1807 abgebrochene Marienkirche

in Form einer Christusfigur. An der Gasthausfront war das Standbild des Ritters St. Jürgen angebracht. Auch das vielfache Glockengeläute, das die Geistlichen und Laien zu den gottesdienstlichen Übungen rief oder die Mönche im Kloster und im „ßwarten Monneckehuß" an ihre Pflicht gemahnte, gab dem Orte ein eigenes Gewand.

Dies in gedrängter Kürze über das innere, kirchliche Leben. — Was das Äußere der Kirche anbetraf, so baute man 1431—1436 den Ostteil der Kirche, 1470—74 das Gewölbe des Mittelbaues, 1495 den Westteil, 1506 und 1507 den Turm. Die beiden großen Glocken wurden im Jahre 1506 gegossen, 1510 errichtete man das neue Chor und die Sakristei; 1522 setzte man zu Norden an das Gebäude noch eine Kapelle an. Wie herrlich die Innenausstattung gewesen

ist, ersehen wir am besten aus dem Inventarverzeichnis des Jahres 1763 und den Auktionsprotokollen der Abbruchszeit der Marienkirche nach dem Jahre 1807.

Heinrich Ranzau hatte Recht, wenn er in seiner „Descriptio" im Jahre 1597 den Bau einen „templum elegantissimum" nennt. Caspar Danckwerth spricht dasselbe aus, wenn er in seiner Landesbeschreibung sagt: „Die Kirche ist eine der größten und zierlichsten in diesen Landen."

Bezüglich der Einführung der Reformation hatte Husum besondere Vorzüge vor anderen Städten Dänemarks und Schleswigs voraus. Fürs erste war die Sprache hier ausschließlich deutsch, so daß die Verkündigung der lutherischen Lehre ohne weitere Hindernisse vor sich gehen konnte; auch hatte die wohlhabende Bürgerschaft keine mächtige Geistlichkeit in ihrer Mitte. Der Schleswiger Bischof war zu weit entfernt, um das unter der Oberfläche schon lange glimmende Feuer des geläuterten Gotteswortes beobachten, energisch bekämpfen und unterdrücken zu können. Ebenfalls fehlte hier der einflußreiche Adel, der im Bunde mit der Geistlichkeit das Reformationswerk hätte hindern und stören können. König Christian II. und der ihm im Jahre 1523 folgende Friedrich I. waren der Reformation nicht nur freundlich gesinnt, sondern förderten sie auf vielfache Weise. Die Bevölkerung Husums hatte Handelsverbindungen mit allen wichtigen Hafenplätzen an der Nordsee. Der Ort selbst war allerdings nur ein großes, reiches Dorf, ein „Bleek," aber der Mittelpunkt des insularen und festländischen Nordfriesland. Zu dem allen kam hinzu, daß Husum schon vor Beginn der Reformation eine lateinische Schule [1]) besaß, deren Schüler und Lehrer von den großen Umwälzungen der Reformation nicht unberührt bleiben konnten. So wurden z. B. im Monat Juni 1518 an der Universität Wittenberg die beiden Husumer Schüler Lorenz Petersen und Peter Paulsen immatrikuliert; ein Jahr darnach kamen Erich Guntzen von Husum und zwei Schüler der Schleswiger Domschule hinzu. Im Frühling 1520 traten abermals zwei Husumer, Bigmann Boye und Johannes Johannsen, in Wittenberg ein. Die Bekanntschaft mit der neuen Lehre war also Husumer Kindern ermöglicht, und gewiß wird sie es gewesen sein, die die Studenten nach der sonst wenig beachteten Hochschule hinzog. Die Verkündigung der neuen Lehre in Husum soll zuerst durch Hermann Tast und Dietrich Becker geschehen sein. Der erstere, wahrscheinlich um 1490 geboren, war vielleicht ein Husumer Kind. Wenigstens kommt der Name Tast hier vor. 1485 verkaufte Pawel Bullenkule an die „Erliken vorstendere und Olderlüde Sunte Annen vnd Sunte Jürgen by Namen Jacob Stutemann und Arent Taste" sein Haus in der Papenstraße. Vielleicht war Arent Tast der Vater Hermanns oder, wenn er ein Geistlicher war, sein Onkel. Wann Hermann Tast nach Husum gekommen und als Geistlicher angestellt worden ist, wissen wir nicht; nach der untenstehend [2]) mitgeteilten Urkunde des Kirchenrentebuches II ist er schon im Jahre 1514 hier gewesen. Da es sich in der angezogenen Urkunde um ein Kirchenkapital handelt, das an einer Stelle gehoben, an der andern wieder belegt wird, muß man annehmen, daß Hermann Tast damals auch schon amtierender Geistlicher gewesen ist, wenn er auch nicht — wie es damals üblich war — als Herr Hermann bezeichnet wird. Demnach wird Hermann Tast wohl auch nicht zu den Füßen

---

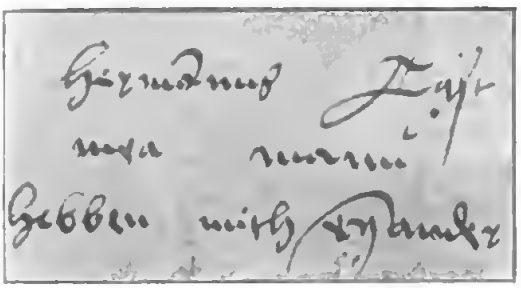
[1]) Daß die hiesige Gelehrtenschule erst 1527 gegründet sein soll, ist nicht den Tatsachen entsprechend. Sie bestand schon früher als Klosterschule und wurde 1527 mitreformiert.

[2]) Item in Claweß Allekenß Huß beleghen vpp denne orde bauen der vulenghate negheſt Ludeke Kouoteß Huß vpp dat Osten dar is ene ½ Renthe vpp, dar Grote Tideke dat rede Gheld vor vppborde.

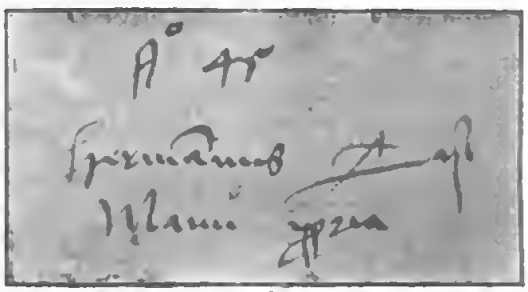
Item dat Gheld hefft utgeloeſt Hermen Taſt imme Jar 1514 vn iß wedder angelecht to Horrſtede by Marten Knetß, dar ſett he vor alle ſyn Goet vn Land, gheſt vn marſk.

Luthers und Melanchthons in Wittenberg gesessen, sondern die Reformation durch Schrift und Wort kennen gelernt haben. Der Name Hermann Tast findet sich wiederholt aufgeführt in „des Gasthuses Boek." Diese Urkunde enthält die Renten der einzelnen katholischen Altäre und der mit ihnen verbundenen Vikariate. Der Michaelisaltar, an dem Hermann Tast als katholischer Priester das Vikariat ausübte, war einer der reichsten der Marienkirche. Er bestand schon im Jahre 1464. [1])

Die ältesten vorhandenen Kirchenrechnungen zu Husum sind von Hermann Tast in den Jahren 1545 bis 1550 geführt, und er unterzeichnet dieselben „Hermannus Tast, mea manu oder manu propria" (mit meiner Hand oder mit eigener Hand). Außerdem befindet sich im Kirchenarchiv eine auf seinen Tod und seine 5 Kinder bezügliche Urkunde, die noch vollständig unbekannt ist, auf die wir aber erst später zurückkommen wollen. Hermann Tasts Hervortreten mit der neuen Lehre der Reformation fällt in das Jahr 1522. Die Kirche wurde ihm gar bald von den Pfaffen verschlossen; doch da nahm ihn ein angesehener Bürger, Matthias Knudsen, in sein in der Süderstraße gelegenes Haus, wo im Hintergebäude ein Pesel mit allerlei gemalten Sternen geschmückt und einer kleinen Kapelle ähnlich gemacht worden war, auf. Dieses Haus wurde 1705 abgebrochen. Hier predigte er mit großem Erfolge, so daß das ihm zugewiesene Zimmer bald zu klein wurde und er mit seinen Zuhörern auf den Kirchhof hinauszog. Auf der Südseite desselben, am Steigel, stand eine große Linde, die „Tochter" genannt,



Schriftprobe des Hermann Tast.
Hermannus Tast, mea manu,
hebben mitheynander.)



Schriftprobe des Hermann Tast.
(Anno 1545.
Hermannus Tast, Manu propria.)

zur Unterscheidung von der „Mutter," die an der Nordseite der Kirche sich befand. Unter diesem Baum stand und predigte der glaubensstarke Mann vor der immer zahlreicher ihm zuströmenden Menge, ungeschreckt durch die Drohungen der Pfaffen, geschützt von seinem Anhange, der ihn oft in großem Zuge mit Wehr und Waffen nach Hause zu geleiten pflegte. Die Durchführung der Reformation war im Jahre 1527 geschehen. Sie wurde Hermann Tast dadurch bedeutend erleichtert, daß er sich auf einflußreiche Freunde stützen konnte. Vor allem half ihm sein Freund Matthias Knudsen, von dem fälschlich behauptet wird, daß er ein Sohn der Tochter des Herzogs, Gesekе, und des Hans Knudsen gewesen sei. Das ist aber unmöglich, weil der Herzog 1491 und Matthias Knudsen 1495 geboren ist. Wie reich oder wohlhabend dieser war, geht daraus hervor, daß er in der obenerwähnten 20 Pfennigsteuer 70 Reichstaler zu zahlen hatte. Matthias Knudsen soll als Ratmann in Kiel am 14. Februar 1559 verstorben sein. In seiner Grabschrift heißt es, „daß er als der erste und einzige — nicht ohne Gefahr für

[1]) Siehe „Die Heimat," Jahrgang 1899, S. 137.

Leib und Gut — sich der Verkünder des göttlichen Wortes annahm, und daß er sein Haus für die heilige Versammlung einrichtete, als die Kirche ihr von den Feinden des Evangeliums verweigert wurde. Ebenfalls vermehrte er die Einnahmen der Schule zur Heranbildung von Gelehrten und frommen Lehrern."

Über die neuesten Ergebnisse der Versuchsfischerei auf dem Kaiser Wilhelm-Kanal.

Vortrag vom Königl. Oberfischmeister **A. Hinkelmann** in Kiel,
gehalten auf der Generalversammlung unsers Vereins zu Friedrichstadt am 21. Mai 1903.

Vor vier Jahren hatte ich die Ehre, auf unserer Generalversammlung zu Husum (24. März 1899) über „die Fische und sonstigen Nutztiere des Kaiser Wilhelm-Kanals mit besonderer Berücksichtigung der Lebensverhältnisse des Herings" (vergl. auch das Septemberheft des 9. Jahrganges unserer Monatsschrift „Die Heimat" 1899) einen Vortrag zu halten. Wenn ich damals zwar bemerkt habe, daß die Versuchsfischerei zu einem vorläufigen Abschluß gelangt sei, so sollte das nicht heißen, daß die Untersuchungen mit der Entdeckung des Heringslaichplatzes bei Sehestedt ihr Ende erreicht hätten. Theoretisch mag es genügen, zu wissen, daß der Hering den Kanal als Laichplatz alle Jahre aufsucht; der Praktiker aber fragt: in welchem Umfange erfolgt die Einwanderung, und welche Folgen hat dieselbe für unsere Küstenfischerei?

Wo alljährlich die Zahl der den Kanal aufsuchenden Heringe eine Steigerung erfahren hat, ist es erklärlich, daß ich gerade in den letzten Jahren mit um so größerem Eifer den Spuren der Heringe gefolgt bin. Nicht nur in Fischereikreisen schenkt man dem Vordringen der Heringe Beachtung; die Heringe drängen sich den Anwohnern des Kanals förmlich auf, und in den letzten Tagen berichteten die Zeitungen, daß bei Rendsburg die das dortige Kanalufer passierenden Heringszüge sich derart bemerkbar gemacht haben, daß alt und jung mit den Händen, mit Ketscher oder Korb vom Ufer aus den Heringsfang betrieb, um sich eine billige Mahlzeit Fische zu beschaffen. Einige Personen sollen in kurzer Zeit an 1000 Heringe erbeutet haben. Man halte sich allein diese Tatsache, im Binnenlande lebende Heringe fangen zu können, vor Augen, um sich zu vergewissern, daß sich zur Zeit kaum ein anderes Moment an Bedeutung für unsere heimatliche Naturkunde mit der Einwanderung der Heringe in den Kanal messen kann. Darum hatte ich auch keinen Grund, die von seiten des geschäftsführenden Ausschusses an mich ergangene Bitte, noch einmal auf die Ergebnisse der Versuchsfischerei zurückzukommen, von der Hand zu weisen.

Im ganzen habe ich im Auftrage meiner vorgesetzten Behörde bis jetzt 20 Fahrten unternommen. Den Verlauf und die Ergebnisse derselben Ihnen hier in systematischer Weise vorzutragen, würde zu weit führen. Ich begnüge mich damit, Ihnen den Verlauf meiner diesjährigen Maifahrt zu schildern und die wichtigsten Resultate der letzten 4 Jahre an passenden Stellen einzuschalten (Fig. 1).

Die speziell für die Kanalfahrten getroffene Ausrüstung des Dienstfahrzeugs „Neptun" (Fig. 2) setzt sich aus nachfolgenden Netzen zusammen: 3 Heringsstellnetze von 10 bezw. 20 Faden Länge mit einer Tiefe von 150 Maschen à 21 mm Weite; 1 Brutnetz mit einem Durchmesser von 67 cm (die Maschenweite beträgt 2 mm); 1 Planktonnetz; 1 Ketscher.

Bereits vor Ostern fanden sich die laichenden Frühjahrsheringe vor den Holtenauer Schleusen ein. Sie fragen, was die Heringe befähigt, den doch verhältnismäßig schmalen und ziemlich landeinwärts gelegenen Eingang des Kanals vor Holtenau mit unfehlbarer Sicherheit aufzufinden. Es gibt noch so manche dunklen Punkte im Leben der Heringe; das Zusammenschließen laichender Heringe im Frühjahr bleibt nach wie vor ein Rätsel. Vor dem Eingange zum Kieler Hafen angelangt, schwimmen die Züge zweifellos gegen den Brackwasserstrom, der aus dem Kanal austritt und sich gewiß bis Bülk hinaus bemerkbar macht, wenigstens dem Empfindungsvermögen eines Herings.

Bereits im Februar machten sich die aufziehenden Heringsschwärme vor der Eckernförder Bucht und dem Kieler Hafen bemerkbar. Sie mögen selbst ermessen,

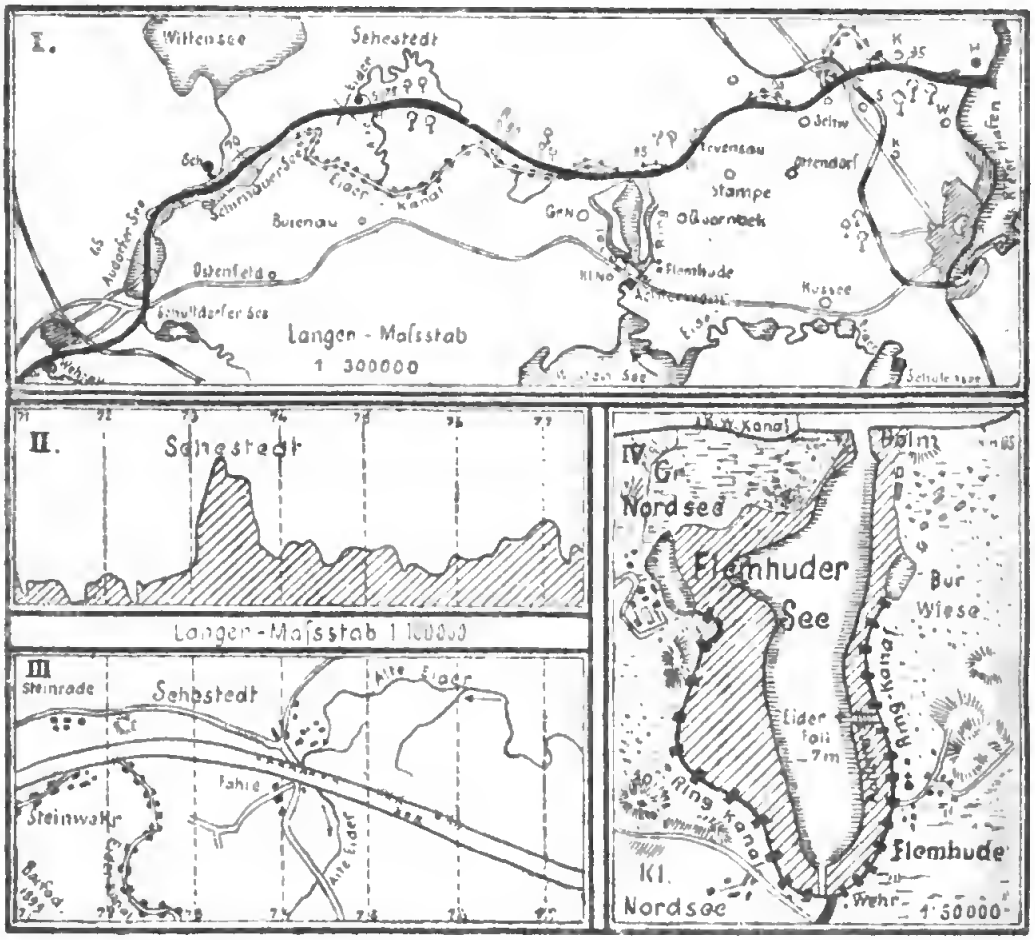


Fig. 1.
I. Kartenskizze des Kaiser Wilhelm-Kanals von Holtenau bis Rendsburg (km 60—98,6).
II. Längenprofil und III. Skizze vom Ufer bei Sehestedt (km 74—76).
IV. Karte vom Flemhuder See (km 85) mit Ringkanal.
Zeichenerklärung: XXX Heringslaichplätze. × Aalleiter.

welche wirtschaftliche Bedeutung dem Kanal als Zielpunkt großer Scharen von Heringen innewohnt, wenn ich beispielsweise einige im Februar vorigen Jahres von Eckernförder Fischern erzielte Massenfänge nachfolgend registriere. Am 12. Februar wurden mit einer einzigen Wade (Fig. 3) 6 Bootsladungen gewonnen. Einem andern Fischer gingen so viele Heringe in die Wade, daß der Hamen zerriß und darum nur ein Bruchteil des Fanges geborgen werden konnte. An

einem der folgenden Tage brachten 7 Waden enorme Massen von Heringen ans Land; unter diesen war eine Wade imstande, nicht weniger als 7 Boote mit Heringen zu füllen. Weil der Fang hätte verschleudert werden müssen, wurde den Fischern seitens des Vereinsvorstandes bei Strafe verboten, mehr als 2 Bootsladungen pro Wade auf den Markt zu bringen. Hierdurch wurde der Absatz zwar gefestigt und die Preise wurden gesichert, andererseits aber sahen sich die Fischer

Fig. 2. Das Dienstfahrzeug „Neptun"
mit Ausrüstung für die Versuchsfischerei im Flemhuder See.
Originalphotographie von Lehrer Th. Möller in Kiel.

genötigt, das Mehr des Fanges, eine Wade z. B. 12—14 Bootsladungen, ins Meer zu versenken. Vorläufig läßt sich an dieser an sich bedauerlichen Tatsache nichts ändern; denn die tote Ware (tot ist die Mehrzahl der gewaltsam zusammengepferchten Heringe) ist leicht verderblich, das Landen der Heringe, der Versand erfordert Zeit und Mühe. Wer trägt die Kosten der Bahnfracht, wenn die Ware

nichts gilt? Sollten sich die Segnungen des Kanals auf die Küstenfischerei dauernd bemerkbar machen, dann müssen Mittel und Wege ersonnen werden, den Export und den Konsum in solche Bahnen zu leiten, daß beiden Teilen, dem Verkäufer und Käufer, geholfen werde. Das Wie entzieht sich an diesem Orte der Erörterung. Darauf erschienen die Heringe im Kieler Hafen; namentlich unter Voßbrook in der Nähe der Kanalmündung wurden mit der Wade große Fänge erzielt. In diesem Jahre wiederholte sich diese fröhliche Fischerei. Woran früher kein Fischer gedacht hat, das ist geschehen: etwas nördlich von der Kanalmündung bei Schilksee in der Strander Bucht ist ein Bundgarn aufgestellt worden (ähnlich wie vor der Mündung der Schlei); mit welchem Erfolg, mag ein einzelner Fang beweisen: am 4. Mai holten die Besitzer 4—5 Bootsladungen auf.

Werden die Heringe ihre alten Laichplätze in der Vollzahl der Anstürmenden erreichen? Bange Zweifel stiegen im vorigen Jahre in mir auf, als ich hörte, daß der Schleusenbetrieb ein anderer geworden sei. Früher war es Brauch gewesen, die Holtenauer Schleusen bei normalem Wasserstande offen zu halten; im Durchschnitt blieben die Kammern nur an ca. 25 Tagen geschlossen. Dies für den Aufstieg der Heringe unbedingt günstige Moment hat sich jetzt ins Gegenteil verkehrt. Vom fischereitechnischen Standpunkte aus ist dies zu bedauern; die Verkehrsinteressen lassen jedoch eine Änderung des Betriebes nicht zu. Damit der Ostseewasserstrom im Kanal nicht zu stark werde, bleiben die Schleusen in der Regel geschlossen. Sie werden nur geöffnet beim Durchgang der Schiffe und bleiben auch nur dann offen, wenn der Wasserstand für den Kieler Hafen und den Kanal derselbe ist.

Zum Unglück trifft das für unsere Verhältnisse gerade im Frühjahr recht selten zu, wie aus nachstehender Tabelle hervorgeht, aus der ersichtlich ist, wie viele Male, auf Monate und Jahre verteilt, die Schleusentore bei Holtenau offen gestanden haben: [1])

Etatsjahr	1898	1899	1900	1901	1902
April	19	1	—	1	1
Mai	18	1	3	—	6
Juni	9	—	3	—	1
Juli	1	2	2	1	—
August	12	1	2	1	—
September	4	1	—	—	—
Oktober	2	1	—	1	—
November	—	—	—	3	—
Dezember	—	1	—	—	—
Januar	2	—	5	—	—
Februar	—	—	2	—	—
März	1	—	1	—	—
Im ganzen Tage	68	8	18	7	8

Wenig genug, wird mancher sagen, und doch genügt's, um dem Hering den Durchgang in den Kanal zu ermöglichen. Das Wie ist für mich allerdings ein neues Rätsel.

Von dem enormen Andrang habe ich mich im April dieses Jahres augenscheinlich überzeugt. Das Glück wollte es, daß gerade ein großer Dampfer durch die Holtenauer Kammer geschleust wurde. Kaum hatte das Spiel der Schraube begonnen, als infolge des aufwirbelnden Wassers die Heringe emporgeworfen wurden, einige 10 cm und mehr über die Oberfläche des Wassers, andere auf die beiderseits liegenden Freihölzer, wo ich sie mit Händen greifen konnte — lauter ausgewachsene, laichreife Heringe. Die Schleusenwärter gaben mir die Ver-

[1]) Die vorstehenden amtlichen Angaben verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Ingenieurs von Irminger.

sicherung, daß sie unter gleichen Umständen oft Gelegenheit hätten, ganze Körbe mit Heringen zu füllen. Um ein Urteil über die Menge der im Frühjahr 1902 hindurchgeschleusten Heringe zu gewinnen, ließ ich damals gleich beim Beginn meiner Reise am nördlichen Ufer des Kanals zwischen Böschung und Due d'Alben ein Heringsnetz ausstellen, mit welchem bereits nach Verlauf einer halben Stunde nicht weniger als 40 Heringe aufgeholt wurden.

Meine diesjährige erste Versuchsfahrt begann am 5. Mai. Der Schleppzug brachte unser Dienstfahrzeug „Neptun" gegen Mittag auf die Rendsburger Reede (km 65). Gleich am Nachmittage wurde ein Versuch mit der Wade unternommen, der eine Menge junger Heringe von 5—10 cm Länge herbeiholte, die beim Heranziehen des Netzes wie Silberflocken durch die Maschen stoben. Neben diesen kleinen Heringen wurde im Audorfer See eine große Zahl laichreifer bezw. abgelaichter Heringe gefangen, darunter mehrere auffallend große Exemplare von 25 cm Länge.

Im Vorjahre war es mir gelungen, am südlichen Ufer des Audorfer Sees unter km 65 einen neuen (den dritten) Heringslaichplatz zu finden; die Heringseier hafteten in großer Zahl an Pflanzen in einer Wassertiefe von reichlich 1 m. Außerdem wurden damals (Mitte Juni) noch laichreife Heringe gefangen. Beides,

Fig. 3. Eine Wade, zum Trocknen aufgehängt.
Photographie von Baasch in Eckernförde.

das Auffinden von Heringseiern und der Fang laichreifer Heringe, beweist, daß sich das Laichgeschäft bis über die Mitte des Junimonats ausgedehnt hat. Für dies Jahr stehen die Resultate noch aus; der Grund der Verzögerung des Laichgeschäfts bei einer Anzahl von Heringen im Vorjahre ist unbedingt auf die Ungunst der Witterung zurückzuführen.

In diesem Jahre habe ich im Audorfer See nur wenig Heringslaich gefunden. Am Südufer wurden auf 2 m Wassertiefe einige Eier mit einem Ketscher aufgefischt, während am Nordufer mit Netzen einige Laichklumpen herausgeholt wurden.

Zum ersten Male nahm ich Gelegenheit, eine Untersuchung der Eider bei Rendsburg vorzunehmen. Die Vermutung, daß einige Kanalheringe vielleicht auch in die Eider vorgedrungen sein könnten, lag zwar nahe, bestätigte sich jedoch nicht. Beim Schleusenmeister eingezogene Erkundigungen besagten, daß man oberhalb der Eiderschleuse bis jetzt keine Heringe beobachtet habe. Um völlig sicher

zu gehen, zog ich es vor, einen Versuch mit 21 mm weiten Treibnetzen in der Eider auszuführen. Statt der Heringe wurde nur ein kleiner Brassen gefangen.

Am 7. Mai wurde am nördlichen Ufer des Kanals bei km 69,5 ein neuer (mithin der vierte) Laichplatz in einer Längenausdehnung von ca. ½ km aufgefunden. Die an Felsen und Pflanzen abgesetzten Eier lagen etwa 2 m unter Wasser. Ein bei km 70 am nördlichen Ufer unternommener Versuch ergab 400 Heringe, die beim Einholen der Wade so aufgeregt waren, daß sie fast aufs Trockne liefen, obwohl wir versuchten, durch Plätschern die Heringe wieder zurückzujagen.

Der Direktor der Königlichen Biologischen Anstalt auf Helgoland, Herr Professor Dr. Heincke, hatte den Wunsch geäußert, sich mir anschließen zu dürfen, um den Heringsfang und die Laichplätze aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Derselbe traf am 7. Mai mit seiner Dampfbarkasse, von Rendsburg kommend, ein. Am andern Morgen wurden die am Abend vorher ausgestellten Heringsstellnetze in Gegenwart des Herrn Professor Dr. Heincke wieder aufgeholt. Wir zählten 531 Heringe.

Der bedeutsamste Laichplatz ist nach wie vor das bereits 1899 entdeckte Laichfeld bei Sehestedt unter km 75, dem wir jetzt einen Besuch abstatteten. Wiederum zeigten sich die mit Algen behafteten Ziegelsteine der Böschung wie übersäet von Heringseiern, nur mit dem Unterschiede, daß heuer das südliche Ufer frequentiert worden war. Dieser Wechsel findet vermutlich in der üppigen Vegetation dieses Ufers seine Begründung. Nie vergesse ich jenes Schauspiels, das sich mir an einem ähnlichen Frühlingstage, am 17. April 1899, darbot: das Laichgeschäft der Heringe (vgl. „Die Heimat," S. 173). Auch diesmal bot sich unsern Augen ein ähnlicher Anblick dar. Die Heringe zogen in Schwärmen an der Böschung entlang, wobei die oberen von den unteren förmlich aus dem Wasser gehoben wurden, so daß sich eine Flutwelle bildete, die auf weite Strecken an der Oberfläche verfolgt werden konnte. Ohne Zweifel waren auch diesmal die Heringe mit dem Laichen beschäftigt. Wie schade doch, daß das Kanalwasser infolge des am 7. Mai erfolgten Durchgangs unserer Kriegsflotte sehr lehmig und trübe war, so daß sich die intimen Vorgänge des Laichens, wie sie sich mir vor 4 Jahren darboten, unsern Blicken entzogen. Ein ähnliches Mißgeschick hatte mich bereits im Vorjahre daran verhindert, den Vorgang des Laichens aus unmittelbarer Nähe zu verfolgen. Ich wußte mich dadurch zu entschädigen, daß ich mich bemühte, lebende Heringe ins Aquarium, das an Bord des Kutters hergerichtet wurde, zu überführen. Das ist allerdings leichter gedacht als ausgeführt, weil die Heringe bereits bei der leisesten Berührung einen Teil ihrer Schuppen verlieren und sterben. Mit einem scharfen Messer wurden die Maschen, in denen sich die Heringe verfangen hatten, durchschnitten und die Heringe alsdann, ohne daß sie mit der Hand auch nur berührt waren, dem Behälter übergeben. Anfangs waren die Heringe derart aufgeregt, daß ich befürchten mußte, sie würden sich an den Glasscheiben die Köpfe einrennen. Als dann aber Pflanzen ins Aquarium gesetzt wurden, beruhigten sie sich, so daß ich nunmehr in der Lage war, das Laichen in ausgiebiger Weise zu beobachten. Ein ähnliches Experiment habe ich auch im Jahre 1899 angestellt. Am 9. Juni genannten Jahres wurden bei km 65 „Maiheringe" mit fließendem Laich gefangen. Diesmal gelang es mir, einen Rogener dem Behälter unversehrt anzuvertrauen. Die Entleerung der Ovarien vollzog sich in der Weise, daß sich der Hering bei munterm Hin- und Herschwimmen der Eier in Form einer feinen Perlschnur (mit Unterbrechungen) entledigte, wobei die Pausen durch aufsteigende Luftblasen, 5—6 zur Zeit, ausgefüllt wurden. Nachdem dieser Vorgang etwa 20 Minuten beobachtet worden war, fing der Hering an matt zu werden, legte sich auf die Seite und ging allmählich ein.

Auf unserer Weiterfahrt nach Brunsbüttel zeigte es sich, daß der im vorigen Jahre aufgefundene (dritte) Laichplatz bei Breiholz (zwischen km 49 und 50) auch in diesem Jahre von den Heringen in ausgiebiger Weise zur Eiablage benutzt worden war, so daß es uns eine Kleinigkeit war, mit wenigen Ketscherstrichen einige Eimer mit Laich zu füllen.

Die Untersuchung der Böschung auf Eier über Breiholz hinaus verlief resultatlos, so daß der Breiholzer Laichplatz auch in diesem Jahre noch als westlichster von den vieren gelten muß. Je weiter wir nach Westen vordrangen, desto reicher wurden die mit Brut- und Planktonnetzen ausgeführten quantitativen Fänge an eigentlichen Planktonwesen und Heringslarven. Sie erreichten bei km 35 ihren Höhepunkt; wir befanden uns in einem Brei von Kleintieren, der uns in Erstaunen setzte. Bei km 20 nahm das Kanalwasser eine dunkelbraune Färbung an und war stark mit Bestandteilen des Kanalgrundes durchsetzt, wohl hauptsächlich als Folge des durch die kurz vorher passierende Kriegsflotte aufgewühlten Grundes. Die Brutnetzfänge bestanden aus schmutzigbraunem Wasser, in welchem sich die kleinen, bindfadendünnen Leiber weißer Heringslarven deutlich abhoben. Sicherlich waren die Larven von den großen Panzerschiffen (4 Panzer der „Kaiser"-Klasse, 4 Panzer der „Brandenburg"-Klasse und 2 Aufklärungsschiffe hatten am 7. Mai den Kanal von Holtenau nach Brunsbüttel passiert) wie auch infolge des dann nötig gewordenen Spülens gewaltsam nach Westen gedrängt worden. Vor dem Durchgang der Kriegsschiffe betrug der Wasserstand im Kanal 45 cm über Mittel; am 9. Mai lag der Spiegel 35 cm und am folgenden Tage nur noch 15 cm über dem Null-Pegel des Kanals. Die Panzerschiffe schieben eine Flutwelle von 38 cm Höhe vor sich her. Beides, Durchgang der Flotte und Spülung des Kanals, haben es veranlaßt, daß der östliche Teil des Kanals, abgesehen von größeren Fischen, namentlich Heringen, arm an Lebewesen war, während dieselben im westlichen Teile förmlich angestaut und beim Öffnen der Brunsbüttler Schleusen in die Elbe vorgeschoben wurden, wie ich dies durch Brutnetzzüge vom Lotsendampfer aus im Außenhafen bei Brunsbüttel zwischen Schleuse und Leuchtturm feststellen konnte. Der Umstand, daß in einiger Entfernung vor dem Bug der Panzerschiffe Heringe aus dem Wasser gedrängt wurden, läßt erkennen, daß auch diese durch die Flutwelle unfreiwillig vorgeschoben wurden. Die Zahl derselben ist wohl nur eine geringe; ein in der Nacht vom 9. auf den 10. Mai bei Brunsbüttel angestellter Versuch mit Netzen ergab nur 10 Heringe, und in der darauf folgenden Nacht wurde kein einziger Hering gefangen. Dieselbe Erfahrung wurde am 11. Mai mit dem Brut- und Planktonnetz gemacht. Beim Spülen, also bei hartem Ausstrom, wurden in der Frühe noch 20—40, bei langsamem Strom nur 6—8 Larven in jedem Zuge gefangen.

Am 11. Mai, vormittags 11¼ Uhr, nachdem das Entwässern (Spülen) des westlichen Teiles des Kanals von Brunsbüttel eingestellt worden war, wurden wir einem Schleppzuge angehängt, der uns gegen 9 Uhr abends nach der Ausweiche am Audorfer See zurückbrachte. Die daselbst am nördlichen Ufer ausgesetzten Stellnetze brachten nach vierstündigem Fischen wieder eine Menge Heringe zu Tage, von denen die meisten nicht abgelaicht waren. Gerade hier im Audorfer und Schirnauer See gewinnt man eine Vorstellung von der ungeahnten Fülle der Heringe, die namentlich in diesem Jahre den Kanal aufgesucht haben. Bekanntlich ist das Fischen in der Fahrrinne aus naheliegenden Gründen verboten; um so eifriger widmen sich die Pächter der vom Kanal durchschnittenen Seen dem Fanggeschäft, seitdem ich Gelegenheit genommen hatte, die dortigen Binnenfischer auf den Reichtum der Seen an Heringen aufmerksam zu machen. Die ergiebigsten Wadenzüge liegen in der Enge bei Borgstedt; hunderte von Wall sind hier seit

Ostern an einzelnen Tagen gefangen worden. Im Schirnauer See betreiben zwei Eckernförder Fischer den Fang mit Stellnetzen und bekommen 1/3 des Fangertrages, während dem Pächter die übrigen Drittel zufallen. Fänge von 30—40 Wall pro Nacht gehören nicht zu den Seltenheiten. Man bedenke: die Fangplätze liegen vor der Tür; ohne viel Zeitverlust sind sie zu erreichen und ist die Ware ans Land zu bringen; kein Sturm noch sonstige Gefahren bedrohen die Fischer — kann man sich idealere Zustände ausdenken? Ein eigenartiges Gepräge erhalten die vom Kanal durchschnittenen Seen durch den großen Stapel von Heringskisten, welche mit Firmen von Eckernförder Räuchereien gezeichnet sind. So sind mitten im Binnenlande Heringslöschplätze entstanden, wo man vor der Eröffnung des Kanals nur höchst selten frische Heringe zu Gesicht bekam. Die Kanalheringe bilden eine vorzügliche Räucherware — kein Wunder, handelt es sich doch um vollreife Heringe, die zu Beginn dieses Frühjahrs mit 2,50—3 *M* pro Wall bezahlt wurden. Wie mir mitgeteilt worden ist, sind allein in diesem Frühjahr 9146 Wall Heringe nach Eckernförde geliefert worden. Man muß sich die Ergebnisse der Wadenfischerei auf der unteren Schlei vor Augen halten, um die Bedeutung dieser Binnenfischerei

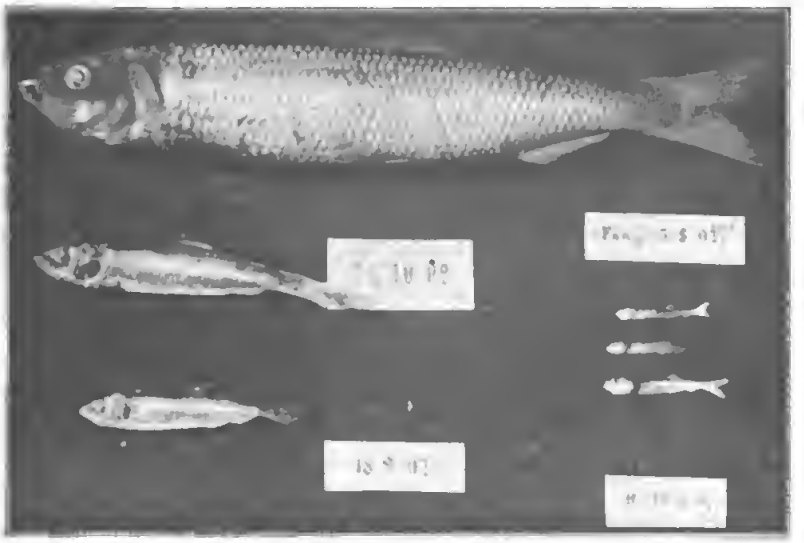


Fig. 4. Das Wachstum des Herings,
veranschaulicht an jungen Heringen aus dem Kaiser Wilhelm-Kanal und dem Kieler Hafen.
Originalaufnahme für die „Nerthus" von Lehrer Blunck in Kiel.

im Kanal vollauf zu würdigen. 1898 wurden mit der Kappeler Wade 8537 Wall Heringe gefangen, 1899: 12 442, 1900: 4925, 1901: 2908, 1902: 8900 Wall. Also mit Ausnahme der Erträge aus dem Jahre 1899 blieben die Erträge der Kappeler Wade aus den übrigen Jahren hinter denen der Heringsfischerei im Kanal zurück. Hoffentlich ist es nur eine Frage der Zeit, daß am Schirnauer See eine Räucherei erstehen wird; der Betrieb dürfte sich zweifellos rentieren, umsomehr, als derselbe sich keineswegs auf das Räuchern von Heringen zu beschränken braucht; Aale sind im Sommer reichlich vorhanden, und auch der Strufbutt dürfte unbedingt eine gute Räucherware liefern.

Nicht minder imposant als der Aufstieg vollreifer Heringe gestaltet sich der Abstieg der jungen Heringe, dem ich namentlich auf meinen Spätsommerfahrten besondere Beachtung gewidmet habe. So standen z. B. am 6. August 1902 im Flemhuder See unter km 85 die jungen, etwa 3—4 cm messenden Heringe in

so großen Schwärmen (Fig. 5), daß Millionen in einem Zuge hätten erbeutet werden können, wenn das benutzte Gerät für den Fang so kleiner Fische geeignet gewesen wäre, und wenn es überhaupt in der Absicht gelegen hätte, diese für den Konsum noch wertlosen Heringe, deren Vorhandensein doch nur konstatiert werden sollte, in größerer Menge zu fangen. Weil die Beobachtung vom Ufer aus mir nicht genügte zur Bildung eines Urteils über die Menge der bei jedem Zuge mit der Wade umspannten Heringe, stieg ich ins Boot des Kutters, befestigte dasselbe am Hamen der Wade und unternahm vom Boot aus Stichproben mit einem Gazeketscher, der jedes Mal eine große Zahl junger Heringe zu Tage förderte. Einen dieser Fänge habe ich ausgezählt; er umfaßte etwa 300 Heringe: die Verwendung des Ketschers war durch das eigentümliche Verhalten der jungen Heringe geboten (Fig. 4). So lange nämlich die Wade vor der Scharkante auf tiefem Wasser fortbewegt wurde, verhielten sich die zu Millionen in der Wade vorhandenen Heringe ziemlich ruhig, während dieselben, sobald die Wade an die Scharkante

Fig. 5. Junge Heringe aus dem Flemhuder See (km 85) [1])

stieß, wie auf Kommando in dicht gedrängten Scharen durch die Maschen stoben, um ihre Freiheit wieder zu erlangen.

Den Durchgang der jungen Heringe durch die Schleusenkammern habe ich verschiedentlich beobachtet. Damit habe ich die Heringe jedoch nicht aus den Augen verloren. In den letzten Jahren hatte ich und mit mir jeder Naturfreund in Kiel die Freude, das Spiel der jungen Heringe im innern Kriegshafen von den Anlegebrücken bis in die Mitte des Novembers hinein aus unmittelbarster Nähe beobachten zu können — ein entzückendes Bild, das uns vordem nicht geboten war. Mit dem Anwachsen Kiels zur Großstadt schreitet die Verunreinigung des inneren Hafens im Gleichschritte fort; dennoch müssen die zahlreichen Schwärme junger Heringe ihnen zusagende Lebensbedingungen gefunden haben: sie wachsen, wie ich dies aus periodischen Fängen ermessen konnte, schnell heran.

---

[1]) Das Klischee verdankt die „Heimat" der Liebenswürdigkeit des Herrn Präsidenten des Deutschen Seefischerei-Vereins, Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrats Dr. Herwig in Hannover.

Digitized by Google

Bezüglich der anderen Nutzfische des Kaiser Wilhelm-Kanals will ich mich kurz fassen.

Der Bestand an Aalen ist nach wie vor ein vorzüglicher; der Kanal ist nicht nur eine stark frequentierte Wanderstraße für zum Meere gehende, vom Meere kommende Aale, eine große Zahl findet im Kanal selbst die günstigsten Existenzbedingungen. An Wohlgeschmack stehen die Aale denen anderer Gewässer nicht nach. Noch nie habe ich davon gehört, daß man Aale ketschern könne; im Kanal hatte ich das Vergnügen. Bei Untersuchung der mit grünen Algen dicht besetzten Böschung bei Oldenbüttel (km 40) wurden mit einem Ketscherstrich drei Aale gefangen, während ein vierter wieder ins Wasser fiel. Besser kann ich den Aalreichtum nicht illustrieren.

Der Sommer 1901 war bekanntlich ungemein heiß. Aus Dänemark, von der pommerschen Küste, aus vielen Orten des Binnenlandes wurden Klagen über das Auftreten einer epidemischen Aalkrankheit laut. Auch im Kanal drohte die Seuche den reichen Aalbestand zu vernichten, wie ich auf meiner Augustfahrt (23.—31. August) zu konstatieren leider Gelegenheit fand. Ein trauriger Anblick bot sich mir dar. Zwischen km 69 und 71 (im Schirnauer See) wurden nicht

Fig. 6. Taschenkrebse mit Miesmuscheln (Mytilus) und Seepocken (Balanus) aus dem Kaiser Wilhelm-Kanal.
Originalphotographie von Lehrer Blunck in Kiel.

weniger als 165 tote Aale, darunter Exemplare von 3—4 Pfund, aufgefunden. Mit dem Schleppnetz wurden ausschließlich kranke oder tote Aale ans Land gespült, wodurch die Luft an einigen Uferstrecken des Schirnauer Sees derart verpestet wurde, daß es Menschen und Tieren schwer ankam, sich ihnen zu nähern. Weil die toten Aale von Krähen und Möwen nicht berührt wurden, ihre Zersetzung an der Luft infolge des Fettgehaltes nur langsam von statten ging, war eine Säuberung der Uferstrecken aus sanitären und ästhetischen Gründen geboten.

Ich will nicht unterlassen, Ihnen kurz Symptome und Verlauf der als Rotseuche bekannt gewordenen Aalkrankheit zu skizzieren. Es zeigen sich an den von der Seuche befallenen Aalen rotbraune Flecke am Kopf und an der Bauchseite, besonders in der Gegend des Afters; der Kopf ist aufgedunsen, aus der Bauchhöhle quillt schließlich eine weißgelbe Eitermasse hervor. In den Küsten-

gewässern pflegen die Aale hauptsächlich nach strengen Wintern beim Aufbrechen des Eises im Frühjahr von dieser Krankheit befallen zu werden; dann kommen die erkrankten Tiere mit den Köpfen an die Oberfläche des Wassers, während der Leib schlaff nach unten hängt. In dieser Haltung werden die Aale von Strom und Wellen hin- und hergetrieben, bis sie verenden. Im Schirnauer See beobachtete ich zwei Exemplare, die mit ihrer hinteren Körperhälfte im Grunde steckten, während der übrige Teil des Körpers senkrecht aufgerichtet war. Die ermatteten Tiere hatten offenbar nicht die Kraft, sich aus dem schlammigen Grunde herauszuarbeiten. Der Umstand, daß die Aale noch zum Teil im Schlamme steckten, läßt darauf schließen, daß dieselben im Grunde erkrankten und ihren Aufenthaltsort zu verlassen suchten, nachdem sie bereits so sehr entkräftet waren, daß ein Entweichen an andere Orte unmöglich war.

Die Seuche bedeutete zum Glück nur eine vorübergehende Heimsuchung der Aale im Kaiser Wilhelm-Kanal; bereits auf der Oktoberfahrt desselben Jahres konnte durch verschiedene Wadenzüge festgestellt werden, daß die Rotseuche unter den Aalen als erloschen anzusehen sei, und daß trotz des großen Aalsterbens im Sommer dennoch ein guter Aalbestand geblieben war, der bis heute noch immer im Aufgang begriffen ist. (Über den Aufstieg der jungen Aale (Montée) und über die Einrichtung von Aalleitern vergl. „Die Heimat," 1899, S. 176).

Auf die übrigen Fische (Hechte, Zander, Barsch, Rotaugen, Strufbutt usw.) hatte die Hitze keinen verderblichen Einfluß ausgeübt, ja, es konnte sogar eine erhebliche Zunahme nach Zahl und ein vorzügliches Gedeihen festgestellt werden, ein Beweis dafür, wie sehr es diesen Fischen gelungen ist, sich den veränderten Lebensbedingungen anzupassen. Die gleich nach der Eröffnung des Kanals laut gewordenen Klagen von seiten der Binnenfischer über den schädlichen Einfluß des vordringenden Salzwassers sind mit den Jahren ganz verstummt.

Hier dürfte es angebracht sein, die Ergebnisse der Untersuchungen des spezifischen Gewichts des Kanalwassers auf den verschiedenen Stationen, gewonnen auf der Augustfahrt 1901 und der Maifahrt 1903, tabellarisch zusammen- und nebeneinander zu stellen.

August 1901			Mai 1903		
km	Salzgehalt (spez. Gew.)	Temperatur (Celsius)	km	Salzgehalt (spez. Gew.)	Temperatur (Celsius)
98	1,007	16°	98,5	1,009	7°
85	1,006	17°	90	1,004	9°
70	1,005	18°	85	1,003	9°
65	1,005	18°	80	1,004	9°
47	1,005	19°	70	1,003	9°
30	1,002	19°	60	1,003	9°
20	1,001	19°	50	1,002	9°
10	1,001	19°	40	1,001	10°
1	1,001	18°	30	1,001	11°
			20	1,001	11°
			10	1,001	11°
			1	1,002	10°

Unter den genannten Süßwasserfischen nimmt der Zander (Lucioperca sandra) eine besondere Stellung ein. Er hat sich im Kanal derart vermehrt, daß u. a. im Oktober 1901 bei km 70 mit einem Wadenzuge über 100 Exemplare gefangen wurden, deren durchschnittliche Länge 10 cm betrug, so daß es Mühe kostete, die sich in den Maschen verfangenen kleinen Tiere mit der zu ihrer Erhaltung erforderlichen Sorgfalt ins Wasser zu setzen. Fänge aus den folgenden Jahren bestärken mich in der Hoffnung, daß die jungen Zander zu marktfähiger Ware heranwachsen.

Digitized by Google

Der Strufbutt (Pleuronectes flesus) ist ebenfalls noch wohl vertreten, wenn auch gewisse Anzeichen auf eine Abnahme, namentlich im Audorfer See, hinzudeuten scheinen.

Die Miesmuschel ist westlich von km 85 fast ganz verschwunden. Alle vom Grunde aufgefischten Gegenstände waren dicht mit Seepocken (Balanus) besetzt. Selbst die Taschenkrebse, welche früher vielfach mit Muscheln behaftet waren, schleppen jetzt mit Seepocken auf ihrer Rückenschale herum (Fig. 6).

Bekanntlich dient der Kanal in erster Linie den Zwecken der Landesverteidigung und der Schiffahrt. Es liegt in der Natur der Sache, daß namentlich im Kieler Hafen das stille Gewerbe unserer dortigen Fischer in hohem Maße behindert wird; das traute Fischerdorf Ellerbek wird bald seinen ursprünglichen Charakter verloren haben. Ein gütiges Geschick hat es geleitet, daß den im Kampfe um ihren Unterhalt ringenden Fischern mit der Erbauung des Kaiser Wilhelm-Kanals eine reiche Segensquelle erschlossen worden ist, deren wohltuender Einfluß auf die Fischerei immer deutlicher in die Erscheinung tritt.

I. Sagen und Sagenhaftes von Föhr.

Von H. Philippsen in Utersum auf Föhr.

1. Von Zwergen.

In der altfriesischen Mythologie scheinen die Zwerge eine ungemein wichtige Rolle gespielt zu haben; Zwerge gab es überall, jede Heide, jeder Hügel, jedes Haus wurde mehr oder weniger mit Zwergen in Verbindung gebracht. Die lebhafte Phantasie der alten Leute wußte das Geheimnisvolle jeder Gegend und überhaupt alles, was man nicht klar erkennen oder durchschauen konnte, auf die Zwerge zurückzuführen. Auf den einsamen Feldern, auf Heiden, in Hügeln hielten sich namentlich die Odderbaantjes und Muunbälken auf, in Kornfeldern hausten die Roggfladders, in Häusern trieben die Puken und Wischler ihr Wesen, und gar auf Schiffen gab es Zwerge, die man Klabautermännchen nannte.

2. Die Odderbaantjes.

Die Odderbaantjes waren von allen Zwergen zweifellos am bekanntesten, zahllose Geschichten von ihnen gehen noch jetzt von Mund zu Mund und berichten uns, was sie für kleine merkwürdige Phantasiegestalten gewesen sein müssen. Ihre Gestalt war klein, dabei hatten sie einen ungewöhnlich großen Kopf, lange Arme, dünne und krumme Beine und besaßen trotz dieser Mißgestalt eine große Körperkraft. Meistens trugen sie eine kurze rote Jacke und grüne Hosen, auf dem Kopfe eine rote oder weiße Zipfelmütze, in ihrem Gürtel oder in der Tasche saß ein kleines Messer. Ihr liebster Aufenthalt war in den einsamen Hügeln der Heide, wo sie in den Steinstuben wohnten, die Menschen haßten sie und ärgerten sie, wo sie konnten, der Ackerbau war ihnen ein Greuel, weshalb sie sich immermehr nach den einsamen und unbebauten Gegenden zurückzogen. Ihre Werkzeuge wußten sie kunstvoll aus Stein zu behauen oder aus Eisen zu schmieden, die zahlreichen kleinen Pseudosiderite, die man überall auf dem Felde findet, waren ihre Gefäße, im Volksmunde nennt man sie jetzt noch das Topfzeug der Unterirdischen oder auch wohl Hexenschüsseln.

Die Odderbaantjes waren immer tätig, die Ruhe liebten sie nicht, außer mit der Herstellung ihrer Hausgeräte waren sie mit dem Suchen nach Nahrungsmitteln beschäftigt; zu dem Zwecke gingen sie gerne nach den Gräben und Teichen,

um Fische zu fangen, auch gar in die Prielen und Wattenströme der Nordsee, wenn es gerade Ebbezeit war. Gerne suchten sie auf Heiden und Mooren nach Beeren, wußten geschickt die Vögel zu beschleichen und hatten im Frühjahr an den Eiern der zahllosen Strand- und Seevögel eine ihnen besonders zusagende Nahrung. Oft wurden sie beim Nachgehen ihrer Beschäftigung von Menschen überrascht; doch wußten sie sich immer schnell den Blicken zu entziehen, und wenn sich ihnen kein Schlupfwinkel zum Entschlüpfen bot, so verwandelten sie sich in Mäuse oder Frösche. Des Nachts kamen sie zahlreich aus den Hügeln heraus, um auf niedrigen Wiesen oder Kornäckern ihre Tänze und Spiele aufzuführen, wobei sie das Korn und Gras so niederstampften, daß es sich nie wieder erhob; in den langen Winternächten vergnügten sie sich auf dem spiegelblanken Eis, das an verschiedenen Stellen weite Flächen bedeckte, hier liefen sie auf Schlittschuhen, bis der herankommende Morgen sie wieder heimtrieb. In den stillen Winternächten konnte man deutlich an dem Knarren und Knacken des Eises hören, wie sie sich tummelten, und am nächsten Morgen konnte man sehen, wie ihre große Zahl das Eis an Stellen fest auf den Boden angedrückt hatte.

Obgleich sie die Menschen haßten, kamen sie doch unter Umständen mit ihnen in Berührung, ja, schönen Mädchen gingen sie gerne nach, und mancher führte eine hübsche Frau aus der Oberwelt heim in seine finstere unterirdische Wohnung.

Durch Trommelklang und Glockenklang konnte man sie augenblicklich vertreiben, auch konnten sie den Namen Gottes oder Christi nicht aussprechen hören.

3. Die Erschaffung der Odderbaantjes.

Unser Herr Christus wandelte einmal auf Erden, da kam er in ein Haus, wo eine Frau wohnte, die fünf hübsche und fünf häßliche Kinder hatte. Als der Herr in das Haus trat, versteckte sie die fünf häßlichen Kinder im Keller. Der Herr ließ die Kinder vor sich kommen, freute sich über die hübschen Kinder und fragte: „Sind das deine Kinder alle?“ Da sprach das Weib: „Mehr Kinder habe ich nicht!“ Da segnete der Herr die schönen Kinder und verwünschte die häßlichen, indem er sprach: „Was unten ist, soll unten bleiben, und was oben ist, soll oben bleiben!“ Damit ging der Herr fort. Als nun das Weib in den Keller kam, da waren die fünf häßlichen Kinder verschwunden, aus ihnen waren die Odderbaantjes geworden.

Nach Dr. Clement in Müllenhofs Sagen.

4. Über Wohnungen der Odderbaantjes.

Die Odderbaantjes hielten sich besonders gerne in den alten Hügeln auf; so sollen in den „Tribergem“ bei Utersum recht viele gewohnt haben, auch die alten Hoch- oder Rundäcker bei „Tribergem“ werden als die Dächer der unterirdischen Wohnungen angesehen. In den Hügeln bei Hedehusum lebten ebenfalls Odderbaantjes, die dort eifrig schmiedeten, desgleichen waren die Hügel bei Goting und Witsum bewohnt. Die Odderbaantjes von Hedehusum, Witsum und Goting gingen im Winter immer des Nachts nach der Niederung hinter den betreffenden Ortschaften und liefen dort Schlittschuh. Im Frühjahr hatten sie hier die schönen Vorstrandswiesen, die sie nächtlich nach den Eiern der hier nistenden Vögel absuchten.

5. Der Hönjbruatberg.

Dicht bei dem Dorfe Utersum liegt ein alter Grabhügel aus der Bronzezeit, der Hönjbruatberg, worin von jeher Odderbaantjes gewohnt hatten. Der

Eigentümer des Berges wußte solches sehr wohl, doch da er Mitleid mit den Unterirdischen fühlte, so schonte er des Berges, wo er konnte, er pflügte nicht über denselben hinweg und ging selten in die Nähe des Berges. Eines Tages, da er das angrenzende Landstück pflügte, sah er am Abhang des Hügels ein kleines zerbrochenes Gerät von unbekannter Bestimmung liegen; da er annahm, daß dasselbe einem Odderbaantje gehörte, so gedachte er dem Kleinen eine Freude zu machen und legte einige Nägel und ein Stück Eisenblech, das er gerade unnötigerweise bei seinem Pfluge sitzen hatte, dabei hin. Als er kurz darauf wieder bei dem Hügel vorbeipflügte, war alles fort; dagegen lag an der betreffenden Stelle ein kleines Brot, das der Zwerg aus Dankbarkeit dem Bauer verehrte. Letzterer war nicht wenig erstaunt, nahm aber das Brot mit, mochte es aber nicht selber essen, sondern gab es seinem Hunde. Am nächsten Tage fand er wieder ein Brot am gleichen Platz, und so fort. Der Hund gedieh vortrefflich. Seit der Zeit heißt der Hügel „Hönjbruatberg", d. i. Hundebrotberg.

6. Die Sage vom Siekesberg.

Jung Jens, nach seiner Mutter Sieke allgemein Jung Jens Sieke genannt, wohnte in Utersum und fand eines Morgens bei einem alten Grabhügel auf seinem Acker dicht beim Dorfe ein kleines grünes, dolchähnliches Messer. Obgleich er den Fund wenig achtete, so steckte er das Messer doch in die Tasche und zeigte allen Leuten im Dorfe das merkwürdige Instrument. Niemand hatte früher ein ähnliches Messer gesehen, nur eine ganz alte Frau glaubte von ihrer Großmutter gehört zu haben, daß die Zwerge solche Messer trügen, und sie sagte: „Jedenfalls hat ein kleiner Geselle in vergangener Nacht das Messer verloren, er wird es aber bald entbehren und wird kommen, es dir abzukaufen, alsdann fordere nur nicht zu wenig, da er dir jede Forderung erfüllen kann und muß." Jung Jens ging jetzt auf nach den alten Hügeln und rief laut: „Jung Jens hat ein Odderbaantjesmesser gefunden!" Nach nicht langer Zeit, als Jung Jens gerade von der Arbeit nach Hause kam und müde und hungrig war, kam ein alter Mann gegangen, der auf seinem Rücken eine Kiepe mit Handelswaren trug und gleich seine Sachen feilbot. Jung Jens wollte nichts kaufen, konnte auch nicht; denn er hatte keinen Pfennig bares Geld im Hause und setzte sich nieder und wollte sich ein Stück Brot abschneiden. Der Alte pries seine Ware fortwährend an, und als er das alte Brotmesser sah, fing er an, dasselbe zu tadeln und rühmte seine Messer, die er auch wohl gegen alte Messer umtauschen wollte. Jetzt wußte Jung Jens genug, und er ging hin, das grüne Messer zu holen. Als der Alte das grüne Messer sah, fing er gleich an, darüber zu feilschen und bot für dieses und das Brotmesser ein neues. Jung Jens rühmte aber die Seltenheit seines grünen Messers und sagte: „Wenn ihr nicht mehr dafür geben wollt, so bleibt das Messer mein!" Der Alte versuchte vergebens, den Preis herabzudrücken, indem er vorgab, daß es keineswegs so selten sei und auch ja schon alt und gebraucht; Jung Jens sagte aber immer nur: „Wenn ihr nicht mehr dafür geben könnt, so bleibt das Messer mein!" Jetzt fing der Alte an, blanke Taler auf den Tisch zu zählen, erst einen, dann zwei, dann mehrere, bis hundert, aber immer ohne Erfolg. Endlich sagte Jung Jens: „Wenn ihr nicht die Kunst versteht, daß beim Pflügen aus jeder Furche ein Goldstück springt, so bleibt das Messer mein." Der Alte mochte sich jetzt noch so wenden, er kam nicht frei; endlich gab er seine Zusage und bekam dann sein Messer. Jung Jens hatte jetzt, obwohl er noch nicht gegessen hatte, nichts Eiligeres zu tun, als die Pferde wieder auszutreiben, den Pflug anzuspannen und im Pflügen fortzufahren. Es ging herrlich; denn in jeder Furche, die er pflügte, fand er das Goldstück,

Digitized by Google

und er hörte nicht eher auf, als bis die Dunkelheit ihn dazu zwang; in seiner Tasche hatte er aber jetzt eine solche Menge Goldstücke, wie noch nie. Am andern Morgen, die Sonne war noch nicht aufgegangen, da war der Pflug schon wieder in Gang, und eifrig gings bis in die sinkende Nacht. Bald wählte er zum Pflügen das schmale Stück Land bei dem Tribergem, wo die Furchen nur kurz waren und soviel mehr Goldstücke lohnten. Hier pflügte er Tag für Tag, so daß der Boden zu den eigentümlichen Rundäckern zusammengepflügt wurde, kümmerte sich weder um Saatzeit, noch um Ernte, und seine Nachbarn und alle Welt meinten schließlich, er wäre verrückt geworden. Die kurze Zeit, die er in seinem Hause verlebte, verbrachte er für sich allein, am liebsten saß er in seiner Kammer hinter verschlossener Tür und wühlte mit beiden Händen im Gold; niemand durfte dieses Zimmer betreten, und damit ihn niemand belausche, war er grob und mürrisch gegen seine Frau und gegen sämtliche Hausgenossen.

Aber, wie das so geht, seine Geldgier war zum Geiz geworden, und er hatte sich bald so vernachlässigt, daß er hinwelkte und eines Tages tot hinter dem Pfluge gefunden wurde. Als man jetzt sein Zimmer betrat, fand man drei Kisten, die ganz mit Gold gefüllt waren. Dieser Schatz kam seiner Familie jetzt gut zustatten, und die verlotterte Wirtschaft konnte wieder in Schwung gebracht werden; bald zierte ein schönes neues Haus den Platz, wo früher die alte Kate gestanden hatte, neues Land wurde gekauft und alles aufs beste ausgestattet. Aber es war kein Segen am Zwerggold, was man mit dem Gold erworben hatte, das Wasser vernichtete es; eine Sturmflut kam, Dorf und Feld wurden überschwemmt, das neue Haus stürzte ein, das Land wurde verwüstet und Dürftigkeit und Armut traten wieder an Stelle der wenigen reichen Tage.

Von Jung Jens weiß man weiter nichts, nur ein Hügel hat nach ihm den Namen Siekesberg erhalten, und auch der Hügel ist nicht mehr, beim Deichbau hat man die Erdmassen des Hügels zum Auffüllen benutzt und den Hügel abgetragen, aber die kurzen Hoch- oder Rundäcker[1]) bei den Tribergem sollen von seinem Pflügen die eigentümliche Form erhalten haben, und da sie auf Gemeindeboden liegen, so bleiben sie in ihrer jetzigen Form für spätere Zeiten erhalten.

Mitteilung.

Aus Aufzeichnungen eines Sylters aus dem Jahre 1850. „Nachdem wir am 27. Juli 1850 die Nachricht erhalten hatten, daß unsere Freiwilligen auf der schleswig-holsteinischen Marine in der Nacht zum 22. Juli an dem für die Schleswig-Holsteiner erfolgreichen Gefechte mit dem „Holger Danske" vor dem Kieler Hafen teilgenommen, entstand hier eine freudige Stimmung unter den Insulanern. Dieselbe sollte nur zu bald wieder verschwinden. Die zum Schutze der Westsee-Inseln gekommenen Kanonenboote erhielten am 26. nachteilige Berichte über den Stand unserer Sache auf dem Festlande und verließen deshalb unsere Insel, um nach Föhr zu gehen. Die Dänen, durch Spione benachrichtigt, kamen infolgedessen am 1. August auf vier kleinen Kreuzerfahrzeugen, etwa 500 Mann dänischer Truppen von Romö nach List hinüberbringend. Ungefähr 180 derselben kamen nach Keitum, wo 120 Mann einquartiert wurden, nachdem 60 Mann nach Morsum gesandt waren. Pastor Hansen und Kontroleur Fischer-Benzon aus Keitum flüchteten nach Föhr, während der Direktor der hiesigen Austernfischerei, Jens Bleicken in

[1]) Rundäcker oder Hochäcker gibt es auf Föhr an verschiedenen Orten; sie sind jedenfalls dadurch entstanden, daß man in längst vergangenen Zeiten den Boden immer nach gleicher Richtung pflügte. — Der Siekesberg ist von mir vor dem Abtragen untersucht worden; er enthielt unten ein Brandgrab aus der Bronzezeit, während oben vier Urnen aus der jüngeren Bronzezeit standen. Auf dem Felde bei dem Hügel fanden sich zahlreiche Feuerstätten, deren Alter aber nicht zu erkennen war.

Keitum, Hausarrest erhielt, weil er aus seiner treuen deutschen Gesinnung heraus eifrig für die schleswig-holsteinische Sache tätig gewesen war. Die zweite Okkupation unserer Insel durch die Dänen war damit geschehen, und wir mußten bis zum 16. September die ganze Last der Einquartierung tragen. Die zurückbleibenden 50 Mann verließen erst Ende Oktober unsere Insel. Nachdem am 1. August 1850 unsere Insel unliedsame dänische Einquartierung erhalten, die am 13. desselben Monats noch auf etwa 300 Mann verstärkt wurde, schienen die Dänen Vorbereitungen zu treffen, die südlich gelegenen Inseln Föhr und Amrum zu erreichen. Namentlich ein junger Leutnant Möller schien verwegen und mutig genug zu sein, als Pionier vorgeschickt zu werden. In der Nacht vom 14. auf den 15. August wurde er von einem schleswig-holsteinischen Kanonenboot auf Amrum überrascht, als er eben im Begriff war, ein schleswig-holsteinisches Boot in Brand zu stecken. Er erreichte glücklich sein unweit Hörnum liegendes, bewaffnetes Langboot, wurde in die offene See hinausgejagt und mußte sein Fahrzeug unweit Rantum auf den Strand setzen, um es später durch Pferd und Wagen nach Morsum zurücktransportieren zu lassen. Durch diese verunglückte Exkursion nicht abgeschreckt, setzte sich endlich am 17. August fast die ganze Besatzung in Bewegung nach Norden. Sie kamen auch glücklich auf List an, und wir fingen an zu hoffen, daß die still und traurig fortziehenden Soldaten, welche lärmend und jubelnd gekommen und eine Zeitlang hier gegessen, getrunken, Karten gespielt und Wache gestanden hatten, fortziehen sollten. Allein vergebens. Stürmische Witterung verhinderte die Einschiffung; der 17. August brachte uns noch keine Befreiung, und auch Leutnant Möller wagte nicht, von neuem vorzugehen: ein schleswig-holsteinisches Kanonenboot hatte sich bei Hörnum gezeigt. Der „Geisar" und die Korvette „Flora" lagen bei List, die Mannschaft war zur Einschiffung bereit, und doch sollte noch ein ganzer Monat verstreichen, ehe das Unternehmen gewagt werden konnte. Nach der am 17. August verunglückten Einschiffung, um Föhr und Amrum einzunehmen, zogen die Dänen wieder südwärts und wurden in unseren Dörfern einquartiert; das Unwetter, welches sie zurückgehalten, wurde zum Sturm, die Sturmflut überschwemmte unsere Wiesen, und viele Schafe kamen um. Am 23. August endlich rückten 200 Mann der Besatzung nach List aus, um nun die Fahrt nach Föhr zu wagen, resp. die Truppen des Leutnants Möller in Morsum zu verstärken. Der „Geisar" setzte am 24. Dampf auf und schleppte seekranke Soldaten zum Lister Tief hinaus nach Süden in die See. Dort ereilte ihn und die „Flora" am folgenden Tage ein neuer Sturm. Uferwärts zahlreiche Sandbänke, seewärts ein aufgeregtes Meer, im eigenen Innern eine seekranke Landrattengesellschaft. Das war die bedenkliche Situation der Kriegsschiffe. Die wilden Wellen rollten über Deck und mit ihnen eine der größten Kanonen des „Geisar," der deshalb genötigt wurde, schon am 27. nach List zurückzukehren, während „Flora," bis zum 30. mit der hochgehenden See kämpfend, erst dann an seiner Seite erschien. Wir erhielten aufs neue die alten Soldaten zur Einquartierung. Ab und an erschien ein schleswig-holsteinisches Kanonenboot bei Hörnum, ja, am 7. September wagte sich eins derselben sogar in die Nähe Morsums, um den Dänen, die dort besonders zahlreich in Quartier lagen, die Baaken und Seezeichen, welche ihnen etwa den Weg nach Föhr zeigen konnten, vor der Nase wegzunehmen. In der Nacht zum 9. September waren außer dem „Geisar" und der „Flora" und einem kleinen Dampfer sechs dänische Kanonenböte angekommen. Diese waren bestimmt, 100 Mann Verstärkungstruppen von Hoyer herüberzuholen, welche Aufgabe sie am 11. September ausführten, wogegen am selben Tage die schleswig-holsteinischen Fahrzeuge nach Süden segelten. Dieses Fortziehen der deutschen Vorposten gab den Dänen neuen Mut und neue Geschäftigkeit, so daß sich am 13. September der kleinere dänische Dampfer, gefolgt von 6 Kanonenböten, von List nach Rösse in Bewegung setzte. Zum dritten Male geschah die Einschiffung der Truppen bei List, diesmal in Transportschiffen, die auf dem Wattenmeer nach Süden zogen, während „Geisar" die See suchte und „Flora" bei List liegen blieb. Aber diesmal hatten sich die Dänen verrechnet. Eintretende Windstille und niedriger Wasserstand im Wattenmeer hemmten jetzt der Schiffe Lauf. Erst am 16. September gelang es, etwa 250 Mann dänischer Truppen an der Nordwestecke Föhrs zu landen. Die dänische Besatzung hatte also mehrere Wochen gebraucht, die beabsichtigte, vielbesprochene und versuchte Reise von Sylt nach Föhr endlich zu vollenden."

Morsum auf Sylt. Mitgeteilt von P. B. Eschels.

Anfrage.

Kann mir jemand die Adresse eines noch Lebenden angeben, der im März 1848 oder vorher entweder dem in Schleswig garnisonierenden 4. (später 1.) Jägerkorps oder dem 1. Dragoner-Regiment angehört hat?

Flensburg, Friesische Str. 68. H. Hansen, Gymn.-Prof. a. D.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

120. Bock Lehrer, Hamburg. 121. Böttcher, Hofbesitzer, Karby. 122 Buchwaldt, Weinhändler, Danzig. 123. Bünz, Referendar, Flensburg. 124. Deßler, Gastwirt, Altona. 125. Duus, Justizrat, Altona 126. Everd. Kaufmann, Neumünster. 127. Ganzer, Zahnarzt, Charlottenburg. 128. Haan, Referendar, Flensburg. 129. Frl. Kurze, Oberlehrerin, Kiel. 130. Lamp, Pastor, Plön. 131. Langholz, Jürgen, Berlin SW. 132 Lelßling, Architekt, Lichtental b. Baden-Baden 133 Ludwig, Danzig. 134. Neumann, Rentner, Apenrade 135 Nickels, Rechtsanwalt, Altona. 136. Petersen, Danzig. 137—152. Ratzeburger Seminaristen: Bahrenfuß, Boje, Diedrichsen, Haak, Hallermann, Kruse, Michelsen, Neßler, Paulsen, Schmidt (Vertrauensmann), Schröder, Sievers I, Sievers II, Stahl, Steen, Wilkens. 153. Professor Schober, Hamburg 151 Schwensen, Hebungsbeamter, Flensburg. 155 Spence, John, Altona 156 Stück, Ober-Geometer, Leutnant a. D., Hamburg. 157. Struve, Postassistent, Neustadt. 158. Svendsen, Danzig. 159. Wetzel, Hamburg. 160. Zahadacz, Bildschnitzer, Kiel.

Zur Nachricht:

1. Eine ganze Reihe von unseren Mitgliedern erhält die „Heimat" unter falscher Adresse; die Gefahr ist groß, daß das Heft hin und wieder doch verloren gehe. Ich bitte um genaue Angabe der jetzigen Wohnung.
2. Wer gibt Auskunft über den gegenwärtigen Aufenthalt des Herrn Lehrer Eggert, früher Kirchsteinbek b. Hamburg.
3. Ich bin nach wie vor bereit, den Mitgliedern fehlende (aber bereits vergriffene) Hefte und Jahrgänge zu besorgen, und bitte um diesbezügliches Angebot.

Kiel, am 25. Juni 1903. **Der Schriftführer:**
Geibelallee 2. H. Barfod.

Ostseebad Borby Eckernförde
See- und Luftkurort
in reizender Lage am Eckernförder Meerbusen.
Billiger, angenehmer Sommeraufenthalt. Von Ärzten bestens empfohlen.
Von Kiel in einer, von Hamburg in drei Stunden zu erreichen.
Nähere Auskunft und Prospekte gratis durch **die Badeverwaltung.**

›NERTHUS‹
Illustrierte Wochenschrift
für Freunde aller Zweige der biologischen Naturwissenschaften, für Liebhaber von Zimmer- und Gartenpflanzen, Stubenvögeln, für Aquarien und Terrarien, für Sammler aller naturwissenschaftl. Objekte.
Unter Mitwirkung von namhaften Gelehrten, Naturfreunden, Liebhabern u. Sammlern herausgegeben von H. Barfod, Kiel (Schlesw.-Holst.)
Vierteljährlich 2.— ℳ in allen Buchhandlungen und bei der Post unter No. 5328, direkt vom Verlage (Chr. Adolff, Altona-Ottensen) 2.25 ℳ.
Sammlern
aller naturwissenschaftlich. Objekte steht als Abonnenten die Tauschecke der „Nerthus" gratis zur Verfügung

Mitglieder der „Heimat" können die „Nerthus" durch Vermittelung des Schriftführers — **Barfod, Kiel, Geibelallee** — für 6,50 Mk. (statt 9 Mk.) frei Haus direkt vom Verlage beziehen.

Die Mineralien-Sammelstelle für Schleswig-Holstein
(Inhaber: Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2)
liefert an Schulen unserer Provinz Sammlungen in allen Preislagen unter spezieller Berücksichtigung der Geologie unseres Landes.
Prähistorische Steinwaffen und Werkzeuge für Schulzwecke werden zu kaufen gesucht.

Landwirtschaftliche Schule in Heide (Holstein).
Näheres durch Dir. Dr. Clausen.

Garten-Möbel
a. Naturholz, bequemer als Eisenmöbel, Nistkästen f. Vögel, Grabeinfassungen, Aquarien-Einsätze aus Grottenstein. Illustr. Preislisten gratis. **Reinhold Schröter,**
Clingen bei Greußen.

Technikum Eutin
(Ost-Holstein)
Maschinenbau. Hoch- u. Tiefbau. Techniker- u. Meisterkurse. **Specialkurse zur Verkürzung der Schulzeit.** Prospecte gratis.

Aye & Haacke

Altona, Bordeaux

Wein-Grosshandlung,

empfehlen
ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum, Cognac, Whisky.

Spezial-Werkstatt für **Plankton**-Gerätschaften.
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.

(13) **Ad. Zwickert,**

Optische Anstalt

Kiel, Dänischestraße 25.

Aug. Junge,

Färberei

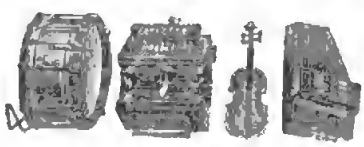
und

chem. Reinigungsanstalt

Kellinghusen.

Gegründet 1724.

Meister-



haft gearbeitete Musikinstr. jed. Art direct vom Herstellungsorte Wilh. Herwig i. Markneukirchen i. S. Illustr. Preisl. ums. u. portofr. Bitte anzugeben, welche Instr. gekauft werden sollen. (9)

Dithmarschens
Sitten und Gebräuche

fanden eingehende Darstellung in
„Die Heimat," Jahrgang 1896,
enthaltend: **Johnsen,** „Zeugen vergangener Zeiten im Kirchspiel Weddingstedt in Norderdithmarschen."

An Mitglieder erfolgt gegen Einsendung von **1,30 M.** portofreie Zustellung durch
die Expedition.

H. Heustreu, Kiel, Schumacher Str. 9 — Reparaturen prompt u. billig. — Brillen u. Pincenez aller Art.

Erziehungsanstalt Kellinghusen.

Besondere Berücksichtigung finden zurückgebliebene oder schwer zu lenkende Knaben. **Dir. Schulze.**

Aquarien,

ganz aus Glas, wie auch in Metallfassung, zu billigsten Preisen. Ferner **in- und ausländische Zierfische,** z. B. Bitterlinge, Elritzen, Goldorfen, Steinbarsche, Diamantbarsche, Zwergwelse, Hundsfische, Goldfische, zweisommerige Sonnenfische, Makropoden, Chanchitos, Schleierschwänze.

Ferner empfehle **sterilisierten Flußsand** und **Piscidin-Fischfutter.**

W. v. Felgen, Kiel,
Holtenauerstr. 40. Tel. 3330.

---

(81)

Firma 1870 gegr. — Bei Baarzahlung 20 % Rabatt und Freisendung. — Erstklassige — bei Abzahlung entsprechend — Fabrikate.

Emmer-Pianinos

Flügel — Harmoniums.

Längste Garantie. — Fabrik: **Wilhelm Emmer** Berlin 105, Heydelstr. — Allerh. Auszeichn.

Preisliste, Musterbuch umsonst

Landwirthschaftliche
Lehranstalt und Winterschule
in Hohenwestedt (Holstein).

Beginn Ostern u. Mitte Oktober.

Sorgfältige Aufsicht. Billige Pensionen.
Programme u. s. w. durch Director Conrodi.

Schriftführer und Expedient Lehrer Barfod, Kiel

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 8. August 1903.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Larentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- aber 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.
Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Schwindrazheim, Feldeinfassungen und Durchlässe in Ost-Holstein. II. (Mit Bildern.) — 2. Voß, Hermann Tast, der Reformator Husums. II. (Mit Bildern.) — 3. Warnecke, Beiträge zur Lepidopterenfauna Schleswig-Holsteins. — 4. Langfeldt, Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen. — 5. Bericht über die XIII. Generalversammlung in Friedrichstadt. — 6. Trinkreime. — 7. Mitteilungen. 8. Idstedt (25. Juli 1850). (Gedicht.) — 8. Eingegangene Bücher.

Idstedt (25. Juli 1850).

Bei Idstedt, da war es —
Die Fahne voran,
den Säbel gezogen:
So griffen wir an.

Wir rangen bis Mittag
mit zähestem Mut
und fühlten, wir siegten;
die Sache stand gut.

„Herr Willisen, sende
Reserven herbei;
wir werden gewinnen,
wir schlagen uns frei!"

Und Willisen schaute
ins graufe Gewühl. —
Er zählte die Toten;
da ward ihm so schwül.

Da trübten ihm Jammer
und Sorge den Blick;
die Hoffnung verließ ihn,
er rief uns zurück.

Wir mußten gehorchen.
Wir knirschten vor Wut;
umsonst war geflossen
das kostbare Blut.

Umsonst war gerungen,
gehofft und geglaubt:
Es hatte der Feldherr
den Sieg uns geraubt.

Bei Idstedt, da traf's uns,
das bitt're Geschick:
Wir hatten gewonnen
und mußten zurück.

Kiel. 3r.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Eine Idee, Erzählung von G. Asmussen, Verlag von Friedrich Reinhardt in Basel. — Die Bakterien von Dr. W. Migula, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig. Preis 2,50 M. — Beethoven und seine Klaviersonaten von Wilibald Nagel. 1. Band. Verlag von Hermann Beyer u. Söhne in Langensalza. — Friedrich Hintmann, Dithmarscher Mund, Gedichte. Verlag des Heider Anzeigers. Preis: gebunden 2 M.

Mitteilungen.

1. **De Düwel as Rad.** De ole Oldendörper — so heet he int ganze Dörp, in Borg in Dithmarschen —, dat weer en ole Pussepter [1]) ut Oldendörp bi Hitzo. [2]) De lęw bi sin Swigersähn, dat weer en Buer. Den sin Dochdersähn un ik weern liker old jüs as unse Süstern, un wi spęln vęl tosam. Un de ol Pussepter in sin kotte Jack un kotte Büchsen, in sin lange Hasen, in sin Schoh mit sülwern Spangen, he keem uk vęl in unsʼ Hus. Na, niep 'nug' hörn wi to, wenn he uns vertelln dä vun Hexen un vun 'n Düwel. Awer jümmer weer dat mit den Düwel so, as wenn he wat dummerasti op de Welt kam weer, as muß he sin Knäw [3]) un Künst anwenn, dat se em nößen darvär utlachen dän. Een Stückschen vun den Düwel mutt ik doch vertelln. De ol Oldendörper sä:

Wi harrn vęl in Meldörp to don. Daräwer weer dat lat waarn. Dat weer lat in 'n Harst. De Węg weern slich. Grote Löcker weern op vęle Stęden. De Traden [4]) weern deep. Am slimmsten weer dat op den Krumstedter Viert. [5]) Dat weer würkli 'n halsbręken Arbeit, mit hele Knaken un hele Räd' dar langs to kam; dat weer 'n Gottswunner, wenn't güng. Wi weern glückli bet na'n Viert kam. Nu güng dat Rapumpeln los, op un dal, vun een Sid na de anner. Mit beide Hann mussen wi uns fastholn, süns weern wi koppheister vun 'n Wagen schaten. Dat duer uk ni lang, dar sä dat: Knax! en Rad weer braken. „Na," sä de Knech, „nu, Düwel, hölp!" Un wat meent ji, min Kinner? De Wagen sull ni üm. Nę, de Wagen gung wider, as wenn niks passeert weer. Ja, dat gung jümmer forscher, jümmer düller; de Pęr leepen, as harrn se niks to tehn. Un dat Markwürdiste weer, de Wagen stött garni mehr. Wi slogen man so värwarts. Un doch sehln dar 'n paar Felgen int Rad, wi hebbt nößen ja sehn! Wat meent ji wull, min Kinner, wasücken dat togung? — Dat will 'k ju seggn. De Knech harr ja den Düwel ropen, he schull hölpen. Un wenn man den Düwel röppt, denn is he ni wit. De Düwel harr sik een, twee, dree ünner de Rung huckt un Rad spęlt. Un so wat versteiht de Düwel. He drog den Wagen meist alleen, de Pęr harrn niks to tehn; darüm kunn he so lopen. Dat duer awer man blot so lang, bet de Krüzweg keem, dar man umbögt na Hastedt. Un vär dat Krüz hett de Düwel 'n bannigen Respekt, dat mag 'n Krüz węn vun Hult oder Guld, an 'n Weg stahn oder liggn. Wenn he 'n Krüz süht, denn neiht he ut. Un knapp seh he, dat de Weg gar en Krüz mak, dar harr he keen Tid länger; he leet de Rung los. Boots! sull de Wagn üm, de Pęr stunn still, — un wi leegen mitsams unsʼ Bagaasch in de Schit. „Gott hölp, Christ Jesʼ!" reep de Knech. Ja ja, nu weer de Schit riep.

[1]) Präzeptor, Schullehrer. [2]) Itzehoe. [3]) Kräfte. [4]) Spuren, Wagenspuren. [5]) Heide.

Flensburg. J. H. Löhmann.

2. **Der Hülsen, Ilex aquifolium** L. Zu den interessanten Mitteilungen des Herrn Schnack in Nr. 7 der „Heimat" erlaube ich mir ein paar weitere Notizen hinzuzufügen. Diese Pflanze, allgemein wohl als Stechpalme bekannt, wird im Schleswigschen meistens „Hülsendorn" genannt, früher auch hie und da als „Hüslau" bezeichnet. Sie hat hier ihre Nordgrenze. In Jütland, auf den dänischen Inseln, in Schweden usw. kennt man sie nur als einen geschätzten Zierstrauch. Als Beweis dafür fand ich einmal in einem geographischen Handbuch für Dänemark bei Friderieia die Bemerkung, daß dort im Garten des Apothekers ein schöner Ilex stehe. Gäste aus Dänemark, die ich vor Jahren durch die Wälder in der Umgebung der Stadt führte, hatten ihre große Freude über den Reichtum an Ilex und konnten nicht unterlassen, Pflänzlinge für ihre Gärten mitzunehmen. — Vor mehreren Jahren hatten Personen aus Flensburg den Schnitt der Blätter dieses Strauches in den anliegenden Gehegen gepachtet (namentlich in der Gegend von Stenderup, Kirchsp. Sieverstedt) und vertrieben ganze Ladungen davon nach Kopenhagen und Stockholm, wo dieselben zu Kränzen usw. verwendet wurden. Ob das Geschäft eingegangen ist? Ich habe seit Jahren den Versand nicht mehr bemerkt. Vielleicht wird das Schneiden nicht mehr gestattet. — Eigentümlich ist, daß die Pflanze im Walde — wo doch ihre natürliche Heimat ist — nur ein niedriges, meist liegendes Gebüsch bildet, das spärlich blüht und fruchtet; sobald sie aber in Gärten usw. ans Licht kommt, wächst sie schön schlank und groß zum Baum auf mit sehr reicher Blüte und Frucht. Alte Bäume tragen schließlich immer weniger Stacheln an den Blättern, oft ganz schlichtes Laub, und werden dann wohl als Ilex integrifolia bezeichnet, womit jedoch keine selbständige Art benannt werden kann, höchstens eine Form. — Eine Abkochung von den Blättern wird als Hausmittel gegen Gelbsucht gebraucht. (S. auch Leunis, Synopsis § 320.)

Flensburg. J. J. Callsen.

3. **Besiedelung des Harzes durch Nordalbingier.** Der mittelalterliche Chronist Helmold berichtet, daß ums Jahr 1074 500 nordalbingische Familien ihre Heimat verlassen und sich in den Harzbergen angesiedelt hätten, wo sie und ihre Kinder zu Helmolds Zeit noch waren. Man nimmt an, daß von diesen Auswanderern der Ort Elbingerode im Harz, der erst nach 1074 erwähnt wird, gegründet ist. — Vor etwa 14 Jahren erzählten

(Fortsetzung auf S. XXXI.)

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 8. August 1903.

Feldeinfassungen und Durchlässe in Ost-Holstein.

Von **O. Schwindrazheim** in Hamburg.

II.

Was die Feldeingänge für Vieh und Wagen anbelangt, so ist die einfachste Art und Weise die, die für solchen Zweck im Wall oder Knick gelassene Lücke mit trockenem Reisig zuzuschütten. Daraus hervorgehend ist die zweite Art die, dieses Reisig an senkrechten, fest in die Erde geschlagenen Stäben festzuflechten. (Fig. 5.) Beide Arten des Zugangsverschlusses haben das Mißliche,

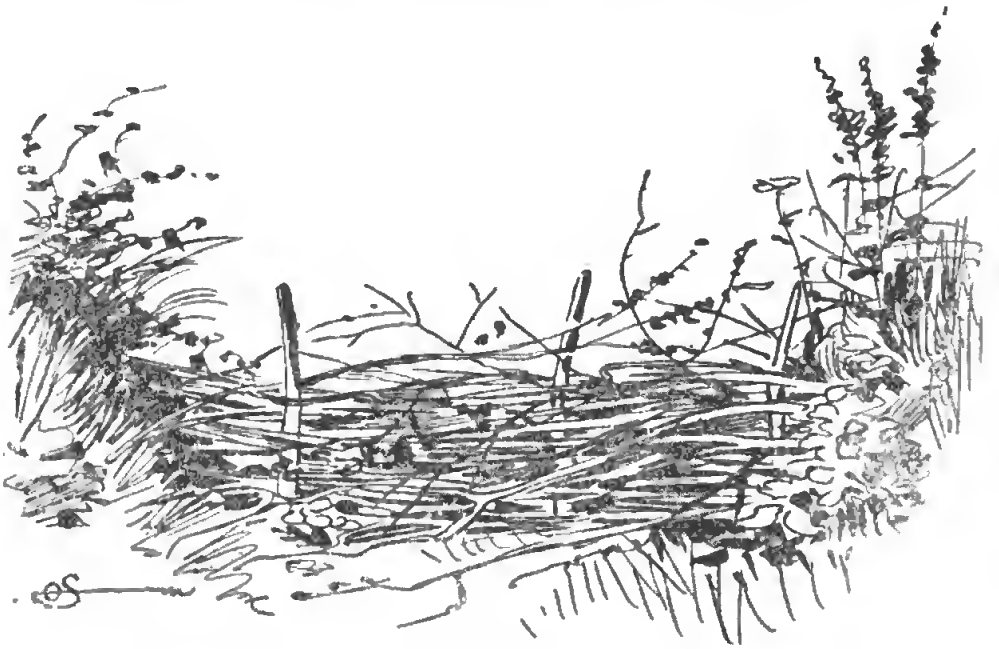


Fig. 5.

daß sie jedesmal neu hergestellt werden müssen. Die gebräuchlichste Methode des Verschlusses ist daher das sogenannte Heck, eine aus Latten oder Brettern zusammengefügte Tür, sehr häufig weiß gestrichen. Befestigt ist dieselbe jedenfalls an einer Seite an einem dicken, fest in die Erde gesetzten Pfahl vermittelst eines aus biegsamem Gezweig hergestellten Ringes. An der anderen Seite ist sie bisweilen einfach gegen einen großen Stein oder den Knick gestellt (Fig. 6 und 8), meist aber ist

sie an beiden Stellen an einem Pfahl befestigt. (Fig. 4.) Das vollkommenste Heck ist an einer Seite durch einen kurzen Querbalken fest, aber drehbar mit einem feststehenden Pfahl verbunden. (Fig. 7.) Die Form des Hecks ist fast stets dieselbe: drei senkrechte, vier wagerechte und zwei schräge Latten; bisweilen findet sich eine nachträglich angebrachte Erhöhung durch drei weitere angenagelte Latten.

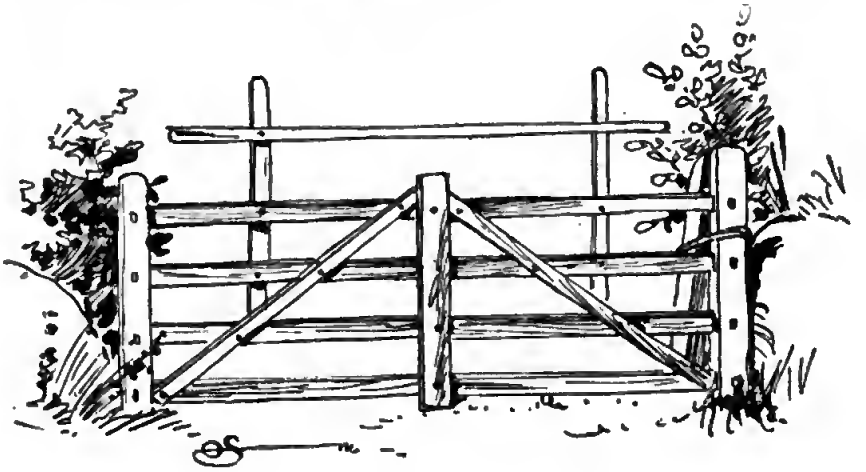


Fig. 6.

(Fig. 6.) Schließt das Heck nicht vollkommen, so werden Reisighaufen in die Bresche geworfen.

Um dem Fußgänger das Betreten des Feldes zu ermöglichen, ohne erst das Heck zu öffnen, findet man neben demselben Übergänge angebracht, entweder in der Art des Hecks, aber niedriger, aus Latten zusammengefügt oder

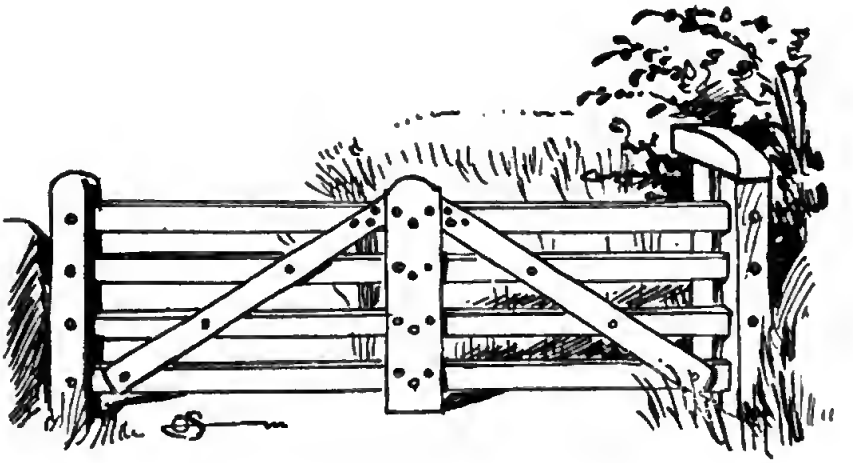


Fig. 7.

geflochten (Fig. 4), oder aber durch aufrechte, große Steine hergestellt, die man überschreiten muß, oder die in Form eines um die Ecke gehenden Ganges gestellt sind. (Fig. 8.) Die modernste Art eines solchen Durchgangs ist das ebenfalls vorkommende Drehkreuz. Neben diesen für den Fußgängerverkehr bestimmten Durchgängen sind noch die Übergänge zu verzeichnen, die einen Fußweg über oder durch einen Wall oder Knick fortsetzen. Entweder ist einfach eine kleine Lücke im Knick

gelassen, so zwar, daß man ein paar Zweige zurückschlagen muß, um sich durchzuwinden, oder aber so, daß dieselbe durch leicht überschreitbare Lattenkreuzung (Fig. 9) oder Flechtwerk (Fig. 10) geschlossen ist. Auch ein hochgestellter Stein (Fig. 11), eine Steintreppe oder eine Steinsetzung in Gangform, bisweilen noch durch Zäune (Fig. 12) verzwickter gestaltet, kommen vor.

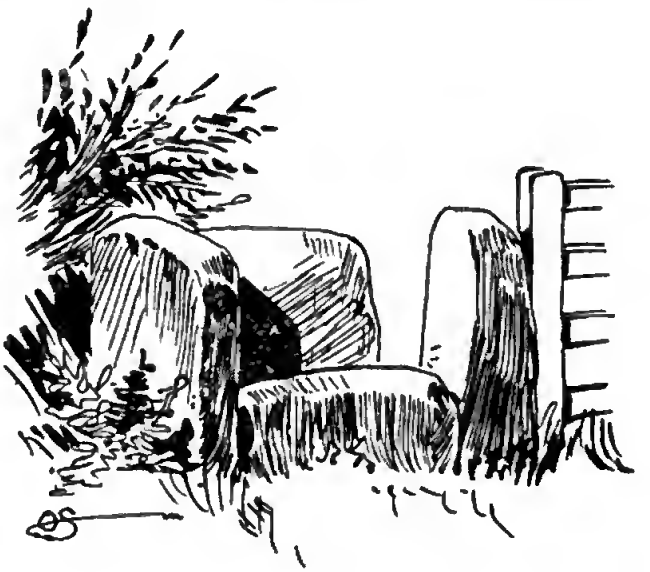


Fig. 8.

Die kleine hier gegebene Probe der Zusammenstellung von Feldumschließungen und Durchlässen nur einer Gegend gibt vielleicht Anlaß, auch anderswo auf diese außerordentlich typischen Gegenstände den Blick zu lenken; ich glaube, daß eine Zusammenstellung alles dessen, was auf diesem Gebiete in unserem deutschen Vaterlande vorkommt, recht interessante Resultate ergeben würde. Aus dem Lande Hadeln, aus der Lüneburger Heide, aus Sachsen und aus Tirol kenne ich wenigstens vollständig andere Methoden, und so wird es in anderen Teilen Deutschlands gewiß auch noch andere Lösungen geben, die für die betreffenden Volksstämme typisch sind.

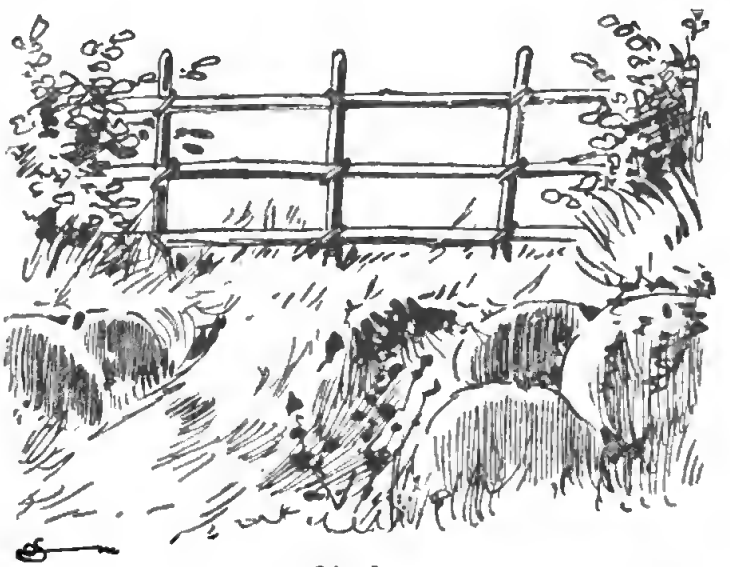


Fig. 9.

Hermann Tast, der Reformator Husums.

Von **Magnus Voß** in Husum.

II.

Sein treuer Mitarbeiter Tasts soll Dietrich Becker oder Theodorius Pistorius gewesen sein. Die Sage berichtet von ihm, daß er einem alten reichen Husumer Geschlechte entstammen soll. Krafft,[1]) der vielerlei, aber nicht immer verbürgtes über Pistorius zu berichten weiß, vermutet auch, daß Henning Becker, der 1531 (nicht 1572) einen Vertrag mit den papistischen Vikaren abschloß, ein Bruder

[1]) Jubelgedächtnis S. 229 ff.

des ersten Archidiakonus Pistorius gewesen sei. Aus einem von Krafft mitgeteilten und jedenfalls authentischen Briefe Pistorius des Jüngeren, des Pastors in Tetenbüll (Eiderstedt), an Ulrich Syadonis, einen Geistlichen in Delfft, wegen seiner auf der See von den Delfftischen gefangen genommenen Schwester ist zu schließen, daß Pistorius der Ältere mindestens zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, gehabt habe. Woher Krafft die Nachricht von einer zweiten Tochter des Theodoricus Pistorius hat, ist nicht bekannt, wird sich auch wohl nicht mehr nachprüfen lassen. Die Witwe Pistorius' soll ihren am „englischen Sweet" im Jahre 1533 verstorbenen Gatten um 40 Jahre überlebt haben.

In den kirchlichen Urkunden findet sich der Name Beckers nicht; man trifft ihn weder unter der Zahl der katholischen Geistlichen vor der Reformation, noch

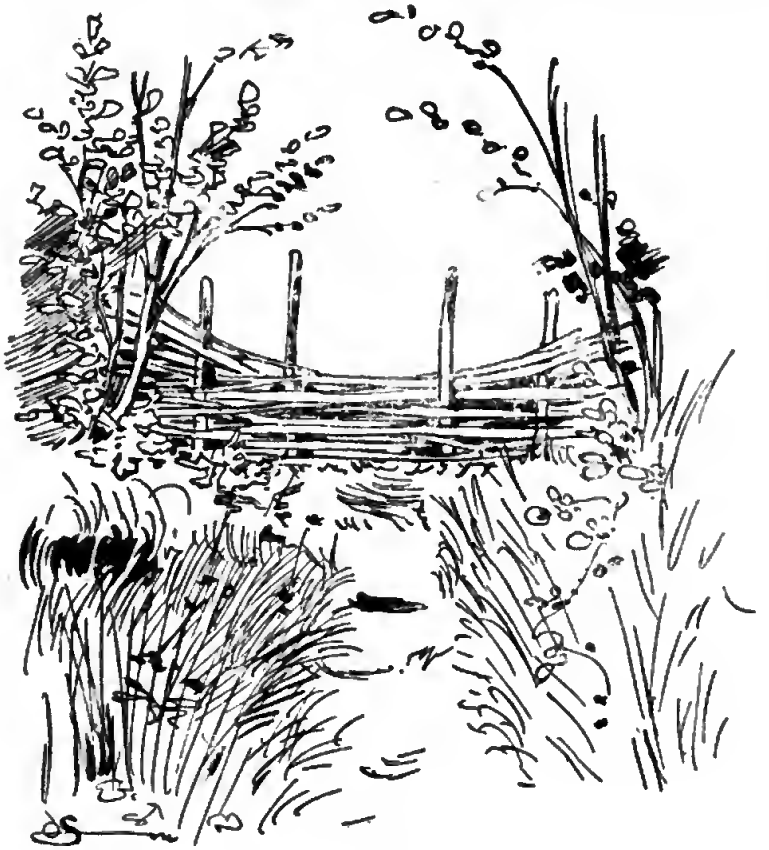


Fig. 10.

unter den Predigern, die nach Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse in Husum im Jahre 1533 weiter amtieren oder mit lebenslänglicher Rente im Gasthause zum Ritter St. Jürgen untergebracht werden. Eine Erklärung dieser auffälligen Tatsache findet sich nur dann, wenn Pistorius nach Beginn der Reformation, vielleicht Mitte der zwanziger Jahre, in den Dienst der Husumer Marienkirche eingetreten und Anfang der dreißiger, vor Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse, durch den Tod abberufen worden ist.

Bei der Ordnung des Archivs im Gasthause zum Ritter St. Jürgen fand sich nun eine Urkunde,[1]) die obige Erklärung zu bestätigen scheint. Dieselbe ent-

[1]) Schutzbrief Friedrich I. für Theodorich von Metelen 1525: „Wy Frederich van gots gnaden tho Dennemarcken, der Wenden vnd Gotten Khoningk, erwelter Khoningk tho Norwegen, Hertoge tho Sleswigk-Holsten, Stormern vnd der Ditmerschen, Graue tho Olden-

hält einen Schutzbrief für den Magister Theodoricum von Metelen aus Westfalen, der in dem Flecken Husum „dat Wort Gades vnd dat Evangelium tho verkündigen" das Recht haben soll. Niemand soll ihm Unrecht tun oder ihn „beschädigen," jeder soll ihn vielmehr schützen und „handhaben," zur Hand gehen. Da kein protestantischer Geistlicher des Namens Theodorich oder Dietrich in Husum bekannt ist, ist es denkbar, daß hinter ihm Theodoricus Pistorius oder Dietrich Becker steckt. Eine Möglichkeit, aus Husum zu stammen — was Krafft positiv behauptet —, läge auch dann noch vor, wenn er aus Metelen in Westfalen hierhergekommen wäre. Die Verhältnisse Husums scheinen dazumal viel Ähnlichkeit mit denen Meldorfs gehabt zu haben. Hier rief Nicolaus Boje im Jahre 1524 den Heinrich von Zytphen, der nach Neokors Zeugnis seinen Taufnamen Hinrich mit Johann verwechselt hatte, als er in den Augustinerorden eintrat, um Hülfe an. Nach Husum kam Theodorich von Metelen jedenfalls auch nicht auf eigenes Geheiß. Daß Heinrich von Zytphen den Taufnamen Hinrich oder Heinrich hatte, beim Eintritt in den Augustinerorden aber den Vornamen Johann annahm, später jedoch als lutherischer Prediger wieder auf seinen Taufnamen zurückgriff, wird uns interessant, wenn wir eine fernere Urkunde aus dem Kirchenrentebuch III

Fig. 11.

genau ins Auge fassen. Sie stammt teils aus dem Jahre 1536,[1]) teils von 1541. Nach derselben hat ein 1536 als „selig" bezeichneter, also verstorbener

borch vnd Delmenhorst, doen hirmit kundt vor ydermennichlich bekenende, dat wy jegenwerdigen Magistrum Theodericum van Metelen gnediglich gegunnet vnd thogelaten hebben, gunnen vnd tholaten ehme jegenwardigen hirmit in krafft disses vnses Breues, dat wort gades vnd Euangelium in vnsen Flecken Husum thouerkundigende, ehne derhaluen in vnse sunderge Vorbiddinge, Schutz vnd Scherm genhamen hebben, nehmen ehnen ock also darin hirmit in macht disses vnses Breues tho rechte, Allen vnd yßlichen, vnsen leuen getrwen geistlichen vnd weltlichen Räten, Amptlüden, Vogeden, Burgemeistern, Radtmannen, Gemeinden vnd sunst allen andern vnsern Beuelhebbern, gemelten meister Diderick hirbauen, nicht thouerweldigende, vorunrechtende edder thobeschedigende, in keine Wege, sunder ehnen darby schutten vnd handthauen willen beth an vns. Vnd so jemendes thosprake tho ehme tho hebbende vormeinde sollichs tho geborlichen tyden vnd enden vor vns soke thorechte, daranne geschut so vnse thouerlatige ernstliche meyninge vnd Willent gnediglich erkennen. Datum Gottorp Sonnauendes nach Corporis cristi anno viffundtwintigh vnder vnsem Secrete."

[1]) In Hynrick Beckers Huße twyschen Hynrick Borße vpp de oster syde vn vnßer leuen vrouwen Huß vp der wester syde Sostich Marck Honetstols, dar hs ehne boßegelde

Geiſtlicher, Hinrich Becker mit Namen, in unmittelbarer Nähe der Marienkirche ein Haus in Beſitz, in dem 60 ℔ Kirchenkapitalien belegt ſind; außerdem hat derſelbe der Kirche 30 ℔ teſtamentariſch vermacht. Als nun Beckers Verwandte nach ſeinem Tode ſein Teſtament zu gunſten ſeiner Kinder anfechten, beſchließt der Kirchenvorſtand „myt Rade und Vullborde der 4 Rekensslüde“ und der Vorſteher des Gaſthauſes, „datt ſe wyllen vmb Armodes wyllen, vth Fruntſchop, zelige Hinrich Beckers beiden nagelatenen Kynderen, de he myt ſyner lateſten Frouwen Mettken gehatt, wenn ſe tho den Ehren beraden werden vth de Hand geven, jewelken Kynde 10 Gulden.“ Sollte eines der Kinder früher ſterben, ſo ſoll das nachbleibende 20 Gulden [1]) erhalten. Erleben ſie beide den Tag ihrer Mündigkeit nicht, ſo ſoll das für ſie ausgeſetzte Geld in die Kirchenkaſſe zurück-

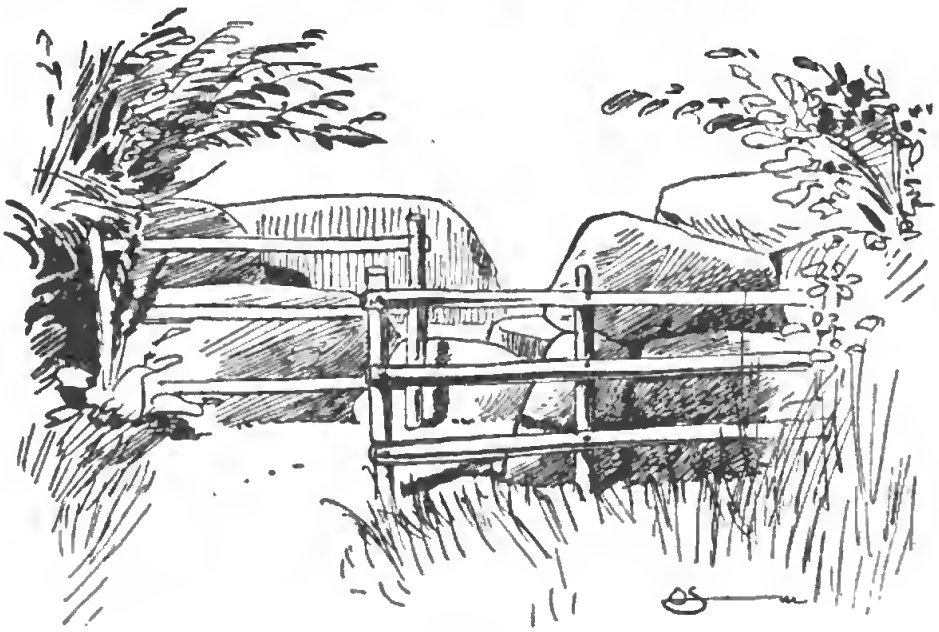


Fig. 12.

---

breff vpp. welkeren he ſulueſt vorſegelt hefft. Item noch hefft he myt vrygen willen gegeuen druttich Marck Houetſtols na ſynem Dode ock na lude vnd vnholdt desſuluen vorben.

breyes vn gyff alle iar . . . . . IIII Marck (4 ℔ d. B.)
vnd na ſynem Dode . . . . . VI Marck (6 ℔ d. B.)

Noch ſyn yn dem ſulnen Huße druttich Marck Houetſtols vnſer leuen vrouwen vicar in der roßenkrantz ankamende vnd is ock eyn boſegelt breff vp gyfft iarlick II Marck. Anno XV^{c}XXXVI (1536 d. B.) am Myttweken na Lucie ſyn de Kerckſwaren Jürgen vom Hagen, Peter Payng, Marten Peterß vnd Hans Douwe myt rade vnd ſulborde der IIII Rekensluden myt Rhamen Dettke Beeckman, Henning Hagge, Hermann Wyge vnd Harre Joens vnd der Vorſtendere des Gaſthußes eyndrechtigen auereynkamen, datt ſe wyllen vmb armodes wyllen, vth Fruntſchop zelige Hinrich Beckers beyden nagelatenKynderen, de he myt ſyner lateſten frouwen Mettken gehatt, wenn ße tho den eren beraden werden, vth de Hand genen jewelcken Kynde teyn Gulden, vnd yßt dat eyne Kynd erer verſtoruen van den beyden, ſo ſchall dat ander Kynd, wen dat tho den eren beraden wert, de XX Gulden thohope hebben. Vnd leuen de Kynder den Dach nicht, datt ſe beraden werden, ſo ſchölen duſſe XX Gulden quith vnd doet ſyn vnd by der Kercken bliuen. I$_{c}$ vn XX ℔.

Anm. am Rande: Wenthe jegen dat Teſtamente hadden de eruen inſage gedahn, dat hyrmede geſlichtet.

Item: diſſen Honetſtoll hefft Jürgen vam Hagen boret vn ſcall em vorrenten jarliches myt VIII (acht) Marck. Item Jürgen vam Hagen hefft van duſſen I$_{c}$ vnd XX Marck rekenſchup gedan vn is vnder Königl. Mayeſt. Fürſtinnen gekamen, de wert idt entrichten.

Anm. am Rande: Hyr is 10 Gulden af vtgegeuen anno 41 dorch Her Hermann Taſt vnd Hermann Wyge, Vaget.

[1]) 1 Gulden ſind 6 ℔ = 2 Taler.

fallen. Damit wird der Protest der Verwandten wegen des Testamentes hinfällig. Da die Kirchenvertretung nicht bloß Hinrich Beckers Kindern gegenüber so gehandelt und für sie eine Art Reliktenversorgung eingerichtet hat, sondern auch — wie wir später sehen werden — für die Kinder Tasts und Hamers dasselbe tut, ist es uns umsomehr ein Beweis dafür, daß der im Jahre 1533 verstorbene und 1536 als selig bezeichnete Hinrich Becker ein Amtsgenosse von Tast und Hamer gewesen sein muß. Halten wir die Namensverwechselung Hinrich von Zytphens uns vor Augen, so wird uns auch klar, warum der Genosse Tasts aus Westfalen als Theodorich von Metelen nach Husum berufen werden kann, und nun hier den Namen Hinrich Becker erhält. Hinrich Becker hatte zwei Frauen und mit seiner zweiten Frau Mettgen zwei Kinder. Da eines der Kinder 1541 durch Hermann Tast und den Hardesvogt Hermann Wyge seine 10 Gulden ausbezahlt bekommt, wird es sich wahrscheinlich in diesem Falle um den Sohn Johannes handeln, der nach Krafft (S. 230) im Jahre 1528 in Husum geboren sein soll und sich 1542 mit seinen Landsleuten Volquard Jonas und Petrus Schütt auf der Schule in Lüneburg befand.[1]) Er bekam also das Geld ausbezahlt, als er in die Fremde ging und der Barmittel benötigt war, ähnlich wie Hermann Tasts Sohn Clawes, der „dat Goltsmedeampt by Hinrick Hamer gelert vnd nu syner Gelegenheit na wider up dat Ampt wandern wolde," 10 Taler erhielt. Von der Witwe Beckers berichtet Krafft noch, daß sie ihre Kinder „zwar bei vielem Kummer, doch wohl und rühmlich erzog." — Wer wohl dem bisher noch unangefochten dastehenden und von so vielen Leuten nachgeschriebenen Historiker Krafft dieses erzählt hat? — — —

Ein wohl kaum so bedeutender, aber an Treue dem Dietrich Becker nicht nachstehender Mitarbeiter Tasts am Werke der Reformation war Franz Hamer. Er war im Jahre 1496 zu Husum geboren. Wie sein Vater hieß, ist nicht bekannt. Ein Hinrich Hamer, wahrscheinlich ein Schuster, war 1482 Vorsteher der heiligen Leichnamsgilde und Ältermann der Schuster- und Gerberzunft. Vielleicht ist dies auch der Grund dafür, daß Franz Hamer Vikar am Altare des heiligen Leichnams wurde und war. Er soll nach Krafft, S. 234, der allererste der evangelisch-lutherischen Prediger gewesen sein, „der in den Ehestand sich begeben und 1528 seinen Sohn Johannem, nachmahligen Pastoren, gezeuget haben." Nach dem Tode des Archidiakonus Theodorus Pistorius im Jahre 1533 wurde er dessen Nachfolger. Er starb in seinem 57. Lebensjahre, den 23. Februar 1553. Auf seinem Leichenstein sollen die Worte gestanden haben: „Dominus Franciscus Hamer, fidelis huius ecclesiae minister, obiit anno Domini 1553, Aetatis 57. die 23. Febr." Wie die Husumer Gemeinde sich auch ihm bis über das Grab hinaus dadurch dankbar erwies, daß sie seiner Tochter sich annahm, werden wir später sehen.

Wenden wir uns nach dieser Abschweifung wieder dem Führer der Reformationsbewegung, Hermann Tast, zu.

Im Jahre 1524 war sein Anhang in Husum schon so groß geworden, daß er des baldigen Sieges sicher sein konnte. Das Feld seiner Heimat zu beackern, überließ er daher mehr und mehr seinen Mitarbeitern, während er selbst über die Grenzen des Weichbildes seiner Heimat hinausging. In Garding soll er bei Gelegenheit einer von ihm gehaltenen Predigt — er ganz allein — vor versammelter Gemeinde das Reformationslied „Ein' feste Burg" gesungen haben; doch wird das wohl ein Irrtum sein, da dies Lied erst 1527 durch Luther ge-

[1]) Am 11. November 1551 wird der Student der Theologie Johannes Pistorius Husensis in Wittenberg immatrikuliert.

dichtet ist. 1526 erschien Tast in Flensburg. Da die Katholischen ihm die Marienkirche verschlossen, redete er unter freiem Himmel. 1527, also in fünf Jahren, war das Werk der Reformation in der Husumer Gemeinde vollendet. Die beiden letzten Minoritenmönche räumten bei Nacht und Nebel das Kloster, und die katholischen Priester überließen das Gotteshaus ihren früheren Genossen und dem Anhang derselben, die nun alle in ihren Augen Ketzer und ihre bestgehaßten Feinde geworden waren. Die neue protestantische Gemeinde verfuhr aber mit größter Duldsamkeit und Schonung gegen ihre früheren Kirchendiener. Wer nur gutwillig abtrat und hierblieb, wurde im ungeschmälerten Besitz seiner Pfründe und im Genuß seiner Renten „Zeit seines Lebens" belassen. Ihre Einnahmen fallen nach ihrem Tode oder Weggange an die Kirche, an das Gasthaus oder auch an die Schule.

Im Jahre 1529 nahm Hermann Tast an einem Kolloquium in Flensburg teil, das von der höchsten geistlichen Landesbehörde mit dem Schwärmer Melchior Hoffmann angestellt wurde, 1537 war er mit bei der Ausarbeitung der neuen Kirchenordnung tätig, 1538 wurde er Visitator der Kirchengemeinden im südwestlichen Schleswig, im Amte Husum, Eiderstedt und im Strand, 1540 erhielt er die Superintendentur der genannten Landschaften. Nach der Landesteilung im Jahre 1544 fiel Nordstrand — damals kurz Strand genannt — an Herzog Hans, während das Amt Husum und die Landschaft Eiderstedt an Herzog Adolf kamen. Die Inspektion der Kirchen im Strand hörte daher mit dem Jahre 1544 auf, wurde aber im Amte Husum und Eiderstedt fortgesetzt. Die letzte Visitation Hermann Tasts soll in der Kirche in Ostenfeld im Jahre 1547 stattgefunden haben. In den allerletzten Jahren seiner reichgesegneten Amtstätigkeit wurde Tast durch einen Amtskollegen ein großer Kummer bereitet. Zu dem Bischof Tileman von Hussen war im Jahre 1548 ein fremder Prediger, namens Johann von Linden, gekommen. Derselbe gab vor, daß er wegen seines Widerstandes gegen das kaiserliche Interim in Soest in Westfalen von seinem Predigtamt vertrieben sei. Es glückte ihm in nicht geringem Grade des Bischofs Teilnahme zu erwecken, und letzterer empfahl ihn dem Hermann Tast in Husum und bewirkte, daß er hier als Kapellan Anstellung fand. Es verbreitete sich aber bald in Husum das Gerücht, daß er nicht wegen Widerstandes gegen das kaiserliche Interim, sondern wegen wiedertäuferischer Grundsätze von seinem Amte entfernt worden sei. Auf einem Gastmahl, welches bei seiner Einführung in das Amt ihm in Husum gegeben wurde, fragte ihn jemand, ob dieses Gerücht wahr sei. Er beteuerte hoch und heilig, man habe ihn belogen. Einige Wochen nach seiner Anstellung verreiste er, um seine Frau zu holen. Die Husumer trugen ihm nun auf, ein Zeugnis über sein Vorleben in Soest und über seine Lehren mitzubringen. Er kam auch bald wieder zurück, aber ein Zeugnis wurde von ihm nicht geliefert. Dann begann er eifrig zu predigen und suchte die Gemeinde auf seine Seite zu ziehen und dieselbe Hermann Tast, dem sehr verdienten Hauptprediger, abgeneigt zu machen. Bei einer Predigt gegen die Hoffart und verschwenderische Kleiderpracht entblödete er sich nicht, auf die mit Sammetkragen und goldenen Ketten geschmückten Kinder Tasts hinzuzeigen und zu behaupten, die bisherigen Prediger hätten die Gemeinde hinters Licht geführt und nur ihr Gut und Geld und nicht ihrer Seelen Seligkeit gesucht. Einmal versprach er der Gemeinde, ihr im „Heiligengeisthaus" — wahrscheinlich die Sakristei — zu sagen, wer die falschen Propheten seien. Als dann viele dahin eilten, um dies von ihm zu erfahren, deutete er abermals auf die Familie Tasts hin, in der die Kinder mit Kragen und Perlen geschmückt einherzugehen pflegten. Trotzdem ihm in seinem ehelichen Leben schwere Makel anhafteten, wagte er zu behaupten, die Husumer Gemeinde sei keine echt christliche,

weil in ihr keine äußere Verfolgung offenbarer Sünder ſtattfinde. Auch forderte er die Glieder der Gemeinde auf, zu ihm ins Haus zu kommen, wenn ſie zu der Überzeugung gebracht wären, rechte Chriſten geworden zu ſein, dann wolle er ihre Namen notieren. Viele ließen ſich dadurch verleiten und ſich von ihm einreihen in „die Gemeinde der Heiligen," wurden aber dadurch auch zu ſeinen Nachbetern und Anhängern.

Die Huſumer Gemeinde ſpaltete ſich allmählich: die einen hielten zu Taſt, die andern, die man ſpottweiſe „Johanniter" nannte, zu Johann von Linden. Beide Parteien befehdeten ſich und ſahen mit Stolz auf ihren, mit Verachtung auf den Prediger der Gegenpartei. Da dies Hermann Taſt betrübte, bat er ſeinen Kollegen, doch den Frieden der Gemeinde nicht zu ſtören. Von Linden antwortete, daß man von ſeiner Seite niemals eine Störung des Gemeindefriedens zu befürchten haben werde. Bald darauf trat er in ſeinen Predigten auch mit Irrlehren hervor und beſtritt die Rechtfertigung durch den Glauben. In einer Weihnachtspredigt ſagte er: „Was ſagſt du, glaube! glaube! — Wenn du ſelig werden willſt, ſo mußt du Gottes Willen tun und ſeine Gebote halten. Ein jeder von euch muß ſo leben, daß er dereinſt vor Gottes Richterſtuhl hintreten kann und ſagen: Herr, hier bin ich, ich habe deinen Willen getan, gib mir nun dein Reich!" Das war auch einzelnen ſeiner Anhänger faſt zu arg. Sie kamen daher zu ihm und ſagten ihm: „Herr Johann, Ihr macht doch zu viel aus den guten Werken, wollt Ihr nicht lieber Chriſtum predigen?" — Einſt hatte er gelehrt, daß man uneheliche Kinder nicht taufen dürfe. Hermann Taſt zog ihn deswegen zur Verantwortung. In Gegenwart zweier benachbarter Prediger, des Herrn Vinzent von Mildſtedt und des Herrn Peter Bockelmann von Hattſtedt, und des Kirchenvorſtandes von Huſum mußte er ſich über dieſe Äußerung erklären, wußte ſich aber der nach ihm ausgeſtreckten Hand der Gerechtigkeit durch allerlei Redensarten zu entwinden. Zum heiligen Abendmahl ging Johann von Linden nie, ermunterte auch ſeine Gemeinde nicht dazu, zum Tiſch des Herrn zu kommen. Er warnte vielmehr davor, indem er ſagte: „Meine Haare erheben ſich auf meinem Haupte, wenn ich ſehe, wie das Volk ſich zum Tiſch des Herrn drängt. Wahrlich, ich könnte nie ſo dahin gehen!" Er hatte auch ſeiner Frau, als ſie ihrer Niederkunft entgegenging, verboten, zum heiligen Abendmahl zu gehen. In Bezug auf die Kindertaufe behauptete er, daß es einer Vergebung der Sünden dabei nicht bedürfe, weil von chriſtlichen Eltern geborene Kinder ſchon vor der Taufe heilig ſeien. Daher weigerte er ſich auch, die damals bei der Taufe übliche Teufelsbeſchwörung: „Fahre aus, du unreiner Geiſt!" anzuwenden.

Dies alles weckte und verurſachte eine nicht geringe Bewegung in Huſum. Der Hardesvogt ermahnte ihn, von ſeinen Irrlehren abzulaſſen; auch ließ der Amtmann Jakob Rantzow ihn vor das Konſiſtorium in Schleswig entbieten. Hermann Taſt erſchien hier als Ankläger. Seine ſchriftlich abgefaßte Anklage wurde aber nicht einmal zur Verleſung gebracht, weil der Biſchof Tilemann von Huſſen erklärte, er wolle nach Huſum kommen und hier den Streit ſchlichten. Nach einiger Zeit fand er ſich auch in Huſum ein. Im Chor der Kirche, im Beiſein des Amtmannes, wurden nun die Verhandlungen begonnen. Der Biſchof drang ſtark darauf, daß man den Kapellan im Amte belaſſe, und erbot ſich, von der Kanzel aus die Irrlehren desſelben richtig zu ſtellen. Er predigte auch in Huſum zu drei verſchiedenen Malen, berührte aber in ſeinen Predigten die Irrlehren Johann von Lindens faſt gar nicht, ſondern ſagte von ihm, was er gepredigt habe, ſei im göttlichen Eifer geſchehen und nicht böſe gemeint geweſen. „Eine Spinne ſauge Gift aus derſelben Blume, aus der die Bienen den Honig gewönnen."

Die Anhänger Johann von Lindens triumphierten über den Ausgang der

Sache, während Hermann Taſt und der Vorſtand der Gemeinde äußerſt mißvergnügt waren. Letztere drangen nun in den Biſchof, frei heraus zu ſagen, wer im Recht und wer im Unrecht ſei. Aber derſelbe wich jeder klaren und bündigen Antwort aus, um ſeinen Günſtling nicht zu ſtürzen. Inzwiſchen beſtieg Johann von Linden nach wie vor die Kanzel und predigte nach alter Weiſe weiter. Bald ſchien er ſich aber in ſeiner Lage nicht mehr ſicher zu fühlen, denn plötzlich um Oſtern 1551 gab er ſeinen Dienſt als Kapellan in Huſum auf und zog nach Tetenbüll in Eiderſtedt.[1]) Hier wählte ihn die Gemeinde zu ihrem Prediger. Die Beſtätigung der Wahl durch den Biſchof Tilemann von Huſſen erfolgte am 9. März 1551. Doch iſt ſeines Bleibens in Tetenbüll auch nicht lange geweſen. Nach 6 Jahren erhob ſich auch hier ein Sturm der Entrüſtung gegen ihn. Außer verſchiedenem dort geſammelten Material forderten die Tetenbüller einen Bericht über ſeine Tätigkeit in Huſum und ſeine Stellung zum Reformator Hermann Taſt, der bereits verſtorben war. Aus dieſem Bericht ſind die Mitteilungen über Johann von Linden und ſein Verhältnis zu Taſt genommen. Auf Grund dieſes Berichts wurde Johann von Linden im Jahre 1557 durch Herzog Adolf ſeines Amtes entſetzt.

Die verſchiedene Beurteilung des Schwärmers Johann von Linden durch den Biſchof und Hermann Taſt läßt auf einen nicht geringen Unterſchied der beiden letzteren in der kirchlichen Richtung ſchließen. Während der eine in der Übergangszeit in höchſtem Grade duldſam war, will der andere mit aller Schwärmerei ſofort reines Haus machen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Taſt, der den Kampf der Reformation durchgefochten hatte und anfangs auch eine dementſprechende Stellung in der ſchleswigſchen Landeskirche einnahm, mit etwas Neid auf den bedeutend jüngeren Biſchof ſah, der des Tages Laſt und Hitze nicht tragen gelernt, aber dennoch ſein Vorgeſetzter geworden war und ihm einen nicht unbedeutenden Teil ſeines Einfluſſes genommen hatte. Das iſt jedenfalls ſicher, daß der Zwiſt in der Huſumer Gemeinde Taſts letzte Lebensjahre verbittert hat. Er ſtarb am 11. Mai 1551. Vor dem Altar, von dem aus er ſo oft zu ſeiner Huſumer Gemeinde geſprochen hatte, fand er ſeine letzte Ruheſtatt. Auf ſeinem Leichenſtein ſtanden die Worte: Anno Domini 1551 den 11 Dag Maji ſtarf de werdige Her Hermen Taſt Kerkher in H. Olders in dem 61 Jare.[2]) Außer der Inſchrift erblickte man auf dem Stein eine Hand, die aus einem hagelnden Himmel nach einem von der Erde aufſteigenden Rauch taſtete.

Hermann Taſt hinterließ[3]) außer ſeiner Witwe Gertrud 5 Kinder, 3 Söhne und 2 Töchter, von welch letzteren eine im Jahre 1553 in früheſter Jugend ſtarb.

---

[1]) Wie Huſum einen dritten Kapellan wieder bekam, ſehen wir aus folgender Urkunde: S. 58. Kirchenrentebuch III von 1530: Item anno 1552 in bywesende des werdigen Herrn Petri Bokelmann, Kerckherren vnde Vorweſer des Gaſthuſes is endrechdichliken bewilliget vn deſlaten, dat de Kerckſwaren ſcholen vn willen alle Jar up Paſken von der Kercken Inkumpſt to vnderholdinge des drudden Capellans Soſtich Mark lüdſch entrichten vn vornogen, deſulue drüdde Capellan mochte wol eyn erlich chriſtlich Junggeſelle, eines borgers ſon bynnen Huſum ſyn, de den anderen Deneren im Kerckendenſte, ſo vele ehm mogelik, mochte tu hulpe kamen, vnde ſo by denſuluen toleren, vnde ſo Godt de Allmechtige enen von den anderen Deneren von hier worde eſken, mochte he, ſo verne he darto duchtig, in des anderne ſtede treden, vnd ene betere Beſoldinge geneten. Konde he ſick ock anderwege vorbeteren, ſcholde ehm fry ſyn.

[2]) Siehe Anm. S. 9 der II. Fortſetzung von Laß, Samml. Huſ. Nachrichten.

[3]) Wortlaut der hierauf bezüglichen Urkunde: „Item anno 1552 Mandages na circumcisionis domini (der Beſchneidung. Der Verf.) in der Kerckſwaren Reckenſchup in dywesende Hermann Wyge Herdesſaget / der Reckenslude / Kerckſwaren vnd vorweſer des Gaſthuſes / vth ſlitiger forderinge des achtbaren Mannes Mattias Knutzen vn Johannes gyrey zelige Hern Hermann Taſt nagelatene Kynder vormunder dar is endrechtliken bewilliget / dat de

Die dem Reformator „wegen ſynes truwen Denſtes“ dankbare Gemeinde bewilligte auf Antrag „des achtbaren Mannes Matthias Knutzen“ jedem Kinde ein Kapital von 10 Talern. Als aber 1553 die eine kleine Tochter ſtarb, übertrug man ihren Anteil auf Franz Hamers einzige Tochter. Johannes und Hermann Taſt ſowie Katharina erhielten Freitags nach Jubilate im Jahre 1554 ihre 10 Taler ausbezahlt, während Klaus, der das „Goldſchmiedeamt by Hinrik Hamer“ lernte, am 8. Juni des Jahres 1554, Freitags nach Bonifatii, als er die Wanderſchaft antreten wollte, die Summe überwieſen bekam. Johannes, der älteſte Sohn, wurde Gerichtsvogt in Riga in Rußland; er verlor hier im Jahre 1581 bei der Einnahme der Stadt durch die Polen das Leben. Hermann, der zweite Sohn, ſtudierte Theologie in Wittenberg und wurde ſpäter Paſtor in Bopſee, einem in der großen Oktoberflut des Jahres 1634 untergegangenen Dorfe auf Nordſtrand. Katharina war mit einem Huſumer Bürger namens Fedderkiel verheiratet. Ein Sohn von ihr lebte noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Die Witwe „Gardrut,“ die er einſt als ſeine Haushälterin und armes Mädchen geheiratet hatte, überlebte ihn um 38 Jahre. Im Kirchenbuch des Jahres 1589 ſteht unter dem 24. Februar die Bemerkung: „Gardrut Her Harmenß mit allen Klocken belut in unßer lewen Frouwen Kerke begrauen. 7 Rthlr. 8 Sch.“

Avers und Revers
der Taſtmedaille des Herrn Prof. Dr. Kirmis in Neumünſter.

Wahrſcheinlich hat auch ſie an der Seite ihres ihr im Tode vorangegangenen Mannes ihre letzte Ruheſtätte gefunden. Die Familie Taſt wohnte an der Norder-

---

Kerckſwaren ſcholen des gedachten Hern Hermann Taſt vyff vnberaden Kynderen vm ſynes truwen Denſtes willen enen jewelken Kynde / wan dat ton eren beraden vn erlike ampte begynnet antofangen togeben X Daler / is de Summe L Daler.

Item anno 1553 alſe eyn von ſynen Dochteren geſtoruen was vn ere X Daler nycht entfangen hadde, wort geſecht, men wolde zeligen Hern Frans oldeſte Dochter wan de ton eren beraden wert / de X Daler to hulpe gewen.

Item Johannes vnd Hermann Taſt hebben XX Daler entfangen.

Jochym Wetken hefft Frydages na Jubilate anno 54 Catharina Taſtes / zeligen Hern Hermann Taſtes nagelatene Dochter / dho ſe vorlauet was / de X Daler wo vp der ſorigen ſide diſſes Blades berordt vormoge ſines Regiſters worna he ock im 55 Jare wenner der Kercken Reckenſchup geſchenn wort mit gods hulpe genochſame Reckenſchup don werth X Daler thor noge entrichtet.

Gelickesfalls hefft ſe ock Clawes Taſt zeligen Hern Hermann Taſtes ſone Frydages na Boniſatii, was de 8 Junii, wellicher dat Goltſmede ampt by Hinrick Hamer gelert vnd nu ſiner gelegenheit na wider up dat ampt wandern wolde / vormoge deßuluigen ſines regiſters wovor geteket X Daler vornoget.

Vnd ſin nu hirmit zeligen Hern Hermann Taſtes Kinder alle mit einander ßouele dar am leuede ſy / der Reckenslude Kerckſwaren vnd Vorſtendere gedane thoſage na ßo wi dar anteket gans vnd gar betaldt / vornoget vnd affgelecht vthgenamen de X Daler ßo Her Frans Dochter / wellicher in zeligen Her Hermanns vorſtoruen Dochter ſtede getreden / ere ſe beraden worth / hebben ſchall.“

seite der Süderstraße, gegenüber dem jetzigen Gymnasium. Das dieser Arbeit vorangestellte Bildnis des Reformators ist mitgeteilt in Kraffts Jubelgedächtnis. Das in der alten Marienkirche befindliche Ölbild sowie der Leichenstein Hermann Tasts sind nach dem Abbruch der Kirche verloren gegangen. Im Jahre 1897 ist in einem Fenster der Gasthauskirche das Bild des Reformators mit der Jahreszahl 1522 angebracht; außerdem hat die Gemeinde Husum in diesem Jahre zum 300jährigen Stadtjubiläum für die Marienkirche ein neues Ölbild Tasts anfertigen lassen. Eine auf H. T. von Holstein, nach Köhlers Münzbelustigungen (1706) auf den Reformator Hermann Tast geprägte und im Besitz des Herrn Professor Dr. Kirmis in Neumünster befindliche Medaille gibt von dem unbeugsamen, willensstarken Gottesmann auf dem Avers umstehendes treffliche Bild. Der Revers der Medaille zeigt eine Hostienschachtel und eine Mondsichel mit einem Kreuz. Die beiden Umschriften der Medaille stellen sich durchaus nicht in Widerspruch zu dem uns jetzt bekannten Lebensbilde Tasts. Wenn auf dem Avers gesagt ist „H. T. von Holstein, seines Alters 31 Jahre" und auf dem Revers „Es stedt Alles in seiner Macht MDXXXV," so soll letztere Zahl nur sagen, daß die Medaille, die wahrscheinlich früher in Buchs oder Stein geschnitten wurde, 1835 in Silber gegossen ist.

Beiträge zur Lepidopterenfauna Schleswig-Holsteins.

Von **G. Warnecke** in Altona-Bahrenfeld.

Über schleswig-holsteinische Schmetterlinge sind bis jetzt recht wenig Arbeiten erschienen, verschwindend wenige im Vergleich mit der lepidopterologischen Literatur anderer deutscher Gegenden. Ja, um die niedrige Stellung, die Schleswig-Holstein in dieser Hinsicht einnimmt, recht beurteilen zu können, muß man noch dazu bedenken, daß sich diese wenigen Publikationen auf einen Zeitraum von rund 50 Jahren verteilen, und daß in den ersten 50 Jahren seit der Begründung der deutschen Lepidopterologie keine einzige Arbeit über schleswig-holsteinische Schmetterlinge erschienen ist, daß Schleswig-Holstein in diesen frühesten Werken überhaupt nie erwähnt wird. Zudem sind diese wenigen Arbeiten veraltet und deswegen nur noch von geringem Wert — alle neueren Entdeckungen und Beobachtungen bis dahin noch nicht in Schleswig-Holstein gefundener und für unsere Fauna interessanter Schmetterlinge finden sich nirgends oder nur in schwer zugänglichen Werken und zerstreut verzeichnet und sind auch jetzt noch meistens nur einem kleinen Kreise von Sammlern und kaum über Schleswig-Holsteins Grenzen hinaus bekannt.

Es würde hier zu weit führen, den Gründen für diese geringe literarische Betätigung der schleswig-holsteinischen Lepidopterensammler nachzuspüren und dieselben ausführlich zu erläutern. Nur das will ich bemerken, daß es an tüchtigen Sammlern gerade in Holstein keineswegs fehlt; die Umgegend von Hamburg-Altona speziell ist in lepidopterologischer Hinsicht so gut durchforscht wie kaum ein anderes Gebiet in Deutschland; die dortige Fauna kann sich mit jeder mitteleuropäischen messen, und dürften sich, was die Noktuen anbetrifft, kaum irgendwo in Deutschland so viele seltene und interessante Arten an einem Platze zusammenfinden wie hier.

Es ist daher ein sehr dankenswertes Unternehmen, daß der „entomologische Verein zu Hamburg-Altona" sich entschlossen hat, ein von seinem Vorsitzenden, Herrn Laplace, verfaßtes ausführliches Verzeichnis der Hamburger Lepidopteren

herauszugeben und so diese interessante Fauna einem größeren Kreise bekann zu machen.

Möchte das Erscheinen dieses Werkes doch eine Reihe weiterer Arbeiten über schleswig-holsteinische Lepidopteren ins Leben rufen, um die Kenntnis der Schmetterlingsfauna unserer Heimat weiter zu vervollkommnen und sie endlich zu der ihr gebührenden Stellung zu erheben.

Im folgenden will ich nun zunächst die bis jetzt über schleswig-holsteinische Schmetterlinge veröffentlichten größeren Arbeiten aufzählen.

1. F. Boie, Verzeichnis dänischer, schleswig-holsteinischer und lauenburgischer Schmetterlinge. In der Zeitschrift „Isis," Jahrg. 1841, S. 115.
2. H. Tessien, Verzeichnis der um Altona und Hamburg gefundenen Schmetterlinge. Hamburg, 1855.
3. F. Dahl, Verzeichnis der bei Eutin gefundenen Schmetterlinge. Kiel, 1880.
4. J. C. H. Zimmermann, Die Großschmetterlinge der Fauna der Niederelbe. In den Verhandlungen des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung zu Hamburg, 1887, S. 11—39.
5. H. T. Peters, Für Freunde der Schmetterlingskunde. Heimat 1893, S. 85—94.

Weitere kleinere Aufsätze, meistens Berichtigungen und Ergänzungen zur Lepidopterenfauna Hamburgs enthaltend, finden sich in der Stettiner entomologischen Zeitung und den Verhandlungen des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung zu Hamburg.

Kleinere Notizen enthalten noch folgende, nicht speziell über schleswig-holsteinische Schmetterlinge erschienenen Werke:

1. Ad. u. Aug. Speyer, Verbreitung der Schmetterlinge Deutschlands und der Schweiz. 1858—60.
2. Fr. Schmidt, Übersicht der in Mecklenburg beobachteten Makrolepidopteren. Neubrandenburg, 1880.
3. Rühl-Heyne, Die paläarktischen Großschmetterlinge usw. 1. Teil. Leipzig, 1895.
4. A. Bang-Haas, Dänische Makrolepidopteren. Naturhistorische Zeitschrift in Kopenhagen, Jahrg. 75.

Zunächst möchte ich noch einige Ergänzungen und Berichtigungen zu der im allgemeinen sehr zuverlässigen Arbeit Peters'[1]) geben und dann selbst einige Bemerkungen über seltenere schleswig-holsteinische Falter anschließen.

Parargе egeria L. In ganz Norddeutschland kommt nur die hellere Varietät egerides Stgr. vor. Der Falter fliegt gern auf Waldlichtungen. Ich fing ihn auch bei Malente am Diekse.

Vanessa album L. ist bei Hamburg-Altona garnicht selten und wird wohl in ganz Schleswig-Holstein vorkommen.

Papilio podalirius L. Dieser schöne Ritter ist an den verschiedensten Orten unserer Herzogtümer erbeutet; nach Schmidt (Fauna von Mecklenburg) ist er bei Oldesloe gefangen, nach Dahl bei Eutin; ein Falter ist einmal von einem Hamburger Sammler bei Boberg (bei Hamburg) gefunden. Es ist wohl zweifellos, daß es sich in allen Fällen, wo podalirius in Schleswig-Holstein erbeutet ist, um verschlagene Tiere handelte; einheimisch ist er meiner Meinung nach bei uns nicht, da vor allen Dingen der Raupe Existenzbedingungen fehlen. Wer einmal in Mitteldeutschland podalirius-Raupen gesucht hat, wird mir darin beipflichten.

Colias edusa F. (Autor ist nicht Linné, sondern Fabricius.) Der Falter tritt meistens sehr vereinzelt auf, erscheint jedoch periodisch in ungeheurer Anzahl. So war er 1892 in ganz Europa unendlich häufig; ich fing ihn im Oktober des genannten Jahres auf den Deichen bei Büsum.

[1]) S. „Heimat" 1893, S. 85—94: Für Freunde der Schmetterlingskunde.

Sesia muscaeformis View. Eine Sesia philantiformis Linné gibt es nicht, Peters meint jedenfalls philantiformis Lsp. = muscaeformis View. Bei Hamburg ist die Art noch nicht beobachtet, doch findet sie sich in Dänemark, und mag sie daher sehr wohl bei Schleswig, wie Peters angibt, vorkommen. Die Raupe lebt an Armeria vulgaris (wenigstens in Mitteldeutschland).

Deilephila euphorbiae L. Die schöne Raupe dieser Art, die als Falter nur wenig beobachtet wird, wird in den Herzogtümern manchmal in größerer Menge gefunden; sehr häufig scheint sie 1901 gewesen zu sein; in Anzahl wurde sie in dem betreffenden Jahre bei Blankenese und auf dem Grasbrook gefunden.

Acherontia atropos L. Die Ansicht, daß von den nach der Überwinterung ausgeschlüpften Faltern Nachkommenschaft zu erwarten sei, ist irrig. Peters hat recht, wenn er alle im Herbst auskommenden Totenkopfschwärmer bezüglich der Fortpflanzung für verloren hält; dasselbe gilt aber ganz sicher auch von den im Frühjahr schlüpfenden Faltern (aber nur in Nord- und Mitteldeutschland), weil dieselben, wie allgemein festgestellt ist, nicht fortpflanzungsfähig sind. Ganz abgesehen davon, gehört es zu den Seltenheiten, wenn bei uns eine Totenkopfpuppe überwintert; entweder schlüpfen die Tiere im Herbst aus oder gehen während des Winters zu Grunde. Jedenfalls kann man annehmen, daß alle Raupen, die in Norddeutschland gefunden werden, von Schmetterlingen stammen, die aus Italien — die Alpen sind diesen mit gewaltiger Flugkraft begabten Tieren kaum ein Hindernis — und aus Süddeutschland zugeflogen sind und hier oben ihre Eier abgelegt haben. Daher erklärt es sich auch, daß in heißen und trockenen Sommern, die das Wandern der Falter erleichtern, Totenkopfraupen meistens überall in Anzahl gefunden werden. Doch ich will dies interessante Thema hier nicht weiter verfolgen, das Gesagte mag genügen. Im allgemeinen tritt atropos bei uns sowohl als Raupe wie als Falter ziemlich häufig auf.

Hybocampa milhauseri F. Die Raupe lebt, wie Peters vermutet, an Eichen, an deren Stamm man die allerdings nicht leicht zu sehenden Kokons öfter findet.

Catocala pacta L. Neumünster, genauer die Gegend zwischen Neumünster und Brookstedt scheint wirklich der einzige Fundort dieser seltenen Art in den Herzogtümern zu sein. Die Raupe lebt in moorigem Gebiet auf Wollweide, bei Tage eng an den Stamm der Futterpflanze angeschmiegt.

Manche der Eulen, von denen Peters sagt, daß sie für die Elbherzogtümer mit vollem Recht als Seltenheiten gelten, sind doch wohl überall zu finden; so werden Acronyda auricorna F., Dipterygia scabriuscula L. (pinastri), Dichonia aprilina L., Grammesia trigrammica Hufn., Xanthia fulvago L., Amphipyra pyramidea L., Agrotis fimbria L. und rubi View., wenigstens auf der Geest, wohl allerorten vorkommen.

Die beiden von Peters als fraglich von Schleswig aufgeführten Eulen: Acronyda cuspis Hb. und Luperina haworthii Crt., sind auch, aber selten, bei Hamburg gefangen, und ist es garnicht ausgeschlossen, daß diese Tiere, besonders die maritime haworthii Crt., bei Schleswig vorkommen.

Im folgenden will ich nun noch einige von Peters nicht erwähnte Arten aufzählen, deren Vorkommen in Schleswig-Holstein bemerkenswert und teilweise erst in den letzten Jahren festgestellt ist.

1. Melitaea maturna L. Diese schöne Art, die eine eigentümliche Verbreitung besitzt, wurde 1901 in Anzahl als Raupe bei Neumünster erbeutet. Nach Staudinger kommt der Falter auch in Südschweden vor; für Mecklenburg ist er zweifelhaft.

Digitized by Google

2. Melanargia galathea L. Der Falter, welcher vorher in Schleswig-Holstein nicht beobachtet ist, wurde 1901 in einem Exemplar im Sachsenwald, in mehreren im Lauenburgischen gefangen. Da es sich hierbei sicher um Tiere handelt, die nur infolge des warmen Sommers 1901 nördlich gezogen sind, wird die Hoffnung, dauernd eine neue Art für unser Gebiet erhalten zu haben, wohl vergeblich sein.
3. Carterocephalus silvius Knoch. Mir bekannte Fundorte dieser Hesperide sind der Sachsenwald und Niendorf bei Hamburg, wo diese kleine Art alljährlich in Anzahl auf Waldlichtungen gefangen wird. Da silvius vor 1889 in Holstein nicht beobachtet wurde, ist er zweifellos in den letzten Jahren aus Mecklenburg, wo er sich schon früher fand, eingewandert. Es wäre sehr interessant, zu erfahren, ob und wohin diese Einwanderung fortgesetzt wird.
4. Lophopteryx cuculla Esp. Nach Mitteilungen Hamburger Sammler ist der Falter bei Niendorf an der Ostsee gefangen, in einem Stück auch bei Eutin (Dahl). Die uns am nächsten liegenden Fundorte dieses seltenen Spinners sind Wismar, Hannover und Berlin. In dem dazwischenliegenden Gebiet ist er, soviel mir bekannt, nicht beobachtet. Bei Wismar wurden 1876 9 Raupen von Acer campestris geklopft. Es ist garnicht unmöglich, daß die Art in Holstein noch an anderen Orten vorkommt und bis jetzt nur deshalb nicht gefunden ist, weil man Ahorn, an dem man im allgemeinen keine Raupen vermutet, nicht abklopft, und weil der Falter sich sehr versteckt hält.
5. Agrotis ripae Hb. Diese maritime Art ist 1877 bei Hamburg entdeckt und wird seit der Zeit öfter am Köder, auch am elektrischen Licht erbeutet. Der Falter wird wohl an der ganzen schleswig-holsteinischen Küste vorkommen; bei Niendorf an der Ostsee ist er, soviel ich weiß, auch gefunden. Die Raupe lebt am Strande und nährt sich von salzhaltigen Pflanzen, unter deren Wurzeln sie sich am Tage verborgen hält. Auf den Elbinseln bei Hamburg muß sie mit anderem Futter vorlieb nehmen.
6. Hadena funerea Heinem. Funerea ist eine recht seltene Eule, die nur an wenigen Orten, nämlich in Holland, bei Hannover und seit 1877 auch bei Hamburg vorkommt. In der Umgegend Hamburgs wird sie jetzt alljährlich in Anzahl geködert, vor allem auf nassen Wiesen und Mooren. Unzweifelhaft ist der Falter auf Mooren noch weit nach Holstein hinein verbreitet und wird an günstigen Stellen überall erbeutet werden. Die Raupe lebt verborgen an Gras.

Von einer Aufzählung weiterer, in unserer Provinz seltener Falter, ebenso von einer Besprechung der zahlreichen, für Schleswig-Holstein zweifelhaften Lepidopteren will ich Abstand nehmen, doch möchte ich zum Schluß jeden Sammler bitten, interessante Beobachtungen und überhaupt kleinere Notizen im Interesse der Erforschung unserer Fauna ebenfalls zu veröffentlichen, oder aber mir Nachricht davon und auch von neueren Arbeiten über schleswig-holsteinische Lepidopteren zu geben.

Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen.

Von Joh. Langfeldt in Flensburg.

XIV. Spuren heidnischer Götterverehrung in unseren Ortsnamen.

Es ist just keine dankbare Arbeit, den Spuren heidnischer Götterverehrung, die in unseren Ortsnamen sich finden, nachzugehen. In manchen Fällen erweisen sie sich als trügerisch, und es bedarf der größten Aufwendung von Vor-

ſicht, um nicht in eine Falle gelockt zu werden. So iſt die Ausbeute mühſamen Forſchens und ernſten Wägens verhältnismäßig gering. Die folgenden Zeilen werden das Geſagte in helles Licht rücken.

Pflichtſchuldigſt beginne ich mit dem oberſten aller Götter, dem Ordner Himmels und der Erden, dem gewaltigen Odin, deſſen Name auf den alles durchdringenden Lebensgeiſt hinweiſt.

Wie Seeland, Fünen und Jütland ein Odins Vi — alſo ein dem Wodan geweihtes Heiligtum — beſitzen, ſo ſcheint auch in Schleswig ein ſolches beſtanden zu haben, und zwar im heutigen Kirchſpiel Jägerup weſtlich von Hadersleben. In dem Kirchſpiel, das zahlreiche Hünengräber aufweiſt, liegt heute die Eiſenbahnſtation Woyens. Das urſprüngliche Dorf gleiches Namens (mit elf Höfen) wurde 1659 im Schwedenkriege verwüſtet. Später entſtand hier ein königlicher Pachthof, welcher gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts parzelliert wurde. — Der Name findet ſich aus dem Jahre 1475 (Fl. Dipl. I, 592, 593) in der Form Wodenſe und Wodenzee. Da im Volksdialekt dem däniſchen o vielfach ein w vorgeſchoben wird — man denke nur an wonsda' = onsdag, Odinstag —, ſo haben wir in dem erſten Teile der Bezeichnung zweifellos den Namen Oden oder Odin. Im nördlichen Teile Jütlands gibt es ein Kirchſpiel Oddenſe, welcher Name genau ſo geſprochen wird wie unſer Woyens, wie in jener Gegend das däniſche onsdag auch wojnsda lautet. Iſt es geſtattet, nach einem Analogon zu ſchließen — ich denke an den Namen der Stadt Odenſe auf Fünen —, ſo würde unſer Woyens als Odins Vi oder Ve zu erklären ſein. Die Endſilbe, welche gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts jedenfalls bereits in abgeſchliffener Form uns begegnet, könnte auch ſö, See heißen, doch ſcheint dieſe Bedeutung im Hinblick auf die Lage des Ortes abſolut ausgeſchloſſen. Das e kann indes, nach einer ganzen Reihe von analogen Fällen zu ſchließen, auch ein abgeſchliffenes with anzeigen, welcher Bedeutung der Charakter der Gegend keineswegs widerſpricht. Dann würde der Name alſo Wald des Oden oder Odin bezeichnen. Odin oder Oden braucht nun leider nicht abſolut den Namen des Gottes darzuſtellen. Der Name wurde nämlich in ſpäterer Zeit auch von leiblichen Weſen angenommen. So treffen wir ihn mehrfach im 13. und 14. Jahrhundert unter der Form Othaen oder Othen, alſo daß eine Auslegung des Namens in dieſem Sinne durchaus nicht ausgeſchloſſen iſt. In dieſem Falle wird uns der Mangel einer älteren Form des Namens ſo recht fühlbar. Hätten wir ſolche, ſo würden wir die Bedeutung ohne Zweifel ſicher ſtellen können.

In der Gegend von Hadersleben begegnen wir noch anderen Namen, die auf Odin hinzuführen ſcheinen. In romantiſcher, verſteckter Lage am Haderslebener Meerbuſen liegt die Kirche Wonsbek, 1413 und 1443 Odinsbek, 1463 Odinsbecke, um 1500 Wonsbeck, 1523 Wodinsbeck, 1569 Wunsbeck. Da der letzte Teil des Namens die Bedeutung Bach hat, ſo dürfte in dieſem Falle an den Sohn des Bör und der Beſtla zu denken ſein. Odinsbek wäre alſo das Waſſer, wo Odin Verehrung genoß. — Im Kirchſpiel Wilſtrup ſüdlich von Hadersleben liegt der Hof Wonsmoos, welchen Klaus Limbek zu Törning 1417 an das Domkapitel in Hadersleben verkaufte. Im Kaufbriefe heißt er Odhensmoſe. Später begegnet uns der Name in der Form Odensmoſe 1441, Wonsmos, Wunßmaſe 1569 (Königl. däniſches Geheimarchiv II). In dieſem Falle iſt im Hinblick auf die Bedeutung des letzteren Teiles von einer Zuſammenſtellung mit dem Gotte abzuſehen, und der Name ſchlechthin als „moſe" des Othen zu deuten.

Der gewaltigſte wie der älteſte von Odins Söhnen, von Jörd geboren, iſt Thor, Donar, der Gewittergott, der den Ackergang ſegnet und die Ernte, der vertrauteſte Freund der Menſchen, der Schützer des Herdfeuers und der Ehe. Bei

seiner Bedeutung wäre es ein Wunder, wenn sein Name uns in Ortsnamen nicht entgegenträte. Da aber so viele Personennamen aus seinem Namen gebildet worden sind, so bleibt in den weitaus meisten Fällen eine Ableitung unentschieden. Zunächst würden sämtliche Namen auszuscheiden sein, die des Genitiv-s ermangeln, das notwendig „Thor" mit dem nachfolgenden Begriff verbinden müßte. So Torup (Ries Kirchspiel), 1567 Thardrup, das entweder mit dem weiblichen Personennamen Thora oder dem entsprechenden Mannesnamen Thori zusammenhängt oder von Thord oder Towi abgeleitet ist. Auch das Haus im Kirchspiel Kekenis, welches Torbek heißt, sowie das Kirchspiel Taarstedt, 1463: Torstede, ist mit einem der genannten Personennamen in Verbindung zu bringen. Außer diesen besitzen wir indes eine Reihe von Namen, die in ihrer Zusammensetzung das notwendige s aufweisen. So Torsballig (Kirchspiel Havetoft), Torsberg (Ksp. Wittstedt), Torshavn, jetzt Thorhavn (Ksp. Tandslet), Tastrup (Ksp. Adelby) und Tordschell (Ksp. Havetoft). — Torsballig, 1590 Tarsbüll, und Tastrup, 1423 Taestorp, 1506 Tostorppe, zeigen schon im Begriff, womit Tor oder To zusammengesetzt sind, daß hier an den Gott Thor nicht zu denken ist, vielmehr an den Namen des Mannes, der sich zuerst hier niederließ (Thorir oder Thurir), oder auch Tosti und Thorsten). So verbleiben nur Thorhavn, ehemals immer Thorshavn, Torsberg und Tordschell. Hinsichtlich dieser Namen besitzen wir eine ältere Aufzeichnung nur vom letzten. Die Höfe hießen früher Tordes Kyel (S. R. D. VI 578), 1594 Torskield (Nordt II 397), 1595 Torsschell, Meier: Tortschell. Kyel ist (vergl. meine Beiträge I) das altnordische kelda, Quelle. Eine solche, und zwar eine bedeutende, soll sich noch heute in Alt-Thors-Keld befinden.

Neben dem stärkeumgürteten Thor stand in strahlender Milde der frohmachende, schöne, heilige Freyer, deutsch Frô, der um Fruchtbarkeit und Friede angerufen wurde, von dem Regen und Sonnenschein abhing. Sein Name bedeutet vielleicht Herr, kann indes auch von Frô (Same) herkommen, worin denn die Bedeutung Samenspender läge. Daß auch der Sohn Njords von unsern Altvordern Verehrung empfangen, erhellt aus dem zweifellosen Vorkommen seines Namens in Frösharde, 1232 Fröshaereth, wo sein Tempel gestanden haben mag (vergl. später Harreby), und in der Verbindung Frösleſ, deren Endung vielleicht anzeigt, daß die Ortschaft ursprünglich einem Freyer-Tempel zugelegt war. Dann finden sich unterschiedliche Zusammensetzungen mit thorp, wo indes die Möglichkeit vorhanden ist, daß der Name Fröſten zugrunde liegt. Ein sicheres Ergebnis ist hier um so schwieriger zu erlangen, als die ältesten Formen nicht hinreichend alt sind. So liegt im Kirchspiel Bülderup Frestrup, 1493 und 1531 ebenso, 1494 Fröstrup (S. R. D. VIII 41, 51, 62).

Weniger Verwechselungen mit Personennamen ausgesetzt als der Name der meisten Götter ist der des kühnen Schwertgottes Zio, altn. Tir, Tyr, altdänisch Ti. So begegnen wir einem dem Schwertgotte geheiligten Haine im Namen des Kirchspiels Tislund (erste Silbe lang, wie im plattdänischen Tisda', Dienstag), 1340 Tiislwnd. Die Schreibung Tirslund, dem Hochdänischen angepaßt, entbehrt jeder Begründung. — Im Kirchspiel Gram liegt das Dorf Tiſet, 1414 und 1458 Tiswith, der Wald des Ti. Endlich findet sich im Kirchspiel Böel ein Tisholt, vielleicht ebenfalls mit Ti zusammenhängend, dann also ein zweites Tislund. Der Name von drei im Kirchspiel Hostrup gelegenen Häusern: Tisholm (Volkssprache Tjesholm) ist dagegen nicht mit Ti in Verbindung zu setzen. Wir besitzen zum Glück eine hinreichend alte Fassung des Namens: Ostergarth-Tyasholm et Westergarth-Tyasholm 1364, um zu erkennen, daß der Name mit dem altnordischen thy, Dienstbote, Dienstmagd zusammenhängt.

Digitized by Google

Das Andenken an den jugendschönen Lichtgott Balder (Palter, Phol) bewahrt vielleicht der Ortsname Bollersleben (Kirchspiel Bjolderup), Boldersle um 1280, Balderslööf 1285, Boldyrslef 1351, Boldersleue 1452. — Ob die Namen Bolderege — ein Eichenhain im Kirchspiel Halk —, Bolderhöj — ein Hügel im Kirchspiel Aggerschau, woran Sagen von Baldur und Höder sich knüpfen — und Bolderstoft (ein Feld im Kirchspiel Starup) mit Balder zusammenhängen, ist schwer zu sagen. Ältere Formen dieser Namen kenne ich nicht.

An Freyrs Schwester, Freya (Frau, Herrin), die vornehmste Göttin nächst Frigga, die Göttin der Liebe, dürfte der Name Frörup erinnern (Kirchspiel Tyrstrup-Harde, und Dorf im Kirchspiel Öwerse). Der Name des Kirchspiels lautete früher Frodorp, Fredorp, bei Meier Frörup, der des Dorfes Froderup 1523, in älterer Zeit — analog dem Namen anderer Ortschaften — wahrscheinlich Fröthorp.

Als besondere Benennung für die Göttertempel habe ich in einem früheren Kapitel Vi genannt. Eine andere ist harg. In Völuspá wird berichtet, daß die Asen, die die hohen harg zimmerten, sich zu Idavold begegneten. In der isländischen Literatur wird hörgr verschiedentlich in der Bedeutung von Tempel, außerdem in der von Höhe, gebraucht.

Auch im Althochdeutschen und Altenglischen bedeutet es Heiligtum. Man hat daraus den Schluß gezogen, daß harg auch ein gemeines nordisches Wort für Tempel gewesen ist. Darauf deutet u. a. das schwedische Thorsharg. In Jütland gibt es eine Harre Harde, 1232 Hargaehaereth, 1407 Harghehaereth, die ihren Namen dem Kirchdorfe Harre dankt, 1429 Harigh. Im Kirchspiel Hügum (Frös-Harde) finden wir den Ort Harreby. Die Frösharde umfaßte in alter Zeit auch die Kalslund Harde, in deren Mitte das Kirchspiel Hügum lag. Einen Ort, wonach die alte Frösharde ihren Namen erhalten haben kann, kennen wir nicht, obgleich der Name merkwürdig ist, da Frö, wie wir oben gesehen haben, kein anderer ist als der Gott Frö oder Freyr. Es liegt daher die Vermutung nahe, daß einmal Harreby (1205 Harghby) der Hauptort der Harde war, und daß Harg, dem der Ort seinen Namen dankt, dem Frö (Freyr) errichtet wurde.

XIII. General-Versammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck am 20. u. 21. Mai 1903 in Friedrichstadt.

So sei mit frohem Schalle
euch heut' mein Gruß geweiht!
Dreimal gegrüßt seid alle
in kalter Prosazeit,
die ihr mit Herz und Munde
mit warmem Lebenshauch
noch pflegt die Heimatkunde
und Heimatliebe auch!

Auch ich ja lernte kennen
das Land im hohen Nord,
in dem noch Herzen brennen,
in dem noch gilt das Wort!
Auch ich ja lernte lieben
das Land voll Poesie —
Ob's weiter mich getrieben:
Vergessen werd' ich's nie!

O, daß noch blühe später
solch' Heimatstreu' wie jetzt!
Ihr Lehrer und ihr Väter:
Ihr seid zur Wacht gesetzt!
Der großen Männer Namen
gedenkt bei Ernst und Scherz,
der Heimatliebe Samen
streut in das Kinderherz!

In diesem Sinne wallet
zum Fest nach Friedrichstadt;
und wenn heut' abend schallet
manch Hoch zu kühner Tat:
Ein Hoch auch laßt erschallen,
das hell Alldeutschland grüßt,
das von den Ländern allen
uns allen Heimat ist!

Zum ersten Male, soviel ich weiß, hat sich die Lokalzeitung (hier das „Eiderstedter und Stapelholmer Wochenblatt" durch Hugo Maubach, der selbst in der Ferne, zu

Königstein a. d. Elbe, weilte) dazu emporgeschwungen, uns einen „poetischen" Willkommensgruß zu entbieten, und die lieben Friedrichstädter gaben durch Aushang zahlreicher Fahnen ihrer Stadt das Gepräge einer „Feststadt." Ist auch das Gelingen unserer Generalversammlung nicht an Äußerlichkeiten gefesselt, so wirkt es auf die Gäste doch außerordentlich wohltuend und hoffnungsfroh, wenn denselben auch förmlich das dokumentiert wird, was die Gastgeber an Liebe und Interesse für unsere Vereinssache auf dem Herzen tragen. Am Vorabend des Hauptversammlungstages ist uns dies doppelt und dreifach bezeugt worden: wir wollen es den Friedrichstädter Bürgern und Bürgerinnen nicht vergessen.

Die Mehrzahl der auswärtigen Gäste traf am Mittwoch mit dem 11 Uhr-Zuge in Friedrichstadt ein, empfangen von mehreren Herren des Ortskomitees. Der erste Gang galt dem Besuch der Kunstdünger- und Schwefelsäurefabrik der Firma Stuhr und Lorenzen. Aus kleinen Anfängen hervorgegangen, hat sich das Etablissement (gegründet 1869) zu einer der bedeutendsten chemischen Industriestätten unserer Provinz emporgearbeitet. Es war interessant, zu verfolgen, auf welchem Wege es der wissenschaftlichen Technik gelingt, unscheinbare Natur- und Abfallprodukte dem Feldbau dienstbar zu machen. Ratmann Stuhr hatte es sich nicht nehmen lassen, seine Gäste persönlich durch die Fabrikräume zu führen. Tierknochen (zur Hauptsache direkt aus der Türkei importiert), Hornhufe, Apatit aus Tunis, Phosphate aus Florida, Süd-Carolina und Spanien, Kainit aus der Karnallitregion des Staßfurter Salzlagers, Blutmehl, Thomasschlacke aus Belgien: das sind die zum Teil also aus weiter Ferne bezogenen Rohstoffe, die in dem am Eiderkanal gelegenen älteren Abteil der Fabrik verarbeitet werden. Einheimische fettreiche Knochen werden mittels eines Brechapparates grob zerkleinert, sorgfältig gereinigt und dann in geschlossenen, eisernen, zylindrischen Kesseln durch überhitzte Benzindämpfe entfettet, gedämpft und getrocknet. In einem anderen Raume werden dagegen überseeische, zumeist amerikanische oder ostindische Knochen, denen das Fett schon durch klimatische oder andere Einflüsse entzogen ist, nur durch überhitzten Wasserdampf gedämpft und dann auf Dampfdarren getrocknet. Nachdem die Knochen durch diese Prozesse die Reife zu ihrer Vermahlung erlangt haben, passieren sie zunächst ein mit 14 Stempeln arbeitendes Stampfwerk, das einerseits Knochenschrot und andererseits den durch ein Körnersieb abgeschiedenen Gries ergibt. Der Gries wird auf einem Mahlgange zu feinem Pulver gestaltet, um dann entweder als gedämpftes Knochenmehl oder, nachdem es mit Schwefelsäure behandelt worden ist, als aufgeschlossenes Knochenmehl in den Handel zu gelangen. Der Knochenschrot wird gebrannt und also zu der für verschiedene Filtrationszwecke wichtigen Knochenkohle verarbeitet. Die Hornmassen liefern ein stickstoffreiches Düngermehl. Die mannigfachen Rohphosphate werden ohne weiteres vermahlen, die Thomasschlacke muß dagegen einen Trocknungsprozeß in einer besonderen Trommel durchmachen, bevor sie gemahlen das für die Wiesenkultur so wertvolle Thomas-Phosphatmehl abgibt.

Räumlich von der älteren ziemlich weit getrennt liegt die Abteilung, welche zur Darstellung der zur Superphosphat-Fabrikation erforderlichen Schwefelsäure dient. Spanische Schwefelkiese werden zerkleinert und danach geröstet. Die aufsteigenden Schwefelgase werden zunächst in den hohen Gloverturm geleitet, in welchem sie mit Hülfe von verdünnter Schwefelsäure die in der Nitrose enthaltene salpetrige Säure frei machen, um dann durch riesige Bleikammern zu ziehen, wo der Hauptprozeß der Schwefelsäurebildung unter Zersetzung von Wasserdämpfen vor sich geht. Die in den Abzugsgasen verbleibenden Salpeterdämpfe werden durch den Gay-Lussac-Turm geleitet und von herabtropfender konzentrierter Schwefelsäure aufgenommen. Die so erzeugte Nitrose gelangt dann durch eine Luftpumpe in den Gloverturm und kann von hier aus den Kreislauf aufs neue unternehmen. Die Schwefelsäure wird aber nur zur Herstellung des Superphosphatmehls verwendet.

Die Fabrik stand in vollem Betriebe, die Arbeiter eilten geschäftig an uns vorüber: ich habe sie um ihren Dienst in der giftigen Atmosphäre nicht beneidet. An den Bäumen in der Nachbarschaft machten sich die Spuren schädlicher Einflüsse durch die Einwirkung der schwefligen Säure wohl bemerkbar. Die Firma Stuhr & Lorenzen vermag jährlich gegen 60 000 Zentner Knochenmehl und Knochenschrot, 150 000 Zentner Superphosphate und 100 000 Zentner Thomas-Phosphatmehl herzustellen; dasselbe findet fast ausschließlich in der Provinz selbst Verwendung. Wie sparsam der Mensch zu wirtschaften trachtet, beweist der Umstand, daß aus dem Restbestande des gerösteten Schwefelkieses in Westfalen Eisen und in Hamburg — Gold gewonnen wird.

Nachmittags 2 Uhr führte das vom Verein gecharterte Motorboot eine aus Damen und Herren bestehende Gesellschaft die Treene aufwärts nach dem romantisch am Abhange eines Hügels gelegenen Kirchdorf Schwabstedt. Hielt sich die Sonne auch hinter einem dichten Wolkenschleier versteckt, so blieb das Wetter dennoch trocken; ungestört konnte sich jeder an der im saftigsten Grün strotzenden Treeneniederung erfreuen. Einmal flog ein Reiher an uns vorüber. Der stattliche Vogel wird auch in unserm Lande seltener! Warum mußte auch die Natur ihn zum Wilderer in der Fischweid bestellen? Auf der Landungs-

Digitized by Google

brücke nahm uns Pastor Deisting-Schwabstedt in Empfang und lenkte unsere Aufmerksamkeit sogleich auf einen großen Stein mit eiserner Kette, einen „Moorring," der in früheren Zeiten zum Verankern von Bojen usw. gedient haben mag und vor einigen Jahren aus der Treene aufgefischt worden ist. Er ist ein beredter Zeuge des sehr regen Schiffsverkehrs, der früher, namentlich im 14. und 15. Jahrhundert, von der Nordsee eider- und treeneaufwärts bis Hollingstedt ging und seine Trabanten bis nach Schleswig entsandte. Schwabstedt war ein wichtiger Stapelplatz; aus dem Handel und Wandel des Ortes flossen dem Bischof, der auf der nahen Burg residierte, nicht unerhebliche Pfründen zu. Es waren Schleswiger Bischöfe, in deren Besitz fast das ganze Kirchspiel Schwabstedt, dazu die ganze bis nach Koldenbüttel und Rödemis sich erstreckende Marsch im Wege des Tausches mit Besitztümern des Schleswiger Herzogs im Jahre 1268 überging. Unser Führer begrenzte uns ungefähr den Ort, wo einst das Schloß gestanden hat, und erläuterte uns an der Hand von alten Bildern, wie dasselbe früher ausgesehen haben mag. Die Burg muß ein plumpes, großes Steinhaus gewesen sein, das mit einigen Neben- (namentlich Wirtschafts-) Gebäuden einen ansehnlichen Hof bildete. Der Ort, wo die Burg stand, liegt etwas erhöht am Treeneufer. Noch sind die Spuren der alten Wälle und Gräben deutlich zu sehen, wenn auch durch einige Brustwehren, welche die Dänen 1850 aufwarfen und hernach nicht ganz niedergelegt wurden, kleine Veränderungen entstanden sind. Über den Zeitpunkt der Erbauung ist nichts Genaues bekannt. Als letzter Bischof residierte Gottsched von Ahlefeld auf der Burg (bis 1540). Von späteren Titularbischöfen hat sich am meisten der Herzog und Bischof Ulrich für Schwabstedt interessiert und die Kirche 1606 mit schönen Kunstwerken bedacht. Auch nach Aufhebung des Bistums blieb Schwabstedt Sitz des Amtmannes des Amtes Schwabstedt, welches aus 4 Vogteien und vielen zerstreuten Besitzungen bestand. Der Amtmann bewohnte das Schloß bis 1701. 1739 wurde das Schloß abgebrochen.

In der Veranda des Gastwirts Jöns wurde der Kaffee eingenommen. Danach lenkten wir unsere Schritte in die Kirche. Dieselbe besteht aus sogenannten Gußmauern. Die Zeit ihrer Entstehung ist unbekannt, doch ist die Kirche wohl vor 1200 erbaut. 1889 wurde sie renoviert, mit neuer Decke, mit neuem Fußboden und Gestühl, mit neuen Fenstern und mit einer neuen Orgel ausgerüstet. Pastor Deisting lenkte die Aufmerksamkeit der Besucher namentlich auf die von Herzog Ulrich 1606 gestiftete Kanzel mit prächtigen Holzschnitzereien. Die Schalldecke ist neu und wurde von Sauermann-Flensburg stilgerecht dem Kunstwerk angeschlossen. Herzog Ulrich schenkte der Kirche ebenfalls den Taufstein und die alte, jetzt in pietätvoller Weise verwertete Orgelfassade. Einen hervorragenden Kunstwert repräsentiert der alte Altarschrein mit kleinen Alabasterfiguren. Derselbe ist noch ein Rest aus katholischer Zeit (um 1400 in Italien gefertigt); in den Kriegsjahren wurde er sorgsam behütet, weil es die Dänen gelüstete, denselben nach Kopenhagen zu überführen. Die Bilder beanspruchen keinen besonderen Wert. Auf einem Hügel neben der Kirche, vielleicht einem alten Hünengrab, steht der Glockenturm.

Wir schritten durch das Dorf und besichtigten die „Dänenschanze," die 1850 gegen die in Stapelholm liegenden Deutschen errichtet wurde, um das damals von den Dänen besetzte Friedrichstadt vor Umgehung zu sichern. Weit schweift von hier unser Blick in die Landschaft Stapelholm, in die Marsch, ja, selbst bis nach den Hüttener Bergen. Die alten Fischteiche, welche die Bischöfe schon hier am Fuße dieser Höhe angelegt hatten, sind im vorigen Jahre von neuem wieder instand gesetzt worden. Querfeldein wanderten wir nach den beiden Hünengräbern, von denen namentlich das eine einen riesigen Umfang aufzuweisen hat, und von dessen Höhe wir eine weite Aussicht besonders gegen Westen ins Eiderstedter Land, nach Husum, Mildstedt und Ostenfeld genossen; Nordstrand hob sich am Horizont als dunkler Streifen, durch einen Silberstrich des „blanken Hans" vom Festlande getrennt, deutlich ab.

Wir, die wir zumeist aus Süd und Ost hierhergekommen waren, wurden freudig bewegt im Anschauen dieses von uns sonst selten besuchten Gaues unserer Heimat. Ein besseres Ziel für die Ausflüge des Marschbewohners als Schwabstedt ist kaum denkbar; denn hier findet er alles, was die Marsch, auf deren Fluren des Marsen Rind sich streckt, vermissen läßt: Wald und Knicks, Sand und Heide. In früherer Zeit war es hier weniger geheuer; die wald- und schluchtenreiche Umgebung Schwabstedts bot den Seeräubern willkommene Schlupfwinkel.

Es folgte am Abend der Kommers in der „Zentralhalle." Der geräumige Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt. Ein Klaviervortrag, die Ouverture zu der Oper „Dichter und Bauer," vierhändig gespielt von den Friedrichstädter Damen Frl. Johannsen und Frl. Clausen, leitete die Feier ein. Danach entbot der Vorsitzende des Ortskomitees, Pastor Dr. Sax, der Versammlung einen herzlichen Willkommsgruß und übertrug einem andern Mitgliede des Komitees, dem Brauereibesitzer Koch, die Leitung des Kommerses, den er durch ein Kaiserhoch eröffnete. Reden auf Friedrichstadt (Rektor Peters-Kiel), auf Deutschland (Rektor Eckmann-Ellerbek), auf Schleswig-Holstein (der Unterzeichnete), auf

Amtsgerichtsrat Wriedt (Apotheker Ebsen-Friedrichstadt), auf alle, die durch ihre Kunst an dem Gelingen des schönen Abends mitgewirkt haben (Rektor Peters-Kiel), wechselten in bunter Folge mit dem Absingen von Liedern, deren Texte gedruckt vorlagen; des von dem Pastor und bekannten Patrioten Biernatzki (er liegt in der Nähe des Eingangs zur Stätte seiner Wirksamkeit, auf dem Friedhofe neben der Kirche begraben) 1829 gedichteten Liedes „Liebliche Treenestadt" sei besonders gedacht. Sowohl durch die Wahl der vorgetragenen Lieder als auch insonderheit durch die Art der Darbietung entfesselten der Musik- und Gesang-Verein (gemischter Chor, dirigiert von A. Domansky in Husum) und der Männergesangverein (Dirigent: Cl. Lühr) lebhaftesten Beifall.

Programm

des Musik- und Gesangvereins:

1. Steh' fest, du deutscher Eichenwald, von Isemann.
2. Grüße an die Heimat von Kramer.
3. Heimkehr von Gelbke.
4. Abendfrieden von Abt.
5. Im Freien von Kuhne.

des Männergesangvereins:

1. Abendfreden | v. C. Stiehl, ged.
2. O, wullt mi mit hebbn | v. Klaus Groth.
3. Mein Heimattal von H. Pfeil.
4. Im Feld, des Morgens früh, von Chr. Burkhardt.

Der Löwe des Abends war unser Freund, Oberrealschullehrer Fritz Wischer aus Kiel, auf dessen Konto sicherlich der zahlreiche Besuch des Kommerses mit zu setzen ist; denn der in der ganzen Provinz bekannte und gern gehörte Rezitator war auch den Friedrichstädtern nicht fremd. Schon gleich zu Beginn seines Auftretens wurde er mit Bravorufen und Beifallklatschen begrüßt, ein Beweis, in welch gutem Andenken er vom letzten Winter her den Friedrichstädtern geblieben war, und nachher wollte der Beifallssturm kein Ende nehmen. Fritz Wischer darf zweifelsohne zu den bedeutendsten Rezitatoren unserer Zeit gezählt werden; zwar liegt seine Stärke in der Interpretation plattdeutscher Muse, die ja auch mit Vorliebe von ihm, als dem Vorsitzenden des plattdeutschen Verbandes in Schleswig-Holstein, gepflegt wird, nichtsdestoweniger aber beherrscht er auch das hochdeutsche Idiom mit Meisterschaft. Ernst und Humor liegen ihm beide gleich gut, und vor allem verdient das hervorgehoben zu werden, daß Fritz Wischer alles, und seien es auch seitenlange Episoden aus Fritz Reuters Werken, frei aus dem Gedächtnis vorträgt. Ohne zu versuchen, die Wirkung des Vortrags durch Minenspiel und theatralische Pose zu heben, wirkt er allein durch den Tonfall seines in der Tiefe liegenden, den größten Saal beherrschenden Organs. Mit dem mit innerer Leidenschaft vorgetragenen Gedicht „Peter Lynck" von Detlev v. Liliencron trug er dem Charakter der Heimatsversammlung Rechnung; es folgten alsdann: „Brösig in de Waterkunst," „Der Klaviervirtuose," „Ansmert," „Radels." Damit war es nicht genug; auch nach Beendigung des offiziellen Teils forderte man ihn vor die Rampen — möchte es ihm gelungen sein, den Boden für das Erstehen eines plattdeutschen Vereins in Friedrichstadt bestellt zu haben!

Am Himmelfahrtsmorgen wurde ein Spaziergang durch die Stadt unternommen. Die regelmäßige Anlage der Straßen und die den Ort durchziehenden Kanäle geben der Stadt schon rein äußerlich betrachtet den Charakter einer holländischen Gründung. Leider ist durch das Bombardement von Friedrichstadt ein großer Teil der älteren und ältesten Häuser zerstört worden. Die hängenden Giebelfronten und alte Hausmarken (Tierbilder waren besonders beliebt) ließen uns die ältesten Zeugen aus Friedrichstadts Vergangenheit bald herausfinden. Unter Führung mehrerer Herren des Ortskomitees wurden nacheinander die katholische Kirche, die Synagoge, der Betsaal der Mennoniten in der alten Münze am Mittelburggraben, die lutherische Kirche (das Altarblatt enthält ein Ölgemälde von Jürgen Ovens) und die Kirche der Remonstranten besucht. Von der Plattform des Turmes dieser nach der Beschießung der Stadt aufs neue wieder errichteten Kirche wurde Umschau auf das zu unsern Füßen sich erstreckende Weichbild der Stadt und seiner Umgebung gehalten. Ein besonderer Besuch galt den Denkmälern aus den Erhebungsjahren, speziell dem Denkstein, der außerhalb der Stadt auf der sogenannten Vorkmühlenschanze errichtet worden ist.

Kurz nach 11 Uhr wurde die Generalversammlung, die sich zahlreichen Besuchs erfreute, im Lokal „Zur Börse" durch den Vorsitzenden, Rektor Peters-Kiel, eröffnet. In seinem Begrüßungswort führte er etwa folgendes aus: In nächster Zeit feiert Husum das Heimatfest. Die heutige Versammlung kann als eine Vorfeier zum Feste bezeichnet werden; denn auch sie will der Heimat dienen und zwar der Natur- wie auch der Landeskunde. Der Naturkunde: Wie selten ist rechte, echte Freude an der Natur! Trotz vieler Spaziergänge bleibt mancher doch nur eine diätetische Tretmühle. Die Natur erzählt ihnen nichts, weil sie ihre Sprache nicht verstehen. Unsere Monatsschrift „Die Heimat" möchte helfen, daß die Sprache der Natur richtig übersetzt werde. Der Landeskunde: Als unsere Zeit noch nicht im Zeichen des Verkehrs stand, war die Eigenart der einzelnen Stämme viel mehr ausgeprägt: Sprache, Sitten, Regierungsform. Der Partikularismus hat seine Schattenseiten gehabt; das ist vorbei. Der Friese ist ein ebenso guter Deutscher wie der

Dithmarscher, wie der Hesse, wie der Schwabe usw. Eine andere Gefahr liegt in unserer alles nivellierenden Zeit: Männer und Frauen mit urwüchsiger Kraft und mit urwüchsigem Gemüt werden immer seltenere Erscheinungen; die Zeit strebt hin auf den von allerlei Eigentümlichkeiten entkleideten Durchschnittsmenschen. Aufhalten können wir diesen Prozeß nicht, wohl aber verlangsamern und das Schlimmste fernhalten. Dahin strebt unser Verein. Nur der, der fest in seiner Heimat wurzelt, ist ein guter Deutscher. Das alte derbe Wort der Friesen bleibt ewig wahr: „Wer die Heimat nicht liebt und die Heimat nicht ehrt, ist ein Lump und des Glücks in der Heimat nicht wert!" Wir stehen auf deutschnationalem Boden. Möge auch die heutige Versammlung dazu beitragen, deutsches Empfinden zu wecken und zu stärken! — Es erhielt das Wort Bürgermeister Wiese-Friedrichstadt: Als vor einiger Zeit die städtische Behörde die Einladung an den Verein ergehen ließ, war sich dieselbe wohl bewußt, daß die Stadt wenig zu bieten habe. Friedrichstadt ist die jüngste Stadt, wenn wir uns das Jahr der Gründung (1621) vor Augen halten; blicken wir auf die Verleihung des Stadtrechts, so gibt es allerdings noch jüngere Städte in unserer Provinz. Die wenigen Bauten, die als Kunstdenkmäler angesprochen werden konnten, sind durch das Bombardement von 1850 zum größten Teile zerstört worden. Die Lage der Stadt inmitten der Niederung ist wenig reizvoll. Immerhin ist es eine Freude, eine so stattliche Versammlung im Namen der Stadt begrüßen zu dürfen. Er ruft derselben ein herzliches Willkommen zu mit dem Wunsche, daß die Bestrebungen des Vereins durch die heutige Versammlung ein Sporn zum Eintritt vieler in den Verein werden möge. — Der Vorsitzende dankte dem Stadtoberhaupt für seine warmen Begrüßungsworte und verlas zunächst ein Begrüßungsschreiben unseres Ehrenmitgliedes, Hauptlehrers a. D. Callsen-Flensburg, der durch Krankheit am Erscheinen verhindert war. Auch unser Mitglied, Regierungs-Assessor von Hedemann-Hildesheim, hatte der Versammlung einen schriftlichen Gruß zugestellt.

Unser Kassenführer, Fr. Lorentzen-Kiel, erstattete den Rechnungsbericht.

Einnahmen:

Kassenbestand von 1902	177,41 M.
Jahresbeiträge für 1901	12,00 „
„ „ 1902	5926,05 „
Ältere Jahrgänge, Einzelhefte	68,95 „
Klischees	15,20 „
Anzeigengebühr aus Jahrgang 1901	57,51 „
„ „ „ 1902	158,87 „
Zinsen	36,77 „
Sonstiges	2,70 „
Zusammen	6455,46 M.

Ausgaben:

Druckkosten der „Heimat" 1902	2996,90 M.
Klischees	244,85 „
Expedition (Porto, Material, Vergütung)	1598,81 „
Honorar der Mitarbeiter	594,25 „
„ des Vorstandes	420 00 „
Porto und Reisekosten	281,59 „
Generalversammlung	84,40 „
Inventar, Briefpapier, Drucksachen	109,30 „
Sonstiges	49,10 „
	6379,20 M.
Kassebehalt	76,26 „
	6455,46 M.

Der Kassenführer versehlte nicht, darauf hinzuweisen, wie durch den auf 2,50 M. erhöhten Beitrag die Leistungsfähigkeit zu gunsten einer besseren Ausstattung unserer Monatsschrift mit Bildern (siehe den Posten für Klischees) erhöht worden sei; ferner sei der Verein in die Lage gesetzt worden, auch die kleineren Beiträge (Mitteilungen) mit 4 Pf. die Zeile zu honorieren. — Auf grund der zur allgemeinen Einsichtnahme vorgelegten, von den Revisoren Wischer und Bach geprüften Rechnung wurde dem Kassenführer Entlastung erteilt.

Schriftleiter und Schriftführer hatten nichts Besonderes zu berichten.

Der bisherige Schriftleiter, Rektor Lund-Kiel, hat sich schon vor längerer Zeit genötigt gesehen, sich durch Abgabe der Schriftleitung an seinen Vertreter zu entlasten, hauptsächlich aus Rücksichtnahme auf seine Gesundheit, dann aber auch infolge vieler nicht wohl abzuweisender Arbeiten. Er ist auch jetzt noch nicht in der Lage, seine derzeit mit

Fleiß und Geschick geübte Redaktionsführung wieder zu übernehmen. Die Versammlung stimmte dem Vorschlage des geschäftsführenden Ausschusses, Rektor Eckmann-Ellerbek, der bisher die Schriftleitung in Stelloertretung geführt hat, zum Schriftleiter der „Heimat" und Rektor Lund zum stellvertretenden Schriftleiter zu wählen, einmütig zu.

Die nach dem Turnus ausscheidenden Beisitzenden, Kgl. Oberfischmeister Hinkelmann und Stadtrat Ferd. Kähler, beide in Kiel, wurden einstimmig wiedergewählt.

Zu Rechnungsprüfern ernannte die Versammlung Lehrer Karl Jessen und Techniker Karl Radunz aus Kiel.

Damit war das Geschäftliche kurzerhand erledigt und dem Hauptteil der Tagesordnung soviel Zeit gegeben, daß alle drei Vorträge zu Gehör kommen konnten, ohne damit die Aufmerksamkeit der Hörer über Gebühr anzuspannen. Es kamen nacheinander zum Wort:

1. Professor Kauffmann-Kiel: **„Die Hauptprobleme der Volkskunde."**
2. Königl. Oberfischmeister A. Hinkelmann-Kiel.: **„Die neuesten Ergebnisse der Versuchsfischerei auf dem Kaiser Wilhelms-Kanal mit besonderer Berücksichtigung des Herings."**
   Eine Reihe sorgfältig hergerichteter Präparate (u. a. Heringslaich von Seheftedt, junge, eben erst dem Ei entschlüpfte Heringe, ferner Heringe in allen Größen, Plankton, junge Flunder, Zander, Barsche, Ost- und Nordseekrabben), verschiedene Original-Aufnahmen vom Dienstfahrzeug, von Heringsfängen, von einer Wade, von Taschenkrebsen, welche mit Miesmuscheln und Seepocken besetzt sind, machten während des Vortrags die Runde und erweckten berechtigtes Interesse.
   (Pause.)
3. Pastor D. Sax-Friedrichstadt (ein gebürtiger Holländer und Prediger in der Remonstrantengemeinde): **„Ursprung und Gründung der Stadt Friedrichstadt."**

Alle Referenten ernteten für ihre Ausführungen lebhaften Beifall. Eines Referats an dieser Stelle bedarf es nicht, weil die Vorträge demnächst in der „Heimat" veröffentlicht werden.

Geheimer Baurat Mühlke aus Schleswig, der gewiß noch in letzter Stunde verhindert war, persönlich zu erscheinen, hatte unter dem 30. April folgende Resolution dem geschäftsführenden Ausschuß zugestellt: „Die Stadtgemeinde oder, wenn dies nicht angängig ist, eine lokale zu dem Zwecke zu gründende Vereinigung möge zunächst die bessere Unterhaltung, später die würdige Wiederherstellung des vorderen Gebäudeteiles der alten Münze in die Hand nehmen."

Die Schriftleitung der „Heimat" wird Gelegenheit nehmen, Beschreibung und Abbildung der Münze in der „Heimat" zu veröffentlichen. In der „Denkmalspflege" (Berlin) ist vor kurzem auf Anregung des Geh. Baurats Mühlke ein interessanter Aufsatz des Baurats Krause erschienen, betitelt: „Friedrichstadt eine holländische Stadt in Schleswig-Holstein"; die Münze findet durch Wort und Bild eingehende Erläuterung. Geh. Baurat Mühlke hatte empfohlen, die Münze als Volksbibliothek, Stadtarchiv oder ein kleines Museum, am besten alles zusammen, einzurichten.

Die vom Vorsitzenden vorgelesene Resolution gab Veranlassung zu einem regen Meinungsaustausch, an welchem sich die Herren Professor Kauffmann-Kiel, Gymnasiallehrer Voß-Husum, Bürgermeister Wiese-Friedrichstadt, Lehrer Martens-Friedrichstadt und der Vorsitzende beteiligten. Alle sprachen sich für die Annahme der Resolution aus. Schließlich wurde beschlossen, dem Ortskomitee und dem geschäftsführenden Ausschuß den Verfolg der Angelegenheit zu übertragen.

Schluß der Versammlung gegen 2 Uhr.

Das Festmahl erfreute sich großen Zuspruchs. Unter den Gästen bemerkten wir auch Pastor Frenssen-Meldorf. Den Kaisertoast sprach Seminarlehrer a. D. Claussen-Friedrichstadt, Pastor Sax-Friedrichstadt weihte seiner neuen Heimat sein Glas, Oberrealschullehrer Wischer-Kiel feierte die Damen, Bürgermeister Wiese-Friedrichstadt gedachte des Ortskomitees, der Unterzeichnete erstattete namens des geschäftsführenden Ausschusses den Referenten den Dank, Lehrer Fr. Lorentzen-Kiel gedachte der beiden Schriftleiter. Fritz Wischer ließ sich auf vielseitiges Bitten dazu herbei, auch bei Tisch noch einige Rezitationen darzubieten: so erblühte auf dem vom Wirte wohl vorbereiteten materiellen Boden Frohsinn und Gemütlichkeit.

Die Stunde des Abschieds schlug zu früh; 6^{18} führte der Zug die Mehrzahl der Gäste an ihre Heimstätten zurück.

Mag auch die Zahl der von auswärts zur Versammlung herbeigeeilten Mitglieder relativ gering genug gewesen sein, eines ist der Versammlung gelungen: ein kräftiges Reis unseres Heimatbaumes ist in Friedrichstadt gepflanzt worden. Möchte dasselbe gedeihen und edle Früchte zeitigen!

Kiel, am 6. Juni 1903. Der Schriftführer: Barfod.

Trinkreime.

Zuſammengeſtellt von **G. F. Meyer** in Kiel.

1. Broder, ik un du,
Wi wöllt na Buxtehu;
Wi wöllt den Burn in'n Keller krupen
Un wöllt em all dat Beer utſupen.
(Eſchenburg in Holm.)
(Vergl. Handelmann, Topograph. Volkshumor S. 17.)

2. Broder, ik un du,
Wi ſind den Burn tru;
Wi wöllt em in den Keller krupen
Un wöllt em all den Köm utſupen.
Broder, ik un du,
Wi ſind den Burn tru.
Fürſtentum Lübeck.

3. Huch hei! Abenſtaken,
Morgen wöllt wi Mandag maken;
Wi wöllt den Burn in'n Keller krupen
Un wöllt em all de Melk (dat Beer) utſupen.
Kaltenkirchen. (Eſchenburg in Holm.

4. Een, twee, dree, veer, fief,
Wi güng'n toſam in'n Krieg;
Wi wolln den Burn dat Beer utſupen
Un konn nich in den Keller krupen.
(Eſchenburg in Holm.)

5. Si, ſa, bitter, Beer,
Woll, dat 't morgen Sünndag wær;
Wöllt in Krögers Keller krupen,
Wöllt em all dat Beer utſupen,
Wenn he kömmt un will uns ſlan,
Wöllt wi ſegg'n, wi hebt 't nich dan.
(Suck in Oldesloe.)

6. Holler, boller, bitter, Beer,
Nu wöllt wi mal ſupen,
Mit de lütte Krögerdeern
In den Keller krupen.
Pinneberg. (Eſchenburg in Holm.)

7. Ach, wie bin ich müde,
Ach, wie bin ich matt;
Mudder, laug mi den Buddel mal her,[1])
Ik hef ſo lang keen' hatt.
[1]) oder: Lang mi mal den Kömbuddel her.
Fürſtentum Lübeck.

8. Morgen is Micheli,
Fru, lang mi den Buddel mal her,
Es dauert nich immer un ewig;
Fru, lang mi 'n mal her.
(Eſchenburg in Holm.)

9. Een ſon (oll) lütt Kaffeekann
Koſt man dree Sößling,
Mudder (Marie), lang mi den (Teeputt)
Buddel mal her,
Ik bün ſo döſtig.

10. Ik güng mal na 'n Olengamm to Köſt;
Ik meen, ik woll recht luſtig ſien,
Un ſöp mi vull von Brandewien
Vor Fröſt, vor Fröſt.
(Altengamme, Dorf in den Vierlanden.
Handelmann, Top. Volkshumor S. 40.)

11. Kaiſer Karolus de harr een Peerd,
Dat wär een Schimmelſtute,
Dat een Og wär nich vel wert,
Dat anner wär rein ute.
Rein ute, rein ute, rein ute
Un wiſcht ſik nu (aff) de Snute.
(Suck in Oldesloe.)

Mitteilung.

Alte Inſchriften. (Aus P. Meiborg, „Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig.")

9. Tade Hans Baudix, Stienke Tadens.
Bet hierto heeft uns den Heer geholpen.
Anno 1766. (Auf der Hallig Hooge.)

10. Wie Gott es füget, ſo mir genüget;
Nur wünſche zu erwerben ein ſeliges
Sterben. (Über dem Alkoven im ſelben
Hauſe auf Hooge.)

11. Durch Glück und Walfiſchfang gibt Gott
mir Haus und Land.
(An einer Stubentür auf der
Hallig Nordmarſch.)
Flensburg.

12. Das dein und mein ſoll einert ſein. Das
Weltgebäu vergeht; der Himmel wird
allein das rechte Vaterland und unſer
Erbe ſein.
Gott, auf dem ich allzeit trau,
Wolle behüten dieſen Bau.
Alle, die mich kennen und mich nennen,
Wünſche ich, was ſie mich gönnen.
(Eingemauerte Platten aus Ton an einem
Hauſe zu Nieblum auf Föhr.)
J. J. Callſen.

Druck von A. F. Jenſen in Kiel, Holſtenſtraße 43.

mir zwei Lehrer in Blankenburg a. H., die Herren Klügel und Schütze, daß sie vor einigen Jahren im Kiefernadelbade (Inhaber: Thewes) daselbst mit Touristen aus Holstein zusammengetroffen seien. Diese hätten ihnen im Laufe des Gespräches ihre Verwunderung darüber ausgesprochen, daß sie in Elbingerode, wo sie übernachtet hätten, ihre holsteinische Sprache wiedergefunden hätten. So ungefähr lautete ihr Ausdruck. Leider haben die Blankenburger Herren vergessen, zu fragen, woher die Touristen waren und worin die Übereinstimmung der Elbingeroder und der holsteinischen Sprache bestand. Hoffentlich leben die Herren Touristen noch und erinnern sich beim Lesen dieser Zeilen noch des Vorgangs, so daß sie mir Aufschluß verschaffen können. Ich würde ihnen außerordentlich dankbar sein. — In Schützes Holsteinischem Idiotikon vom Jahre 1800 finde ich die Angabe, daß man in Dithmarschen vielfach anders spricht als im übrigen Holstein; z. B. sage der Dithmarscher Fru, Fruwe statt Fro = Frau, Keu = Kühe. Ein Reisender teilte mir mit, daß man heute in der Umgegend von Heide Kau für Kuh spreche. Nun, so spricht man auch in Elbingerode im Harz. Natürlich handelt es sich hier um plattdeutsche Sprache, besonders auf dem Lande. Von ganz besonderem Interesse wäre es, zu erfahren, ob in Holstein, namentlich in Dithmarschen und den angrenzenden Gegenden, die Formen ek, mek, dek, sek mit langem e für ich, mich, dich, sich vorkommen, oder ob noch ng für nd gesprochen wird, z. B. fingen = finden, bingen = binden, hingene = hinten, ungene = unten, angere = andere. Alte Leute haben solche Formen oft treu bewahrt, während die Jugend sie nicht mehr kennt. Es ist aber nicht leicht, sie aus den Leuten herauszubringen. — Es wird gebeten, einschlägige Bemerkungen an den Unterzeichneten oder an den Lehrer H. Carstens in Dahrenwurth bei Lunden einsenden zu wollen.

Blankenburg a. H. Professor Eduard Damköhler.

Ostseebad Borby Eckernförde
See- und Luftkurort
in reizender Lage am Eckernförder Meerbusen.
Billiger, angenehmer Sommeraufenthalt. Von Ärzten bestens empfohlen.
Von Kiel in einer, von Hamburg in drei Stunden zu erreichen.
Nähere Auskunft und Prospekte gratis durch **die Badeverwaltung.**

Die Mineralien-Sammelstelle für Schleswig-Holstein
(Inhaber: Lehrer **Barfod, Kiel,** Geibelallee 2)
liefert an Schulen unserer Provinz Sammlungen in allen Preislagen unter spezieller Berücksichtigung der Geologie unseres Landes.
Prähistorische Steinwaffen und Werkzeuge für Schulzwecke werden zu kaufen gesucht.

Landwirtschaftliche Schule in Heide (Holstein).
Näheres durch Dir. Dr. Clausen.

Garten-Möbel
a. Naturholz, bequemer als Eisenmöbel, Nistkästen f. Vögel, Grabeinfassungen, Aquarien-Einsätze ans Grottenstein. Illustr. Preislisten gratis. **Reinhold Schröter, Clingen** bei Greußen.

Technikum Eutin
(Ost-Holstein)
Maschinenbau. Hoch- u. Tiefbau. Techniker- u. Meisterkurse. **Specialkurse zur Verkürzung der Schulzeit.** Prospecte gratis.

»NERTHUS«
Illustrierte Wochenschrift
für Freunde aller Zweige der biologischen Naturwissenschaften, für Liebhaber von Zimmer- und Gartenpflanzen, Stubenvögeln, für Aquarien und Terrarien, für Sammler aller naturwissenschaftl. Objekte.
Unter Mitwirkung von namhaften Gelehrten, Naturfreunden, Liebhabern u. Sammlern herausgegeben von H. Barfod, Kiel (Schlesw.-Holst.)
Vierteljährlich 2.— ℳ in allen Buchhandlungen und bei der Post unter No. 5328, direkt vom Verlage (Chr. Adolff, Altona-Ottensen) 2.25 ℳ.
Sammlern
aller naturwissenschaftlich. Objekte steht als Abonnenten die Tauschecke der „Nerthus" gratis zur Verfügung

Mitglieder der „Heimat" können die „Nerthus" durch Vermittelung des Schriftführers — Barfod, Kiel, Geibelallee — für 6,50 Mk. (statt 9 Mk.) frei Haus direkt vom Verlage beziehen.

Aye & Haacke

Altona, Bordeaux
Wein-Grosshandlung,
empfehlen
ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum, Cognac, Whisky.

Spezial-Werkstatt für **Plankton**-Gerätschaften.
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.
(12) **Ad. Zwickert,**
Optische Anstalt
Kiel, Dänischestraße 25.

Aug. Junge,

Färberei

und

chem. Reinigungsanstalt

Kellinghusen.

Gegründet 1724.

Meister-

haft gearbeitete Musikinstr. jed Art direct vom Herstellungsorte **Wilh. Herwig** i. **Markneukirchen** i. S. Illustr. Preisl. ums. u. portofr. Bitte anzugeben, welche Instr. gekauft werden sollen. (9)

Dithmarschens
Sitten und Gebräuche

fanden eingehende Darstellung in
„**Die Heimat,**" Jahrgang 1896,
enthaltend: **Johnsen,** „Zeugen vergangener Zeiten im Kirchspiel Weddingstedt in Norderdithmarschen."

An Mitglieder erfolgt gegen Einsendung von **1,30 M.** portofreie Zustellung durch
die Expedition.

H. Heustreu Kiel, Schumacher Str. 9 — Reparaturen prompt u. billig. — Brillen u. Pincenez aller Art.

Erziehungsanstalt
Kellinghusen.

Besondere Berücksichtigung finden zurückgebliebene oder schwer zu lenkende Knaben. **Dir. Schulze.**

Aquarien,

ganz aus Glas, wie auch in Metallfassung, zu billigsten Preisen. Ferner **in- und ausländische Zierfische,** z. B. Bitterlinge, Elritzen, Goldorfen, Steinbarsche, Diamantbarsche, Zwergwelse, Hundsfische, Goldfische, zweisommerige Sonnenfische, Makropoden, Chanchitos, Schleierschwänze.

Ferner empfehle **sterilisierten Flußsand** und **Piscidin-Fischfutter.**

W. v. Jehren, Kiel,
Holtenauerstr. 40. Tel. 3330.

Firma 1870 gegr.
Bei Baarzahlung 20 % Rabatt und Freisendung, bei Abzahlung entsprechend.
Erstklassige Fabrikate

(81) **Emmer-Pianinos**
Flügel — Harmoniums.

Längste Garantie. Fabrik: **Wilhelm Emmer** Berlin 165, Seydelstr. Illustr. Aussprachen.
Preisliste, Musterbuch umsonst.

Landwirthschaftliche
Lehranstalt und Winterschule
in Hohenwestedt (Holstein).

Beginn Ostern u. Mitte Oktober.
Sorgfältige Aufsicht. Billige Pensionen.
Programme u. s. w. durch Director Conradi.

Schriftführer und Expedient: Lehrer Barfod, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 9. September 1903.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleitung in Vertretung: Rektor Joachim Ekmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit anzugeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Kaufmann, Die Hauptprobleme der Volkskunde. — 2. Anweisung zur Mitwirkung für das Schleswig-Holsteinische Wörterbuch. — 3. Mühlke, Die Erhaltung des Nordertores in Flensburg. (Mit Bildern.) — 4. J. Petersen, Der schwarze Topf. — 5. R. Petersen, Aus den letzten Tagen der Erhebung. — 6. Lund, Der Verein für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte. — 7. Das Jubiläum des Thaulow-Museums. — 8. Mitteilungen. (Mit Bildern.)

Bücherschau.

Dr. Otto Rüdiger, Caroline Rudolphi. Eine deutsche Dichterin und Erzieherin, Klopstocks Freundin. Mit Bildnis. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 1903. 8°. 263 S. 3,50 M. — In meinen Kinderjahren stand mir eine Bibliothek zur Verfügung, die sehr viele Jugendschriften und Lesebücher aus dem Ende des 18. und dem Anfange des 19. Jahrhunderts enthielt, vor allem aus dem Kreise der Philanthropen. Es waren Werke darin vertreten, die man jetzt auch in großen Bibliotheken vergebens sucht, namentlich die Kinderschriften von Campe und seinen Freunden. Ich habe damals mit besonderem Interesse die Kleine Kinderbibliothek von Campe immer wieder gelesen und bedaure noch heute, daß sich nach dem Tode des Besitzers, als ich unter seinen hinterlassenen Büchern wählen durfte, diese Sammlung nicht mehr vorfand. Gewiß würde sie vor den prüfenden Augen der Jugendschriften-Ausschüsse unserer Zeit keine Gnade mehr finden können; wer aber jene Zeit und das Geistesleben des damals heranwachsenden Geschlechts eingehender studieren will, darf doch an diesen Büchern nicht ganz vorübergehen. — Von den Namen der Mitarbeiter Campes hat sich mir besonders fest derjenige eingeprägt, dem das oben bezeichnete Buch ein Denkmal setzt. Es müssen die Gedichte dieser Dame doch wohl einen etwas tieferen Eindruck auf mich gemacht haben als die übrigen poetischen Leistungen, die Campe aufgenommen hatte, obgleich ich mich kaum an ein einziges mehr erinnern kann. Wenn mir aber später einmal der Name der Caroline Rudolphi irgendwo aufstieß, so standen mir immer die Campeschen Bücher vor der Seele.

Aus diesem Grunde schon hat mich das obige Buch von vornherein interessiert; als ich aber anfing, es durchzulesen, wuchs mein Interesse von Seite zu Seite. Es ist ein wirklich interessantes Lebensbild, das hier vor uns aufgerollt wird, — interessant um der Dichterin willen, die sich durch eigne Kraft heraufgearbeitet hat aus recht beschränkten Ver-

hältnissen zu einer angesehenen Stellung, interessant vor allem wegen ihres Verkehrs mit vielen der führenden Geister jener Tage. Als sie in Trittau lebte, stand sie dem Verfasser des Robinson nahe; wer dieses Buch in seinen Kinderjahren gelesen hat, ohne die Gespräche zu überschlagen, wird sich ihres Bruders erinnern, der dort als Freund R. auftritt. Hernach aber, als sie in Billwärder und Hamm als Leiterin eines Erziehungsinstituts lebte, stand sie zu den meisten in Beziehung, die in Hamburg im Mittelpunkte des geistigen Lebens standen; vor allem war sie mit Klopstock eng befreundet und verkehrte eifrig mit den hochgebildeten Gliedern der Familien Reimarus und Sieveking. „Wäre die Monographie über den Reimarusschen Kreis, die Varnhagen von Ense schon 1843 als notwendig hinstellte, bereits geschrieben, so hätte C. Rudolphi innerhalb dieses Kreises schon längst ihr bescheiden Plätzchen gefunden, und im Gefolge des Dr. Reimarus wäre sie nie gänzlich vergessen." Da aber diese Monographie vorläufig noch nicht erscheinen kann, weil das Material nicht zugänglich ist, so müssen wir uns um so mehr freuen, daß uns in diesem Werke wenigstens ein kleiner Einblick gewährt wird. — Schließlich trat die Dichterin, als sie ihr Institut nach Heidelberg verlegte, auch zu den dortigen literarischen Kreisen in Beziehung, unter denen ich Voß und Brentano nennen will; hier hat sie auch ihre pädagogische Schrift „Gemälde weiblicher Erziehung" geschrieben.

Die Streiflichter, die auf so viele der literarischen Größen jener Tage fallen, machen das Buch besonders interessant; der Herausgeber sucht aber außerdem auch die persönliche Bedeutung der Rudolphi hervorzuheben, nicht so sehr der Dichterin, sondern vielmehr der Erzieherin. „Darin besteht ihre pädagogische Bedeutung, daß sie das Ideal der Mädchenerziehung begründet hat, nämlich das ästhetisch-literarische, welches in unserer Zeit noch herrscht, aber schon energisch von der anstürmenden neuen Richtung bekämpft wird, die ich die volkswirtschaftliche nennen möchte. Allerdings ist dies Ideal himmelweit entfernt von dem heutigen Literaturtrieb in der Mädchenschule, denn es gab noch keine Literaturgeschichte. Dafür aber wandelten die Dichter leibhaftig auf Erden, und die schönen Seelen begrüßten sie bei einem Besuch, als wären die Himmlischen selber herniedergestiegen. Der begeisterte und gelehrteste Literaturlehrer von heute könnte mit all seinem Wissen nicht annähernd die Wirkung hervorrufen wie ein Besuch Klopstocks, Gleims, Arnims oder Brentanos in der Mädchenschule."

Ich vermag nicht zu beurteilen, ob der Verfasser Recht hat, wenn er der Rudolphi gewissermaßen eine reformatorische Bedeutung auf dem Gebiete der Mädchenerziehung zuschreibt; daß sie einen recht tiefgehenden Einfluß gehabt hat, wird man jedenfalls nicht leugnen können. Doch scheint mir in diesem Nachweis nicht die Hauptbedeutung des Buches zu liegen; es ist vielmehr vor allem ein Zeitbild, und der Lebensgang der Rudolphi ist der Faden, an dem sich die kulturgeschichtlichen Scenen ungezwungen aufreihen lassen.

Heinrich Lund.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Hermann Wagners illustrierte deutsche Flora, bearbeitet von August Gercke. 3. Auflage. In 16 Lieferungen zu je 0,75 M. Verlag von Jul. Hoffmann in Stuttgart. — Friedrich Spielhagen-Romane, neue Folge in 50 Lieferungen zu je 0,35 M. Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Unterzeichneter bittet solche Leser, welche Wespen- oder Hornissennester in der Nähe ihrer Wohnorte wissen, ihm davon zwecks wissenschaftlicher Untersuchung gefl. Mitteilung machen zu wollen.

Kiel, Anatom. Institut, Hegewischstr. 1. Privatdozent Dr. Fr. Meves.

Verschollene Adressen.

Godbersen, Seminarist, Tondern. — Göke, Kiel-Gaarden, Hügelstr. 18. — Arp, Lehrer, Eckernförde, Am Steindamm. — Schlüter, Lehrer, Sillerup b. Gr.-Wiehe. — Bonnichsen, Lehrer, Meels b. Norburg. — Rautenberg, Prof. Dr., Hamburg, Lübeckerstraße 13. — Rosenhayn, Ludw., Lehrer, Hamburg-Barmbeck, Bachstr. 14. — Ebsen, Lehrer, Altona, Langenfelderstr. 43. — Hansen, Hans, Postassistent, Hamburg-St. Georg, Rostockerstr. 4. — Stammer, Postassistent, Sonderburg. — Horst, Lehrer, Altona, Steinstr. 85 III. — Jensen, Jens, Kaufmann, Altona, Allee 83.

Wer gibt Auskunft über den gegenwärtigen Aufenthalt, damit diesen Mitgliedern die „Heimat" zugestellt werden kann?

Kiel, am 25. August 1903. Der Schriftführer:
Geibelallee 2. H. Barfod.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 9. September 1903.

Die Hauptprobleme der Volkskunde.[1])

Von Professor Dr. Fr. Kauffmann in Kiel.

Unser Verein wurde zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein begründet. Es ist mir nicht bekannt, weshalb neben der Natur- und der Landeskunde nicht auch die Volkskunde als selbständiges Arbeitsgebiet im Titel unsers Vereins hervorgehoben worden ist.

Zwar ist der Name, den der Verein führt, nicht ganz gleichgültig — die Außenstehenden können durch eine ungenügende Bezeichnung irregeführt werden — ausschlaggebend ist die von den Mitgliedern entfaltete Tätigkeit. Und diese hat sich von Anfang an nicht auf die Natur- und Landeskunde beschränkt. Nach dem Programm von 1891 soll im Verein auch die Volkskunde gepflegt, soll dazu angeregt werden, daß unsers Volkes Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen, Lieder und Spiele gesammelt und belehrende Aufsätze darüber in der „Heimat" veröffentlicht werden. Wir dürfen mit Befriedigung konstatieren, daß auch für Volkskunde zahlreiche und reichhaltige Artikel im Vereinsorgan zum Abdruck gelangt sind. Ich erinnere z. B. an die der heimischen Volkssprache, dem Aberglauben, den Rechtsbräuchen, der Volkspoesie gewidmeten Aufsätze und Mitteilungen, unter denen als Hauptleistung die von Prof. Wisser gesammelten Märchen hervorragen.

Herkömmlicherweise wurden von der Schriftleitung zwei Rubriken gebildet: 1. Geschichte, Altertumskunde und Volkskunde, 2. Natur- und Landeskunde. Seit 1897 ist dies geändert und der Inhalt der „Heimat" auf Altertumskunde, Geschichte, Kulturgeschichte, Landeskunde, Naturkunde, Volkskunde verteilt worden. Ganz korrekt ist neben Kulturgeschichte eine besondere Abteilung Volkskunde beibehalten worden, aber man gewinnt doch den Eindruck, als werde im Verein die Volkskunde nicht voll gewürdigt oder als herrschten über diesen Zweig unserer gemeinsamen Arbeit nicht völlig geklärte Vorstellungen.

Vielleicht wäre der Wunsch gerechtfertigt, der Verein möge in Anbetracht der Verdienste, die er sich um die Volkskunde erworben hat, ausdrücklich für diese Disziplin mit seinem Namen eintreten und sich fortan als Verein für Natur-, Landes- und Volkskunde bezeichnen.

Doch ist darauf kein großes Gewicht zu legen. Das Wesentliche ist, daß ein so wichtiges, vom Verein tatsächlich okkupiertes Arbeitsfeld, wie es die Volkskunde ist, nicht hinter den sonstigen Interessen zu kurz komme und daß man sich darüber klar werde, welche Aufgaben und hauptsächlichen Probleme gerade die Volkskunde an den Vaterlandsfreund, den Sammler, den Forscher stellt.

[1]) Referat auf der 13. Generalversammlung zu Friedrichstadt.

Die Volkskunde gehört ja zur Landeskunde, wenn man das Wort in seinem weitesten Sinne versteht; vom Land ist das Volk nicht zu trennen. Gewöhnlich fassen wir aber unter Landeskunde nur diejenigen Bestrebungen zusammen, die auf die Erforschung des Landes und seiner Bevölkerung nach ihrer politischen, sozialen und anthropologischen Seite gerichtet sind. Ihnen steht die auf die Erforschung des Geisteslebens des Volkes gerichtete Arbeit gegenüber, die wir zur Volkskunde auszugestalten trachten, d. h. zum Wissen von der Volksseele. Hier handelt sich's im wesentlichen um Volkspsychologie, sei es Individualpsychologie, die sich auf einzelne, sei es Kollektivpsychologie, die sich auf ganze Volkskreise, das gemeinsame Volkstum bezieht. Die schönen deutschen Wörter Volkstum und volkstümlich sind erst moderne Bildungen. Wir verdanken sie dem Turnvater Jahn, der 1810 ein Buch über deutsches Volkstum veröffentlicht hat, in dem er aufzeigen wollte, daß ein uns alle verbindendes, ein volkstümliches Denken und Fühlen, Lieben und Hassen, Frohsein und Trauern, Leiden und Handeln, Entbehren und Genießen, Hoffen und Sehnen, Ahnen und Glauben im deutschen Volk walte. Es sind die elementaren Regungen der Volksseele. Und diese pflegen wir nicht als zur Landeskunde gehörig zu betrachten.

Sie fallen der Volkskunde anheim.

Was wir Volkskunde nennen, heißt im Ausland seit 1846 Folklore. Dies englische Wort besagt sehr treffend, um welche Stoffe es in der Volkskunde sich handelt. Folklore d. i. „Volkswissen" umfaßt alles, was das Volk weiß im Gegensatz zum Wissen der Gelehrten, die das Volk (vielleicht nicht immer ganz gerecht) als die Verkehrten beurteilt. Volkskunde ist, sofern sie wissenschaftlich betrieben wird, Erforschung des geistigen Kapitals eines Volks und erstreckt sich auf Volksweisheit, Volksglauben, Volkssitte, Volksbrauch, Volkspoesie, Volkskunst.

Landeskunde ist nicht psychologisch, sondern statistisch angelegt. Wir erhalten durch sie eine Übersicht über Wirtschaft, Handwerk, Gewerbe, Ansiedelung, Dorfanlage, Hausbau, Bevölkerung nach ihrer nationalen und anthropologischen Zusammensetzung und ihrer ständischen Gliederung. Volkskunde ist nicht eine statistische, sondern eine historische Disziplin und erstreckt sich vornehmlich auf das, was verloren geht, wenn in einem Lande die Sprache eines Volksstammes verschwindet, wie an unserer Westküste die Sprache der Friesen. Mit der Sprache der Friesen verschwindet alles, was unter ihnen sprachlichen Ausdruck gefunden hatte, verschwindet zumeist die Poesie dieses Volks. Daher müssen wir gerade in diesem Bezirk nachdrücklich an den nordfriesischen Verein appellieren, daß er die Pflege der Volkskunde ja nicht versäume und mit Aufbietung aller Kräfte sammle und arbeite, ehe es zu spät ist.

Vielfach glaubt man Volkskunde mit Kulturgeschichte zusammenfassen zu sollen. Das ist nur insofern begründet, als auf denselben Gebieten wie der Folklorist auch der Kulturhistoriker tätig ist. Aber bei aller Gemeinsamkeit der Arbeitsgebiete sind sie getrennt durch die verschiedene Arbeitsmethode. Der Folklorist hat andere Richtlinien der Forschung und andere wissenschaftliche Ziele. Ist das Ziel des Kulturhistorikers die Erkenntnis der Kulturerrungenschaften, die ein Volk in längeren oder kürzeren Zeiträumen fortschreitend zu erwerben verstanden hat, so richtet die Volkskunde ihr Ziel auf all das, was trotz der durch Bildung und Aufklärung, Technik und Wissenschaft herbeigeführten Fortschritte rückständig geblieben, was aus der Zeit der Ahnen und Urahnen im hellen Licht einer kulturstolzen Gegenwart erhalten ist. In der Kulturgeschichte folgen wir der fortschreitenden Entwicklung europäischer Zivilisation zu immer höheren Formen. Die Volkskunde beschäftigt sich mit so kulturwidrigen Dingen, wie der

Aberglaube es ist, und gräbt nach Überbleibseln, Überlebseln (»survivals«) überwundener Kulturstufen, für die eine verbildete moderne Gesellschaft nur Spott und Verachtung übrig hat. Wer an die Trugbilder der Mode sich verkauft, büßt den Sinn für das Volkstümliche, d. h. für das allgemein Menschliche ein. Dies hat sich rein und reich erhalten bei den Unverbildeten — Toren und Gecken sagen „Ungebildeten" — bei denen, die wir mit besonderem Accent „das Volk" nennen. Der Kulturhistoriker schildert die Fortschritte wissenschaftlicher Erkenntnis oder künstlerischer Darstellung aus ferneren oder näheren Epochen, der Volksforscher geht der uralten Volksweisheit nach, die in Sprüchen und Redensarten von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzt und trotz aller Aufklärung nicht preisgegeben wird; der Volksforscher geht nicht der in immer neuen Experimenten sich erprobenden Höhenkunst, sondern einer den alten Mustern treu bleibenden Volkskunst nach, die in den schlichten Tönen des Volksliedes und in den klaren Linien des Dorfschnitzers uns alle bezaubert. Kurzum, was das Volk weiß und kann, untersuchen wir in unserem Kreis nicht auf seinen Wert als Kulturerrungenschaft — das ist Sache der Kulturgeschichte —, sondern auf seinen Zusammenhang mit der Vergangenheit, von der Überzeugung getragen, daß das Vergangene nicht vergangen ist, sondern im Gegenwärtigen und Zukünftigen lebendig fortwirkt.

Es hat sich bereits gezeigt, daß wir das sittliche, religiöse, künstlerische, politische Leben der Nation aus dem Zentrum der Volkskunde in einem neuen Licht erschauen. Wie hat sich die Rechtswissenschaft verjüngt in der Erforschung des Rechtslebens unsers eigenen alten Volkstums! Bei W. H. Riehl hat die Nationalökonomie einen neuen Boden gewonnen durch die Erkenntnis, daß die Gesetze aller Wirtschaft Hand in Hand gehen mit der historischen Volksentwicklung;[1]) auf Grund der Volkskunde bemüht sich jetzt Professor Bücher, neue Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen: sein Buch „Arbeit und Rhythmus" ist die Hauptleistung der Volkskunde geworden. Auch die Theologie verspürt mehr und mehr die Einwirkung folkloristischen Studiums und beginnt da und dort sich zur Religionsgeschichte zu wandeln. Das glänzendste Beispiel für die Fruchtbarkeit volkskundlicher Forschungsmethode bietet aber die Sprachwissenschaft, die so, wie sie in der Gegenwart betrieben wird, ganz und gar durch folkloristische Gesichtspunkte bestimmt ist. Doch ist Volkskunde eine verhältnismäßig junge Wissenschaft. Zufrühst ist die systematische Arbeit der Volkspoesie und der Volkssprache zu gut gekommen (Märchen der Brüder Grimm, Erforschung der bayrischen Mundarten durch Schmeller), allmählich wandte man sich dem volkstümlichen Recht, den Volkssitten und Gebräuchen, der Volksreligion und dem Aberglauben zu. Neben Grimm und Schmeller sind Riehl und Wuttke, Hildebrand, Köhler, Liebrecht und Bolte die verdientesten Mitarbeiter. Zu höchstem Ansehen ist mit den Jahren der aus unserm Friedrichstadt gebürtige Wilhelm Mannhardt gelangt.

Es ist einer der schönsten Ruhmestitel Schleswig-Holsteins, daß es dem deutschen Vaterlande die Gelehrten geschenkt hat, die im 19. Jahrhundert die historischen Wissenschaften zu solcher Blüte gebracht haben, daß sie die Bewunderung der Welt finden: Niebuhr und Mommsen, Waitz und Wattenbach, Müllenhoff und Mannhardt. In den jedem Schleswig-Holsteiner teuren Kreis der Mommsen, Storm und Müllenhoff gehört der im Auslande weit mehr als im Vaterlande gewürdigte Friedrichstädter Wilhelm Mannhardt (geb. 26. März 1831, gest. 25. Dezember 1880). In einem äußerlich gar armen Leben voller Leiden und Enttäuschungen hat er Bewundernswürdiges geleistet. Nie hat jemand, sagte W. Scherer, mit größerem Ernst und größerem Erfolg seine Kraft auf die Volks-

[1]) Vergl. seinen 1858 erschienenen Aufsatz „Die Volkskunde als Wissenschaft."

kunde konzentriert und durch sein Beispiel der Zukunft größere Aufgaben gestellt als Mannhardt. Er fing damit an, von Danzig aus, wo sein Vater seit 1836 als Mennoniteuprediger wirkte, pomerellische Volksüberlieferungen zu sammeln; 1855 bereitete er einen Kinderliederschatz vor, gab die Zeitschrift für Mythologie und Sittengeschichte heraus und bemühte sich, an die Stelle unklarer Ideen bestimmte Begriffe zu setzen, Entstehungszeit, Abstammung und Verbreitung der Märchen zu erforschen, Sagen und Lieder in ihrem Entwicklungsgang möglichst hoch hinauf zu verfolgen, Sitten und Rechtsbräuche in den älteren Belegen aufzuspüren und zu ausgedehnterem Studium der Muttersprache aufzumuntern. 1860 setzte er sich mit der bayrischen Akademie der Wissenschaften in Verbindung, aber erst die Zustimmung der Berliner Akademie und die ihm von König und Ministerium bewilligte Unterstützung brachten ihn vorwärts bei seinem Plan, einen großen Quellenschatz germanischer Volksüberlieferung zustande zu bringen. Leider brach seine Gesundheit zusammen, nur teilweise gelang es ihm, die Ernte in die Scheunen zu schaffen (Roggenwolf 1865. Korndämonen 1868. Wald- und Feldkulte 1875—77. Mythologische Forschungen 1884), sein Nachlaß ruht auf der Universitätsbibliothek in Berlin.

Er ging von dem Gedanken aus, daß in der Vorstellung des Volkes, in Volkssitte und Volksglaube sich bedeutsame Reste untergegangener Kulturstufen abgelagert hätten. Wie in einem Gebirge, sagt er, sich die organischen Reste verschiedener Erdbildungsperioden übereinander ablagern, so bewahrt das Gedächtnis des Volkes unbewußt Ablagerungen der verschiedenen Kulturepochen, die es je durchgemacht hat. Die Entwicklungsphasen und Lebensformen, welche der geistige Zustand der Menschheit allmählich durchlaufen hat, zählen in heutigen Völkern der Erde noch lebende Vertreter. In der Beobachtung dieser besitzen wir ein treffliches Hilfsmittel, um die früheren Kulturstufen zu studieren, die Petrefakten der Vergangenheit wieder lebendig zu machen, einen Stammbaum unserer modernen Ideenwelt aufzustellen. „Daher ist es heilige Pflicht unserer Generation, vom Leben der Vorväter zu bewahren oder zu sammeln, was erhalten geblieben ist. Wir laden eine schwere Schuld auf uns und die Nachwelt wird uns bitter anklagen, wenn wir es verabsäumen."

Stets blieben seine Bestrebungen in erster Linie auf den wissenschaftlichen Aufbau einer germanischen Mythologie gerichtet. Quelle war ihm aber nicht der Mythus, sondern der religiöse Brauch und der Glaube des Volkes. Er hat sich daher allmählich von den herrschenden Richtungen losgelöst und uns von der Überschätzung der Mythen befreit. Die Zeremonien und die Gebräuche, nicht die darüber umlaufenden mythischen Dichtungen geben den Ausschlag. Deshalb erklärte er es für unumgänglich notwendig, ein Urkundenbuch des Folklore anzulegen.

Mannhardts Verdienst ist es, daß die Volkskunde in Europa und Amerika zu allgemeiner Anerkennung gelangt ist. Unter Mannhardts Einfluß erwachte namentlich in Frankreich und England seit der Mitte der siebziger Jahre der Eifer, das volkstümliche Gut zu sammeln (Mélusine 1877, Folklore-Society 1878), in England wurde auch die Volkskunde der unzivilisierten Völker in den Bereich der Forschung gezogen und so eine vergleichende Volkskunde durch Männer wie Tylor, Spencer, Lang und Frazer begründet. Überall blühen jetzt diese Studien, besonders in Skandinavien. Schweden weist zahlreiche Vereine in den einzelnen Landschaften auf und entfaltet eine großartige Tätigkeit, Norwegen hat seit 1881 seinen Verein für Volkskunde, in Dänemark ist Grundtvig für sein Vaterland geworden, was für uns die Brüder Grimm sind, seit 1890 erscheint die vorzügliche folkloristische Zeitschrift »Dania,« unermüdlich wirken und schaffen in Jütland Lehrer Kristensen und Pastor Feilberg.

Digitized by Google

In Deutschland übernahm nach dem Tode Mannhardts der Lehrerstand die Führung und zwar zunächst in Schleswig-Holstein, in der Heimat Müllenhoffs und Mannhardts. Namen wie Höft und namentlich Carstens („Am Urdhsbrunnen" 1881) sind dankbar zu nennen. Erst 1891 kam „Die Heimat" heraus, und im selben Jahre begründete der frühere Kieler Professor Weinhold in Berlin die Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 1893 kamen die Blätter für pommersche Volkskunde, 1894 der Verein für bayrische Volkskunde und die schlesische Gesellschaft für Volkskunde, 1895 der Verein für österreichische Volkskunde, 1896 folgte Böhmen mit dem Egerland und eröffnete die schweizerische Gesellschaft für Volkskunde ihre Tätigkeit. Im selben Jahre erschien das schöne Buch von R. Andree „Volkskunde Braunschweigs," 1897 E. H. Meyers „Deutsche Volkskunde," Wuttkes „Sächsische Volkskunde" und im Anschluß daran trat der Verein für sächsische Volkskunde in die Öffentlichkeit; 1899 schlossen sich Blätter für hessische Volkskunde an, 1900 E. H. Meyers „Badisches Volksleben," Vogts „Schlesiens volkstümliche Überlieferungen"; sehr bedeutsam und musterhaft sind die seit langen Jahren vorbereiteten, jetzt in zwei Bänden erschienenen „Mecklenburgischen Volksüberlieferungen" von Wossidlo. Wir wollen hoffen, daß Schleswig-Holstein, das Mutterland der neueren volkskundlichen Bestrebungen, nicht zurückbleibt.

Zwei Klassen von Arbeitern sind unbedingt nötig. Die eine Klasse hat zu sammeln und aufzuzeichnen. Die andere Klasse hat die Aufgabe, das Rohmaterial wissenschaftlich, d. h. philologisch-historisch zu bearbeiten. Nicht wissenschaftlich geschulte Liebhaber sind als Sammler gar nicht zu entbehren und vermögen als solche, wenn sie treu und wahrhaftig ihre Pflicht tun, sehr verdienstlich zu wirken; „sie werden aber fürchterlich, wenn sie spekulieren und ihre Auffassungen mit übel verdauter Wissenschaft verquicken" (G. Meyer). Denn wie bei allen Äußerungen unmittelbaren Volkslebens gilt auch hier das Gesetz, daß eine Erscheinung nur historisch, daß sie nicht aus sich selbst heraus erklärt werden kann. Den Bau unserer Sprache hat niemand je zu erkennen vermocht ohne historisches Wissen und ohne Vergleichung fremder Sprachen: so kann die Volkskunde überhaupt nur zu Ergebnissen durchdringen als historisch-vergleichende Volkskunde, die Elemente des Volksdenkens und Volkswissens sind nach derselben Methode zu erforschen wie die Elemente der Volkssprache.[1]) Ja, die erste Vorbedingung für den Folkloristen ist Eindringen ins Volkstum durch Erforschung der Volkssprache. Denn nur wofür das Volk einen Namen hat, das ist sein wahres Besitztum. „Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker," sagt einmal W. von Humboldt, und ein großer Philolog der Gegenwart, der um die Volkskunde hochverdiente Professor Usener in Bonn, hat neulich gesagt: „Der Wortschatz einer Volkssprache ist das große Buch, in dem die geistige Geschichte des Volkes eingetragen ist; wer dies Buch zu lesen versteht als geschichtliches Denkmal, vor dem liegt die ganze Entwicklung des Volkslebens."

Um unser schleswig-holsteinisches Volksleben zu veranschaulichen, gibt es also keine dringendere Aufgabe, als den volkstümlichen Wortschatz zu bearbeiten. Daher sind etliche Männer in Kiel zusammengetreten und haben einen Aufruf zu Sammlungen für ein schleswig-holsteinisches Wörterbuch ins Land gehen lassen. Es ist dies umfassende Werk als ein Repertorium schleswig-holsteinischer Volkskunde geplant. Darum gilt es, an allen Orten der Provinz Hand ans Werk zu legen und eifrig das volkstümliche Gut zu sammeln. Die Schleswig-Holsteiner werden das Vermächtnis Müllenhoffs und Mannhardts zu ehren und zu wahren wissen.

[1]) Vergl. Albrecht Dieterich, Über Wesen und Ziele der Volkskunde (Leipzig 1902). Karl Reuschel, Volkskundliche Streifzüge (Dresden und Leipzig 1903).

Digitized by Google

Anweisung zur Mitwirkung für das Schleswig-Holsteinische Wörterbuch.

Zentralstelle: Dr. Mensing-Kiel.

I. Anweisung zur Sammeltätigkeit.

A. Allgemeine Grundsätze.

§ 1. Die volkstümlichen Bestandteile der plattdeutschen Sprache sind mit möglichster Vollständigkeit zu sammeln. Planmäßig ist alles aufzuzeichnen: nicht bloß Hauptwörter, Eigenschaftswörter und Tätigkeitswörter, sondern auch mit besonderer Aufmerksamkeit Formwörter, d. h. Pronomina (er, ihr, wer), Zahlen, Partikeln (nun, freilich, gerade), Konjunktionen (als, wie), Interjektionen. Die Aufmerksamkeit darf nicht vorwiegend auf seltene Wörter, auf Kuriosa und Raritäten gerichtet werden. Sichtung und Auswahl des Sprachstoffes muß der Zentralstelle und dem wissenschaftlichen Bearbeiter in Kiel überlassen werden.

§ 2. Alle im Volksmund üblichen Wörter und Redensarten sind zu verzeichnen. Es sind zu berücksichtigen: 1. Wörter und Wendungen, die nur noch im Munde der Leute vorhanden sind und der hochdeutschen Schriftsprache fehlen; 2. Wörter und Wendungen, die im Plattdeutschen und zugleich auch im Hochdeutschen üblich sind, aber sei es nach der Form, sei es nach der Bedeutung Abweichungen aufweisen; 3. Wörter und Wendungen, die im Plattdeutschen und Hochdeutschen gleichlauten.

§ 3. Wünschenswert ist, daß nicht vereinzelte Wörter, sondern je auf besonderem Zettel ganze Sätze oder Sätzchen aufgeschrieben werden, damit man von einem bemerkenswerten plattdeutschen Wort sein Vorkommen und zugleich seine Verwendung und Geltung in der gesprochenen Rede kennen lerne und über den plattdeutschen Satzbau Aufschluß erhalte.

§ 4. Es darf nichts zugesetzt oder weggelassen werden. Die Aufzeichnungen müssen streng den echten Wortlaut haben, der ihnen in der plattdeutschen Umgangssprache eigentümlich ist. Verschönernde oder beschönigende Zusätze sind zu vermeiden, auch Derbheiten und Roheiten dürfen nicht abgeschwächt oder gar übergangen werden. Wahrheit muß die Richtschnur bleiben, wenn wir ein unverfälschtes Bild schleswig-holsteinischer Sprechweise gewinnen wollen.

B. Das Verfahren im einzelnen.

§ 5. Die Sammlungen für das Wörterbuch erstrecken sich: 1. auf die gedruckte oder geschriebene Literatur, 2. auf die lebendige plattdeutsche Volkssprache.

1. Gedruckte und geschriebene Literatur.

§ 6. Als Quellen liegen vor: Urkunden (auch deutsche Namen und Ausdrücke in lateinisch geschriebenen Urkunden); Rechtsbücher (lateinisch und plattdeutsch); Chroniken; handschriftlich erhaltene Aufzeichnungen jeder Art (z. B. sprachliche Sammlungen); ältere und neuere Drucke, namentlich neuere plattdeutsche Literatur und Wörterbücher; Inschriften an Häusern, auf Grabsteinen, Glocken und Geräten. Das Hauptaugenmerk bei den älteren geschriebenen oder gedruckten Texten ist auf die Idiotismen, d. h. auf dasjenige zu richten, was ihnen den Charakter schleswig-holsteinischer Sprachdenkmäler gibt. Die schriftsprachlichen Elemente der mittelniederdeutschen und frühniederdeutschen Texte brauchen nicht erschöpfend exzerpiert zu werden. Über einzelnen Wörtern darf auch hier der syntaktische Zusammenhang nicht außer acht gelassen werden.

Digitized by Google

2. Lebendige Volkssprache.

§ 7. Es werden gesammelt und aufgezeichnet: a. zusammenhängende Stücke, b. einzelne Wörter, Wendungen und Redensarten.

a. Sammlung zusammenhängender Stücke.

§ 8. Erwünscht und notwendig sind Aufzeichnungen plattdeutscher Erzählungen (Döntjes), Märchen, Sagen, Schwänke, Schnurren, Anekdoten, Witze, Sprichwörter, Gebete, abergläubischer Formeln, Wetterregeln, Volkslieder (womöglich mit Melodien), Kinderlieder (mit Melodien), Lieder, beim Spiel oder bei der Arbeit gesungen (mit Melodien), Abzählreime, Volksreime, Rätsel u. ähnl.

§ 9. Die Aufmerksamkeit ist dem zusammenhängenden Wortschatz der Volksspiele (Bosseln, Kegeln, Kartenspielen usw.) und der Kinderspiele ebenso zuzuwenden, wie den plattdeutschen Ausdrucksformen für die verschiedenen Gebiete menschlicher Arbeit (in Haus und Hof, Wald und Feld) und menschlicher Geselligkeit (essen und trinken, tanzen und singen usw.)

§ 10. Reich an den mannigfachsten Beziehungen ist das Naturleben gestaltet. Das Leben der Tiere ist im plattdeutschen Wortschatz auf grund scharfer Beobachtung vielgestaltig vertreten und sollte entsprechend in den Saumlungen berücksichtigt werden.

§ 11. Das Leben der Menschen von der Wiege bis zum Grabe und darüber hinaus spiegelt sich im Wortschatz und kann in zusammenhängender Aufzeichnung registriert werden.

§ 12. Die geheimnisvollen Beziehungen des Menschen zu Gott und Teufel, Himmel und Hölle, Gespenstern und Hexen, Unterirdischen und Kobolden, Zwergen und Riesen usw. spielen in der Volkssprache eine wichtige Rolle und sind in möglichst erschöpfenden sprachlichen Sammlungen zu vereinigen.

b. Sammlung einzelner Wörter, Wendungen und Redensarten.

§ 13. Wir lenken die Aufmerksamkeit insonderheit auf grammatische Erscheinungen, wie Flexion (der Hauptwörter, Eigenschaftswörter, Zeitwörter. Fürwörter, Tätigkeitswörter) und Wortbildung, Fremdwörter (volksetymologische Umdeutung) und Lehnwörter (aus dem lateinischen, französischen, englischen, holländischen, friesischen, dänischen), auf die syntaktische Wortfügung.

§ 14. Dankbar entgegengenommen werden vollständige Listen der an einem einzelnen Ort üblichen Personennamen (Vollformen und Kurzformen, Spott- und Necknamen), Lokalnamen (Ortsnamen, Flurnamen, Waldnamen; Namen für Flüsse, Bäche, Quellen, Seen; für Weide, Wiese und Hügel usw.), Gehöft- und Straßennamen.

§ 15. Wir bitten um vollständige Listen der plattdeutschen Namen der Tiere (Vögel, Fische, Insekten usw.), der Bäume und Pflanzen, der Steine und Metalle.

§ 16. Die Sprache einzelner Berufe unterscheidet sich von der Alltagssprache, daher Mitteilungen über die Sprache der Seeleute (Schiffer und Fischer), der Jäger, Hirten, Förster, Soldaten, Handwerksburschen willkommen sind. Das fahrende Volk (Zigeuner und Landstreicher, Diebe und Gauner) hat seinen eigenen Wortschatz, der noch nicht genügend bekannt ist.

§ 17. Alles, was zum Betrieb des Ackerbaus und der Viehzucht, des Weidwerks und des Handwerks, des Handels und Verkehrs dient, muß in echt plattdeutschen Bezeichnungen gesammelt werden (z. B. Namen der Werkzeuge und Geräte); auch die Geschäftspraxis (Gebräuche bei Kauf und Verkauf), die Gepflogenheiten bei Deich- und Wasserbauten, Zunftbräuche usw. verdienen Berücksichtigung.

§ 18. Das bürgerliche Leben an Werktag und Feiertag mit seinen Festbräuchen (zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten usw.) und das ländliche Leben (mit Feldbestellung, Aussaat, Ernte) bis in die letzten Reste des Bauernkalenders, der Volksmedizin (Namen der Krankheiten und Arzneimittel), des Aberglaubens und des Zauberwesens hinein soll durch Aufzeichnung der einzelnen sprachlichen Ausdrücke umschrieben werden.

§ 19. Man frage sich und halte Umfrage nach plattdeutschen Bezeichnungen, die üblich sind im Verkehr der Menschen (Grüße, Scheltwörter, Verwünschungen, Flüche), bei Geburt und Taufe, für Kind und Kindesleben, Lebensalter, Reifen der Geschlechter, Liebesverkehr, Verwandtschaft und Freundschaft, Gastlichkeit und Geselligkeit, Brautstand und Heirat, Ehe und Kameradschaft, Altern und Sterben. Oder um ein anderes Beispiel herauszugreifen: man sammle aus eigenem oder fremdem Sprachschatz die Bezeichnungen für Speisen und Getränke, für Gebackenes und Gebratenes, für Küchengerät und Hausrat, für Wohnung und Ausstattung, für Bauart und Tracht (nach Stoffen und Farben; Musterzeichnungen erwünscht); man verfolge die festlichen Veranstaltungen im Kreislauf des Jahres, man schildere die tägliche Arbeit in der Werkstatt oder im Garten (mit Angabe der Namen für Blumen, Gemüse und Kräuter), man verzeichne die Benennungen der einzelnen Gliedmaßen und Körperteile bei Menschen und Tieren usw.

§ 20. Jeder Sammler mag sich ein besonderes Gebiet wählen. **Jeder, auch der kleinste, Beitrag ist willkommen.** Bemerkt sei endlich noch, daß es uns auch um die **örtliche Verbreitung** der einzelnen Spracherscheinungen zu tun ist; es braucht also niemand zu fürchten, überflüssige Arbeit zu tun, wenn er bekannte und allgemein übliche Wortverbindungen und Redensarten verzeichnet.

II. Anweisung zum Ausfüllen der Zettel.

Die Zettel sind nur auf der Vorderseite zu beschreiben.

Für die Orthographie ist nur die eine Regel maßgebend: Schreib', **was** du sprichst und hörst; schreib', **wie** du sprichst.

Frei bleibt der durch die wagerechte Linie abgetrennte obere Teil des Zettels. Die durch die senkrechte Linie abgetrennte linke Seite des Zettels (außer dem oberen Rande) ist für die Angabe des Fundortes bestimmt. Bei Mitteilungen aus gedruckter oder geschriebener Literatur ist hier also Name des Verfassers, Titel des Buches, Vers-, Kapitel- oder Seitenzahl anzugeben in einer Weise, die ein bequemes Auffinden der Stelle ermöglicht. Bei dem aus mündlicher Überlieferung geschöpften Sprachgut ist daselbst zu verzeichnen:

1. an welchem Orte die mitgeteilte Spracherscheinung beobachtet ist,
2. ob sie dort allgemein üblich ist (Zusatz: allg.), nur selten vorkommt (Zusatz: selt.), im Absterben begriffen ist (Zusatz: abst.) Bei seltenen Erscheinungen ist womöglich der Gewährsmann kurz zu kennzeichnen (Stand, ob Mann oder Frau, alt oder jung, eingesessen oder zugewandert).

Das Hauptfeld des Zettels ist für den Wortlaut der Mitteilung bestimmt. Kurze Erklärungen seltener oder eigenartig gebrauchter Wörter können unter dem Text hinzugefügt werden. Die Zettel dürfen bei der Einsendung nicht gebrochen werden. Im Interesse der Übersichtlichkeit wird dringend gebeten, für jede Mitteilung (Wort, Satz, Sprichwort, Reim usw.) einen besonderen Zettel zu verwenden, also nicht verschiedene Dinge auf demselben Zettel zu vereinigen.

Die zusammenhängenden Mitteilungen von plattdeutschen Erzählungen, Märchen und überhaupt aller längeren Texte, die sich auf einem Zettel nicht unterbringen lassen, bitten wir auf lose Quartblätter zu schreiben, die nur auf einer Seite beschrieben werden dürfen.

Digitized by Google

Es wird dringend gebeten, alle Mitteilungen in klarer und deutlicher Handschrift zu machen.

Jede nähere Auskunft wird von der Zentralstelle gern erteilt; von ihr können auch Zettel und Anweisungen in beliebiger Menge unentgeltlich bezogen werden.

Die Erhaltung des Nordertores in Flensburg.[1])

Von Geheimen Baurat K. Mühlke in Schleswig.

Wie in Professor Dr. Haupts Bau- und Kunstdenkmälern der Provinz Schleswig-Holstein ausführlicher geschildert wird, ist die Stadt Flensburg nicht reich an wichtigeren profanen Bauwerken alter Zeit. Von den stattlichen Bürger-

Abb. 1. Ansicht von der Norderstraße.

[1]) Entnommen aus der „Denkmalpflege," Verlag v. Wilhelm Ernst u. Sohn in Berlin.

häusern des Mittelalters und der Renaissancezeit muß eins nach dem andern der Neuerungssucht weichen, und namentlich unter den einfacheren Backsteinbauten des 16. und 17. Jahrhunderts wird in neuester Zeit bedenklich aufgeräumt. Die letzten Überreste der Duburg, der auf der Höhe neben der Altstadt sich einst erhebenden landesherrlichen Feste, sind in den letzten Jahren der Bebauung des Bergrückens mit Wohnhäusern zum Opfer gefallen. Von den wehrhaften Mauern der Altstadt standen 1799 noch drei offene und fünf geschlossene Tore. Jetzt ist das Nordertor der letzte Überrest derselben, und um die Erhaltung oder Niederreißung dieses wird jetzt ein Streit geführt, der wegen seines allgemeinen Interesses hier näher beleuchtet werden soll.

Das Nordertor in Flensburg, neben dem Krempertor zu Neustadt in Holstein das einzige erhaltene Stadttor Schleswig-Holsteins, erhebt sich am Ende der Norderstraße, letztere quer überbrückend, und trennt so die nördlich sich noch weit erstreckenden Viertel der Neustadt von dem alten Stadtweichbilde. Während westlich des Tores an Stelle der alten Stadtmauer ein später errichtetes Wohnhaus sich

Abb. 2. Nordertor. Ansicht von Südosten.

unmittelbar an das Tormauerwerk anschließt, sind östlich desselben vor nicht zu langer Zeit alle Anbauten entfernt worden, und ist hier ein ziemlich unregelmäßiger Platz geschaffen, in welchen der Torbau mit seiner Flanke hineinspringt (vergl. Abb. 2).

Dr. Haupt gibt in seinen Kunstdenkmälern eine Skizze der Außenansicht der Baulichkeiten vom Jahre 1884 wieder, nach welcher das Tor noch von beiden Seiten eingebaut war. Der ziemlich breite Torbogen ist zur Durchführung des Pferdebahngleises und zweier schmaler Bürgersteige eingerichtet, nachdem man den anscheinend früher rundbogig geschlossenen Gurtbogen durch Abschlagen der Widerlager zu einem Korbbogen erweitert hatte. Das Innere des Tores ist als Tonne mit vier Stichkappen überwölbt. Die Widerlager werden von zwei Mauergevierten gebildet. Die von letzteren umschlossenen Räume sind in Höhe des Bogenanfangs durch eine Balkenlage in zwei Stockwerke geteilt. Im östlichen Widerlager ist die alte steinerne Wendeltreppe erhalten, welche zugleich den Zugang zu dem geräumigen Gelasse über dem Torbogen vermittelt. Wie die alte Benutzung und

Einteilung der verschiedenen Räumlichkeiten gewesen sein mag, läßt sich jetzt schwer feststellen. Jedenfalls stammen die inneren Scheidewände, welche aus Ziegeln kleinen Formats gemauert sind, nicht aus der Zeit des ursprünglichen Baues.

An der nördlichen Außenseite des Tores sind über dem Bogen zwei Wappenschilder angebracht. Das linke zeigt den Namenszug Christians IV. und die Inschrift: »Regna firmat pietas.« Das rechtsseitige Schild gibt neben dem Stadtwappen Auskunft über die 1767 erfolgte Wiederherstellung des Bauwerkes und trägt die deutsche Inschrift: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt." Die breitgelagerten Staffelgiebel der Außen- und Innenfront haben alle Merkmale der Backsteingiebel der Bürgerhäuser Flensburgs und der benachbarten Stadt Husum aus dem 16. Jahrhundert. Der obere Abschluß der Nischen, welcher durch zwei von einem Kragstein getragene Rundbogen bewirkt wird, war noch im 17. Jahrhundert eine an den Bauernhäusern der friesischen Westküste des Landes übliche Form. Der Bau macht in seinen gedrungenen, trotzigen Formen trotz des Fehlens von Einrichtungen, welche auf seine frühere Bestimmung als Wehrbau schließen lassen, noch heute einen eigenartigen Eindruck und bildet einen malerischen Abschluß des Straßenbildes der Norderstraße, wie dies die vom Maler Dreesen zur Verfügung gestellte Photographie (Abb. 1) wiedergibt.

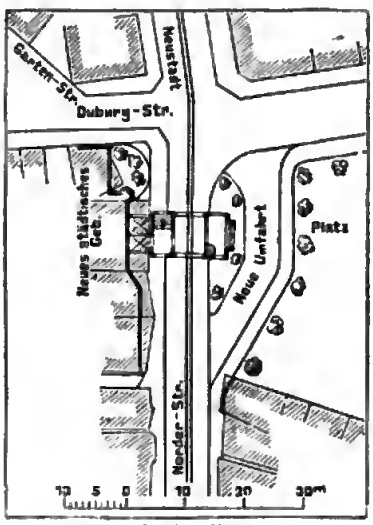


Abb. 3. Lageplan.
Vorschlag für den Umbau der Umgebung des Tores.

Obgleich der Kern der alten Mauern noch unversehrt ist, erscheint der Bau doch recht verwahrlost. Nicht einmal das Dach ist dicht unterhalten, so daß Schnee und Regen ihr Zerstörungswerk ungehindert fortsetzen. Das Innere ist im übrigen durch die späteren Einbauten entstellt. Im Äußeren sind zwar Anzeichen der beginnenden Verwitterung einzelner Stellen der Außenfront zu finden, aber im großen und ganzen steht das alte Ziegelmaterial noch seinen Mann. Die jetzige Ausbildung der rechteckigen Fenster scheint kaum die ursprüngliche zu sein. Wahrscheinlich stammt sie aus der Zeit, da die inneren Räume ihren ursprünglichen Zwecken entzogen und für Wohnzwecke umgebaut wurden.

Das weitere Schicksal des Bauwerkes hat die städtischen Behörden schon jahrelang beschäftigt. Wie ein Zeitungsbericht vom September 1901 hervorhebt, empfindet die Bürgerschaft das Nordertor nur als ein Verkehrshindernis, dessen graues, unansehnliches (!) Gemäuer mit seinem engen, niedrigen Gewölbe abgebrochen werden müßte. Daß es sich um ein von den Vorfahren der heutigen Bürgerschaft errichtetes geschichtliches Baudenkmal und zwar um die letzten Überreste und ein Wahrzeichen der einstigen Wehrhaftigkeit der Stadt handelt, und deshalb allein gerade die Bürgerschaft den größten Wert darauf legen müßte, den Bau zu erhalten, hiervon haben sich die maßgebenden Vertreter der Stadtgemeinde in ihrer Mehrheit noch nicht überzeugen können. Da der Regierung die rechtliche Handhabe fehlt, die würdige Wiederherstellung des Bauwerkes zu erzwingen, so hat der Magistrat zunächst durch das Stadtbauamt nur die dringendsten Wiederherstellungsarbeiten veranschlagen lassen. Diese Arbeiten erfordern einen Kostenaufwand von 2400 Mark, welcher Betrag zwangsweise in den Haushaltsplan eingesetzt wurde. Seitens des diese Maßregel veranlassenden Regierungspräsidenten ist nach dem Zuständigkeitsgesetz von dem ihm zustehenden Rechte Gebrauch gemacht

worden, insofern dem Magistrat nach der Städteordnung obliegt, für die Unterhaltung der städtischen Gebäude Sorge zu tragen, und demselben von den Stadtverordneten die hierzu erforderlichen Mittel vorenthalten werden. Jetzt beabsichtigen nun die Stadtverordneten, gegen dieses Vorgehen Berufung beim Oberverwaltungsgericht einzulegen, oder haben dies wohl schon getan.

Wenn nun zu hoffen ist, daß eine Berufung ohne Erfolg sein wird, so würde das Dringlichste ja gewonnen und die weitere Erhaltung des Nordertores zunächst gesichert sein.[1]) Hoffentlich hat es aber damit nicht sein Bewenden. Hoffentlich werden weitere Schritte getan, um die Bürgerschaft Flensburgs mit ihrem alten Stadttore vollständig auszusöhnen. Das verkehrteste Mittel hierzu wäre wohl, das Tor, wie jetzt an der Ostseite, auch an der Westseite vollständig frei zu legen. Die ungehörige Verbindung mit dem angeklebten Nachbarhause wäre ja tunlichst fortzuschaffen und daher erwünscht, eine neue Baufluchtlinie auszulegen und von dem Tore abzurücken, um so Raum für einen weiteren Durchgang zu schaffen. Die beste und gegebene Lösung wäre es, wenn die Stadtgemeinde das fragliche nicht sehr wertvolle Grundstück erwürbe und auf demselben in Verbindung mit dem wiederherzustellenden Tore ein städtisches Gebäude errichtete, dessen Formengebung in Einklang mit der des Tores zu bringen wäre. Bei dem jedenfalls noch nicht abgeschlossenen Aufblühen des städtischen Gemeinwesens wird über den Mangel an Bedürfnissen, für welche städtische Neubauten zu errichten sind, kaum zu klagen sein. Vielleicht käme eine Polizeiwache mit Feuerwehrdepot in Frage. Dann könnten dieselben Räume, in denen einst die Bürger der Stadt nach den äußeren Feinden Wacht hielten, jetzt den Zwecken zur Bekämpfung der inneren Feinde der Stadt dienen. Wird bei diesem Bau auf die Ablenkung des Fußgängerverkehrs vom Torbogen durch Einschaltung eines überdeckten Verbindungsganges Bedacht genommen, so liegt es nahe, den Wagenverkehr durch eine Umfahrt über den östlich bereits vorhandenen Platz zu führen und so der weitesten künftigen Steigerung des Verkehrs zu genügen. Die Umgebung des Tores würde hiernach etwa die im Lageplan Abb. 3 angedeutete Gestalt annehmen. Vielleicht empfiehlt es sich, die westlichen Torpfeiler zu einer Wartehalle für die Pferdebahn und mit einer bequemen Treppe als Zugang zu dem Oberstock auszubauen, während der östliche Teil des Tores als Verkaufsbude für Obst und Erfrischungen eingerichtet werden könnte. Selbstverständlich sollen diese Vorschläge nur Anregungen sein, um zu zeigen, daß gangbare Wege wohl vorhanden sind, um dem Flensburger Städtebild einen malerischen und eigenartigen Bau älterer Zeit dauernd zu erhalten. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Und was in Köln, in Lübeck und in anderen deutschen Städten erreichbar war, wird bei gutem Willen auch in Flensburg durchführbar sein.

Der schwarze Topf.

Ein Märchen aus Nordschleswig.

Von J. Petersen in Hamburg.

Unweit des Städtchens Tondern stand einst eine alte verfallene Hütte. Keiner wußte, wie manchen Sommer und Winter sie da gestanden, und wie manches Unwetter sie umtobt hatte; doch nun schien es am letzten mit ihr. Der Wind pfiff durch die vielen Löcher und spielte dem Dach von Stroh und Heidekraut so

[1]) Inzwischen hat das Oberverwaltungsgericht die Klage der Stadtverordneten abgewiesen und das Vorgehen des Regierungspräsidenten als zu Recht bestehend bestätigt.

mit, daß es nicht mehr zu heilen war. Doch verschmähte er es, das arme Häuschen ganz zu zerstören. Das Häuschen selbst war des Daseins müde und wußte nur nicht, ob es zusammenstürzen oder umfallen wollte. Drinnen in dem Hüttchen und um es her zeugte alles von bitterer Armut. Zwar besaßen die Bewohner — Mann und Frau mit einer Kinderschar — eine Kuh; aber die war alt, gab wenig Milch, und wie sollten sie zu einer besseren gelangen?

Eines Morgens zeigte die Frau dem Manne ein bißchen Milch in einem Töpfchen und sagte: „Sieh, Vater, das ist die Morgenmilch von unserer Kuh! Lohnt es sich da noch, sie zu halten? Und kaum können wir auch noch Futter für sie schaffen. Morgen ist ja Viehmarkt in Tondern; bring' das alte Tier dahin und verkauf' es, für was du dafür bekommen kannst!" — Am folgenden Tage früh zog und trieb der Mann seufzend die Kuh zur Stadt. Er hielt mit ihr auf dem Marktplatze fast bis zuletzt, aber man sah sie kaum an. Einer nur fragte spöttisch: „Was kostet denn solch eine?" Und ein anderer sagte, höhnisch auf das schlaffe Euter zeigend: „Die ist gewiß eine gute Milchschlepperin!" Daneben hielt ein Jüte mit einem Fuder schwarzer Töpfe und Pfannen, die in Heidekraut verpackt waren, trampelte in seinen Holzschuhen um den Wagen herum und gröhlte immerfort: „Potter ø Panner!" (Töpfe und Pfannen). Viele von seinen Töpfen hatten ihm Frauen schon abgekauft. Endlich erhandelte ein Höker den Rest, ausgenommen einen gewaltig großen Topf, der jedem viel zu groß erschienen war, und so nun auch ihm. Indessen fraß die Kuh gierig das umhergestreute Heidekraut. Da sagte der Jüte zu ihrem Besitzer: „Dir geht es mit deiner Kuh wie mir mit meinem großen Topf. Weißt du was? laß uns tauschen!" — „Was gibst du dazu?" fragte der Häusler. „Einen guten Beikauf" (Kaufstrunk), erwiderte der Jüte. „Das möchtest du wohl!" sagte der Kuhbesitzer, bitter lachend in den leeren Topf blickend; „ja, wenn du einige Spezies hineinlegst, so hast du Glück damit!" Als er aber die Augen abwandte vom Topf, flüsterte eine Stimme aus diesem: „Tu es nur!" „Was dünkt dich?" fragte da wieder der Topfmann, der sich bereits entfernen zu wollen schien, „willst du, so gebe ich auch tüchtig was zu kauen dazu!" Das alles half, und der arme Mann, dessen Magen längst bedenklich knurrte, schlug ein und ging mit.

Als er nun erquickt und gesättigt, aber dennoch schweren Herzens, sich auf den Weg nach Hause machte, weil er nicht wußte, was Karen, seine Frau, zu dem Handel sagen würde, regnete es; doch der Topf diente als Schirm. Zu Hause angekommen, stellte Hans, der Mann, ihn draußen hin und trat zögernd ein; doch der Topf war ihm auf seinen drei Beinen nachgetrippelt und drängte sich mit hinein. Nun trat Karen ein und rief, den Topf gewahrend: „Was ist das für ein großer Topf? Was soll der? Den können wir nicht brauchen! Für den haben wir nicht Platz. — Was hast du für die Kuh bekommen?" „Den Topf," sagte Hans. „Ach was," rief Karen, „ich bin nicht zum Spaßen aufgelegt! Den Topf sollst du wohl Hostrups bringen, ja, die können ihn brauchen für den großen Hochzeitsschmaus. Aber nun sag', was du für die Kuh gekriegt hast!" Als Hans noch dabei blieb, die Kuh gegen den Topf vertauscht zu haben, wollte das Schelten kein Ende nehmen. „Du sagtest ja," wollte Hans noch einwenden, „ich solle das alte Tier verkaufen für . . . ." „Doch nicht für einen Topf, du dummer Tölpel!" [1]) (tombe Trold). „Aber," ließ Hans sich begütigend vernehmen, „dies ist ein Topf, der sprechen kann." „Du bist selbst ein Topf, der

[1]) Trolde, in der nordischen Mythologie ein den Asen feindliches Riesenvolk. Der spätere Volksglaube ließ sie, besonders auf der cimbrischen Halbinsel, gleich den Zwergen, den „Unterirdischen" in Hügeln hausen, namentlich in Hünengräbern. Einige sollen der Sage nach als Schmiede den Menschen gedient haben.

sprechen kann!" schrie Karen erbost, und nun brach ein Unwetter los, das gleich dem Südwestwind bald Wasser brachte, und endlich ergriff sie einen Besenstiel, den Topf in Stücke zu schlagen. Nur mühsam konnte Hans sie daran hindern. Zuletzt warf sie sich laut und unablässig schluchzend auf das ärmliche Lager. Hans legte sich endlich auch; aber keiner konnte einschlafen.

Da wackelte der Topf vor das Bett und rief: „A hokker o rykker!" [1]) „Ja, rücke du!" rief die Frau ärgerlich. Wieder rief der Topf: „A hokker o rykker!" und wieder rief Karen: „Ja, rücke du!" Und als der Topf zum dritten Mal seine Stimme hören ließ und Hans auch sagte: „Nun denn, so rücke zu!" da rückte der Topf zur Tür, diese sprang auf, und der Topf rückte aus. Wohin? — ei, nach dem Hochzeitshaus in die große Küche. Da hatte man gekocht, gebraten, gebacken, ach, so viele herrliche Sachen! und wußte garnicht, wohin man mit allem sollte. Da sah die Köchin den großen Topf. Wer hatte den gebracht? — Gleichviel, da war er und recht gelegen gekommen, und gleich wurde er bis an den Rand gefüllt. Dann, als alle mit anderem eifrig beschäftigt waren, scholl es unterm Deckel hervor: „A hokker o rykker?" „Ja, tu das!" erwiderte die Köchin in der Meinung, jemand triebe Possen, und als sich dies zweimal wiederholt hatte, rückte der Topf durch die offene Tür und trippelte mit den drei flinken Beinchen eiligst der kleinen Hütte zu. „A kommer, a kommer!" rief er vor der Tür; diese flog auf, der Topf rückte hinein und scheuchte durch seine Ankunft die beiden Alten vom Lager auf. Welch herrlicher Duft quoll unter dem Deckel des Topfes hervor! Als sie Licht beschafft und den Deckel gelüftet hatten, trauten sie kaum ihren Augen. Nun wurden auch die Kinder herbeigeholt, und nachdem sich alle wie bei einem rechten Festessen gütlich getan hatten, wurde alles Übrige verwahrt.

Als am folgenden Abend alle sich zur Ruhe begeben hatten, sagte Karen zu Hans: „Speise haben wir nun für einige Zeit und zwar von der besten; aber was machen wir, um Kleider zu bekommen? Hätten wir doch nur die Kuh geschlachtet! Etwas Fleisch hatte sie doch an den Knochen, und die Haut hätte der Schuster gern gekauft; dann . . . ." Plötzlich rief der Topf wieder: „A hokker o rykker!" und noch einmal und noch einmal ließ er den Ruf hören. „Ja," sagten da Hans und Karen zugleich, „wirst du uns Zeug schaffen, dann nur zu!" Und der Topf machte sich davon. Draußen war es stockfinster; er aber fand wohl seinen Weg und lief nach einem großen Pfarrhof. Hier hatte man große Wäsche und Kleiderausbesserung gehalten und wurde erst jetzt, spät nachts, fertig. Aber wohin zunächst mit dem vielen Zeug? — Ei, da stand ein ungeheuer großer Topf. Sofort packte man ihn voll von allerlei Kleidung. Dann machten sich alle fertig, wegzugehen, so auch der Topf, und mit dumpfer Stimme erscholl es da aus ihm: „A hokker o rykker!" Aber müde und schläfrig wie alle waren, merkte keiner, woher die Stimme kam. Man meinte, jemand spaße, und sagte gähnend: „Ja, ja, tu das!" Das wiederholte sich zweimal, und nun setzte sich der Topf in Bewegung. Da schrie eine der Frauen: „Ha, es spuckt!" und kreischend rannten alle davon, der Topf hinterher. Gemächlich wackelte er nun der Hütte zu, aus der er gekommen war. Mit Tagesanbruch war er da und weckte die Bewohner mit lautem: „A kommer, á kommer!" Als sie sahen, was ihnen der Topf nun brachte, wollten Staunen und Jubel kein Ende nehmen.

„Das wäre nun auch gut," sagte abends Karen zu Hans, „doch die größte Not ist noch vorhanden: wie kommen wir zu einer guten Behausung? Könnte der Topf uns auch Geld bringen für ein neues Haus, das wäre erst was!" „Ja,

[1]) Beides bedeutet ziemlich dasselbe, ersteres eine stoßweise, letztere eine ruckweise Fortbewegung.

sagte schmunzelnd Hans, „das wäre nicht übel.“ „A hokker o rykker!“ rief der Topf, und bald war er verschwunden. Die Fahrt ging nach Aalholm, einer wüsten, weit und breit von Sumpf und dichter Waldung umgebenen Wildnis. Hier befanden sich die Ruinen einer Raubritterburg, und in diesen hatte sich nun wieder Raubgesindel eingenistet. Es waren drei wilde, starke Gesellen, die den Ort zu ihrem Versteck ausgesucht hatten. Eben waren sie wieder von einem Raubzug zurückgekehrt und hatten reiche Beute mitgebracht. Nun saßen sie bei dem Schein eines Wachslichtes und teilten sich die Kostbarkeiten, die auf dem Boden in Haufen herumlagen. Hier lagen prächtige Gewänder aus Samt und Seide, besetzt mit Perlen und Edelgestein, und da wieder Gold- und Silbermünzen aus aller Herren Lande. Diese eben versuchten sie vergeblich zu zählen und unter sich zu teilen. „Hei!“ brüllte da einer, „was wollen wir uns den Kopf zerbrechen? Habe nicht viel Rechnen gelernt, und ihr andern Ochsen seid erst recht keine Rechenmeister! Laßt uns den ganzen Kram in diesen großen Topf packen und ihn vergraben!“ Damit waren die andern einverstanden, und die Schätze wurden nun in den weiten Bauch des Topfes gepackt, und dann gingen die Räuber daran, ein großes Loch zu graben. Als sie eifrig damit beschäftigt waren, vernahmen sie ein dumpfes „A hokker o rykker.“ „Liegst du nicht gut?“ fragte der eine den, der das Loch grub, „nun, so rücke du!“ „A hokker o rykker!“ scholl es wieder aus dem Topf. „Ja, so rücke doch!“ sagte der Räuber unwirsch; und als es zum dritten Male so scholl, da brüllte er: „So hocke und rücke, oder ich schlag' dich in Stücke!“ Nun verschwand der Topf unbemerkt. Inzwischen war das Loch genügend groß geworden, allein, wo war der Topf mit dem Schatz? Jeder von den Dreien glaubte, einer der andern habe ihn weggehext. Nun begann ein Suchen, Schimpfen und Toben, und bald schlugen sie fluchend aufeinander los, bis alle drei sterbend oder tot am Boden lagen.

Der Topf aber eilte fort durch die Nacht und kam noch zurück, ehe der Morgen graute. Diesmal drang er leise in das Haus und die Stube und stellte sich so hin, daß die Sonne, wenn sie morgens durch das Fenster gucken würde, gerade ihn bescheinen mußte. Die Sonne kam, und Gold, Silber, Diamanten und Rubinen funkelten und blitzten in ihren Strahlen. Nun erwachten Hans und Karen und erhoben sich vom Lager. Stumm und starr vor Staunen standen sie da, als sie die Schätze sahen. Dann verbargen sie dieselben im Bettstroh vor den Kindern. — Aber war es ganz zu verheimlichen, daß sie zu Reichtum gekommen waren? Würden sie nicht vielleicht in bösen Verdacht kommen? Wäre es nicht am besten, weit weg zu ziehen nach einem Ort, wo keiner sie kannte, wo sie dreist als reiche Leute auftreten konnten? Dann könnten sie einen großen Bauernhof, vielleicht gar einen Edelhof kaufen und da ein glückliches Leben führen. So sagten und fragten sich Hans und Karen den ganzen Tag, wenn die Kinder nicht dabei waren. Abends, nachdem die Kinder ins Bett gebracht waren, hatten sie ihren Plan fertig, nur wußten sie noch nicht, wohin sie gehen wollten. Da störte sie der Topf in ihrer Unterhaltung; er ließ wieder sein: „A hokker o rykker“ hören. Was wollte er noch, was konnte er ihnen noch bringen? So bekam der Topf keine Antwort, während Hans und Karen weiter ratschlagten. Doch der Topf ließ wieder und lauter seinen Vers hören. Das wurde den beiden im Gespräch begriffenen Alten lästig, und nur mürrisches Brummen war die Antwort. Was war es auch mit dem großen, schwarzen Wicht? — Ja, das ging über ihren Verstand, das ging wohl sogar über des Küsters Verstand und tief hinein in des Pastors! Und wieder, und diesmal überlaut, dröhnte der Ruf des Topfes. Da fuhr Karen ihn ärgerlich an: „Ach, rück' zur Hölle!“ Da rückte der Topf fort — und kam nicht wieder.

Aus den letzten Tagen der Erhebung.

Tagebuchblätter des Färbermeisters Schultz in Kappeln.

Mitgeteilt von R. Petersen in Kappeln.

Im Jahre 1847 war ich konfirmiert worden und erlernte ein Handwerk, in unserm Städtchen damals eine Seltenheit; denn so ziemlich alle meine Altersgenossen gingen zur See. Da kam das Jahr 1848 mit seinem Sturm- und Freiheitsdrang, für uns Jungens, die eben noch die Schulbank gedrückt hatten, eine goldene Zeit; war doch alles aus Rand und Band, weshalb denn nicht wir? Nur eins kränkte uns: daß die Eltern nicht sofort die Erlaubnis gaben, daß wir mit ins Feld zogen. Eine kleine Entschädigung war es, daß die eben neu gebildete Bürgerwehr unsere Dienste nicht verschmähte. Es war eine stattliche Truppe, die Mitglieder bis an die Zähne bewaffnet mit Schießeisen von der verschiedensten Art und von verschiedenstem Alter, mit Säbeln lang und kurz, mit allem versehen, womit man schießen, hauen und stechen kann.

Tag und Nacht sich ablösend, saßen die Väter der Stadt auf dem Rathause, um gleich zur Hand zu sein, wenn die Nachricht von der Landung der Dänen, die damals das allgemeine Schreckensgespenst bildete, eintreffen sollte. Bei Rabelsund, der engsten Stelle der Schlei, war eine Schanze gebaut, von wo aus die Bürgerwehr dem einlaufenden Feinde einen warmen Empfang zu bereiten gedachte. Jede Nacht wurden Patrouillen ausgeschickt, und zu diesem Dienst wurde auch ich kommandiert. Auf dem Rathause erhielten mein Nebenmann, ein älterer Kaufmann, und ich unsere Instruktion, ich außerdem meine Kriegsausrüstung, einen gewaltigen Säbel, der fast so lang war ich selbst. Stolz und wichtig marschierte ich zur festgesetzten Stunde aus. Wir machten gewissenhaft unsere Runde wieder und wieder und konnten jede Stunde auf dem Rathause melden: „Nichts Neues! Alles ruhig!“ Allmählich gewöhnt der Mensch sich an alles, selbst an die Gefahr. Wir wurden waghalsiger, und mein Nebenmann wagte sich sogar in meiner Begleitung in die Küche seiner Frau Gemahlin, um zu mitternächtlicher Stunde zuuntersuchen, ob hier alles in Ordnung sei. Es ergab sich, daß ein Käse und ein Schinkenabschnitt nicht am gehörigen Orte lagen. Beide wurden konfisziert und mit einigen Flüssigkeiten hinuntergespült. Dann konnten wir beruhigt unsere Meldung abstatten, und wurden bei Tagesanbruch mit einem Lobe für treue Pflichterfüllung entlassen. Am nächsten Abend bezogen wir die Fanalwache auf dem Lusthof, einem Hügel am Schleiufer. Längs der ganzen Schlei von Maasholm bis Schleswig waren Fanale aufgestellt, bestehend aus durchgesägten Teertonnen, die mit brennbaren Stoffen gefüllt waren und an einer Stange, die fest im Erdboden stand, emporgezogen werden konnten. Sie sollten angezündet werden, falls die Dänen bei Schleimünde landeten, um so die Truppen in Schleswig zu benachrichtigen. Wir hatten uns kaum in unserm Wachtlokal niedergesetzt, da flammte das Fanal zu Rabelsund auf. Unser eigenes folgte, bis Schleswig pflanzten sich die Feuerzeichen fort. Unsere Bürgerwehr wurde alarmiert und besetzte die Schanze. Kein Mensch wußte aber, was eigentlich passiert sei. „Junge,“ sagte mein Begleiter, „mi dünkt, wi breunt noch een Tunn up!“ Gesagt, getan! Wieder setzten sich die Feuerzeichen fort. Die Schleswiger Garnison rückte aus, aber nicht nach Kappeln, sondern nach Eckernförde, bekam aber sowenig einen Feind zu sehen wie wir. Später erfuhren wir die Ursache des Spektakels: das vor Schleimünde kreuzende Blokadeschiff hatte ein Boot an Land geschickt, vermutlich um dem Kommandanten eine Mahlzeit frischer Fische zu besorgen. Das war mein erstes kriegerisches Abenteuer. Unterdessen war das Jahr 1850 heraugekommen, und ich war 19 Jahre alt geworden. Unsere Heimat

machte die letzten verzweifelten Anstrengungen, ihre Freiheit zu schirmen, da kam endlich für mich die lang ersehnte Ordre: „Am 12. Juli 1850 hat sich der p. p. im Schauspielhause zu Rendsburg zur Aushebung zu gestellen.“ Meine Eltern machten wohl traurige Gesichter, unternahmen aber keinen Versuch, mich zurückzuhalten, obwohl es für uns Schleswiger leicht gewesen wäre, uns dem Dienst zu entziehen. Ich und meine Genossen aber waren fest entschlossen, freiwillig einzutreten, falls man uns in Rendsburg zurückweisen sollte. Zur bestimmten Stunde traten wir in Rendsburg an, eine große Schar von jungen Leuten im Alter von 19—20 Jahren. Das Aushebungsgeschäft ging rasch vor sich. „Sind Sie gesund?“ hieß es. Wurde die Frage bejaht, dann ließ man sich messen, und fertig war der neue Soldat. Trotz dieses abgekürzten Verfahrens wurden nicht alle abgefertigt, auch wir Kappler nicht. Es hieß, sich bis zum nächsten Tage gedulden. Wo aber ein Unterkommen finden in der überfüllten Stadt? Nach langem Suchen kamen wir an das Gasthaus „Zum Prinzen“ mit der festen Absicht, uns nicht abweisen zu lassen. „Alles besetzt!“ tönte es uns schon an der Tür entgegen. Aber wir wichen nicht. Auf dem Fußboden, das Bündel unter dem Kopf, verbrachten wir die Nacht.

Am folgenden Tage wurden wir endlich genommen und eingekleidet, aber die ersten Tage unseres militärischen Daseins brachten uns herbe Enttäuschungen. Wir hatten sicher gehofft, sofort ins Feld geführt zu werden und hier mit Gewehr und Säbel Heldentaten zu verrichten. Statt dessen drückte man uns einen Spaten in die Hand und ließ uns mit Schaufel und Schiebkarren an der Verstärkung der Rendsburger Festungswälle arbeiten. Aber als die Armee nach Norden vorrückte, schlug auch für uns Rekruten die Erlösungsstunde. Wir wurden in den wohlbekannten Baracken einquartiert, durften nachts den militärischen Strohsack drücken und am Tage die Muskete hantieren lernen. Was war's doch für ein wichtiger Tag, als unsere Abteilung zum ersten Male auf dem Paradeplatz antrat, um die Wachen zu beziehen. Mich führte das Schicksal an einen ganz abgelegenen Teil des Walles nach der Untereider zu, wo hinter hohem Erdwall verborgen ein Pulverschuppen auf meine väterliche Aufsicht wartete. Als der Gefreite, der die Ablösung aufgeführt hatte, mich allein ließ, wurde es schon dunkel. All mein Heldenmut war mit einem Male wie weggeblasen. Ich war 19 Jahre alt, hatte bis dahin immer unter Mutters Fittichen sicher geruht und sollte nun einsam dem Grauen der Nacht begegnen. Das war zu viel verlangt. Bald schien sich hier, bald dort etwas zu regen. Es raschelte vor und hinter mir. In meiner Angst machte ich es wie der biedere Vogel Strauß und kroch unter den großen Wachtmantel, der neben dem Schilderhaus an der Erde lag, um mich unsichtbar zu machen. Ich lag noch einige Minuten horchend, aber die Müdigkeit übermannte mich: ich schlief den Schlaf des Gerechten. Die Ablösung kam, ich merkte nichts. Der Posten war verschwunden. Man suchte und suchte. Endlich wurde einer auf den schwarzen Klumpen aufmerksam, der seitwärts im Schatten lag. Ein derber Stoß riß mich aus meinen süßen Träumen. Die Begrüßung, die mir zuteil wurde, will ich lieber verschweigen; doch kam ich ohne Strafe davon. Der Tag von Idstedt fand uns noch in der Festung. Wir spürten nichts weiter vom Ernst des Krieges, als daß wir einen Trupp dänischer Gefangenen hüten mußten. Am 27. Juli aber wurden wir der Armee zugeteilt, um die Lücken ausfüllen zu helfen, die der blutige Tag gerissen hatte. Ich wurde der 3. Kompagnie des 13. Bataillons zugewiesen, welches im Kronwerk vor Rendsburg, lag. Unser Quartier war ein Pferdestall, und da die Kompagnie ausgerückt war, suchten wir Rekruten uns die besten Plätze aus. Aber als die „alten Kerls“ zurückkamen, wie flogen da unsere Tornister und unsere Siebensachen. „Rut, du Speckmichel!“

Digitized by Google

so begrüßten uns die Gewaltigen, und wir mußten uns glücklich schätzen, in den Gängen zwischen den Pritschen unser Lager aufschlagen zu dürfen. Nun ging das Exerzieren an, bis wir am 6. August nach Rendsburg verlegt wurden. Am folgenden Tage waren wir eben vor Mittag vom Übungsplatz heimgekehrt. Ich stand gerade auf dem Hofe und plauderte mit meinem Quartierwirt, dem biedern Bäcker Lensch in der Schleuskuhle: da ertönte plötzlich ein Knall, als ob hundert Bomben auf einmal platzten. Ziegel fielen von den Dächern, die Fensterscheiben klirrten. Staub und Rauch umgab uns. Wir wußten nicht, was geschehen, und glaubten nicht anders, als daß eine dänische Bombe ins Haus eingeschlagen sei. Trotzdem stürzten wir instinktmäßig hinein, um nicht von den Dachziegeln getroffen zu werden. Da riefen auch schon die Hörner zum Sammeln, die Trommeln schlugen den Generalmarsch. Auf dem Appellplatz erfuhren wir, daß das Laboratorium in die Luft geflogen sei. Die Kompagnie marschierte nach dem Paradeplatz. Es sah aus, als hätte die Stadt ein heftiges Bombardement durchgemacht. Dachziegel und Glassplitter bedeckten die Straßen, noch immer platzten Granaten und schleuderten ihre Eisensplitter weit umher. Dicht hinter dem Hauptmann, der an der Spitze der Kompagnie ritt, wurde einem Manne von einem Sprengstück das Gewehr von der Schulter gerissen. Auf dem Paradeplatz setzten wir die Gewehre zusammen und beteiligten uns an den Aufräumungsarbeiten. Es war grauenhaft. In den Bäumen hingen menschliche Gliedmaßen und zerfetzte Körperteile, ein Anblick, den wir lange nicht wieder los werden konnten. Am folgenden Tage knallte es bei den Vorposten. Die Dänen machten einen Angriff, und wir wurden in die vordere Linie vorgezogen, fanden aber keine Gelegenheit zum Eingreifen. Nachdem wir eine Nacht mit 130 Mann in einer Scheune in Borgstedt kampiert hatten, bezogen wir am 28. August mit dem 5. Bataillon ein Zeltlager bei Holzbunge. Das war ein lustiges Leben in dieser luftigen Stadt mit ihren breiten Straßen, die wohl 3000 junger Männer zu Bewohnern hatte! Originell wurde morgens das Deckenausklopfen gehandhabt. Die Mannschaft eines Zeltes faßte an allen Enden die Decke an, dann wurde ein Tambour daraufgelegt, meistens ein hoffnungsvoller Junge, der seinen Eltern ausgerückt war; dann bekam die Sache Schwung, und der Insasse tanzte solange auf und ab, bis das letzte Staubatom verschwunden war. Abends, wenn der Dienst vorbei war, dann wurden Stangen von der Koppel geholt, drei Mann nahmen sie auf ihre Schultern, ein großer in der Mitte, zwei kleinere an den Enden, eine Decke wurde darübergelegt, und das Kamel war fertig. Zwischen den Höckern nahm der Führer seinen Platz, und die Vorstellung konnte beginnen. Oder es wurde mit Hilfe eines alten Wagenrades ein Karussell hergestellt, das eifrigen Zuspruch fand. Zum Schluß traten dann größere Gruppen zusammen, und aus Hunderten von jugendlichen Kehlen ertönten die schönen vaterländischen Lieder in die stille Abendluft hinein.

Am 31. August hatten wir große Felddienstübung vor dem kommandierenden General. Unsere guten Tage gingen ihrem Ende entgegen. Am 12. September wurde das Lager abgebrochen, und über Damendorf und Hummelfeld marschierten wir auf Missunde zu. Vor Kosel angekommen, tönte uns das Knattern des Gewehrfeuers entgegen. Bald kamen auch unsere Krankenträger mit Verwundeten uns entgegen, für uns junge Truppen ein ungewohnter, beängstigender Anblick. Einige Stunden hielten wir in Kosel in Reserve. Da kam eine Ordonnanz dahergesprengt und beorderte uns schnell zurück, und wirklich, die dänischen Schützen waren schon in unserer Flanke erschienen. Doch kamen wir ohne Verluste beim Gros an. Es folgte jetzt eine Reihe von Märschen, deren Zweck uns nicht immer klar war, bis wir endlich nach Christiansholm beordert wurden, um am Sturm auf Friedrichstadt teilzunehmen. Aber nur zwei Kompagnien unsers Bataillons,

die mit Spitzkugelbüchsen bewaffnet waren, kamen ins Feuer. Uns mit unsern unglückseligen Kuhfüßen ließ man zurück. Als das Trauerspiel zu Ende war, kamen wir nach Rendsburg zurück und erfreuten uns zum ersten Male seit langer Zeit einmal wieder eines ordentlichen Bettes. Anfang November aber übernahm unser Bataillon die Vorpostenstellung bei Stentenmühle. Wir hausten in Strohhütten, die zum Teil in die Erde eingelassen waren. War auch die Behausung nicht besonders prunkvoll, so war sie doch wenigstens warm. Schlimmer war es schon auf Feldwache und auf Vorposten. Wir standen den Dänen sehr nahe, so daß häufig die Bleigrüße herüber und hinüber flogen. Gegen Mitte Dezember wurde es ruhiger, so daß unsere Posten und die dänischen Dragonervedetten ohne alle Vorsichtsmaßregeln aufzogen. Unser tatendurstiger jüngster Leutnant wollte sich aber ein Andenken an den Feldzug fangen, rückte mit unserm Schützenzuge im Dunkeln durch unsere Vorpostenkette hindurch und legte sich nach allen Regeln der Kunst in den Hinterhalt. Die dänische Ablösung kam auch gemütlich zur gewohnten Stunde herangetrabt, die Pfeife im Munde. Da raschelte es im Gebüsch, und wie Zieten aus dem Busch stürzte unser Leutnant hervor, um dem vordersten Pferde in die Zügel zu fallen. Aber „blinder Eifer schadet nur"; er sah nicht vor die Füße und fiel der Länge nach auf den Boden. Die Ablösung riß die Gäule herum und jagte zurück, was das Zeug halten wollte. Unsere biedern Schützen sahen ihnen mit offenem Munde nach, statt zu schießen, denn, wie es im Gleichnis heißt, „es hatte sie niemand gedinget." Von der Zeit an war es mit der Gemütlichkeit bei den Vorposten vorbei. So zog sich die Sache den ganzen Dezember hin. Am Weihnachtstage gab es ein lebhaftes Gefecht vor unserer Stellung. Verluste hatten wir nicht. Nur unser Tambour, ein Junge namens Schmidt aus Schleswig, kam uns abhanden, indem er plötzlich während des heftigen Geknalles zum Feinde überlief. Wahrscheinlich hatte das Heimweh ihn gepackt. — Der 16. Januar war unser letzter Kriegstag. Beim Appell sagte der Hauptmann: „Leute, es ist zu Ende. Aber Disziplin muß sein bis zuletzt. Deshalb heute Hosen ausklopfen!" Dann ging es nach Rendsburg zurück und von da mit der Bahn nach Neumünster. In einigen Märschen erreichten wir unser letztes Ziel, Oldesloe. Hier mußten wir Schleswiger unsere Waffen, Uniformen usw. abliefern und Zivilkleidung anziehen. Wie ganz anders sahen wir nun aus! Eben noch ein schmuckes, strammes Bataillon, jetzt eine Schar von Menschen in verschiedener Lebensstellung, von Kleidung und Aussehen ganz verschieden. Zu Fuß ging's über Segeberg nach Neumünster. Von dort sollten wir über Rendsburg nach Schleswig gebracht und dort den Dänen überliefert werden. Das paßte uns nicht. Wir fuhren nach Kiel und marschierten zu Fuß nach Eckernförde. Aber mein bunter Rock, den ich anbehalten hatte, verriet uns. Beim Sandkrug wurden wir abgefaßt und im Pflegehaus eine Zeitlang eingesperrt. Dann brachte man uns nach Missunde und ließ uns hier laufen. Es war schon Abend, als wir Angler Boden betraten. Wir hatten den ganzen Tag nichts zu essen gehabt und waren sehr hungrig. Geld hatten wir auch nicht mehr. Was half's, wir mußten betteln. Aber der Erfolg war gering. Überall wies man uns ab aus Furcht vor den einquartierten Dänen. Endlich erbarmte sich ein altes Mütterchen unser, holte uns Brot vom Bäcker und gab uns zu trinken. Gestärkt setzten wir unsere Wanderung fort bis Kius. Hier wurden wir von den Bauern gut bewirtet, und ich erhielt die willkommene Nachricht, es würde bald ein Wagen nach Kappeln fahren. Es geschah, und am 25. Januar langte ich wohlbehalten in meiner Vaterstadt an. In meinem elterlichen Hause war große Trauer, denn mein Vater hatte die Nachricht erhalten, mir wäre ein Bein abgeschossen. Um so größer war die Freude, als ich plötzlich unverletzt ins Zimmer trat.

Der Verein für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte.

Die diesjährige Veröffentlichung des Vereins für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte ist wiederum, wie die früheren, für alle, die sich mit der Geschichte unserer Heimat beschäftigen, besonders bemerkenswert. Das Heft enthält zunächst eine wissenschaftliche Abhandlung von Dr. Chr. Rauch über die kunstgeschichtlich so wichtige Kirche zu Segeberg. Die Arbeit stützt sich auf eine genaue Untersuchung des Baues und auf bisher nicht benutzte Mitteilungen des Architekten Prüß in Segeberg, der an den Restaurationsarbeiten von 1863—64 wesentlichen Anteil gehabt hat. Außerdem sind natürlich alle bisherigen Veröffentlichungen über diesen interessanten Bau, besonders diejenigen von Haupt und Adler berücksichtigt und geprüft worden. Als Schlußergebnis seiner Untersuchung, deren Einzelheiten durch drei Pläne veranschaulicht werden, stellt der Verfasser folgendes fest: „Die stilkritische Untersuchung ergab die Wahrscheinlichkeit, daß die Kirche zu Segeberg um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden ist. Die historische Untersuchung zeigte, daß die Nachrichten Helmolds ihre beste Erklärung finden, wenn man annimmt, daß der Bau im Jahre 1142 begonnen wurde und im Jahre 1156 schon vollendet gewesen ist. — Die Kirche zu Segeberg ist daher eine der ältesten, ja, vielleicht die älteste, in bedeutenderen Teilen erhaltene Backsteinkirche Norddeutschlands."

Auch die folgenden Abschnitte des diesjährigen Hefts sind allgemein interessant. Pastor C. Rolfs in Hoyer bringt Mitteilungen „Zur Geschichte des Armenwesens in Dithmarschen im 16. Jahrhundert," belegt durch ein Verzeichnis über die dem Elendenhause und den Armen in Heide gehörigen Kapitalien vom Jahre 1552 und durch die Armenordnung der Stadt Heide vom Jahre 1635. Pastor M. Lensch in Neu-Galmsbüll führt ein Bild vor aus dem kirchlichen Leben einer Hallig-Gemeinde vor 200 Jahren, indem er aus den vorhandenen Akten seinen unliebenswürdigen Amtsvorgänger Heinrich von Sallern schildert und damit einen Einblick gewährt in die damaligen Verhältnisse des Pastorenstandes, besonders auch in das Disziplinarverfahren der pietistischen Zeit. Dann folgen noch drei kleinere Mitteilungen und ein Mitgliederverzeichnis, aus dem sich ergibt, daß der Verein zur Zeit 424 Mitglieder zählt. Wer sich irgend dafür interessiert, möge durch seinen Beitritt helfen, die Zahl zu vergrößern; er wird's nicht bereuen. Was bisher geboten worden ist, muß als sehr wertvoll bezeichnet werden und interessiert keineswegs nur die Theologen. Für Lehrer ist ganz besonders bemerkenswert das im Jahre 1902 erschienene Heft von F. M. Rendtorff, Die Schulordnungen Schleswig-Holsteins, das die Mitglieder zu dem billigen Vorzugspreise von 1,50 ℳ erhalten. Wer sich mit der Geschichte des heimischen Schulwesens beschäftigen will, muß dieses grundlegende Werk studieren, das jedenfalls in keiner Lehrerbibliothek fehlen darf. Bis jetzt scheint es leider wenig bekannt geworden zu sein.

Vorsitzender des Vereins ist der Herr Konsistorialrat Prof. D. v. Schubert in Kiel, — von dessen ebenfalls unter den Schriften des Vereins erschienenen bedeutsamen Aufsatz über Ansgar und die Anfänge der schleswig-holsteinischen Kirchengeschichte Sonderabzüge zu 80 Pf. von R. Cordes in Kiel bezogen werden können. — Vereinskassierer ist Herr J. M. Hansen in Preetz. (Jahresbeitrag 3 ℳ.)

Die diesjährige Generalversammlung des Vereins fand am 2. Juli in der Aula der Kieler Universität statt und brachte außer den geschäftlichen Mitteilungen des Vorsitzenden einen fesselnden Vortrag des Herrn Prof. Dr. Kauffmann: Über religiöse Volkskunde, der ausmündete in eine Mahnung, den Aberglauben zu erforschen und bis auf seine Wurzeln zu verfolgen.

Anhangsweise möge noch aufmerksam gemacht werden auf eine andere kirchengeschichtliche Veröffentlichung, die in der „Heimat" noch nicht erwähnt worden ist, auf das Werk: Aus dem Bilderschatz des Sonntagsboten, I. Lebensbilder. Herausgegeben von Pastor Claussen-Tyrstrup und Pastor Bruhn-Koldenbüttel. Verlag des Landesvereins für innere Mission. 1902. Preis 3 *M*. Das Buch enthält frisch und volkstümlich geschriebene Lebensbilder kirchlicher Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts und ist mit guten Bildern geschmückt; es wird jeden interessieren, dem es am Herzen liegt, daß das Gedächtnis hervorragender Männer unter uns in Ehren bleibe. Heinrich Lund.

Das Jubiläum des Thaulow-Museums.

Das unserer Provinz gehörige Thaulow-Museum in Kiel blickte am 10. August auf ein 25jähriges Bestehen zurück. Sein Gründer ist der Mann, dessen Namen es trägt: Gustav Friedrich Thaulow, Professor der Philologie an der Kieler Universität. Derselbe schenkte im Oktober des Jahres 1875 seine wertvollen Sammlungen schleswig-holsteinischer kunstgewerblicher Altertümer der Provinz unter der Bedingung, daß dieselbe die von dem Architekten Moldenschardt in Kiel auf 150000 Mark berechneten Mittel zum Bau eines Museums bewillige und dasselbe unterhalte und verwalte. Nachdem die Stadt Kiel sich erboten hatte, unentgeltlich einen Platz herzugeben, und auch die Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde als Beihülfe zum Bau fürs erste eine Summe von 3000 Mark bereitstellte, nahm der Provinzial-Landtag im November des Jahres 1875 die angebotene Schenkung an. Dem eben genannten Architekten wurde der Bau übertragen und die Arbeiten wurden so schnell gefördert, daß die Einweihung und Eröffnung in Gegenwart des Oberpräsidenten sowie von Vertretern der verschiedenen Behörden schon am 10. August des Jahres 1878 stattfinden konnte. In den bei dieser Gelegenheit gehaltenen Festreden wurde an die Errichtung des Museums, dessen erstes Kuratorium aus dem derzeitigen Landesdirektor v. Ahlefeldt, dem Oberbürgermeister Mölling und dem Professor Thaulow bestand, große Hoffnungen geknüpft, die fürs erste jedoch nicht in Erfüllung gingen und auch bei dem kleinen für das Institut ausgeworfenen Etat (1200 Mark) sich nicht erfüllen konnten. Später erst, unter dem Kuratorium der Herren Landeshauptmann v. Graba, Oberbürgermeister Fuß und Professor Dr. Matthaei zu Anfang der neunziger Jahre fing man an, die bis dahin völlig ungeordneten Sammlungen, deren Etat heute etwa 20000 Mark beträgt, den eigentlichen Museumszwecken dienstbar zu machen. Es ist das Verdienst Professor Matthaeis gewesen, die erste große Reorganisation der Sammlungen angeregt und durchgeführt zu haben. Im Jahre 1898 wurde als erster Leiter des Instituts Prof. Dr. Haupt angestellt, der seine Aufmerksamkeit außer auf Erweiterung der Sammlungen, für deren Unterbringung die vorhandenen Räume sich bald zu klein erwiesen, auch auf das moderne Kunstgewerbe richtete. Im Jahre 1901 folgte ihm dann der jetzige Direktor Dr. Brandt. Nun wurde die von Professor Matthaei geschaffene Neuordnung unter Vornahme praktischer räumlicher Veränderungen im einzelnen durchgeführt, insbesondere auch wurden möglichst die einzelnen Gruppen und Werkstätten der Renaissancezeit übersichtlich zusammengestellt. Daneben wurden zur Förderung des modernen Kunstgewerbes des öfteren Sonderausstellungen arrangiert, denen die durch Erbauung eines Dachgeschosses geschaffenen neuen Ausstellungsräume sehr zustatten kamen. Soll jedoch für unser Kunstgewerbe etwas wirklich Ersprießliches aus der Tätigkeit des Museums erwachsen, so müssen nicht nur Räume zur Ver-

fügung stehen für Unterbringung sämtlicher Bestände des Museums und Ausstellungen moderner kunstgewerblicher Arbeiten, die bisher nur vorübergehend und auf Kosten der Sammlungen haben veranstaltet werden können, sondern es müssen auch Zeichensäle, in denen unsere Kunsthandwerker arbeiten können, Bibliotheksräume und ein Vortragssaal vorhanden sein. Aus diesen Gründen ist die Ausführung des längst geplanten Anbaues ein unabweisbares Bedürfnis.

In der Hoffnung, daß diesen Unzulänglichkeiten abgeholfen werde, darf man dem Museum eine weitere kräftige Entwickelung wünschen zur Ehre unserer Heimatprovinz und zum Nutz und Frommen aller Arbeiter und Freunde des Kunstgewerbes.

Kiel. G. Kühn.

Mitteilungen.

1. **Eulennest im Taubenschlag.** Ein eigenartiges Vorkommnis in der Tierwelt wurde mir vom Hufner und Gemeindevorsteher Steenbock im benachbarten Dazendorf mitgeteilt. Im Anfang dieses Sommers hatte ein Eulenpaar auf dem Klee, der auf dem Bodenraum seiner Scheune lagerte, sein Nest angelegt, das infolge des täglichen Verbrauchs von diesem Viehfutter zerstört wurde. Nach einiger Zeit entdeckte Steenbock in dem auf dem Scheunenboden befindlichen Taubenschlage ein Nest mit sieben Eiern, das von toten Mäusen umlagert war und als Eulennest erkannt wurde. Die Tauben ließen sich in ihrem Schlag durch das Ein- und Ausfliegen des Eulenpaares nicht stören. Steenbock ließ deshalb das Eulennest unberührt. Bald fanden sich in demselben 7 junge Eulen. Eulen und Tauben lebten stets friedlich nebeneinander, und beide zogen ihre Brut groß.

Heiligenhafen. W. H. Becker.

2. **Tulpenbaum, Liriodendron tulipifera** L. Wer im Mai einen Blick in die Vorgärten der Villenstraßen und auf die Parkanlagen unserer größeren Städte wirft, dem werden fast überall die sogenannten Tulpenbäume mit ihrem überreichen Schmuck der großen lilienähnlichen, weißen, oft rosig angehauchten Blüten entgegenstrahlen, und manches schon auf unserm schleswig-holsteinischen Boden akklimatisierte und üppig entfaltete Exemplar dieser uns aus Südamerika, wie auch aus Ostasien, besonders durch japanische Gartenkunst überkommenen Zierbäume wird sich der Anerkennung und Bewunderung wert erweisen. Mit diesen Tulpenbäumen, deren botanische Bezeichnung Magnolien lautet, wird im Sprachgebrauch gar leicht der zur gleichen Familie zählende eigentliche Tulpenbaum, Liriodendron tulipifera L., verwechselt, der weniger durch seine hochstehenden, erst im Anfang Juli nach der Laubentfaltung hervorbrechenden, gelb und grün gezeichneten, unsern Tulpen ähnlichen

Magnolie vor der Martinischen Villa am Lorentzendamm in Kiel. Photographie von Th. Möller in Kiel.

Blüten, als gerade durch seine breiten, vierlappigen, an der Spitze gestutzten Blätter die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Dieser Tulpenbaum hat seine Heimat in Nordamerika und bildet dort den charakteristischen Baum der östlichen Laubwaldregion. Als Spender des Yellow-Holzes ist er von besonderer Bedeutung. Auch dieser Baum hat bei uns Eingang gefunden, und wohl die meisten Parkanlagen unserer fürstlichen und adligen Güter enthalten einen oder mehrere Vertreter dieses aus dem Westen herübergewanderten Fremdlings, der oftmals auch hier zu einem mächtigen Baume sich hat entwickeln können. Ein prächtiger Tulpenbaum dieser Art ziert den Garten der Villa Sophienruh an der Wilhelminenstraße in Kiel. Bei einer Stammhöhe von 7 m und einem Stammumfang an der Erde von 3,50 m, bei 2 m Höhe von 2,70 m breitet er seine große Krone 23 m weit über den Rasen. Von dem früheren Besitzer, Herrn A. Landt, wurde mir dieser Baum als der größte seiner Art in Norddeutschland bezeichnet. Nachdem der Landtsche Besitz in neuerer Zeit verkauft worden ist, wäre es sehr erwünscht, daß bei einer in Frage stehenden anderweiten Benutzung des Gartens der schöne Tulpenbaum nicht der Axt zum Opfer fallen, sondern auch ferner der Erhaltung und besonderer Schonung wert erachtet würde.

Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera L.) bei der Villa Sophienruh an der Wilhelminenstraße in Kiel.

Kiel. F. Lorentzen.

3. **Bemerkungen zu dem Vorkommen von Acherontia atropus L. in Holstein.** In den in Nr. 8 der „Heimat" veröffentlichten Beiträgen zur Lepidopterenfauna Schleswig-Holsteins von G. Warnecke wird mitgeteilt, daß die Puppe des Totenkopfs im Gebiete selten überwintert, der Schmetterling meist im Herbst ausschlüpft und letzterer meist in warmen Sommern aus Süddeutschland zu pflegen kommt. Ich will diese Angaben in keiner Weise bestreiten, möchte aber in dieser Beziehung nachstehendes mitteilen. Im Spätsommer 1857 fand ich unterhalb des Daches eines Heuschuppens, sogen. Vierrutenberges, ein prächtiges Exemplar des Totenkopfs bei Heide nahe unserm Feldgarten. Ob dieser männlichen oder weiblichen Geschlechts gewesen ist, erinnere ich nicht mehr. — Im Sommer 1858 trat die Totenkopfraupe sowohl in unserm Feldgarten als in benachbarten Gärten auf Kartoffelkraut in zahlloser Menge auf. Bei dem Aufnehmen der Kartoffeln im Herbste wurden sehr viele Puppen gefunden und mir derzeit von meinem Vater vielleicht 30 lebende Puppen nach Meldorf, wo ich das Gymnasium besuchte, zugesandt. Diese wurden von mir in Sand aufbewahrt und entwickelten sich einzelne Schmetterlinge schon im Herbste, verschiedene aber im folgenden Frühlinge, zahlreiche Puppen waren abgestorben. Deilephila euphorbiae fand ich bei Meldorf 1858 vereinzelt als Schmetterling, die Raupe häufiger auf Galium Mollugo. Ebenso fand ich bei Meldorf im selben Jahre oder 1859 auf einer Esche bei Niendorf in sehr großer Menge die sogen. spanische Fliege, Lytta vesicutoria. Bei Albersdorf war in den Eichenwäldern die Lucarrus Cervus L. fast gemein. Ich fing an einem Abend 10, darunter 6 männliche Exemplare. Mehrere von ihnen waren so groß, daß mir dieselben von einem vorzüglichen Entomologen, dem derzeitigen Bischof W. Koopmann in Altona, als wahre Riesen bezeichnet wurden. Der Käfer war ein Handelsobjekt auf dem Heider Sonnabendmarkte, die Jungens aus Albersdorf brachten Kästen voll zu Markt; es wurde das Exemplar durchschnittlich mit 1 Schill. oder 4 Reichsbankschill. derzeitig bezahlt. Heute wird der Käfer dort wohl eine Seltenheit sein.

Berlin. P. Hennings.

4. **Über die Ermordung des Postillons im Schnellmarker Holz bei Eckernförde.** Herr Callsen-Flensburg hat in der „Heimat," Heft 12, 1901, einen kleinen Bericht über die frühere Kugelgestalt der Postwagen veröffentlicht. Zum Schluß wird berichtet, daß eine solche Kugelpost die im Jahre 1840 oder 1841 bei Eckernförde ausgeraubte, die mit der Ermordung des Postillons ihr tragisches Ende fand, gewesen sei. Nebenbei bemerkt Herr Callsen, daß der Mörder nicht bekannt, noch wohin er gegangen ist. Wenn mir nicht eine Unwahrheit gesagt worden ist (und das nehme ich nicht an), so habe ich den Namen des Mörders sowie seine spätere Heimat erfahren. Ich ging im Frühjahr 1882 nach den Vereinigten Staaten von Amerika. Mein Ziel war Davenport-Iowa, später Minden-Iowa. Von Minden aus hatte ich denn einmal die Gelegenheit, mit einem Freunde und Landsmanne über Land zu fahren, und zwar nach dem vier deutsche Meilen entfernten Avoca. Auf dieser Fahrt zeigte mir mein Freund unterwegs eine hübsche und elegante Farm mit den Worten: „Weißt du auch, wer hier wohnt?". Auf meine Verneinung dieser Frage sagte er: „Das ist die Farm des Mörders, der den Postillon im Schnellmarker Holz umgebracht hat." Ich fragte darauf: „Lebt denn der noch?" „Nein, der ist tot. Sein Sohn hat jetzt die Farm." Ob der alte Mann sein Verbrechen auf dem Sterbebett eingestanden und gebüßt, wußte auch mein Gewährsmann nicht zu sagen. Anzunehmen ist es; denn woher kommt sonst solches Gespräch? Daß der Raubmörder damals so glatt wegkam, ist wohl nicht zu verwundern. Ein überseeisches Telegraphenkabel existierte zu der Zeit noch nicht, ebensowenig ein Auslieferungsvertrag zwischen Dänemark und den Verein. Staaten.

Bockhorn bei Wankendorf. Joh. Kummerfeld.

5. **Wann ist das Dorf Seeth entstanden?** Aufschluß über diese Frage gibt Johann Andrian Bolten in seinem Werke: „Beschreibung und Nachrichten von der Landschaft Stapelholm." 1777. Wir lesen S. 233 ff.: „Seeth, oder, wie es vormals gemeiniglich geschrieben worden, Zete oder Zethe, ist ein Dorf auf der Landstraße von Nordstapel nach Friedrichstadt, eine halbe Meile von Friedrichstadt, und ebenso weit von Süderstapel entfernt." — „Dieses Dorf soll das jüngste im Kirchspiele (Süderstapel) und erst damals angelegt seyn, wie eine große Wasserfluth die angränzenden Marschländereien überschwemmt und die St. Johannes-Gemeine zu Grunde gerichtet gehabt, und wie sich darauf die Flüchtlinge selbigen Kirchspiels auf der nächst gelegenen hohen Geest . . . angebauet und zur Süderstapeler Gemeine gewandt habe." . . . „Auf der meyerschen Karte vom Südertheile des alten Nordfrieslandes bis 1240 befindet sich auch daher kein Seeth." . . . „Man merket hier (nördl. v. Seeth) . . . Redeke, und . . . Norder-Redeke, oder, wie es jetzo ausgesprochen wird, Rathjen, einen Distrikt Landes, worinn sich mitten in der Marsch ein kleiner Strich Geestlandes befindet, auf welchem vormals nicht allein verschiedene Häuser, sondern auch eine S. Johannen gewidmete Kirche gestanden. Johann Meyer nennt diese Kirche Redeke (auf oben erwähnter Karte); in den uns vorgekommenen Dokumenten aber heißt es immer S. Johanns-Gemeine. Zu dieser Gemeine, welche sich von der Nordstapeler Hudering-Fenne bis an das Koldenbütteler Kirchspiel erstreckte, haben unstreitig diejenigen Dörfer, Höfe und Häuser gehöret, welche in den jetzigen Seether und Drager Marschländereyen gestanden. Johann Meyer setzet außer der Kirche Redeke auch einen Ort Alderby,[1]) und einen andern Millum, fast wo jetzo die Mildt ist. Wann diese Kirche und Örter eingegangen, läßt sich nicht genau bestimmen. Eine gemeine Sage will, daß es in einer großen Wasserfluth geschehen. . . . Eine im schwabstedter Buche abgedruckte Urkunde von 1470 sagt ausdrücklich, dat de weldige Flot und Water se darut dreven. . . . Vielleicht ist es, wo nicht schon eher, doch in der Wasserfluth von 1300 geschehen, weil nicht allein Seeth bereits im 15. Jahrhundert gestanden und nach Süderstapel gehöret hat, sondern auch diese S. Johanneskirche in dem alten Verzeichnisse der Probsteyen und Kirchen von 1305 ausgelassen wird. . . . Jetzo pflegt die Stelle dieser Kirche der Seether Kirchhof zu heißen."

Mitgeteilt von Hounens in Friedrichstadt.

6. **Anfrage.** Kommt die Bezeichnung „Ettgrön" (Titel eines der neuesten Bücher von J. H. Fehrs) für „Nachmahd" auch im Osten Schleswig-Holsteins vor? Außer in der Itzehoer Gegend ist das Wort auch in Dithmarschen gebräuchlich. Höchst wahrscheinlich ist es ein dänischer Eindringling; denn das dänische Wort lautet „Eftergrøde" (vom Zeitwort groe, engl. to grow, wachsen) = Nachwuchs. Plattdänisch sagt man „Eddegro." Ähnlich klingt es auch in Hollingstedt an der Treene. Das „Grön" im plattdeutschen Worte beruht augenscheinlich auf Volksetymologie.

Flensburg. H. Hansen.

[1]) Da, wo jetzt Fedders Hof liegt.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 10. Oktober 1903.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Sax, Ursprung und Gründung der Stadt Friedrichstadt. — 2. Kinder, Die Dithmarscher Bucht. — 3. Löhmann, Ein Lied von Schleswig-Holstein aus dem Jahre 1846. — 4. Suck, Aus der Schummerstunde. — 5. Wisser, Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. (Mit 1 Bild.) — 6. Meyer, Plattdeutsche Rätsel. — 7. Mitteilungen. (Mit 4 Bildern.) — 8. Bücherschau.

Bücherschau.

1. **„Eine Idee."** Erzählung von **G. Asmussen.** 2. Auflage. Basel 1903. — G. Asmussen, ein geborener Schleswig-Holsteiner, ist in seiner Eigenschaft als Altgroßtempler des Guttemplerordens besonders in unserer engeren Heimat eine bekannte Persönlichkeit. Er faßte zuerst den Gedanken, die Enthaltsamkeitsbewegung auch bei uns zu fördern. Das war seine Idee; um ihretwillen wurde er zu dem beliebten Volksredner und -schriftsteller. Dieser Idee soll auch das vorliegende Buch dienen. — Der Verfasser nennt sein Werk mit Recht eine Erzählung; denn dieses Volksbuch ist zu schlicht und einfach, um als Roman zu gelten. Die anspruchslose Geschichte eines jungen Kaufmannes in F.(lensburg), der mit Erfindungen sein Glück machen will, wird uns erzählt; nur von ihm und seinen engeren Freunden hören wir. Es finden fast gar keine Verwickelungen statt; aber die Handlung schreitet flott vorwärts, und darin liegt wohl der Grund, daß man „die Idee" mit Spannung liest. — Schlicht wie die Erzählung sind die Personen; es sind keine hervorragenden Menschen, sondern einfache Leute aus dem Volk. Asmussen muß ein gewiegter Menschenkenner sein; denn er weiß seine Personen mit feinem psychologischen Verständnis für ihre Neigungen und Stimmungen zu schildern. Anschaulich stehen seine Gestalten vor uns mit all ihren Schwächen und Vorzügen; wir sehen, wie sie vorwärts streben; wir sehen — ohne daß die Tendenz allzu stark auffiele —, wie häufig der Alkohol in die freie, rasche, zielbewußte Entwicklung des Menschen störend eingreift. — Zu dem schlichten Inhalt paßt der sittliche Ernst. Das Buch enthält viele schöne, tiefe Gedanken; die Weltanschauung, die aus ihm spricht, heißt: ehrliche Arbeit, das ist der Weg zum Glück.

Die Geschichte spielt in unserer Heimat. Flensburg und Eckernförde kennt man in einigen Schilderungen wieder, und das macht für uns Schleswig-Holsteiner die Lektüre dieses empfehlenswerten Buches noch reizvoller.

Uetersen. Dr. E. Ebert.

2. **Johannes Dose: „Frau Treue."** Buchschmuck und Einband nach Entwürfen von Professor Seyffert. Verlegt im Sächsischen Volksschriftenverlag in Leipzig. — Johannes Dose gehört zu den besten und fruchtbarsten Erzählern unserer engeren Heimat, und wenn seine bis heute erschienenen Romane „Ein Stephanus in deutschen Landen," „Der Kirchherr zu Westerwohld," „Des Kreuzes Kampf um Dannewirke" u. a. auch noch keinen lauten, buchhändlerischen Erfolg gehabt haben, so ist das beileibe kein Maßstab für den Wert oder Unwert seiner Werke. Dose hat schon seit langem eine vielleicht nur kleine, aber dafür eine um so treuere Gemeinde, die ihn schätzt als einen gemütvollen Erzähler, der mit besonderer Liebe in Schleswig-Holsteins Vergangenheit zurückgreift und mit scharfen Strichen ein charakteristisches Kapitel aus unserer reichen alten Geschichte malt. Mit seiner Kunst weiß er den Ton alter Tage zu treffen, die Personen, scharf umrissen und gut charakterisiert, aus ihrer Zeit herauswachsen zu lassen und glaubhaft zu machen. „Frau Treue" führt uns vor und während des 30jährigen Krieges nach der Stadt Hadersleben und schildert, wie nach und nach Freunde und Feinde unseres Glaubens, „die einen mit ihrer Liebe, die andern mit ihrem Haß," die Haderslebener bedrückten, wie trotz des grauenhaften Elends, das die liederlichen Polenhorden über Schleswig-Holstein brachten, dennoch die Protestanten in Treue ausharrten, bis nach jahrelanger Qual der Friede bei ihnen einkehrte und Heimat und Herd neu erstehen ließ. — Es ist ein gutes, als Geschenk besonders empfehlenswertes Buch, das, vor allen Dingen in unserer Heimat, in keiner Bibliothek fehlen dürfte. Besondere Erwähnung verdient die prächtige Ausstattung des auf Büttenpapier gedruckten Buches. Wilh. Lobsien.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

161. Augustin, Redakteur, Glückstadt. 162. Bruhn, Rektor a. D., Itzehoe. 163. Dr. Bruhn, Spezialarzt für Lungenkrankheiten, Oberkaufungen. 164 Bruhn, Hugo, Kaufmann, Buenos Aires. 165. Carstensen, Seminarist, Eckernförde. 166. Colmorgen, Präparand, Lunden. 167. Hagendefeldt, Bauunternehmer, Westerland. 168. Hansen, General-Agent, Altona 169. Hansen, Bauunternehmer, Westerland 170. Jacobsen, Gerichtssekretär, Eckernförde. 171. Lassen, Kapitän, Westerland. 172. Lesezirkel des Kollegiums der Volksschule Tornquistraße 19a, Hamburg. 173. Lund, Lehrer, Harrislee b. Flensburg. 174. Mohr, Königl. Eisenbahn-Assistent, Lunden. 175. Nachtigahl, Präparand, Lunden. 176. Roßberg, Redakteur, Westerland. 177. Schmidt, Seminarist, Eckernförde. 178. Schröter, Präparand, Lunden. 179. Stuhr, Präparand, Lunden.

Zur Nachricht:

1. Ältere Jahrgänge unserer Monatsschrift „Die Heimat" werden an die Mitglieder unseres Vereins bis auf weiteres zu folgenden Preisen abgegeben: 1896 (1,30 M.), 1902 (2,50 M.) und können durch den Unterzeichneten gegen Einsendung des Betrages (auch in Marken) oder unter Nachnahme bezogen werden.
2. Die übrigen Jahrgänge sind vergriffen. Wer diesen oder jenen Band zu erwerben wünscht, wird gebeten, sich dieserhalb mit dem unterzeichneten Schriftführer in Verbindung zu setzen; andererseits nimmt derselbe Angebote solcher Jahrgänge aus dem Kreise der Mitglieder gern entgegen.
3. Von **Prof. Dr. Friedrich Dahls** trefflicher Arbeit **„Die Tierwelt Schleswig-Holsteins"** können an Naturfreunde folgende Kapitel in Heften vergriffener Jahrgänge abgegeben werden: Doppelheft 1/2 (1894): **Die Reptilien** (S. 1—8). Doppelheft 3/4 (1894): **Die Amphibien** (S. 49—60). Doppelheft 11/12 (1894): **Die Vögel. 1. Singvögel** (S. 217 bis 247). Doppelheft 5/6 (1895): 6. **Die Watvögel** (S. 110—118). Doppelheft 7/8 (1895): 6. **Die Watvögel** — Fortsetzung (S. 150—158). Interessante Bemerkungen zur biologischen und systematischen Stellung der Amphibien und Reptilien, Bestimmungstabellen und Notizen über das bis dahin beobachtete Vorkommen in Schleswig-Holstein usw. ist der Inhalt dieser Arbeit, die eine vorzügliche Grundlage bildet zur weiteren Forschung namentlich betr. Verbreitung der Tierklassen in unserer Heimat. Jedes Doppelheft kostet **50 Pf.** und kann gegen Einsendung des Betrages in 10 Pf.-Marken vom Unterzeichneten portofrei bezogen werden. Es steht uns jedoch nur eine beschränkte Zahl zur Verfügung.
4. Mit dem 1. Oktober hat die **„Nerthus"** (Illustrierte Wochenschrift für Freunde aller Zweige der biologischen Naturwissenschaften, für Liebhaber von Zimmer- und Gartenpflanzen, Stubenvögeln, Aquarien und Terrarien, für Sammler aller naturwissenschaftlichen Objekte: **Chr. Adolff, Altona-Ottensen, Arnoldstr. 6**) das 4. Quartal des 5. Jahrganges eröffnet. Mitgliedern unseres Vereins kann dasselbe durch die Vermittelung des Unterzeichneten für **1,65 M.** (statt 2,25 M.) jede Woche frei Haus besorgt werden. Auf Verlangen versendet der „Nerthus"-Verlag Probehefte an jede ihm aufgegebene Adresse.

Kiel, am 25. September 1903. **Der Schriftführer:**
Geibelallee 2. H. Barfod.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 10. Oktober 1903.

Ursprung und Gründung der Stadt Friedrichstadt.

Von Pastor D. Sax in Friedrichstadt.

Vortrag auf der Generalversammlung unseres Vereins zu Friedrichstadt am 21. Mai 1903.

In der Reformationsgeschichte des 16. Jahrhunderts haben auch die Niederlande eine bedeutende Rolle gespielt. Die von Luther hervorgerufene Bewegung fand dort einen wohl bereiteten Boden, und die ersten Märtyrer des Protestantismus sind Niederländer gewesen, sowie auch der Apostel der „neuen Lehre" in Schleswig-Holstein, der in Heide ermordete Hendrik van Zutphen, ein Holländer war.

Bekanntlich unterscheidet man im Protestantismus drei Hauptrichtungen: die lutherische, die anabaptistische und die schweizerische. Die Urheber der letzteren, Zwingli und Kalvin, wurden die Väter der reformierten Kirche.

Weniger bekannt ist, daß auch in den Niederlanden selbst schon im späten Mittelalter fromme Männer sich bemühten, die Kirche zu der reinen Lehre des Evangeliums zurückzuführen und sie von allen heidnischen und abergläubischen Vorstellungen zu reinigen. Und wenn auch im 16. Jahrhundert diese echt niederländische Reformation von ausländischen Geistesströmungen überflügelt wurde, so hat sie ihre Kraft doch nicht ganz eingebüßt. Im Laufe des Krieges mit Spanien ist die Majorität der holländischen Protestanten allmählich reformiert geworden, nirgends, vielleicht mit Ausnahme von Schottland, hat der Kalvinismus allen Äußerungen des Volkslebens in dem Maße sein eigentümliches Gepräge verliehen, wie gerade in Holland. Achtung vor dem Kalvinismus! Er hat Holland frei und groß gemacht, durch ihn wurde aus jedem Manne ein Held. Seine demokratische Kirchenverfassung, seine strenge Moral und harte Zucht haben es ermöglicht, daß das kleine Holland aus dem Kampfe mit dem mächtigsten Monarchen der Welt, in dessen Staaten die Sonne nicht unterging, siegreich hervorging. Aber es gibt kein Licht ohne Schatten. Dieser Kalvinismus hatte die Glaubenskraft und den feurigen Eifer der alttestamentlichen Propheten, aber auch ihren Fanatismus und ihre Unduldsamkeit gegen Andersgläubige. Wie einst Elias kämpften die Männer Kalvins gegen alle Baalspriester für die Majestät des Herrn. In der Tat, ihre Religion war mehr jüdisch als christlich, und es kann uns nicht wundern, daß die Reaktion nicht ausblieb. Wie gesagt, war die altniederländische Richtung nicht gestorben. So lange der Krieg die Anstrengung aller Kräfte forderte, merkte man nicht viel von einer Meinungsverschiedenheit, alle kämpften einträchtig gegen den mächtigen Feind; aber kaum war 1609 ein

Waffenstillstand mit Spanien geschlossen, so fing der unglückselige Bruderstreit an. Wer von der kalvinischen Dogmatik auch im geringsten abwich, hatte viel zu leiden, und gegen diesen Bekenntniszwang erhoben nun viele Mitglieder der reformierten Landeskirche einen lebhaften Protest. Sie sagten: „Dafür haben wir doch nicht so blutig gegen päpstlichen Glaubenszwang gekämpft, daß wir jetzt das Joch Kalvins uns auf die Schultern legen ließen.“ Frei wollten sie sein von allem Buchstabendienst. In einer Bittschrift an die Regierung beschwerten sie sich, und nach dieser Bittschrift oder Remonstranz wurden sie Remonstranten genannt. Sie waren die Träger des alten niederländischen Geistes, des Geistes der Freiheit. Nicht die Meinungsverschiedenheit über das Dogma der Prädestination war die Ursache der Wirren; das war bloß eine Veranlassung, die Ursache lag tiefer. Die Kalvinischen wollten den religiösen Glauben in bestimmten Sätzen, in einem Bekenntnis festgelegt haben und dieses Bekenntnis für alle Mitglieder der Kirche verbindlich erklären. Nach den Remonstranten war nicht die Lehre, sondern das Leben entscheidend für den Wert eines Menschen, und sollte überhaupt von einem Bekenntnis die Rede sein, dann sollte dasselbe zu jeder Zeit, den jedesmaligen Anschauungen und Verhältnissen gemäß, revidierbar sein. Nicht eines Menschen Wort, sei es auch des frömmsten und gelehrtesten Menschen, sondern allein Gottes Wort sollte maßgebend sein für die Gewissen. Die Kirchlich-Liberalen haben den Kampf verloren. Auf der Synode in Dordrecht 1618—19, wo die meisten ausländischen reformierten Kirchen vertreten waren, wurde die Lehre der Remonstranten verurteilt. Mehr als 200 Pastoren wurden ihres Amtes enthoben und, es sei denn, daß sie schriftlich und eidlich versprachen, nicht mehr zu predigen, des Landes verwiesen. Wer es dennoch wagte, ins Land zu kommen, um die zerstreuten Gemeinden zu sammeln und zu erbauen, wurde zu lebenslänglicher Gefängnisstrafe verurteilt.

Im Auslande, in der Stadt Antwerpen, haben die Remonstranten sich als eine eigne Kirchengemeinschaft konstituiert; sie wählten ein Direktorium und versuchten Verbindungen anzuknüpfen mit den treu gebliebenen Gemeinden in Holland. In Belgien, das damals noch spanisch war, konnten sie aber nicht lange bleiben, weil 1621 der Waffenstillstand mit Spanien ablief. So kam es, daß sie von verschiedenen Seiten Einladungen empfingen, sich anderswo niederzulassen. Gustav Adolf von Schweden lud sie nach seiner neugebauten Stadt Gotenburg, der König von Dänemark bot ihnen Religionsfreiheit in Glückstadt und Stade an. Wirklich haben sich in diesen Städten Remonstranten aufgehalten, aber es waren keine dauerhaften Ansiedlungen. Allein in Friedrichstadt haben sie etwas Bleibendes zustande gebracht.

Im damaligen Holstein wohnte ein angesehener Holländer, Johan de Haen, früher Anwalt der Stadt Haarlem, aber als Anhänger der alten remonstrantenfreundlichen Regierung des Landes verwiesen. Er begab sich nach Holstein und wurde Rat des Herzogs Friedrich III., der ihm das Schloß zu Tönning zur Verfügung stellte. Wahrscheinlich hat er den Herzog auf die Remonstranten aufmerksam gemacht und den Platz gewählt, wo später Friedrichstadt gebaut wurde. Im übrigen haben die Direktoren der Brüderschaft diese ausländischen Ansiedlungen nicht gefördert, weil sie fürchteten, daß viele in Holland dadurch den Mut verlieren und den Kampf aufgeben würden. Sie ermahnten ihre Freunde fortwährend, doch nicht zu verzagen und geduldig bessere Zeiten abzuwarten. Offenbar hatten sie nur wenig Vertrauen zu der Sache, und dennoch wollten sie dem großen Wohlwollen des Herzogs gegenüber nicht undankbar sein und beschlossen, zwei Abgeordnete hierher zu schicken, obgleich die Reise damals sehr kostspielig war und ihre Kriegskasse keine große Ausgabe gestattete. Die beiden Herren

wurden vom Herzog sehr freundlich empfangen, trotzdem seine strenggläubige Mutter im Bunde mit den Hofpredigern seinen Plänen nicht günstig gesinnt war. Die Abgeordneten bedangen sich ihrerseits beim Herzog aus, daß die eventuell zu erbauende Stadt eine Zuflucht sein sollte für alle möglichen Konfessionen, die anderswo nicht geduldet wurden. Obgleich er dieses schließlich zugab, hat es lange gedauert, ehe er sich entschließen konnte, die Mennoniten zuzulassen.

Aus der ganzen Sache wäre wahrscheinlich nichts geworden, wenn nicht außer dem Ratsherrn de Haen noch ein anderer sich ganz energisch dafür verwendet hätte. Das Oktroi oder Privilegium zum Bau einer Stadt datierte vom September 1619, und ein Jahr später hatten die Remonstranten noch nichts getan. Aber nun faßte Willem van den Hove, Freiherr van Wedde, Westerwolde, Bellinkwolde und Blijham die Sache kräftig an und gelangte trotz der größten Schwierigkeiten ans Ziel. Auf seine Bitte verlieh der Herzog am 31. Oktober 1620 ein neues Oktroi, wobei noch günstigere Bedingungen gestellt wurden. So wurde die erforderliche Zahl der ersten Stadträte vermindert; der Fürst erklärte sich bereit, zu der Herstellung öffentlicher Bauwerke unentgeltlich Holz zu geben und nötigenfalls für die Handwerker 100 Häuschen bauen zu lassen. Weiter wurden zwei freie Jahrmärkte und ein Wochenmarkt bewilligt usw.

1621 fand die schon erwähnte Reise der beiden Abgeordneten statt; aber van den Hove handelte ganz unabhängig vom Direktorium, er arbeitete immerfort, reiste zwischen Holstein und Holland hin und her und versuchte, die Leute zu überreden, sich in der neuen Stadt niederzulassen. Da er trotzdem nicht viel erreichte, ließ er auf eigne Kosten einige Handwerker aus Holland kommen, und am 24. September 1621 wurde der erste Stein zum ersten Hause gelegt. Es geschah dies an der Ecke von Fürstenburgwall und Binnenhafen, da, wo jetzt Herr Dose wohnt. Die Stadt wurde nach dem Herzog Friedrichstadt genannt. Nach Bolten (Beschreibung der Landschaft Stapelholm) gehörte das Territorium, auf welchem Friedrichstadt gebaut ist, ehemals zum Drager Spätjen oder zum Drager Anteil des durch Abdeichung der Treene 1570 gewonnenen Herrenkooges. „Ehe Eyderstedt landfest ward, war hier eine sandschieferichte etwas erhöhte Gegend, welche Seebüll oder Sehebüll hieß.“

Früher mündete die Treene weiter nach Westen in die Eider, da, wo jetzt der Fresenkoog ist. Die Verbindung zwischen Eider und Treene wurde mittels zweier Kanäle hergestellt und an der Eider eine kostspielige Schleuse von Klinkern erbaut, welche aber 1630 vom Wasser zerrissen und durch zwei hölzerne Schleusen ersetzt wurde. Die Klinker sind später für den Turm der lutherischen Kirche verwandt.

Innerhalb des Vierecks, das durch Eider, Treene und die beiden Kanäle begrenzt war, wurde die Stadt gebaut. Im Oktroi wurde den Remonstranten die Verwaltung der Stadt übertragen unter der Bedingung, daß sie in keinem anderen Ort des Landes predigten und die Lutheraner neben sich duldeten. Die Verwaltung war nach holländischem Muster eingerichtet. — Neben den Bürgermeistern, Schöffen und Räten hatte man noch einen Statthalter, den Vertreter des Herzogs. Der erste und zugleich der letzte Statthalter war Adolf van der Wael, Herr van Moersbergen. Nach ihm wurde dies Amt aufgehoben. — Die Tochter des Statthalters legte 1624 den ersten Stein für den Bau der Kirche.

Sowohl der Herzog wie die Gründer hegten große Hoffnungen von der Entwicklung der Stadt, ja, man träumte sogar davon, Hamburg zu überflügeln. Rührend ist die Liebe, mit der Friedrich sich bemühte, die Interessen seiner Stadt zu fördern. Im Oktroi ist sogar die Rede von einer Münze, und 1622, ja, noch 1640 plante er die Gründung einer Hochschule oder Schola illustris. Er schloß einen Vertrag mit Spanien behufs freier Fahrt der Friedrichstädter Schiffe

nach den spanischen Häfen, und für einen derartigen Zweck sandte er einen Bevollmächtigten nach Algier. Die bekannte geheimnisvolle Gesandtschaft nach Persien wegen des Seidenhandels hatte allerdings ein unglückliches Ende; aber wenn der Versuch gelungen wäre, so hätte zweifelsohne Friedrichstadt den meisten Vorteil davon gehabt. Daß trotz alledem unser Städtchen so unbedeutend geblieben ist, hatte seinen Grund darin, daß es durch Kriegskalamitäten schrecklich gelitten hat und daß mehrere Gründer, und zwar von den vermögenderen, schon nach einigen Jahren die junge Stadt wieder verließen, weil die Verfolgungen in Holland allmählich aufhörten.

Mit dem Bau ging es sehr langsam; in einem Schreiben von Mai 1623 heißt Friedrichstadt noch die Stadt von 25 Häusern. Erst im folgenden Jahre war die Stadt soweit fertig, daß die Straßen ihre Namen erhalten konnten. 1633 bekam sie ihr Stadtrecht, das in holländischer Sprache in Quartformat gedruckt wurde unter dem Titel: »Policy Gerichtsordeninghe ende Stadtsrecht.« Es war nach dem holländischen Rechte verfaßt von Marcus Gualterus, Stadtsekretär, früher Rektor des Gymnasiums in Kampen in Holland.

Der Ruhm und Stolz Friedrichstadts ist seine Religionsfreiheit. Es ist in der Beziehung eine remonstrantische Stadt geblieben bis auf den heutigen Tag, und daher meinte ich etwas ausführlicher über den Remonstrantismus sprechen zu müssen. In einer Zeit, wo in jedem Lande nur eine Kirche geduldet wurde, einerlei, ob katholisch oder lutherisch oder reformiert, lebten hier an der Eider die Bekenner verschiedener Anschauungen friedlich neben einander. Schon gleich nach der Gründung ließen sich hier Mennoniten nieder; einige kamen aus Holland, die meisten aber aus Eiderstedt, wo sie nur geduldet nnd dann und wann gar verfolgt wurden, so daß der remonstrantische Zufluchtsort ihnen recht willkommen war. Damals gab es hier drei verschiedene Mennonitengemeinden. Eine hatte ihr Predigthaus (»Vermaning«) an der Ecke von Prinzen- und Mittelgrabenstraße, da, wo jetzt Witwe Levens wohnt, die zweite in der Westermarktstraße und die dritte am Mittelburgwall, wo die Mennoniten jetzt noch ihre Kirche haben. Das schöne Haus vor der Kirche, jetzt ein Kohlenschuppen, gewöhnlich die Münze genannt, war ursprünglich das Haus des schon erwähnten Statthalters Adolf van de Wael. Leider ist es arg verwahrlost, und es wäre zu wünschen, daß die Behörden sich darüber erbarmten. Im Giebel ist das Familienwappen des Herrn van de Wael angebracht mit der bezeichnenden Inschrift: Omne solum viro forti patria, d. h., ein starker Mann findet überall sein Vaterland. Da, wo jetzt die Mennonitenkirche ist, war früher der Empfangssaal, in welchem die Witwe des Herrn van de Wael den Lutheranern erlaubte, ihre Gottesdienste abzuhalten, solange sie noch kein eignes Gotteshaus hatten. 1625 wurde auch den Mennoniten vom Herzog ein Privilegium erteilt zwecks freier Übung ihrer Religion, unter der Bedingung aber, daß bei Mischehen zwischen Mennoniten und Lutheranern die Kinder lutherisch getauft und erzogen werden mußten. Die drei Gemeinden der Jünger Mennos vereinigten sich im Jahre 1708; damals zählten sie 500 Seelen.

Lutheraner waren hier im Anfang nur wenige. Für Mitglieder der Staatskirche durfte es nur wenig Anziehendes haben, sich in einer remonstrantischen Stadt mit einer remonstrantischen Verwaltung niederzulassen. Erst 1649 bekamen sie eine eigne Kirche. Auch wurden sie eine Zeitlang von den Remonstranten unterstützt. Diese hatten 1632 ein Gesuch der Lutheraner um eine Beihülfe aus der städtischen Kasse zur Verbesserung des Gehalts ihres Geistlichen ablehnen müssen, erstens, wegen der Not der Kasse, und zweitens — so lautet das Protokoll —, „weil diejenigen, die schuldig sind, andere in der Übung ihrer Religion zu vertragen, deswegen noch nicht schuldig sind, ihre Geistlichen zu unterhalten.“ Und

als auch der Herzog darauf drängte, beschlossen alle acht Ratsherren, solange sie in der Verwaltung wären, den lutherischen Brüdern 100 Mark aus eigner Tasche zu bewilligen. Später wurde die Stadt allmählich aus dem lutherischen Lande mit Lutheranern bevölkert. Im 18. Jahrhundert waren nach einer Verfügung von Herzog Friedrich IV. von den acht Räten vier lutherisch, zwei mennonit und zwei remonstrant.

Die Katholiken bekamen 1625 Erlaubnis, sich hier niederzulassen und ihren Gottesdienst zu üben. Sie sind jedoch nie sehr zahlreich gewesen; 100 war das Maximum.

Was die Juden anbelangt, so wandten sich 1649 einige dieser Konfession an den Magistrat mit der Bitte um freie Religionsübung. Der Magistrat unterbreitete dieses Gesuch dem Herzog, welcher aber ablehnte. Dennoch sind die Juden auch ohne Erlaubnis des Herzogs in Friedrichstadt geblieben, und als 1677 Moses Marx Levi den Magistrat bat, ihm gegen den üblichen Preis ein kleines Grundstück an der Treene an der nordwestlichen Ecke der Stadt zu einem Begräbnisplatz zu überlassen, so wurde ihm dies bewilligt. Ihre Synagoge bekam die Gemeinde erst im 19. Jahrhundert; bis dahin hat sie sich „mit einem Hinterteil eines Hauses" behelfen müssen.

Eine Sekte ist aber nie in Friedrichstadt zugelassen worden: die Polnischen Brüder oder Sozinianer. Sie verwarfen die Lehre von der Dreieinigkeit, und und das war damals eine zu schreckliche Ketzerei. Als einige dieser unglücklichen Leute, die überall verfolgt und verjagt wurden, sich in Friedrichstadt meldeten, wurden sie freundlich aufgenommen, auch wurde ihnen freie Religionsübung gestattet. Aber der Sohn Friedrichs III., Herzog Christian Albrecht, verbot solches, und der Magistrat bekam den fürstlichen Befehl, sie die Stadt räumen zu lassen. Die Friedrichstädter sträubten sich dagegen, aber vergebens, der Befehl wurde wiederholt, und so sah man sich gezwungen, den Sozinianern die Stadt zu verbieten.

Noch eine siebente Sekte hat es hier gegeben, nämlich die Quäker. Im Gegensatz zu den Sozinianern, die meistens sehr wohlhabende, angesehene und gelehrte Leute waren, waren die Quäker Männer aus dem Volke, sonderbare, wunderliche Christen; aber sie zeichneten sich durch eine innige Frömmigkeit aus, und ihr Glaubensmut war unerschütterlich. Sie hatten weder Geistliche noch Zeremonien, jeden duzten sie und nannten sie „Freund," einerlei, ob er König oder Bettler war. Auch sie mußten einem fürstlichen Mandat zufolge sofort die Stadt verlassen; aber sie hatten mehr Glück als die Polnischen Brüder, wenigstens haben sie eine Gemeinde gebildet, die noch am Ende des 18. Jahrhunderts existierte und in der Westerhafenstraße ihre Versammlungen abhielt. Der Ur-Großvater des hiesigen Bäckermeisters Jebens war der letzte Quäker.

Ich habe mich kurz fassen müssen, aber nach diesen Ausführungen ist es sicherlich Ihnen wie mir eins der merkwürdigsten Ereignisse der Geschichte, diese Gründung von Friedrichstadt. Viel von ihrem holländischen Charakter, von ihrer früheren Eigentümlichkeit hat sie besonders nach dem verhängnisvollen Jahre 1850 eingebüßt. Aber sie hat eine schöne Vergangenheit, diese Stadt des Friedens und der Freiheit. Niederländer haben in ihr ein Vorbild einer christlichen Gesellschaft geben wollen, in der Freiheit und Verträglichkeit die Bekenner verschiedener Konfessionen vereinigten, beinahe zwei Jahrhunderte, bevor man in der Christenheit an die Möglichkeit eines solchen Zusammenlebens glaubte.

Die Dithmarscher Bucht.

Von J. Kinder in Plön.

Zwischen der Elb- und Eidermündung dehnt sich am holsteinischen Ufer die Dithmarscher Bucht aus, ein Meerbusen, der im Laufe der jüngsten Zeit durch die im Norden und Süden dem Meere entrissenen, eingedeichten Köge gebildet ist. Auf der nördlichen vorgeschobenen Landspitze liegt der Badeort Büsum, ehemals eine Insel, die um das Jahr 1600 landfest gemacht wurde. Im Süden lagert sich die über 9 km lange Halbinsel Diekfand vor die Bucht. Dieser fruchtbare Sand wurde im Jahre 1854 durch 1500 Arbeiter mit einem Kostenaufwande von 820 488 ℛ 91 ß dän. Reichsm., jetzt gleich 1 846 098 ℳ deutscher Reichswährung, eingedeicht und erhielt nach dem dänischen Könige Friedrich den Namen Friedrich VII. Koog. Nach der Parzellierung brachte der Koog, dessen Parzellen an die Meistbietenden verkauft wurden, eine Gesamteinnahme von 988 069 ℛ oder 2 223 155 ℳ deutscher Reichswährung. Der Durchschnittspreis des dithmarscher Morgens (= 600 □Ruten zu 256 □Fuß) stellte sich auf 550 ℛ. Seit 1854 sind noch zwei Köge an diesen Koog angeschlossen: ein Sommerkoog und der Kaiserin Auguste Victoria-Koog, welcher 1901 fertiggestellt wurde.[1])

Von der Spitze des Friedrichskoogs hat sich nach Nordwest wiederum ein zusammenhängendes Watt in einer Ausdehnung von etwa 16 km gebildet, bestehend aus den ehemaligen Inseln Buschsand, Pollu und Rischen, als Ganzes jetzt Trischen genannt. Ein Teil der Strecke (bereits mehr als 7 □km) liegt über der ordinären Flut, wird nicht mehr vom Wasser überschwemmt. Eine Dünenkette, die stellenweise die Höhe von reichlich 4 m erreicht und mit Strandhafer, Strandweizen und Sandriedgras bewachsen ist, schützt gegen Hochfluten. Viele Hektar dieses neuen Sandes sind schon mit dem Queller, der ersten dauernden Pflanze der trocken gewordenen Watten, und mit nutzbaren Gräsern bewachsen. Zahllose Möwen, Seeschwalben, Austernfischer, Strandläufer nisten hier in den Dünentälern und führen zur Ebbezeit ihre flügge Brut auf die reichliche Nahrung bietenden Watten. Seehunde erklettern die abschüssigen Ränder, um die warmen Strahlen der Sonne auf sich einwirken zu lassen. Das Watt sieht zur Ebbezeit aus wie eine genarbte Schweinslederhaut. Es ist bedeckt von kleinen Erdhäufchen, ähnlich denjenigen, welche die Regenwürmer nach einem Regen im Garten oder auf dem Acker hervorbringen. Sie rühren her von langen weißen Würmern, die aus dem Watt hervorkommen, wenn dasselbe nur noch mit einer wenige Zentimeter hohen Wasserschicht bedeckt ist. Nach oberflächlicher Berechnung müssen tausende von Zentnern Fleischnahrung im Watt liegen.

Im Sommer 1897 ließ die Staatsregierung auf Trischen eine mit hohem Ringwall umgebene Viehtränke, die Süßwasser sammelt, herrichten und innerhalb der Umwallung ein Schäferhaus erbauen. Alsbald fand sich dann auch ein Pächter, der das neue Land durch Rindvieh und Schafe, die vom Friedrichskoog angetrieben wurden, beweidete. Im Jahre 1900 überschüttete zwar der Sturm einen Teil der grünen Flächen mit Sand, aber bald brachen die Gräser durch den Sand wieder hindurch. Trischen diente 1902 wieder als Schafweide.

Auf dem nordwestlichen Ende der Bank, das aus Glimmersand besteht, erhebt sich die Rettungsbake, ein aus starken Balken gezimmerter hoher Turm, der mit einem hölzernen Bretterhäuschen versehen ist. In dem Häuschen befinden sich eine Blechflasche mit Trinkwasser, eine Kiste mit Zwieback und eine blaue Not-

[1]) An der schleswig-holsteinischen Westküste sind in den letzten 50 Jahren mehr als 16 000 ha Land der See abgewonnen.

flagge. Dort können Schiffbrüchige, deren Schiff der Sturm auf den Bänken zerschellt hat, Zuflucht suchen und finden.

Eine zweite Rettungsbake steht auf Blauortsand, der sich im Norden der Bucht bis an das Meer erstreckt. Es ist zu erwarten, daß im Laufe der Zeit diese Sandbänke sich immer weiter ausdehnen und die Einfahrt in die Bucht verengern werden.

Die ordinäre Flut bedeckt die Watten mit einer 1 bis 2 m hohen Wasserschicht. Bei dem Eintreten der Ebbe sieht man vom Festlande her eine Wattfläche sich an die andere aus dem Wasser emportauchend anschließen. Durch das Watt führen von der Küste auslaufende tiefe Rinnen, Priele und Piepen genannt, den Ebbestrom zum Meere. (Piepen sind Wasserausgüsse; Piep-Wall ist ein künstlich ausgegrabener Wasserausguß auf dem Marschacker.)

In die Dithmarscher Bucht führen das überschüssige Regenwasser aus den Marschkögen die Schleusen bei Büsum, Warwerort, Wöhrden, Meldorf (die Miele) und Barlt. Jede dieser Ortschaften hat einen Hafen, der durch das Schleusenwasser gespült und offengehalten wird. Draußen in der Bucht vereinigen sich die Hafenpriele zu zwei Hauptausgüssen, die Norder- und die Süder-Piep. An seinem äußersten Rande fällt das Watt ungefähr 14 m tief nach der See ab. Hier schäumt die Brandung, und der Schiffer sagt, daß dort das Wasser brenne.

Für den Schiffer, der die Hafenorte besuchen will oder durch Sturm aus seiner Reiserichtung verschlagen wird, sind die Watten gefährliche Untiefen. Schon manches Schiff ist auf ihnen festgeraten und in kurzer Zeit dann von den Wellen zerschlagen. Wrackstücke liegen fast immer in der Bucht. Zur Zeit steckt bei Blauortsand der Rumpf eines Schiffes, das den Namen „Die Perle" führte, im Schlick, allüberall mit Miesmuscheln bedeckt.

Im Mittelalter galt das antreibende Gut der verunglückten Seefahrer den Uferbewohnern als ein berechtigter Gewinn, und es wird gesagt, daß die Geistlichen der Küstenorte in das Kirchengebet den Satz einzuflechten gewohnt waren: „Gott segne unseren Strand." Während der dithmarsischen Unabhängigkeit war das Strandrecht im Besitze weniger Familien des Vogtemannengeschlechts. Schon im 13. Jahrhundert schloß die Stadt Hamburg über die Ausübung jenes Strandrechts Verträge mit den Dithmarschern. Überschreitungen der Vereinbarungen oder auseinandergehende Auslegungen der Verträge blieben nicht aus und führten zu blutigen Fehden, sogar zum Interdikt und zum Kirchenbann, welche Strafen der Erzbischof von Bremen und der Hamburger Dompropst verhängten. Nach der Eroberung Dithmarschens ging das Strandrecht oder der Seefund auf die Landesherren über und wurde gesetzlich geregelt.

Für die Sicherheit der Seefahrer im Wattenmeer der ganzen Westküste wurde durch Auslegung von Seezeichen gesorgt. Während früher der hohe Meldorfer Kirchturm auf dithmarscher Seite fast allein den die Elbmündung passierenden Schiffen als Richtzeichen diente, begann man, das Fahrwasser durch Tonnen zu markieren. In Husum lag bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts das Tonnen- und Bakenwesen in den Händen zweier Tonnenmeister, die aus den Schiffern des Ortes gewählt, um St. Petri (22. Februar) Tonnen und Baken auslegten und acht Tage nach Martini wieder einholten. Zur Deckung der Unkosten ward von den Schiffern ein Zoll erhoben und die Abrechnung alljährlich vor den Älterleuten der Schiffergilde abgelegt. [1])

In Büsum ist ein Tonnenleger von der Staatsregierung mit der Auslegung und Überwachung der Seezeichen beauftragt, dem ein für diesen Zweck eingerichtetes Schiff zur Verfügung steht.

[1]) M. Voß, Die Innungen und Zünfte Husums. 1896.

Soweit als das hohe Watt reicht, ist an der Seite des Fahrwassers eine lange Reihe von Birkenstämmen, an deren Spitzen Reisigbündel befestigt sind, errichtet. Die Stangen heißen Baken. Auf tieferem Wasser, dort, wo für die Stangen kein Grund mehr gefunden werden kann, sind Seetonnen zur Markierung der Fahrrinne angebracht. Ehemals waren das hölzerne, mit starken eisernen Reifen beschlagene tonnenförmige Hohlkörper, jetzt aber sind es Hohlgefäße aus Eisenblech von verschiedener Gestalt, bald roter, bald schwarzer Farbe. Man unterscheidet Bojen und Kessel. Erstere haben Walzenform, letztere Kesselform. Die Kessel tragen aufgerichtete lange Holzstangen (Bakentonnen), die an der Spitze mit Korbkugeln behängt sind. Bei einigen wird die hölzerne Stange noch durch Holzbügel stärker befestigt (Bügelkessel). Obwohl alle zur näheren Bezeichnung Nummern tragen, so haben die Schiffer doch den wichtigeren Kesseln noch besondere Namen gegeben, z. B. Pique Aß, Schwiegermutter usw.

Diese schwimmenden Seezeichen werden mit starken eisernen Ketten an schweren Steinen verankert. Neuerdings verwendet man anstatt der Steine große aus Zement gegossene, mit Eisenstücken gefüllte Blöcke, die ein Gewicht 2—3000 Pfund erhalten.

Die Aufgabe des Tonnenlegers ist es, im Frühjahr die Sommerseezeichen und im Herbst die Winterseezeichen an ihre auf den Seekarten festgelegten Plätze zu bringen und in gutem Stande zu erhalten. Im Kriege werden erforderlichen Falles sämtliche Seezeichen eingezogen, und kein feindliches Schiff würde es dann wagen, sich in das Wattenmeer hineinzubegeben.

Bei Nacht dient den in die Bucht einlaufenden Schiffen das Büsumer Leuchtfeuer, eine einfache Laterne mit Petroleumlicht auf dem Deiche, als Richtzeichen.

Vor zwei Jahren hat der Ingenieur Max Gehre aus Rath bei Düsseldorf probeweise einen eisernen 25 m hohen Leuchtturm bei Büsum aufgestellt, dessen elektrisches Licht durch einen von ihm erfundenen Windmotor erzeugt wird und bis zu 15 Seemeilen weit sichtbar ist. Man kann übrigens in der Bucht auch die Leuchtfeuer bei Cuxhaven und Neuwerk mit unbewaffneten Augen wahrnehmen.

Der Nullpunkt des Büsumer Pegels liegt 1,94 m unter N. N. Die ordinäre Flut steigt bis zu 3,14 m. Spring- und Sturmfluten aber erreichen eine weit größere Höhe.

Zum Schutze des Ufers ist eine große Strecke der Bucht (von Warwerort bis nach Stinteck) mit Steinblöcken, die aus der Ostsee hergebracht sind, befestigt. Vor einigen Jahren ereignete es sich, daß ein mit 600 Petroleumfässern beladenes Schiff in dunkler Nacht durch einen Nordweststurm in die Büsumer Bucht hinein verschlagen und, ohne auf den Watten aufzustoßen, bei Büsum über jenen Steinwall an den Deich geschleudert wurde. Es war nur wenig beschädigt. Ein Unternehmer aus Itzehoe brachte es, nachdem die Ladung herausgenommen war, wieder zu Wasser.

Von der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger ist bei Büsum schon vor mehr als 30 Jahren eine Rettungsstation errichtet und dort ein Rettungsboot statoniert. Die braven Büsumer Fischer haben mit eigener Lebensgefahr schon manchen Seemann, der draußen auf den Sanden den Tod vor Augen sah, an das sichere Land gebracht.[1]) Aber nicht allen Schiffbrüchigen hat Rettung werden können. Auf dem Büsumer Friedhofe erzählen die Gräber der Fremden und Unbekannten von des Seemannes Not und Tod.

[1]) Seit dem Jahre 1868 sind durch die Büsumer Station 46 Seeleute gerettet worden.

Ein Lied von Schleswig-Holstein aus dem Jahre 1846.

Von J. H. Löhmann in Flensburg.

Das umstehende Lied ist eine getreue Abschrift von dem Druckexemplar, das mir der Papierfabrikant Herr Heinrich Walther übergab, es würde mich als alten Kampfgenossen interessieren. Ich nehme an, daß es auch für weitere Kreise von Interesse ist, durch das, was es bringt und was es nicht bringt, und durch die mutmaßliche Geschichte des Exemplars. Ich sehe ab von dem dichterischen und musikalischen Wert dieses Liedes, frage bloß: Bringt es die damalige Stimmung, den Pulsschlag unsers schleswig-holsteinischen Volksstammes? Republikanischer Geist atmet darin; sich seiner Kraft bewußt, soll das Volk seinen Herzog stürzen." Es erinnert an die republikanischen Scharen unter der Führung Struves und Heckschers in Baden. Das war nicht die Stimmung unsers Volks. Wohl war es sich seiner Kraft bewußt, es fürchtete den Dänen nicht, aber es haßte ihn, weil er es vergewaltigen wollte; sein gutes Recht, das alt verbriefte und feierlich besiegelte, wollte es verteidigen. Auf Festen sang es, in großen Versammlungen redete es von seinem Recht. Das Bewußtsein seines Rechts war so stark, daß es der Verbote der Regierung zu Schleswig nicht achtete und große Versammlungen hielt, in Neumünster, in Nortorf, in letzterem Orte gar, als Dragoner anrückten, — zum Angriff kam es nicht, der Lokomotivführer, der von Neumünster kam, lenkte seinen Zug rechtzeitig zwischen Volk und Dragoner, gewiß zur gegenseitigen Freude. Sein gutes Recht wollte es unter rechtlicher Form mit Gut und Blut verteidigen. Als daher die Eiderdänen im Frühjahr 1848 in aller Form das verbriefte Recht der Herzogtümer brachen und Schleswig in Dänemark einverleibten und infolge dessen eine provisorische Regierung in Kiel sich bildete, die unter Wahrung des Rechts sowohl der Herzogtümer als ihres Herzogs, der zugleich dänischer König war, so lange die Herzogtümer leiten wollte, bis der König sich von dem Einfluß der eiderdänischen Partei befreit habe, — da jubelte das schleswig-holsteinische Volk der Regierung zu, denn sie bestand aus Männern, die durch jahrelange Tätigkeit sich das Vertrauen des ganzen Volks in all seinen Schichten erworben hatte. Aber zu einem republikanischen Gewaltakte war das Volk nicht bereit. Nur einseitig bringt das Lied die Stimmung unsers Volks, es zeichnet die Entschlossenheit, aber nicht seine Bedächtigkeit. Was das Lied nicht bringt, das ist der Name des Dichters und der des Komponisten; sonst üblich findet man ja beides. Warum nicht? Wir gehen nicht fehl, wenn wir den Grund in der damaligen Polizeiwillkür suchen; der Regierungspräsident Herr v. Scheele, unter der Bezeichnung „Kammerherr Scheel" bekannt, ein Renegat, hatte sich den Dänen verschrieben. Wären Dichter und Komponist Nicht-Schleswig-Holsteiner gewesen, außerhalb der Grenzen beheimatet, sie hätten ihre Namen unbeschadet ihres leiblichen Wohlseins neben ihre Werke setzen können. Aber Schleswig-Holsteiner selbst, im Lande wohnend, konnten sie ihre Missetat leichtlich im Gefängnis bei damals üblichem „Wasser und Brot" büßen. Schleswig-Holsteiner werden die Urheber des Liedes sein. Dazu stimmt, daß der Verleger in Brüssel wohnt, ihn konnte man nicht fassen. — Zu den Mutmaßungen paßt die Geschichte des in meinen Händen befindlichen Exemplars. Herr Walther sieht, daß sein Buchhalter auf der leeren Seite einer Drucksache Berechnungen anstellt. „Lassen Sie einmal sehen! Was, Schleswig-Holstein, 1846?" Das interessiert ihn, sein verstorbener Vater war einer der bestgehaßten deutschen Patrioten Flensburgs zur Dänenzeit gewesen. „Wo habt Ihr das her?" Na, es hatte sich unter den ausrangierten alten Akten der Königl. Regierung zu Schleswig befunden, die von der Papierfabrik zum Einstampfen waren erworben worden. Also mutmaßen wir weiter, daß dieses Druckexemplar über 50 Jahre, 1846 beschlagnahmt, ein dunkles Dasein abseits im Regierungsgebäude geführt hat. Ans Licht gezogen, gibt es, wenn auch nur geringes Zeugnis von dem Druck, unter dem 1846 und ferner bis 1864 das Volk leiden mußte, und von dem ausdauernden Mut, der es beseelte.

Schleswig-Holstein.

Verlag von C. G. Vogler in Brüssel, 1846.

Allegro spiritoso e energico.

Singstimme.

Pianoforte.

1. Schles-wig-Hol-stein, deut-scher Staat, steh' im heil'-gen
2. Schles-wig-Hol-stein, Deutschlands Gau, blick' in der Ge-
3. Schles-wig-Hol-stein, Man-nes Er-be, flam-me auf in

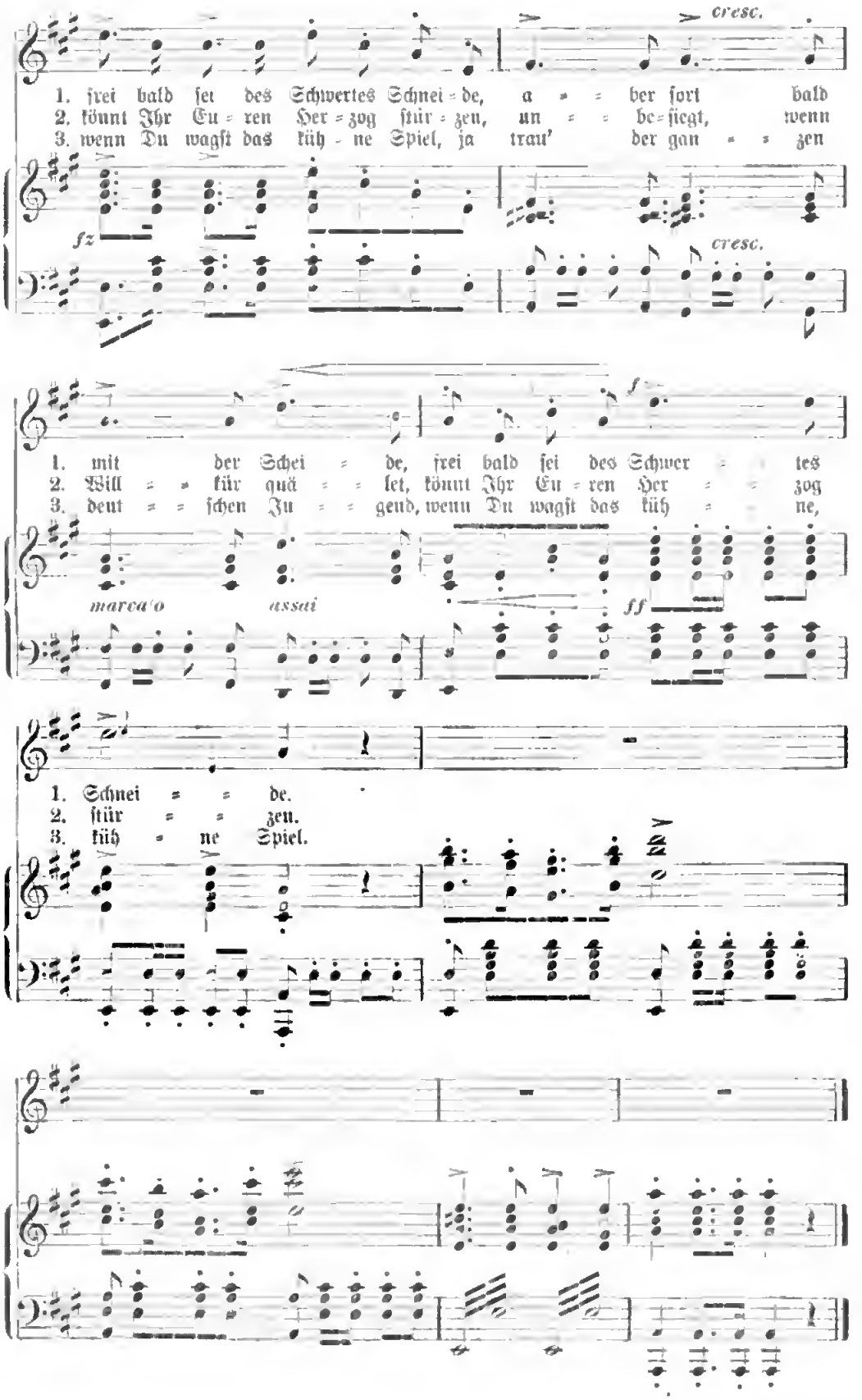
1. Kampf ver-eint, kühnem Wort folg' kühne Tat,
2. schich-te Nacht, frag' die Vä-ter, kräf-tig rauh,
3. kühnem Mut, nicht mit Wort, mit Ei-sen wer-be

1. Halb heit ist Er-fol-ges Feind. Nie wird Dänmark Euch be-sie-gen,
2. ob be-siegt Euch Dän-marks Macht? Un-be-siegt habt Ihr er-wäh-let
3. um der Frei-heit gött-lich Gut. Trau' der eig-nen Kraft und Tugend,

fz

1. nie kann wah-rer Mut er-lie-gen, a-ber fort bald mit der Schei-de,
2. Euch zum Her-zog Dänmarks Für-sten, un-be-siegt, wenn Will-kür quä-let,
3. trau' der Völ-ker Mit-ge-fühl, trau' der gan-zen deut-schen Ju-gend,

fz *fz*


cresc.
1. frei bald sei des Schwertes Schnei = de, a = = ber fort bald
2. könnt Ihr Eu = ren Her = zog stür = zen, un = = be = siegt, wenn
3. wenn Du wagst das küh = ne Spiel, ja trau' der gan = = zen
fz
cresc.
f
1. mit der Schei = de, frei bald sei des Schwer = = tes
2. Will = = für quä = = let, könnt Ihr Eu = ren Her = = zog
3. deut = = schen Ju = = gend, wenn Du wagst das küh = = ne,
marcato assai
ff
1. Schnei = = de.
2. stür = = zen.
3. küh = ne Spiel.

Aus der Schummerstunde.

Von **Johannes Suck** in Oldesloe.

Zu den schönsten Erinnerungen aus meiner Jugendzeit gehört die Schummerstunde.

Wenn der Vater sein Tagewerk vollbracht und Hammer und Ahle niedergelegt hatte, so säuberte er Hände und Gesicht, zündete sich die lange Pfeife an und setzte sich dann zu uns und der Mutter ins Zimmer. Dann begann er zu erzählen, und zwar, wozu die Schummerstunde besonders reizt, meistens Sagen und Märchen, die er wunderbarerweise gewöhnlich selbst erlebt hatte, ein Umstand, der seinen Geschichten einen nur noch um so größeren Reiz verlieh. Dazu erfolgte der Vortrag mit einem solchen Realismus, daß uns Kindern, wenn es sich um schaurige Episoden handelte, oft „die Haare zu Berge stiegen." Einige dieser Schummerstundengeschichten lasse ich hier ihrem Inhalte nach folgen.

Zu der Gemarkung unserer Dorfschaft gehörte ein Ackerfeld, das den Namen „Strietkoppel" führte. An diese Koppel knüpfte sich die folgende Sage. Als in alter Zeit die Ländereien vermessen wurden, verrückte der Feldnachbar zu seinem Vorteil die Grenzen dieses Ackers. Zur Strafe dafür muß der Bösewicht dort jede Nacht umgehen; sobald die Mitternachtsstunde schlägt, nimmt er seinen feuerglühenden Kopf, den er unterm Arm trägt, in die Hand, rollt ihn die Grenze entlang und ruft fortwährend mit dumpfer Stimme: „Hier is de Scheed! Hier is de Scheed!"

„Einst kehrten mein Vater und ich," so erzählte mein Vater, „in den „Zwölften" (d. i. zwischen Weihnachten und Neujahr), wenn der „Heljäger" durch die Luft fährt, von einer größeren Fußtour zurück. In der Ferne sah ich ein Heer schwarzer Reiter auf weißen Rossen daherstürmen. Mein Vater aber konnte von der wilden Schar nichts erblicken, und als sie ganz nahe herankam und ich ihn ängstlich anfaßte, ihn auf die Seite zog und ihn mit bebenden Lippen fragte: „Vadder, sühst du noch nicks?" da entgegnete er zu meiner größten Verwunderung ganz kaltblütig: „Jung, dat is ja 'ne Haug (Schar) Krei'n (Krähen)!" Wem fällt bei diesem Streich, den die Phantasie dem lebhaften Knaben spielte, nicht die Goethesche Ballade vom Erlkönig ein?

Wenn jemand am Sonntag geboren, also ein Sonntagskind ist, so kann er vieles sehen, was gewöhnlichen Sterblichen verborgen bleibt. Hüllt ein solches Sonntagskind sich in der Neujahrsnacht in ein weißes Laken und geht dann rückwärts zur Haustür hinaus, so erblickt er auf dem Dache, was das neue Jahr bringen wird; ist's ein Sarg, so gibt es einen Toten im Hause; ist's eine Wiege, so wird ein Kind geboren; eine Krone, so gibt's eine Verlobung, und ist's Feuer, so wird im Laufe des Jahres das Haus ein Raub der Flammen.

Ein gottloser, tollkühner Mensch wettete, daß er um Mitternacht allein über den Kirchhof sich in die Kirche begeben und dort seinen Hokuspokus treiben wolle. Er holte sich von dem Küster die Kirchenschlüssel, hängte sich ein weißes Bettlaken um und begab sich in dieser Vermummung in die Kirche. Er kehrte nicht wieder zurück. Am andern Morgen fand man seinen Leichnam zerschmettert in der Kirche; Wände und Fenster waren mit seinem Gehirn bespritzt und das Laken in tausend Fetzen zerrissen. — Ein anderer rühmte sich, er wolle nachts allein auf den Kirchhof gehen, dort ein bestimmtes Grab aufsuchen und in das hölzerne Kreuz auf demselben einen Nagel schlagen. Er vollbrachte sein lästerliches Vorhaben; aber man wartete vergebens auf seine Rückkehr. Endlich machten sich einige beherzte Männer auf den Weg, um zu erfahren, was aus dem Frevler, der in der Nacht auf den Kirchhof gegangen war, wo er nichts zu suchen hatte, geworden sei. Auf dem

Digitized by Google

Gottesacker angelangt, sahen sie ihn leichenblaß und zitternd auf dem bewußten Grabhügel sitzen; so sehr er sich auch bemühte, er konnte nicht von der Stelle. Nach näherer Besichtigung stellte es sich heraus, daß er — seinen Rockzipfel mit festgenagelt hatte. Er aber hatte gemeint, daß die Toten ihn mit ihren Knochenhänden gewaltsam zurückhielten.

Unter solchen Erzählungen verging die Schummerstunde, bis es unserer Mutter schließlich zu viel wurde, sie unter Einhalt gebietenden Worten Licht anzündete und so mit einem Schlage die Geister des Dämmerlichts verscheuchte.

Das Bild einer solchen Abendstunde in unserer Familie habe ich früher einmal poetisch festzuhalten versucht. Ich will das betreffende Gedicht den geehrten Lesern der „Heimat" nicht vorenthalten; es lautet:

Feierabend.

Der Meister legt das Werkzeug nieder
Und zündet sich die Pfeife an;
Er hat in treuem Fleiße wieder
Sein redlich Tagewerk getan.
Dann in die Stube, blank und rein,
Durch Ordnung jedes Auge labend,
Tritt er mit frohem Mute ein
Und schmunzelt; . . . jetzt ist's Feierabend.

Und jubelnd sieht er sich umringet
Von seiner trauten Kinderschar,
Und auch sein braves Weib, es bringet
Manch freundlich Wort als Gruß ihm dar.
„Nun setz' dich, alter treuer Schatz;
Wie schön, daß wir dich bei uns haben!
Hier in dem Lehnstuhl ist dein Platz; —
So rückt ihn doch zurecht, ihr Knaben!

Froh plaudernd sitzen sie im Zimmer,
Die Eltern mit den Kinderlein,
Bis mählich nur noch dringt der Schimmer
Der Abenddämm'rung matt herein;
Und für den Geist, der sinnt und spinnt,
Ist dann die rechte Zeit und Stunde,
Von Dingen, die verborgen sind,
Zu hören schauerfrohe Kunde.

Der Nachbar, der in schlimmem Harme
Des Ackers Grenz' erweitern wollt',
Muß nachts nun umgehn, unterm Arme
Den Kopf, mit dem er Kugel rollt.
„Hier ist die Scheid'! Hier ist die Scheid'!"
So ruft er dumpf, umsonst sich mühend,
Sein Unrecht gut zu machen; weit
Sieht man sein Haupt wie Feuer glühend.

Hans-Schäfer hat es selbst gesehen
Und selbst gehört, das Sonntagskind;
Der kann so manches noch erspähen,
Wofür wir andern Menschen blind.
Was in der Neujahrsmitternacht
Er sah vom Dach herniedergleiten,
Das hat das Jahr noch stets gebracht, —
So wird erzählt von allen Seiten.

Und alle Hörer faßt ein Grausen,
Gibt unser Meister flugs Bescheid
Von Jägern, die in Lüften hausen
Um Mitternacht zur Zwölftenzeit.
Will er mit eignen Augen ja
Das wilde Heer gesehen haben;
Doch als er's näherkommen sah,
Da war's ein Heer — von schwarzen Raben.

Der Meister sendet mit Behagen
Die blauen Ring' zur Deck' empor,
Und seinen oft gehörten Sagen
Lauscht stets aufs neue jedes Ohr.
„Nun ist's genug!" die Mutter spricht.
„Du machst mir noch die Kinder graulich!
Anzünden will ich drum das Licht,
Daß es im Stübchen werde traulich."

Und wie sich Helle rings verbreitet
Im stillen, trauten Wohngemach,
Da wird, vom Sinnen weggeleitet,
Die Seele für das Äuß're wach.
Es löst sich auf der kecke Trug;
Nun will man sich zur Ruhe legen.
Der Meister holt das fromme Buch
Und liest daraus den Abendsegen.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Prof. Dr. Wilh. Wisser in Oldenburg i. Gr.

Ostholsteinische Volksmärchen für die Jugend.

Die Leser der „Heimat" wissen, mit welchem Eifer und Erfolg Professor Wisser-Oldenburg an der schriftlichen Festlegung der Märchen arbeitet, die in seiner Heimat noch lebendig sind. Seine Veröffentlichungen an dieser Stelle sind nur ein kleiner Teil des Schatzes, den er gesammelt hat, der sich Jahr für Jahr noch mehrt. Die wissenschaftlich philologische Bedeutung des werdenden Werkes wird von Fachleuten schon jetzt an den Taten Müllenhoffs und der Brüder Grimm

gemessen. Jeder Leser der „Heimat" aber erfreut sich an der wundervollen Poesie, die in frischer Ursprünglichkeit unmittelbar aus den Märchen sprudelt, an der Darstellung kulturhistorischer Verhältnisse, die trotz des märchenhaften Gewandes die eigentliche Grundlage vieler Erzählungen sind; er erfreut sich nicht zuletzt an dem herrlichen Plattdeutsch, wie es reiner, treffender und klangvoller auch von den größten unter unsern plattdeutschen Schriftstellern nicht gesprochen worden ist.

Das Schöne und Volkstümliche an den Märchen ist auch der Jugend zugänglich. Doch nicht unbesehen darf jedes Märchen den Kindern gegeben werden: manche Derbheiten, so naiv und treffend sie sein mögen, taugen nicht für Kinderohren; manche noch so scharf beobachteten und wahren Züge des Volkscharakters können von Kindern mißverstanden werden. Darum ist eine Auswahl nötig. Die Prüfungs-Ausschüsse für Jugendschriften in Altona, Hamburg und Kiel haben in Verbindung mit dem plattdeutschen Provinzialverbande die Auswahl getroffen und 19 Märchen[1]) zu einem Bande für die Jugend vereinigt, der in wenigen Wochen bei E. Diederichs in Leipzig erscheinen wird. Unter den 19 Nummern sind 8 der „Heimat" entnommen; die andern stammen aus Professor Wissers handschriftlichem Material. Ein Wörterverzeichnis ist angehängt. Den Buchschmuck (3 Vollbilder, ein Bild als Kopfleiste, mehrere Initialen und den Buchdeckel) hat ein bedeutender niederdeutscher Maler, Prof. Winter in Oldenburg, geliefert. Die Firma E. Diederichs, die auf dem Gebiete der Buchausstattung und des Buchschmucks bahnbrechend geworden ist für den deutschen Buchhandel, bietet Gewähr für eine gute Ausstattung. Trotzdem soll das 6 Bogen starke Buch nur 70 Pfg. kosten.

Den Lesern der „Heimat" sei es als Geschenkwerk für die Jugend sowohl als für Erwachsene warm empfohlen. K. Jungclaus in Kiel.

40. Hans un de Könisdochter.*)

Dar is mal ins[1]) 'n Köni weß, de hett 'n Dochter hatt, de hett so wid spring'n kunnt. Un do lett de Köni utgahn, de vör Frukkoß[2]) so wid meihn kann as sin Dochter spring'n, de schall ehr to 'n Fru hebb'n.

Nu is dar 'n Bur'n weß, de hett drê Söhns hatt, de kriegt dat uk je to hörn.

Do secht de ölls: Du, Vadder, sech' 'e, ik kann je so schön meihn; ik will hen un will mal sehn, wat ik de Könisdochter ne kriegen kann.

Ja, min Jung, secht de Ol, dat dô man.

Hê geiht hen un lett sik anmell'n, un dat Meihn geiht je los. Un hê ritt un deit je,[3]) dat he 'n ontli'n[4]) Placken[5]) askricht.

As dat Frukkoßtit is, do kümmt de Könisdochter un bringt em Frukkoß.

Na, sech' se, êrs eten oder êrs meten?

Eers meten,[6]) sech' 'e.

Do hglt se 'n Tölop[7]) an un springt tô, un springt dar baben öwer hen.

Do mutt he je so wa' to Hus.

Do secht de twêt Söhn, hê kann uk je so schön meihn, denn will hê dar mal up af.

[1]) Eins dieser bisher noch nicht veröffentlichten Märchen und eins der vier Bilder der Sammlung bringen die nachfolgenden Seiten. Das Bild, zu dessen Abdruck leider nur eine unvollkommene Photographie hat benutzt werden können, gehört zu Nr. 13 (Jahrgang 1900) der ostholsteinischen Volksmärchen, zum Märchen „Hans un de lütt Katt," das von derselben Erzählerin stammt wie das hier mitgeteilte. E.

*) Das Märchen mußte, um veröffentlicht werden zu können, in seinem ersten Teil abgeändert werden. Die von der früheren etwas abweichende Orthographie ist die der zu Weihnachten erscheinenden Auswahl.

Den' geiht 't, kort to vertell'n, grad' ebenso. As se mit de Frukkoß kümmt un se fröcht em: Na, êrs eten oder êrs meten? do secht he uk: êrs meten. Un do hglt se 'n Tôlop un springt dar wa' baben öwer hen. Un hê mutt uk je so wa' aftrecken.

Do secht de jüngs Söhn, de hett Hans hêten — den' hebbt de annern ümmer so 'n beten dummeri hol'n — de secht do, denn will hê dar mal hen.

Och, Jung, secht de Ol, wat wullt du dar? Din beiden Bröder sünd dar niks bi word'n: du warrs dar je gar niks bi.

Ja, Vadder, sech' 'e, dat kann 'n mennimal ne weten. Ik will 't doch mal versöken.

Na, denn gah los, secht de Ol.

Hans nimmt sin Lê [8]) öwern Nacken, un denn nimmt he sik so 'n lütt Köppen [9]) vull grôn Sêp [10]) mit, un do geiht he je hen.

As he in de Wisch kümmt, do meiht he so 'n beten bi sik rüm, un meiht so 'n lütten Placken af, wo he gôt up ligg'n kann, mêhr ne. Un as he dat hett, do lecht he sik hen to 'n Slapen. Un slöppt so lang', bet de Könisdochter mit de Frukkoß kümmt.

Do wgkt he up.

Na, Hans, secht se un lacht, mêhr heß ne af?

Ja, sech' 'e, dar springs du noch gar ne röwer.

Dat lütt Flach? [11]) sech' se. Dar schall ik noch to spring'n?

Jg, secht Hans, spring'n schaß du.

Na, wullt denn êrs eten, sech' se, oder wüllt wi êrs meten?

Nę, êrs eten, secht Hans.

Do sett se sik bi em int Gras, un Hans vertehrt je sin Frukkoß.

As he bi to eten is, do ward se dat Köppen wahr mit de grôn Sêp.

Wat heß dar in, Hans? fröcht se.

Ja, secht Hans, dat is Sprungsalw. Wenn 'n sik dê ünner de Fôt smęrt, denn kann 'n noch vęl wider spring'n, ahn'n [12]) Tôlop.

O Hans, sech' se, dat will ik doch mal versöken.

Hans mutt ehr wat ünner de Fôt smęrn, un do schall 't Meten je losgahn.

Sieh so, Hans, sech' se, nu paß up. Un darmit springt se tô — 'n Tôlop hglt se gar ne êrs — un rutsch! glitscht [13]) se ut un licht up 'e Nęs.

Nu hett se je ne so wid sprung'n, as Hans meiht hett, un do hett Hans je wunn'n. Un do geiht he mit ehr hen na 'n Köni un will ehr je to 'n Fru hebb'n.

De Köni will dar awer niks vun weten. So 'n ol'n dumm'n Hans hett sin Dochter je ne hebb'n schullt. Un do secht he to Hans, uę, dat kann ne gell'n: hê hett sin Dochter bedragen; to 'n Fru kricht he ehr ne. Un do mutt Hans uk je so wa' aftrecken.

As dat 'n Titlang her is, do ward de Könisdochter krank. Un de Dokters seggt, se kann anners ne wa' beter ward'n, se mutt drê frisch Figen to eten hebb'n.

Do lett de Köni utgahn, de em drê frisch Figen bring'n kann, wo sin Dochter wa' beter vun ward, de schall ehr to 'n Fru hebb'n.

Do secht de ölls Söhn: Du, Vadder, sech' 'e, wêß wat? Wi hebbt hier je so 'n schönen Figenbôm in'n Gard'n. Dar will ik drê Figen vun afplücken un will dê hen bring'n.

Jg, min Jung, secht de Ol, dat dô man.

Hê kricht sin Figen in so 'n lütten Büdel un geiht dar je mit los.

Ünnerwegens begegent em 'n ol'n Mann — dat is unf' Herrgott weß —, de fröcht em, wat he dar in sin'n Büdel hett.

Pêrfigen, sech' 'e.

Denn lgt 't Pêrſigen blib'n, ſecht de ol Mann.

As he dar nu kümmt up 'n Sluß, do lett he ſik je anmell'n, dat he friſch Figen bringt vör de krank Könisdochter.

Na, ſecht de Köni, denn lgt din Figen mal ſêhn.

Hê mgkt ſin'n Büdel je apen un langt dar rin, un do kricht he dar drê gęl Pêrſigen rut.

Dumm' Bengel! ſecht de Köni, wullt du ên'n hier noch vernarr'n [14]) hebb'n?

Hê röppt de Wach, un do jackelt [15]) ſe em todęgen [16]) af un ſmit em rut. Un hê kümmt je ſo wa' an to Hus.

Do ſecht de twêt Söhn, denn will hê mal hen mit Figen.

Den' geiht 't, kort to vertell'n, grad' ebenſo.

As de ol Mann em fröcht, wat he in ſin'n Büdel hett, do ſecht he uk: Pêrſigen. Un as he naher bi'n Köni kümmt, do ſünd dat Pêrſigen. Un do kricht he ſin Jackvull [17]) un kümmt uk je ſo to Hus wedder an.

Do ſecht Hans, denn will hê mal hen.

Och, Jung, ſecht de Ol, wat wullt du dar? Din beiden Bröder ehr Figen hebbt niks holpen: wat ſchull'n din denn wul helpen?

Ja, Vadder, ſech' 'e, dat lgt; dat kann 'n mennimal ne weten. Ik will 't doch mal verſöken.

Hê plückt ſik drê Figen af un geiht dar mit los.

Do kümmt de ol Mann dar wedder her.

Na, Hans, ſech' 'e, wat heß dar in, in din'n Büdel?

Friſch Figen, ſecht Hans, de ſchall de krank Könisdochter hebb'n.

Denn lgt 't friſch Figen blib'n, ſecht de ol Mann.

As Hans vör'n Sluß kümmt, do will de Puſſ'n [18]) em êrs gar ne rup laten. Hê denkt, Hans will den Köni uk vernarr'n hebb'n.

Do lett Hans em in den Büdel kiken, un do ſücht he je, de Puſſ'n, dat dat Figen ſünd. Un do lett he em dör.

As Hans bi den Köni kümmt, na, ſecht de Köni, du büß uk wul ſo 'n Driwert [19]) as din beiden Bröder. Mgk din'n Büdel man êrs mal apen.

Hans mgkt ſin'n Büdel apen, un do kricht he dar drê rech ſo'n ſchön friſch Figen herut.

Se leggt de Figen up 'n goll'n Töller, un do kricht de Könisdochter ehr to eten. Un ſo as ſe ehr up hett, is ſe wa' beter.

Nu hett Hans dat uk je kunnt.

De Köni will dat awer noch ne gell'n laten. Hê hett hunnert Haſen, ſech' 'e, in ſin'n Slußggrd'n. Wenn Hans de ên'n Dag öwer höden kann, un kann ehr 'sabens all' hunnert wa' mit to Hus bring'n, denn ſchall he ſin Dochter hebb'n.

Hans denkt: Dat kanns je doch ne. Hê lett 'n Kopp häng'n un ſchüfft af.

Ünnerwegens begegent de ol Mann em wedder.

Na, Hans, ſech' 'e, wat fehlt di? Du ſühß je rein ſo benau't [20]) ut.

Ja, ſecht Hans, ik ſchall den Köni ſin hunnert Haſen höden. Wenn ik dat kann, denn ſchall ik de Könisdochter hebb'n. Awer dat kann ik je ne.

Jg, Hans, ſecht de ol Mann, dat kanns du.

Ja, wo ſchall ik dat maken? ſecht Hans.

Dat will ik di ſegg'n, Hans, ſecht de ol Mann. Hier heß du 'n Fleit. Wenn du dar up fleiten deis, denn kgmt de Haſen all' wedder up 'n Dutt. [21]) Awer wenn de Könisdochter bi di kümmt un will di 'n Haſen afköpen, denn muß du di hart [22]) hol'n un muß ehr kên'n kriegen laten.

Nę, ſecht Hans, dat will he denn uk ne.

Annern Morgen geiht Hans wa' hen na 'n Köni un ſecht, hê will de hunnert Haſen höden.

Se lgt de Hasen ut, un so as se rut sünd, löppt de ên hier hen un de anner dar hen.

Hans kricht sin Fleit ut de Tasch un fleit. Un do kgmt se all' wa' trüch.

So geiht dat nu den ganzen Dag. De Hasen sünd ümmer ȳwer all' de Bargen; un wenn Hans fleit, denn kgmt se ümmer all' wa' up 'n Dutt.

Namdggs kümmt de Könisdochter bi em an: hê schall ehr doch 'n Hasen verköpen.

Nę, Dêrn, secht Hans, dat kann 'k je ne. Denn hess ik vunabend [23]) min hunnert Hasen je ne.

Se bidd't un prell't [24]) awer je so lang', bet he ehr toletz doch ên'n kriegen lett.

Se kricht ehr'n Hasen in 'n Korf un geiht darmit los. Den' heß schön anföhrt! denkt se, nu hett he sin hunnert Hasen je ne vunabend.

Awer as se al dicht bi 'n Sluß is, do kricht Hans sin Fleit her un fleit, un wutsch! springt de Has' ehr rut ut 'n Korf, un dat weg, un kümmt bi Hans wedder an.

'sabens hött [25]) Hans hen to Hus mit sin Hasen. Se ward wa' inlaten in 'n Gard'n, un de Köni tell't [26]) ehr, un do sünd se dar all' hunnert wedder.

De Köni will dat awer noch ne gell'n laten. Hans schall em êrs 'n Sack vull Wahrheit bring'n. Wenn he dat uk noch kann, denn schall he de Könisdochter hebb'n.

Hans lett 'n Kopp je wa' häng'n un treckt af. Un will je wa' hen to Hus.

Do kümmt de ol Mann wa' gêgen em an.

Na, Hans, sech' 'e, wat fehlt di? Du büß je wedder so arm'n Sinn's.

Ja, secht Hans, de Köni will dat noch ne gell'n laten. Ik schall em êrs 'n Sack vull Wahrheit bring'n. Wenn ik dat kann, denn schall ik de Könisdochter hebb'n. Awer dat kann 'k je ne.

Jg, Hans, secht de ol Mann, dat kanns du.

Ja, secht Hans, wo schall ik dar bi kam'n? Ik wêt je gar ne, wo de Wahrheit is.

Ja, Hans, secht de ol Mann, dat will ik di segg'n. Du nimms 'n Sack un 'n Sacksband, un denn geihs du hen na 'n Köni un mgks dat so un so. Un darmit secht de ol Mann em Beschêd, wodenni as [27]) hê dat maken schall.

Annern Dag, do geiht Hans je wa' hen na 'n Köni.

Na, Hans, secht de Köni, brings du mi 'n Sack vull Wahrheit?

Jg, Herr Köni, secht Hans.

Ja, secht de Köni, du heß dar je ne niks in, in din'n Sack.

Nę, secht Hans, noch is 'e [28]) niks in. Awer dat schall ne lang' dur'n, denn is he vull.

Na, dat schall mi doch mal verlang'n! secht de Köni.

Ja, secht Hans, Herr Köni hett je doch utgahn laten toêrs, de wider meihn kunn as sin Dochter spring'n, de schull ehr to 'n Fru hebb'n. Un do hess ik je doch wider meiht. Is dat wul ne wahr, Herr Köni?

Jg, Hans, secht de Köni, dat heß du. Dat is de Wahrheit.

Herin na min'n Sack, secht Hans, dat min Sack vull ward!

Un darmit kricht he den Sacksband her un binn't em nedd'n [29]) üm, üm den Sack.

Ja, un naher, secht Hans, do hett Herr Köni je doch utgahn laten, de em drê frisch Figen bring'n kunn, wo de Könisdochter wa' beter vun wörr, de schull ehr to 'n Fru hebb'n. Un do hess ik je doch drê frisch Figen bröcht un hess ehr wa' gesund mgkt. Is dat wul ne wahr, Herr Köni?

Ja, Hans, secht de Köni, dat heß du. Dat is de Wahrheit.

Herin na min'n Sack, secht Hans, dat min Sack vull ward!

Un darmit knütt[30]) he den Band nedd'n los un binn't em in de Midd' üm.

Ja, un toletz, secht Hans, do hett Herr Köni je doch secht, wenn ik sin hunnert Hasen ên'n Dag öwer höden kunn, denn schull ik de Könisdochter hebb'n. Un do heff ik ehr je doch hött un heff ehr 'sabens all' hunnert wa' mit to Hus bröcht. Is dat wul ne wahr, Herr Köni?

Ja, Hans, secht de Köni, dat heß du. Dat is de Wahrheit.

Herin na min'n Sack, dat min Sack vull ward! secht Hans.

Un darmit knütt he den Band in de Midd' los un binn't em baben üm.

Sieh so, Herr Köni, secht Hans, nu is min Sack vull. Un 'n Sack vull Wahrheit schull ik je bring'n. Denn schull ik de Könisdochter je hebb'n.

Nu kann de Köni dar je niks mêhr gêgen segg'n. Un do hett Hans de Könisdochter to 'n Fru kregen. Un as de Köni dot bleben is, do is Hans Köni worden.

Nach Frau Caroline Lembcke, geb. Lamprecht, jetzt in Neudorf bei Eutin, geb. 1826 zu Pansdorf. Von ihr stammen auch Nr. 11, 13, 30 u. 33 (Jahrgang 1900 u. 02).

Anmerkungen: [1]) einst. [2]) Mnd. vrokost, Frühkost, Frühstück. [3]) reißt und tut. [4]) ordentlichen. [5]) Flecken. [6]) messen. [7]) einen Zulauf holen: einen Anlauf nehmen. [8]) Sense. [9]) Mnd. koppeken, Deminut. zu kop, kleine Schale, Obertasse. [10]) Seife. [11]) Fläche, Strecke. [12]) ohne. [13]) gleitet. [14]) vör 'n Narr'n: zum Besten. [15]) abjackeln: durchprügeln. [16]) gehörig. [17]) dat Jackvull. [18]) Posten. [19]) Driwer(t): Treiber, Herumtreiber (?). [20]) niedergeschlagen, gedrückt. [21]) auf den Haufen, zusammen. [22]) sich hart halten: fest bleiben. [23]) Schon mnd. van avent: heute Abend. [24]) quält. [25]) hütet. [26]) zählt. [27]) wie denn als: wie. [28]) 'e ft. dar. [29]) unten. [30]) knotet.

Plattdeutsche Rätsel.[1])

Zusammengestellt von G. F. Meyer in Kiel.

1. Ruge, ruge, riep,
Gęl is de Piep,
Swart is de Sack,
Wo de gęle Piep in stack.
Fürstentum Lübeck. (Gelbe Wurzel.)

2. Ruge, ruge, Runzel,
Wat deist in min Verfunzel?
Min Verfunzel is noch nich scharn,
Wat hest in min Verfunzel verlarn?
Fürstent. Lübeck. (Kuh in der Kornkoppel.)

3. Ut't Holt ward't halt,
In'n Pierstall fahlt't (befahlt),
In'n Schapstall lammt't (belammt),
Steiht up de Dęl un brammt.
Fürstentum Lübeck. (Geige.)

[1]) Vergl. „Heimat" 1895 S. 33 und 1902 S. 219.

4. Veer runne, runne Runzeln,
Twee dicke, dicke Dunzeln,
Een Brotsack,
Een Schwiepschwapp.
Nu rad mal, wat is dat?
(Wagenräder, Pferde, Knecht, Peitsche.)
Fürstentum Lübeck.

5. Ruge, ruge Relln (Rillen),
Veer ruge Fell'n,
Knurrbüdel un Knappsack,
Rad mal, wat is dat?
(Knecht mit Pferden und Peitsche hinter dem Pflnge.)
Dithmarschen (Ehlers in Bramstedt).

6. Veer Löpers,
Veer Stöters,
Een Smirksmark,
Een Brotsack,
Rad mal, wat is dat?
Fürst. Lübeck. (Vergl. Müllenhoff S. 508.)

7. Veer Hängels,
Veer Gängels,
Twee wiest den Weg,
Twee seht den Weg,
Een slept achterna:
Rad mal, wat meen ik da?
(Müllenhoff.) (Kuh.)

8. Hüppup un Wüppup
Löp'n beid lang een Stück up:
Acht Been un een Steert.
Is dat nich dat Rad'n wert?
Fürst. Lübeck. (Maulwurf und Frosch.)

9. De lütte Peter Dierks,
De plögt ümmer fierks,
He plögt de Acker up un dal
Un bruk keen Isen un keen Stahl.
Kr. Husum. (Maulwurf.)

10. Achter unser Hus
Plögt Vadder Krus,
Ahn Siek un ahn Schar,
Un doch is Vadder Krus dar.
(Suck in Oldesloe.)

11. Achter unser Hus,
Dar plögt Peter Krus,
Sonder Peer un sonder Plog. —
Wat is dat? (Maulwurf.)
Dithmarschen (Ehlers in Bramstedt.)

12. Da köm'n Mann von Rücken,
Har'n Kleed an von hunnertdusend Stücken,
Har'n knökern Angesicht,
Har'n Kamm un kämm sik nich. (Hahn.)
Fürst. Lübeck. (Vergl. Müllenhoff S. 506.)

13. Hentepetente füll up de Bank,
Hentepetente füll ünner de Bank,
Köm'n dree Herrn von Iken un Aken,
Konn'n all keen Hentepetente mehr maken.
Fürst. Lübeck. (Ei)

14. Kummt en Tunn von Engelland,
Sunder Born un sunder Band,
Is tweerlei Beer in. (Ei.)
(Müllenhoff S. 506.)

15. To Wittenbarg im Dome,
Da is en gele Blome,
Un wer de gele Blom will eten,
De mutt ganz Wittenbarg tobreken.
(Müllenhoff S. 506.) (Ei.)

16. De Köster un sin Swester,
De Preester un sin Fru,
De güng'n dörch den Heier
Un sünn'n een Vagelnest mit veer Eier.
Un jeder nöhm een 'rut,
Bleef doch noch een in.
(Die Frau des Pastoren war die Schwester des Küsters.) (Vergl. Müllenhoff S. 508.)

17. Höger as 'n Hus,
Lütter as 'n Mus,
Gröner as Gras,
Witter as Flaß,
Bitter as Gall,
Un doch mögt de Herrn dat all.
(Müllenhoff S. 505.) (Walnuß.)

18. Vör as 'n Gaffel,
In de Mirr as 'n Hawersack,
Achter as 'n Pietsch. (Kuh.)
Fürst. Lübeck.

19. De Wieker, de Wacker,
De löp öwer'n Acker,
Do köm'n dree Herrn un woll'n em möten;
De Wieker, de Wacker
Löp doch öwer'n Acker. (Wind.)
Fürst. Lübeck.

20. Da köm 'n Mann von Aken
Mit 'n witt Laken,
He woll de ganze Welt bedecken,
Konn bloß nich öwer't Water recken.
(Schnee.)
Fürst. Lübeck. (Vergl. Müllenhoff S. 505.)

21. Da köm en Vagel fellerlos
Un sett sik up 'n Bom blattlos.
Da köm de Jungfru mundelos
Un sreet den Vagel fellerlos
Von den Bom blattlos.
(Müllenhoff S. 504.) (Schnee.)

22. Achter min Vaders Kamer,
Dar hangt en blanken Hamer;
Wer damit timmern kann,
Dat is en künstlichen Mann.
(Müllenhoff S. 505.) (Eiszapfen.)

23. En Vagel in de Luft gesweft,
Desgliken nich up Irden lest,
De is so hitzig gewossen,
Un wenn he hungrig ward,
Fritt he negenunnegentig Ossen.
(Müllenhoff S. 506.) (Blitz.)

24. Rot sleiht Swart vör'n —
Un Witt sangt an to danzen.
Kr. Husum. (Milch — im Grapen über Feuer.)

25. Sünn-backs-Koken? (Vertrockneter —.)
Düwel achter'n Oken? (Speckseite.)
Fürstentum Lübeck.

26. Achter unſe Hus,
Dar ſteiht en Kunkeſus,
Dar dot ſe in, dar — ſe in,
Dar ſtickt de rieke Mann ſin Brot herin
(Bienenkorb.)
Dithmarſchen (Ehlers in Bramſtedt).

27. Ole Moler Grau
Steiht alle Nacht in Dau,
Itt nich un drinkt nich,
Deit alle Minſchen gud. (Mühle.)
Dithmarſchen (Ehlers in Bramſtedt).
(Vergl. Müllenhoff S. 507.)

28. Jk weet en Ding in Bradant,
Un ſinn dat nich in Holland;
Hamborg, de ſchöne Stadt,
Da tragen die Jungfern und Frauen das,
Hannchen un Annöten,
Die haben es nicht von Nöten.
(Der Buchſtade R.)
Dithmarſchen (Ehlers in Bramſtedt).

29. Tweedeen ſeet up Dreedeen,
Da nehm Veerbeen Tweedeen Eendeen,
Da nehm Tweebeen Dreebeen un ſmeet
Veerdeen,
Dat Veerdeen Eenbeen fallen leet.
(Menſch, „Hüker," Hund, Knochen.)
(Müllenhoff S. 508.)

30. Wimmel de wammel het Looſ dragen,
Wimmel de wammel driggt Looſ nich mehr,
Wimmel de wammel het högern Befehl,
Wimmel de wammel driggt Lieſ un Seel.
(Suck in Oldesloe.) (Wiege.)

31. Dar ſtünn en ol Mann up een Been,
Harr hunnertduſend Swien di ſik,
Se weern all pickenſwart,
Se ſä'n all ſnirk, ſnark. (Schlehdorn.)
(Müllenhoff S. 505.)

32. In den Garden ſtunn en Kutſch.
Hier en Kutſch un dar en Kutſch,
In de Kutſch da weer en Duf,
Hier en Duf un dar en Duf.
Von de Duf da flög en Fedder, — — —
Ut de Fedder word en Bett, —
In dat Bett da flöp en Knech, —
Vör dat Bett da ſtunn en Weeg, —
In de Weeg da flöp en Kind,
Hier en Kind un dar en Kind.
Nu rade, wat is dat?
(Müllenhoff S. 506.) (Eine große Bohne.)

33. Dar ſeet en Jumfer op den Bom,
Harr en roden Rock an,
Harr en Steen achterin,
Rade mal, wat mag dat ſin?
(Müllenhoff S. 506.) (Apfel oder Kirſche.)

34. Da flügt en Vagel ſtark
Twiſchen hier un Dänemark.
Wat het he in ſin Kropp?
Twölf Laſt Hopp.
Wat het he up ſin Kron?
Twölf Jumfern de ſind ſchon.
Dadi en Fatt mit Wien.
Mutt dat nich en draven Vagel ſin?
(Müllenhoff S. 507.) (Schiff.)

35. Da leep en lütj' Hund woll öwer't Feld,
He harr ſin Steert ſo krus upkrellt.
Jk do di 't Wort woll in den Mund,
Schaſt doch nich raden: Wo heet de lütje
Hund? (Wo.)
(Müllenhoff S. 507.)

36. Da was mal en Hund,
Un de was dunt.
De Hündgen ſin Nam was mi ne vergęten.
Heff dreemal ſeggt,
Schaſt liekers ne węten:
Wat ſör'n Nam harr de Hund?
(Müllenhoff S. 507.) (Was.)

37. Dar leep en lütjen Mann in roden Rock.
He ſä: Moder, währt jun Höhner doch!
Vör jun'n Hund bün ik gar nich dang.
(Müllenhoff S. 507.) (Wurm.)

38. Achter'n Ad'n
Staht 'n paar Klad'n.
Up de Klab'n dar ſteiht en Tunn,
Up de Tunn dar ſteiht en Trechter,
Åwer den Licker dar is en Rüker,
Åwer den Rüker dar ſind twee Kiker,
Åwer de Kikers dar ſteiht wat Gras,
Dar lopen ſette Oſſen up un aſ.
(Müllenhoff S. 508.) (Jung und alt.)

39. Keem en Deert von Norden,
Harr veer Ohren,
Harr ſöß Föt,
Harr en langen Steert.
Rade, rade, wat is dat?
(Müllenhoff S. 508.) (Reiter.)

40. Hier un dor un allerwęgen;
Kannſt du mi dar wol 'n Pund ut wägen,
So will ik di Lübeck un Hamburg gęwen.
(Luft, Rauch.)
(Handelmann, Top. Volkshumor S. 25.)

41. Kolenkarken, dar dün ik kamen,
Dar wollen de Lüd verklamen.
Às ik na Lauendorg ging,
Keemen allerlei Beeſter 'rutſpring'n.
Às ik Hitzo deſöch,
Dar jagen ſe de Fleegen weg.
Jn't Ruge Hus dün ik ok węſen,
Dar weih een de Wind üm de Nęſen.
Da reiſ' ik na Kolenkarken torück,
Dar höl'n wedder toſamen de Alven un
de Rück.
(Die vier Jahreszeiten, dargeſtellt durch anklingende Ortsnamen. Handelmann, Top. Volkshumor S. 31, 32.)

42. Wannehr ſitt de Kreih up'n Studd'n? — Wenn de Bom aſhaut is.

43. Wovęl Kalwerſteert hört darto, bet ſe an 'n Himmel reckt? — Een, wenn he bloß ſo lang is.

44. Warüm löpt de Has öwer'n Barg? — Weil he ünner nich dörch kam kann.

45 Warüm kiekt de Has sik üm, wenn de Hunn achter em sind? — Weil he achter keen Ogen het.

46. Wat löpt rund üm't Hus un het man een Spur? — De Schuskar.

47. Wat is unrecht un doch keen Sünd'? — Een Strümp, de verkehrt antrock'n is.

48. Wat löpt rund üm't Hus un het 'n lang'n Darm achter sik 'ran slępen? — De Kluckhęhn mit 'n Schof Kük'n.

49. Wovęl Flöh gaht in 'n Schępel? — Keen, se hüppt herut.

50. Wat könnt hunnert Peer nich ut 'n Keller treck'n? — En Wollklun.

(Nr. 42—50: Fürstentum Lübeck.)

51. Wat is dat, wat söß Peer ni lang den Barg treck'n könnt? (Knäuel Garn.)

52. Wat is dat fienste in't Hus? (Mehlseev.)

53. Wat is dat drieste in't Hus? (Fürtang.)

54. Wat is dat swatste in't Hus? (Swat Kalf in 'n düstern Kab'n.)

55. Wat is dat, wat 'n witt up 'n Dack smitt un gęl waller dal kümmt? (Ei.)

56. Wat is dat, wat man rund up 't Hus smitt un lang waller dal kümmt? (Garnknäuel.)

57. Man smitt wat witts in 'n Sod, könnt keen tein Peer waller rut slępen. (Zucker.)

58. Wat kriegt se in Hamborg vör 'n För Hau (Heu), wenn se bi uns vör 'n Pund Botter acht Groschen kriegt? (Zwei Pferde.)

59. Wat is lichter, hunnert Pund Steen oder hunnert Pund Fellern?

60. Wovęl Eier kannst du nüchtern ęten? (Eins.)

61. Up wat von Siet fallt de Has, wenn he schaten ward? (Up de ruge Siet.)

62. En Koh, en Kalf un en Biddelkalf, wovęl Been het de? (Keins.)

(Nr. 51—62: Dithmarschen [Ehlers in Bramstedt].)

63. Wo wit is 't von 'n Himmel na de Höll? — (An der Chaussee von Elmshorn nach Itzehoe liegen zwei Wirtshäuser einander gegenüber, welche Helle (Hölle) und Himmel heißen. Handelmann, Top. Volkshumor S. 29.)

Mitteilungen.

1. **Kranzfahren.** Einige Ähnlichkeit mit dem in Nr. 6 der „Heimat" erwähnten Türkenfahren hat das noch heute vereinzelt stattfindende Kranz- oder Schleifenfahren für Mädchen. Die Hinterräder eines Wagens (von denen das eine in der Erde befestigt wird) und zwei Erntewagen-Leitern, mit Stühlen versehen, müssen wiederum dazu dienen, eine Art Karussell herzustellen. An der Seite der zu beschreibenden Bahn ist eine bekränzte Stange mit Querbalken errichtet. An dem Querbalken hängt ein großer Kranz, in welchem eine in losen Knoten geschlungene Schleife flattert. Wird von einem der mitfahrenden Mädchen dreimal hintereinander die Schleife erobert, so ist sie Königin und erhält den ersten Preis. Die Mädchen sind festlich geschmückt und tragen Kränze im Haar. Das Kranzfahren zählt zu den Pfingstbelustigungen. In Groß-Timmendorf (Fürstentum Lübeck) wurde es noch am zweiten Pfingsttage d. J. veranstaltet, während die Knechte sich beim Ringreiten vergnügten.

Lübeck. L. St.

2. **Heimatliches aus dem Lande der Angelländer.** In Nr. 6 dieses Jahrganges ist der Feldeinfassungen und Durchlässe in Ostholstein Erwähnung getan. Wie ich davon las, kam mir eine Reiseerinnerung in den Sinn, die auch manchen der „Heimat"-Leser ansprechen wird. Wir waren in Plymouth zu Anker gegangen und machten von da aus manchen Ausflug in die Umgegend. Da fiel mir, dem Schleswiger, eines eigentümlich angenehm auf. Wenn man binnenlands auf den Höhen steht und über die üppig-fruchtbare Landschaft hinblickt, die sich zu beiden Seiten des Flusses ausbreitet im freundlichen Gemisch von Feld und Anger und Wald, dann hat die ganze Gegend mit einem Male eine entschieden anheimelnde Art für unser einen, der aus dem Norden stammt; und nach langem Sinnen, worin denn das eigentlich liegt, fällt's einem plötzlich wie mit Schuppen von den Augen: das machen ja die „Knicks," welche hier, wie daheim in Ostholstein und in Angeln, die Felder einhegen! Sogar die unbequemen Steinübergänge fehlen nicht, wo ein Feldweg oder Fußpfad den Acker kreuzt, auf dem jetzt rotes, langgehörntes Rindvieh wohlgenährt wiederkäut, um uns morgen früh den edlen Devonshire-Creame auf den Messetisch liefern zu können: prächtigen, dicken Rahm, die Freude aller Seefahrer.

Bleckendorf. Heims, Marinepfarrer a. D.

Flieberbaum auf einem Weibenbaum.

3. **Baum auf Baum.** Als Ergänzung zu der Mitteilung des Herrn Schnack in der Juni-Nummer über einen Vogelbeerbaum auf einem Weibenbaum im Kirchspiel Quern bringen wir in dieser Nummer ein Bild, wozu uns eine Photographie von Herrn H. Hansen in Schörderupfelb bei Kappeln freundlichst zur Verfügung gestellt worden ist. — Beim Besuch der diesjährigen Generalversammlung in Friedrichstadt bemerkten wir am Wege vom Bahnhof nach der Stadt einen Flieberbaum auf einem Weibenbaum; diese beiden Bäume stellt das andere Bild dar. Wie uns Herr Honnens in Friedrichstadt mitteilt, ist der Flieberbaum im Verlaufe des Sommers eingegangen. In der Nähe des Weibenbaums befand sich ein Wassergraben, der selten ganz austrocknete; seit nun aber das Wasser durch Drainage abgeleitet wird und der Graben zugeworfen ist, fehlt es an genügender Feuchtigkeit für beide Bäume: der Flieder ist vertrocknet, während die Weide weiter grünt.

Eckmann.

4. **Alte Eisenschlacken.** Im vorigen Jahre wurde in den „Flensburger Nachrichten" mitgeteilt, daß in der Hölzung bei Frörup (Kirchspiels Owersee) Eisenschlacken vorhanden wären, die für Meteorsteine gehalten würden. Proben davon wurden an das naturhistorische Museum in Hamburg gesandt und von Prof. Dr. Gottsche als Überreste einer primitiven Eisengewinnung im Mittelalter erkannt. Dieser Mitteilung fügte Kaufmann Teichgräber in Flensburg später hinzu, daß er solche Schlacken in großen Massen, zu Hügeln aufgeschichtet, mehrfach gefunden habe, besonders im Walde zwischen Klipleff und Seegaard, im Handewitter Gehölz, auch in dem Walde zwischen Bilschau und Owersee. — Ich bemerke noch, daß auch ich vor mehreren Jahren solche Blöcke gefunden habe an der Bondenau unweit Mühlenbrück und an der Chaussee auf Esmarkfelb, eben nördlich vom Satruper Gehege Nehberg. — Im Mittelalter hat man das im Lande gefundene Raseneisenerz sofort in den Waldungen geschmolzen und im Freien weiter verarbeitet. An

Vogelbeerbaum auf einem Weidenbaum.

den Plätzen in Angeln, wo ich die Schlacken fand, ist freilich kein solches Rohmaterial vorhanden; es müssen also entweder die Schlacken aus anderer Gegend dorthin gekommen sein, oder man hat das Erz dorthin gebracht und dann geschmolzen. Im Westen ist das Raseneisenerz reichlich vorhanden; so habe ich z. B. auf dem Wege von Lindewitt nach Bredstedt eine ganze Wegestrecke davon hergestellt und die Wälle an den Koppeln von großen Quadern dieses Materials aufgeführt gesehen. — In Seegaard, fährt Herr Teichgräber fort, gehe die Sage, daß Gustav Adolf auf seinen Zügen durch Schleswig-Holstein selbst die Waffen habe schmieden lassen und das nötige Eisen aus Raseneisenerz gewonnen habe. Ein Hochofen-Ingenieur, dem Herr Teichgräber einige Stücke gesandt, habe erklärt, daß ein hoher Prozentsatz Eisen darin enthalten sei (T. meint 60 % zu erinnern). Der Ingenieur habe gefragt, wieviele Waggons davon geliefert werden könnten, und habe franko Werk (Rheinland) 160 M. für den Doppelwaggon geboten. Die Transportkosten hätten sich aber zu hoch gestellt, und so sei die Hebung dieser Schätze unterblieben. Dem kann noch hinzugefügt werden, daß der Fabrikant Holle vor mehreren Jahren (wie unser Seminarlehrer Martens in Segeberg sagte) für sein Eisenwerk Karlshütte bei Rendsburg ein Patent auf Verwertung des Raseneisenerzes erworben, aber der hohen Kosten wegen von dem Unternehmen abgesehen habe.

Flensburg. J. J. Callsen.

Schwarzspecht, Picus martius.
Aus: Haacke & Kuhnert, Das Tierleben der Erde.

5. **Selten vorkommende Vögel.** Im Laufe des letzten Vierteljahres hatte ich das Vergnügen, einige bei uns selten vorkommende Vögel auszustopfen. Als solche seien genannt:

a. Der Schwarzspecht, Picus martius. Im März erwarb ich von Herrn Förster Hansen auf Annenhof bei Kiel einen von diesem lange verfolgten und endlich erlegten Schwarzspecht. Derselbe überragt alle seine Verwandten bedeutend an Körpergröße; denn seine Länge beträgt 48 cm, die Länge des Schnabels 6 cm. In Deutschland wird er nur ganz vereinzelt angetroffen.

b. Der Steinadler, Aquila chrysaetus. Im Februar d. J. erlegte Herr Förster Leptin auf dem Gute Nehmten bei Ascheberg an einem Tage drei und am zweiten Tage darauf noch zwei Steinadler, von welchen ich drei käuflich erwarb. Der größte unter ihnen hatte ein Gewicht von 8 kg. Die Spannweite seiner Flügel betrug 2,50 m, die Länge der größten Schwungfedern 68 cm, die Schwanzlänge 35 cm. Der Oberschnabel maß von der Wurzel bis zur Spitze 9½ cm. — Die Farbe dieser Adler ist bei allen fast gleich: dunkelbraun mit allmählichen Übergängen in Dunkelgrau und Schmutzigweiß, der Schwanz an der Spitze schwarz. Außer den bayrischen Alpen und den größeren Wäldern des nordöstlichen Deutschlands hat der Steinadler in unserm Vaterlande keine Heimatstätten. Doch unternimmt er nach Lutz: „Die Raubvögel Deutschlands" von dort aus größere Streifzüge durch ganz Deutschland. Ich glaube jedoch nicht, daß die Streifer nur junge Tiere sind,

wie Lutz anführt. Denn eines der von mir ausgestopften Tiere, dessen Maße oben angegeben, muß nach seinen Größenverhältnissen zu den übrigen sicherlich mehrere Jahre alt sein. Wenn man die von Kraft strotzenden Füße betrachtet, deren 6—7 cm lange Zehen mit mächtigen Krallen von 5½ cm Länge bewaffnet sind, so wundert man sich nicht mehr, daß dieser Raubvogel Tiere von Lämmer- und Ziegengröße mit Leichtigkeit zu zerreißen oder fortzutragen vermag.

c. Die Sperlingseule, Glaucidium passerinum. Ein niedliches Tierchen, die kleinste unter den Eulen, nur 19—20 cm lang. Ihr Federkleid ist dunkelgrau und schmutzigweiß gesprenkelt, die Unterseite etwas heller gefärbt, die Iris leuchtend gelb. Die

Sperlingseule, Glaucidium passerinum.
Aus: Haacke & Kuhnert,
Das Tierleben der Erde.

Nahrung dieses Vogels besteht in Mäusen, Maulwürfen und Fledermäusen. Die Sperlingseule kommt in den meisten größeren Wäldern Deutschlands vor, doch nur höchst selten. Als Nistplatz benutzt sie Baumhöhlen. Die von mir ausgestopfte Eule wurde im April von Herrn Förster Westphal in Rolfshörnerholz bei Bovenau in einer Falle gefangen.

Hassee bei Kiel, im Juni 1903. H. Kalström.

6. **Alte Inschriften.** (Aus P. Meiborg, „Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig.")

13. An Gottes Segen ist alles gelegen.
14. Gottes Segen reich ernähret.
(13 u. 14 über dem Kamin — im Friesischen.)
15. Wenn ich mich zu Bette lege, so denke ich an dich, wenn ich erwache, so rede ich von dir. (Über Betten im Friesischen.)
16. Vergiß die Freundschaft nicht, die du vorhin empfangen. Es ist noch nie der Fluch das Haus vorbeigegangen, darin der Undank wohnt. Drum lerne dankbar sein, es kostet wenig Müh' und bringt doch großes ein.
(1784. Über einer Tür auf Sylt.)
17. Ich weise recht und kann nicht seh'n;
Ich hannge und kann dennoch geh'n;
Flensburg.

Mein Schritt ist weder weit noch breit
Und sollget doch der schnellen Zeit.
(1788. Auf einer Stubenuhr im Friesischen.)
18. Alting kommer af Gud, Lykke og Ulykke, Liv og Død, Armod og Rigdom. (Alles kommt von Gott, Glück und Unglück, Leben und Tod, Armut und Reichtum.)
19. De som seile paa Havet og bruge deres Handel i store Vande, de have set Herrens underlige Gerninger. (Die, so auf dem Meere fahren und treiben ihren Handel im großen Wasser, die haben gesehen des Herrn wunderbare Taten.)
(18 u. 19 auf Hausgerät im Flensburger Museum.)
J. J. Callsen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 11. November 1903.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.
Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitgliedee weeden feeundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeteägen, bei Adeesseveeänderungen usw. die auf dee Adeesse voegezeichnete Nummee mit angeben zu wollen; daduech weeden dem Kasseufüheee, dem Schelftfüheee und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Jeetümee erspaet.

Inhalt: 1. Peters, M. W. Fack. (Mit Bild.) — 2. 3r, Hars. (Gedicht.) — 3. Eckmann, Zur Erinnerung an Ludwig Meyn. — 4. Voigt, Flensburg um 1600. — 5. Schnitger, Mitteilungen aus der hamburgischen Kulturgeschichte. I. — 6. Körner, Auf Kalö. — 7. Meyer, Plattdeutsche Redensarten vom Schlafen. — 8. 3r, Ful Hans. (Gedicht.) — 9. Stubbe, Bitte, betreffend die ältere Mäßigkeitsbewegung in Schleswig-Holstein. — 10. Mitteilungen.

Bücherschau.

1. **Rüm Hart — klar Kimming.** Erzählung von **Thusnelda Kühl.** — Vor etwa einem Jahre konnten wir an dieser Stelle auf die „Reidings," eine Novelle von Th. Kühl, aufmerksam machen. Heute schon ist diese Arbeit durch zwei neue Schöpfungen derselben Verfasserin überholt und meiner Meinung nach auch überboten. Vor mir liegt eine derselben: „Rüm Hart — klar Kimming," die im Verlage von Hermann Costenoble in Jena unter den Romanen und Novellen neuzeitlicher Schriftsteller erschienen ist. Sie spielt wie die meisten Arbeiten von Th. Kühl auf heimatlichem Boden, in Eiderstedt. Wenn das auch nirgends ausgesprochen ist, so glaubt man sich doch unwillkürlich dahin versetzt. Wer Eiderstedt kennt, kann garnicht anders; er muß ihm bekannte Örtlichkeiten für die mit lebhaften Farben geschilderten und genannten einsetzen. So wird der „Fährkrug" fast selbstverständlich an die Eider und Riedholm, das Dorf mit einer dreiklassigen Schule, mit einem Rechenmeister, einem zweiten Lehrer und einer Lehrerin, nolens volens nach Oldenswort verlegt. Auch die vorkommenden Personen wie der Lehnsmann Cornils, der Kätner Jochen Iversen und sein Sohn Wulff, der Fährkrugwirt Peter Sindig und seine blauäugige Tochter Mai und das Dienstmädchen Trinke sind Eiderstedter von echtem Schrot und Korn, während die Lehrer, der alte geistreiche Rechenmeister, sein Adlatus, Herr Nielsen, und die Lehrerin Fräulein Marie Louise Karberg wohl nicht in Eiderstedt geboren und groß geworden, aber dennoch Land und Leute lieb gewonnen haben und gern dort weilen. In die schlichten und trauten Kreise Riedholms und des Fährkruges gelangen auf kurze Zeit zwei Großstadtmenschen, der Maler Klaus Thomsen, der allerdings in Riedholm geboren, aber seiner Heimat gänzlich fremd geworden ist, und Mathilde Runge, eine ihm geistig und seelisch nahestehende Malerin. Die Konflikte, die diese beiden in Riedholm hervorrufen, dienen nur der Läuterung und Kräftigung der Persönlichkeiten, die mit ihnen in Berührung

kommen. Wulff Iversen und Mai Sindig, Lehrer Nielsen und Fräulein Karberg, die von Anfang an für einander bestimmt zu sein scheinen, sie kriegen sich doch, mag auch der Maler den Bräuten und die Malerin den Bräutigamen zuweilen den Kopf verdrehen. — Das Buch ist spannend geschrieben; nirgends finden sich Szenen, die den Leser langweilen. Die Figuren sind so deutlich gezeichnet, daß man sie mit eigenen Augen zu sehen meint. Die Sprache, besonders die Konversation im Hause des Rechenmeisters, darf als äußerst gewandt, wenn nicht gar als geistreich bezeichnet werden. Das Buch hat den Vorzug, daß es jedem zu lesen gegeben werden kann. Magnus Voß.

2. **Thomas Mann: „Buddenbrooks,"** Roman. Verlegt bei S. Fischer, Berlin. — Der Roman, der in kurzer Zeit sechs Auflagen erlebt hat, verdient aus mehreren Gründen den Lesern der „Heimat" sehr warm empfohlen zu werden, da er einesteils in der alten Hansastadt Lübeck spielt, also räumlich schon auf unser Interesse rechnen darf, anderenteils aber — und das ist die Hauptsache — das prächtige Werk einer bedeutenden dichterischen Kraft ist, einer Kraft, die in der Großzügigkeit der Darstellung, im glänzenden Stil an Gustav Freytag, den Meister deutscher Romankunst, erinnert. Der Roman, der den Untertitel „Verfall einer Familie" führt, schildert in breitem Fluß den allmählichen Niedergang und gänzlichen Verfall einer reichen und angesehenen Lübecker Kaufmannsfamilie. Die Darstellung ist von einer harten, fast grausamen Objektivität; ohne Für und Wider schildert der Dichter, wie das Schicksal erbarmungslos das stolze Geschlecht zermalmt, dessen Widerstand wie ein Nichts vor dem unaufhaltsam näherkommenden Verhängnis zusammenschrumpft. Mit wunderbarer Treue hat er den Lokalton getroffen, mit großer Meisterschaft seine Personen in drei, vier Sätzen scharf charakterisiert, hineingestellt, Alltagsmenschen, die aber immer unser Interesse fesseln. Es ist ein tiefes, ernstes, nachdenkliches Buch, das sich viele Freunde erwerben wird. Wilh. Lobsien.

3. **„Wente Frese."** Roman aus Alt-Husum und dem Wattenmeer von **Emilie Hamkens.** Verlegt bei Pierson in Dresden. — Der vorliegende Roman ist offenbar das Erstlingswerk einer neuen schleswig-holsteinischen Schriftstellerin und hat als solcher die Gebrechen, aber auch die Vorzüge, die man meistens bei Erstlingswerken beobachten kann. Es steckt manche gute und scharfe Beobachtung drin: der Nordseestrand, das Wattenmeer, das Leben auf den Halligen, das alles ist gut geschaut und stimmungsvoll, vor allen Dingen ohne Stimmungsüberladung, gezeichnet. Sehr fein hat sie auch das Zeitkolorit getroffen (der Roman spielt um die Zeit, als Husum eine Stadt wurde), und verweilt gern bei der Schilderung alter Sitten und Gebräuche. Die Vorzüge ihres Werkes liegen also zu einem großen Teil auf kulturhistorischem Gebiete, doch weist auch manches Kapitel große psychologische Feinheiten und gute Charakterzeichnung auf, besonders in der ersten Hälfte, Vorzüge, die uns mit dem etwas abenteuerlichen Gang der Handlung aussöhnen. — Das Buch ist eine gute Talentprobe, die zur Hoffnung auf spätere, tüchtige Werke berechtigt. Wir Schleswig-Holsteiner dürfen uns dieser neuen heimischen Schriftstellerin aufrichtig freuen. Wilh. Lobsien.

Mitteilung.

1. **Der Totenkopf.** a. Zu den Bemerkungen über das Vorkommen dieses Schmetterlings in Holstein kann ich hinzufügen, daß mir vor etwa 30 Jahren das erste Exemplar dieses großen, interessanten Insekts von der Insel Föhr lebend ins Haus geschickt wurde. Später habe ich eine Raupe davon hier in der Stadt auf einem Kartoffelfelde gefunden, und von meinem verstorbenen Schwager, dem Lehrer Möller in Esperstoft (an der Treene), mehrere dort gefundene Puppen bekommen; aber weder ihm noch mir ist es möglich gewesen, einen Schmetterling daraus zu gewinnen, sie starben uns alle. Der längst verstorbene Pastor Harries (Sohn des Dichters von „Heil dir im Siegerkranz"), der ein fleißiger Sammler von Naturalien und guter Kenner war, erzählte mir einst, daß in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf der Insel Fehmarn ein Mann gelebt, der ein Geschäft mit der Zucht von Totenkopf-Schmetterlingen gemacht und für jedes Tier einen Dukaten bekommen habe.

Flensburg. J. J. Callsen.

b. Zu dem Vorkommen von Acherontia atropus L. kann ich bemerken, daß dieselbe im Sommer 1901 in ziemlicher Anzahl hier vorkam. Zöglinge der hiesigen Präparandenanstalt haben vielfach Raupen bis zur Verpuppung gebracht. Es entwickelten sich in den meisten Fällen kräftige Schmetterlinge. Im selben Jahre war auch Deilephila euphorbiae hier recht häufig. Gefüttert wurde die Raupe mit Euphorbia helioscopica.

Lunden. Ortmann.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 11. November 1903.

M. W. Fack.

Zum achtzigsten Geburtstage unseres Ehrenmitgliedes.

Wer von den alten Schleswig-Holsteinern kennt nicht unsern Fack? Gar vielen ist er im Gedächtnis als treuer und tüchtiger Lehrer, die alten Achtundvierziger haben an ihm einen braven Kameraden, und vielen Landbewohnern ist der mit Hammer und Tasche umherwandernde Forscher jedenfalls in bester Erinnerung.

Unser Fack ist geboren zu Delve, Kreis Norderdithmarschen, am 4. November 1823. Sein Vater hatte dort ein kleines Anwesen, trieb Fettviehgrasung und Fleischhandel. Als Fack mit sechs Jahren in die Dorfschule eintrat, konnte er bereits lesen und schreiben. In seinem 10. Jahre nahm der dortige Pastor Lorenzen den begabten Knaben in seinen Privatunterricht; dessen Sohn, der spätere Pastor Fr. N. Lorenzen in Delve und Barlt, war sein einziger Schulkamerad. Hauptsächlich trieb man alte Sprachen, und die beiden Knaben brachten es unter anderm so weit, daß sie den Virgil lasen. Aber dieser Unterricht dauerte nur fünf Jahre. 1838 starb Pastor Lorenzen, und Fack mußte wieder in die Dorfschule. 1840 wurde er konfirmiert, und der neue Pastor, Saß, bestimmte ihn, Lehrer zu werden. Dem damaligen Brauche gemäß traten die angehenden Lehrer

Nach einer Photographie von Th. Möller in Kiel.

von der Schulbank vor die Schulbank. Fack bestand die erforderliche Prüfung bei Propst Nielsen in Schleswig und wurde Unterlehrer in Norderstapel. Dort blieb er 1½ Jahre und kam dann an die Kantorschule in Erfde. Für ihre Fortbildung hatten die Unterlehrer zum großen Teil selber zu sorgen; Fack beschäftigte sich besonders mit Geographie, Botanik, Klavier- und Orgelspiel.

Im Jahre 1844 trat er in das Segeberger Seminar. Der dortige Seminarlehrer Martens, welcher die Naturwissenschaften vertrat, gewann auf ihn besonderen Einfluß und begeisterte ihn für das Studium der Natur. Diesem konnte er sich sofort hingeben, als er nach dem Abgange vom Seminar Hauslehrer auf Oppendorf wurde. Die herrlichen Waldungen an der Schwentine veranlaßten ihn namentlich dazu, sich eingehend mit der heimischen Vogelwelt zu beschäftigen.

Da kam der schleswig-holsteinische Krieg, und 1849 folgte auch Fack dem Ruf zur Fahne. Er wurde bald Unteroffizier; als ihn aber sein Bataillonskommandeur zum Offizier befördern wollte, lehnte er ab.

Nach seinem Abgange vom Militär war er kurze Zeit Lehrer in Pohnsdorf bei Preetz und in Glückstadt. Im November 1853 erhielt er eine Stelle am Gymnasium in Kiel, und nun war unser Fack an einem Orte, wo er zunächst Anregung empfangen und dann Anregung geben konnte. Am Gymnasium wurde ihm bald der naturwissenschaftliche Unterricht bis Obertertia einschließlich übertragen. Das entsprach seiner Neigung, und Fack ging mit vollem Eifer an das Studium dieses sehr umfassenden Gebiets. Von besonderer Bedeutung war es für ihn, daß er sich Männern wie Markus Schlichting und Ludwig Meyn anschließen konnte. Besonders der letztere gewann ihn für das Studium der Landesgeologie, und auf diesem Gebiete vor allem liegt seine Bedeutung. Wohl hat er auch die übrigen naturwissenschaftlichen Fächer gepflegt und sich darin Kenntnisse erworben, die zum Teil über das Durchschnittsmaß erheblich hinausgehen. Es sei hier nur daran erinnert, daß er die hiesigen Land- und Süßwasserkonchylien ziemlich vollständig gesammelt hat; in seiner Sammlung finden sich Arten, die man anderswo vergebens sucht. Hauptstudium aber blieb die Geologie. Mit dem Hammer in der Hand durchwanderte er die Provinz, und mit schwer beladener Tasche kehrte er heim, um die Fundstücke seiner Sammlung einzuverleiben. So hat er eine Sammlung zustande gebracht, die unter denen privater Natur ihres Gleichen nicht haben dürfte. Dieselbe umfaßt Bodenarten, Geschiebe und Versteinerungen. Ich muß hier schlechterdings darauf verzichten, ein auch nur annäherndes Bild von der Reichhaltigkeit der Fackschen Sammlung zu geben. Das übersteigt meine Kräfte und hätte für die Mehrzahl der Leser keinen Zweck. Nur eins will ich erwähnen. Den Glanzpunkt seiner Sammlung bildet das „Holsteiner Gestein." Schon der Name sagt, daß es vorzugsweise in Holstein gefunden wird. Es gehört dem Miocän an und ist geradezu gespickt mit Versteinerungen. Fack hat dieses Gestein in einer Vollständigkeit gesammelt und eine so große Zahl von Petrefakten sorgfältig herausgearbeitet, daß auch keine Sammlung eines öffentlichen Instituts der seinigen gleichkommen dürfte. Mehr als 200 Arten hat Fack bereits in dem Holsteiner Gestein gefunden, darunter gegen 20, die vor ihm nicht bekannt waren. Und noch ist seine Sammlung bei weitem nicht erschöpfend bearbeitet; ein Fachgelehrter kann sicher noch manchen Schatz heben. Hoffentlich bleibt die Sammlung unserer Provinz erhalten, und hoffentlich kommt sie an die richtige Stelle, d. h. in die Hände eines fachkundigen Mannes und zur öffentlichen Benutzung für das Studium unserer Landesgeologie. Ich denke an unsere Universität und an unsere Seminarien. Es wäre sehr zu bedauern, wenn die Sammlung unserer Provinz verloren ginge. Noch ist es Zeit, sie zu erwerben!

Den großen Wert der Fackschen Forschungen haben die Männer der Wissen-

Digitized by Google

schaft willig anerkannt; nicht nur mit deutschen Gelehrten und Sammlern stand er in regem Verkehr, sondern auch jenseits des Ozeans, in Amerika und Australien, knüpfte man mit ihm Verbindungen an. Mehrfach haben auswärtige Professoren Teile seiner Sammlung entliehen, um zuverlässiges Material für ihre wissenschaftlichen Arbeiten zu haben. Professor v. Koenen in Göttingen benannte zwei im Miocän gefundene Mollusken nach Facks Namen: Nassa Facki und Turbonilla Facki. Noch ein drittes Petrefakt führt seinen Namen, der von Fack in der Lägerdorfer Kreide entdeckte und von Professor Stolley bestimmte Segaster Facki.

Seit 1855 war Fack ein hervorragendes Mitglied des naturwissenschaftlichen Vereins. Mit großer Selbständigkeit — ein Grundzug seines Charakters — vertrat er in den Versammlungen dieses Vereins seine Ansichten. In dessen Schriften finden sich seine zahlreichen Publikationen zerstreut. Als eine für sich veröffentlichte Arbeit nenne ich seine Geographie von Schleswig-Holstein, Kiel 1865, die als besondere Eigentümlichkeit recht viele Erklärungen geographischer Namen aufweist.

Seit 1864 gehört er dem Kampfgenossenverein der Achtundvierziger in Kiel an und ist viele Jahre in dessen Vorstande als erster Schriftführer tätig gewesen.

Im Jahre 1889, nach 40jähriger Dienstzeit, ging er ab als Lehrer des Gymnasiums, ausgezeichnet durch den Kronenorden. Zur Ruhe begab sich sein rastloser Geist nicht; die Arbeit war ihm nun einmal Bedürfnis. Als 1891 unser Verein gegründet wurde, wählte man Fack zum Vorsitzenden. Nach Niederlegung dieses Amtes ernannte ihn der Vorstand zum Ehrenmitgliede.

Heute begrüßen wir den alten Kämpen zu seinem 80. Geburtstage aufs herzlichste mit schleswig-holsteinischem Gruß und Handschlag.

Kiel. Peters.

Hars.

Wenn't Lov so vun de Telgens weiht
Un küselt an de Er,
Un wenn dor denn an dinken deit,
Wa schön un grön dat weer:
Denn ward een so bedröwt to Mod,
As wull in widen Felln
Een alles man blot von Graff un Dot
Un Starben wat vertelln.

Un mennigeen, de schütt de Kop
Un kann dat ni verstahn:
„Ers blöht dat ut 'n Boden up
Un mutt denn so vergahn!"
Un süfzt: „Ja, ja!" un fangt denn lies'
Mit sik to tüschen an:
„Uns' Herrgott het sin egen Wies',
De nüms begriepen kann."

Kiel. 3r.

Zur Erinnerung an Ludwig Meyn.

Am 4. November d. J. sind 25 Jahre verflossen, seit Dr. Ludwig Meyn in Ütersen im Alter von nur 58 Jahren aus dem Leben scheiden mußte. Eine ganz eigenartige Stellung hatte er in unserm Lande sich errungen: Inhaber einer Düngerfabrik, daneben ein Forscher im Gebiete der Wissenschaft und zugleich ein Mann, der Aufklärung ins Volk hineintrug, zu allen Ständen in freundlichen Beziehungen stehend. Was er gewesen und geleistet, ist nach seinem jäh erfolgten Tode von verschiedenen Seiten dargestellt worden.

Über die Art, sein Gedächtnis in Ehren zu halten, ob durch eine Stiftung oder durch ein Denkmal, ob letzteres in Ütersen oder in Pinneberg, darüber entstanden leider Mißhelligkeiten. Die Herausgeber der „Kieler Zeitung" und der „Itzehoer Nachrichten," für welche Blätter Dr. Meyn ein fleißiger und sehr ge-

schätzter Mitarbeiter gewesen war, stifteten zusammen ein Kapital von 4000 Mark, dessen Zinsen dazu bestimmt sein sollten, bedürftigen Gemeinden unseres Landes Mittel für ihre Schülerbibliothek zu überweisen. Seit 1886 ist alljährlich von einer Kommission dieses Geld verteilt worden und ist dadurch gewirkt worden so recht im Sinne Ludwig Meyns, dessen Streben die Bildung des Volks war. — Vom Vorstande des landwirtschaftlichen Generalvereins für Schleswig-Holstein wurde in einem Aufrufe, worin die Verdienste des Verstorbenen aufs wärmste hervorgehoben waren, aufgefordert zur Sammlung von Beiträgen für ein Denkmal. Die Witwe selbst schmückte das Grab ihres Mannes auf dem Kirchhofe zu Ütersen mit einem schlichten Granitstein. Das Denkmalskomitee wünschte das Landesdenkmal in Pinneberg zu errichten, an dem Orte, wo Ludwig Meyn geboren. Die Sammlung litt unter dem damals herrschenden Zwiespalt und brachte keine genügende Summe. Die beigesteuerten Beträge sind in Pinneberg belegt (angewachsen jetzt zu fast 1000 Mark) und warten auf Verwendung.

Als unser Verein für Natur- und Landeskunde 1890 ins Leben gerufen war, hielt ich es für eine Pflicht der Dankbarkeit, auf der Generalversammlung zu Rendsburg am 15. Mai 1894 das Lebensbild von Ludwig Meyn unseren Mitgliedern vorzuführen (vergl. „Heimat" 1894, Seite 206—214). Meine Bemerkung, daß unbenutzt das für ein Denkmal gesammelte Geld in Pinneberg liege, gab Dr. Stern, damals in Kiel, Veranlassung zu dem Antrage: Der geschäftsführende Ausschuß hat die Frage der Errichtung eines Denkmals für Ludwig Meyn zu erwägen und der nächstjährigen Versammlung positive Vorschläge zu unterbreiten," — welcher Antrag von der Generalversammlung genehmigt wurde. Die Bemühungen des Ausschusses hatten aber leider keinen Erfolg.

Eine Ehrung anderer Art wird Ludwig Meyn noch alljährlich zuteil durch den Verlag von Lühr & Dircks in Garding. Unter dem Titel „Dr. L. Meyns schleswig-holsteinischer Hauskalender" erscheint Jahr für Jahr das Büchlein, dessen Redaktion Dr. Meyn von 1872—78 führte und an dessen Herstellung noch viele Veteranen sich beteiligen, die einst von ihm zur Mitarbeit herangezogen worden waren. — Unvergessen ist Ludwig Meyns Wirken heute noch auf einem speziellen Gebiete der Landeskunde. Wer sich mit der Geologie unseres Heimatlandes eingehend beschäftigen will, kann nicht umhin, Meyns Schriften über die Bodenbeschaffenheit Schleswig-Holsteins zu studieren, wenn auch verschiedene seiner Ansichten von der neueren Forschung durch andere ersetzt worden sind. — Als eine Stimme aus der Zeit, da man ernstlich die Errichtung eines Denkmals plante, mag folgendes Gedicht von Wilhelm Lütchens noch Raum finden:

Es gilt ein Denkmal weihen
„Dem Mann von Tat und Wort,"
Dem Sohne Schleswig-Holsteins,
„Des Vaterlandes Hort."
Ihm, dessen jähes Ende
Beweint sein Holstenland, —
Dem Manne, dessen Wiege
In unserm Städtchen stand. —
Wohl, ehrt den teuren Namen,
Grabt ihn in Erz und Stein!
Nur denkt, daß auch die Stätte
Mag „seiner würdig" sein.
Die Stätte „seiner würdig"
Beut ihm Natur allein
Beim Rauschen grüner Wipfel
In unserm Buchenhain.
Bei ihr, der ewigen Mutter
Im anspruchslosen Kleid,
Der treu sein ganzes Streben
In Manneskraft geweiht, —
Wo schon beim Knabenspiele
Ein Mentor er allein,
Wo wir die „ersten Reden"
Gehört von Ludwig Meyn.
„Dorthin!" Ihr Jugendfreunde,
Für unsern Dr. Meyn:
Im „Fahlt," zu jenen Zeugen
Setzt ihm den Ehrenstein!

Ellerbek. Eckmann.

Flensburg um 1600.

III. Das Flensburger Schulwesen.

Von Christian Voigt in Flensburg.

Wenn der Rat der Stadt Flensburg in einer Polizeiverordnung vom Jahre 1558 verfügt: „Idt scholenn ock de olderenn ere kindere jnn de scholen tho holdenn vorplichtet syn. Ifft de oderen nu so arm syn, dat se sodans nicht vermogen, so wert mennich fram christen, ock de vorstendere der armen tho dem schollone vorhelpen; ock werden de scholmester sulueſt wes veune gades willen doen," so geht daraus hervor, daß das städtische Schulwesen zur angegebenen Zeit bereits einen solchen Umfang hatte, daß der Gedanke an die Einführung einer allgemeinen Schulpflicht aufkommen konnte. Das ist um so bemerkenswerter, als die Schulen zur damaligen Zeit hier noch keine wesentliche Umgestaltung durch die Reformation erfahren hatten. Es bestand noch nicht einmal eine lateinische Schule im Sinne der Kirchenordnung, trotzdem die Reformatoren den Städten die Sorge für Gründung solcher Schulen doch vor allem ans Herz legten; geschweige denn, daß für die Hebung der sonstigen städtischen Schulen etwas getan war. Es ist auch nicht wie bei den Reformatoren die Sorge um eine bessere Bildung des Volkes, aus der jene Verfügung entsprang, sondern der Rat wird zu derselben bewogen, „dewile hir der stratenbouen vth der wyse vele vy der stratenn lopen, dat der bouereye tho uele werth."

Flensburg besaß nun derzeit an jeder der beiden Hauptkirchen eine sogen. Rektorschule mit 2 Klassen, wo die Anfangsgründe des Latein, einige Gebete, Schreiben und Rechnen gelehrt wurden. Wenn man erwägt, daß es damals keine Bedenken erregte, in eine Klasse 100—200 Kinder zu stecken, ja, daß die Schulmeister um der größeren Einnahme willen die Klassen kaum voll genug kriegen konnten, so wird man zugeben müssen, daß die vorhandenen 4 Klassen für die männliche Jugend — denn diese hat der Rat nur im Auge — einer Stadt mit 1134 „Bürgern," also etwa 6000 Einw. und 500 in unserm Sinne schulpflichtigen Knaben ausreichten, daß also in dieser Beziehung einer Einführung der allgemeinen Schulpflicht nichts im Wege stand.

Als 1566 die dreisprachige lateinische Schule eröffnet wurde, gingen die Rektorschulen ein, und in den von diesen bisher benutzten Räumen wurde die „deutsche Schule" untergebracht. Im Volksmunde hieß sie die „alte Schule," wahrscheinlich weil sie die alten Räume benutzte, vielleicht aber auch, weil sie Einrichtung und Lehrziel der ehemaligen Rektorschulen beibehielt.

Über Mädchenschulen ist uns nichts bekannt. Wahrscheinlich werden auch hier, „alse dat in mancken hübsken steden" war, seit der Reformation die Frauen der Kapellane und Diakonen sich der Mädchen angenommen haben, um sie in Katechismus, Lesen, Schreiben und weiblichen Handarbeiten zu unterrichten. Ebenso darf angenommen werden, daß auch hier einige der trotz aller Verbote nicht auszurottenden „Winkelschulen" bestanden haben.

Im Johannis-Kirchspiel, das fast nur als Dorf gewürdigt wurde, hat wahrscheinlich, wie es in andern Dörfern erstrebt wurde, der Küster die Verpflichtung gehabt, einmal wöchentlich den Katechismus zu lehren.

Über alle diese den breiteren Schichten des Volkes dienenden Unterrichtsanstalten fließen die Nachrichten so spärlich, daß wir uns kein klares Bild derselben machen können.

Über den Zustand der lateinischen Schule sind wir dagegen recht gut unter-

richtet. Sie war mit 3 Lehrern eröffnet und hatte um 1600 5 Lehrer und 6 Klassen. An der Spitze der Anstalt stand der Rektor, dem der Konrektor zur Seite stand. Die übrigen Lehrer alle werden als Schulgesellen bezeichnet: der Kantor, der Quartus und der Quintus. Der Rektor und der Konrektor bezogen eine feste Einnahme von 200 Mark. außerdem aber hatte ersterer freie Familienwohnung, einen Garten, freie Weide für einige Kühe und Anteil an dem Schulgelde. Alle anderen Lehrer hatten keine feste Einnahme. Sie bezogen ihren Teil vom Schulgelde, waren aber im übrigen hauptsächlich auf ihren Lohn für kirchliche Verrichtungen angewiesen. Der Kantor der Schule nämlich hatte das Kantoramt in der Nikolaikirche, der Quartus leitete den Gesang in Johannis und der Quintus, Sonntags vom Konrektor unterstützt, hatte den Chorgesang in Marien zu leiten. Außer den Bezügen für diese Dienste flossen bei Hochzeiten und Beerdigungen Abgaben in die Kantorei, welche die Schulgesellen sich teilten. Der Kantor hatte ferner für den Gesang bei großen Hochzeiten besondere Einnahmen. Die ganze Einnahme dieser Schulgesellen war jedoch kaum für ihren Unterhalt ausreichend, so daß sie auf Freitische bei den Bürgern angewiesen waren.

Der Vormittagsunterricht in den Schulen begann Sommers um 6, Winters um 7 Uhr und dauerte 3 Stunden, nachmittags wurde von 12—4 Uhr unterrichtet. (Man pflegte nämlich um 10 Uhr das Mittagessen einzunehmen.) Der Mittwoch- und der Sonnabendnachmittag waren schulfrei. Sonst gab es das ganze Jahr hindurch nur wenig Unterbrechung: Ostern und Michaelis waren die drei Tage nach den dann stattfindenden Prüfungen frei. Ferner war an dem ersten Tage nach den kirchlichen Festen und am Gregorstag, den 12. März, die Schule geschlossen. Unentschuldigte Versäumnisse und Verspätungen der Schüler wurden bestraft.

Der bei weitem größte Teil von Zeit und Kraft wurde auf den Sprachunterricht, vor allem auf das Latein, verwandt. Dieser Unterricht begann schon in der untersten Klasse, wo Lesen und Schreiben des Lateinischen, auch schon etwas Grammatik und der Lutherſche Katechismus in lateinischer Sprache gelehrt wurden. In der mittleren Klasse begann der Unterricht im Griechischen. In der Sekunda und der Prima wurden die Rhetorik und Dialektik der klassischen Schriftsteller betrachtet und Übungen im Dichten und im Abfassen lateinischer Reden daran angeschlossen. Gegen den Sprachunterricht traten die anderen Unterrichtsfächer vollständig in den Hintergrund. Einen Unterricht in den realen Wissensfächern kannte man gar nicht: dem Rechenunterricht war nur in der 3. Klasse eine Stunde gewidmet; der Schreibunterricht hörte schon mit der Quarta auf, und selbst die Religion trat im Schulunterricht zurück. Der größte Teil der religiösen Unterweisung und Erziehung bestand im Auswendiglernen des Katechismus und der Psalmen und in Andachtsübungen in Schule und Kirche. Der Vormittags- wie auch der Nachmittagsunterricht begann und endete mit Gesang, Gebet und dem Hersagen des Katechismus, und zwar wurde darauf gehalten, daß alle vorgeschriebenen Stoffe in bestimmter Reihenfolge absolviert wurden, so daß also die Andachtsübungen zugleich der Einprägung des religiösen Unterrichtsstoffes dienten.

Das wichtigste Mittel der religiösen Erziehung der Jugend war die Teilnahme derselben an den öffentlichen Gottesdiensten und den Leichenbegängnissen in der Stadt. Die Kirchenordnung von 1542 schreibt vor, daß die Kinder nicht nur an den sonntägigen, sondern auch an den werktägigen Gottesdiensten teilnehmen sollten. Wegen der damit verbundenen Unterbrechung des Unterrichts sah man von einer Teilnahme der Schüler der lateinischen Schule an diesen täglichen Gottesdiensten ab. Die Schulordnung Paul Sperlings erwähnt nichts von einer solchen Verpflichtung. Aber zu den Sonntagsgottesdiensten mußten sie ohne Aus-

nahme erscheinen. Sie versammelten sich in der Schule und kehrten nach dem Gottesdienste wieder hierher zurück, um den Inhalt und die wichtigsten Gedanken der Predigt wiederzugeben.

Auffälliger ist uns die Teilnahme der Kinder an den Leichenbegängnissen. In den Unterrichtsbetrieb griff diese wenig störend ein, da die Beerdigungen vorzugsweise am Sonnabend und am Montag stattfanden. Nicht immer waren alle Schüler verpflichtet, der Leiche zu folgen. Die Leichen der vornehmsten Bürger wurden von der ganzen lateinischen Schule, Lehrern und Schülern, und von der deutschen Schule begleitet. Die Schüler versammelten sich in der Schule, begaben sich dann nach dem Trauerhause und schritten, lateinische Psalmen singend, dem Sarge vorauf nach dem Kirchhof. Nach Beendigung des Begräbnisses begaben sich die Schüler wieder nach der Schule, wo Wecken und Geld unter sie verteilt wurden. Die weniger Vornehmen, bei deren Beerdigung es aber auch noch Wecken gab, wurden von 1 oder 2 Lehrern und der Hälfte der Schüler, die Geringen aber nur von der deutschen Schule begleitet.

Ein wichtiges Unterrichtsfach war der Gesangunterricht. Weil man nämlich um der religiösen Bildung willen eine ernste Beteiligung der Schüler am Kirchengesang wollte, weil ferner die Zahl der Gottesdienste größer war, die Liturgie einen bedeutend größeren Umfang einnahm als jetzt, und endlich, weil die Lehrer der lateinischen Schule als besoldete Diener der Kirche ein besonderes Interesse an einem guten Kirchengesang hatten, wurde dem Gesangunterricht ein hoher Wert beigemessen. Ob die lateinische Schule außer den später zu erwähnenden Chören der Symphoniaci und der Melici noch einen Kirchenchor bildete, muß dahingestellt bleiben.

Schon damals erkannte man die Notwendigkeit an, ernste Arbeit mit Spiel und Erholung abwechseln zu lassen. Im Winter wurden Reim-, Bricken- und Kugelspiele, im Sommer Ballspiele aufgeführt. Verboten war das Spielen um Geld und Geldeswert, sowohl Kartenspiel als auch Wetten. Als für das Alter bezw. die Stellung der Schüler nicht passend wurden Brettspiel und Tanz angesehen. Auffällig ist es aber, daß Spielen mit dem Schlenderball und wegen der Gefahren auch Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Schlittenfahren und Schneeballwerfen nicht erlaubt war.

Über die zu damaliger Zeit übliche Unterrichtsmethode enthält der von dem Rektor entworfene Lehrplan einige interessante Andeutungen. Schon in den unteren Klassen wurde allwöchentlich ein unterrichtlicher Wettstreit angestellt, bei dem jeder an lateinischen Vokabeln, Regeln, Katechismusstücken hersagte, was er wußte, oder es wurden Gespräche über das Gelernte eingeleitet, bei denen es sich vorzugsweise um Herbeischaffung von Beispielen zur Begründung einer Regel handelte. In den oberen Klassen wurden förmlich wissenschaftliche Disputationen abgehalten, bei welchen ein Schüler eine von ihm aufgestellte Behauptung gegen die Angriffe seiner Mitschüler verteidigen mußte. Man rang um den Preis im Verfassen und Vortragen lateinischer Gedichte und führte klassische Dramen auf, wohl gar vor dem königlichen Hofe auf dem Schloß, zur Schärfung des Verstandes, zur Erhöhung der Sprachfertigkeit und zur Übung in einem gewandten, höflichen Benehmen.

Da Kenntnis des Latein das A und das O der damaligen Bildung, das Unterscheidungsmerkmal zwischen der besseren Welt und dem gemeinen Volk war, wurde natürlich auch der Wert der Schule nach ihren Leistungen im Latein bemessen, und daher von dieser alle nur erdenklichen Mittel angewandt, die Fertigkeit der Schüler in dieser Sprache zu fördern. Den Schülern der mittleren und oberen Klassen war der Gebrauch der Muttersprache in der Schule nicht nur, sondern auch auf dem Spielplatz durchaus verboten. Sie mußten lateinisch sprechen, und

fehlte jemandem beim Gespräch eine lateinische Vokabel, mußte er um die Erlaubnis bitten, das deutsche Wort gebrauchen zu dürfen, wurde aber gleichwohl gestraft. Damit keiner seiner Strafe entging, wurde folgendes eigenartige Verfahren angewendet: Die Schüler waren im Besitz von Zeichen, welche sich wahrscheinlich an der Kleidung anheften ließen. Betraf nun ein Schüler einen andern beim Gebrauch eines deutschen Wortes, so heftete er diesem ein Zeichen an, mußte aber nicht nur vorher den gebrauchten deutschen Ausdruck ins Lateinische übersetzen, sondern ihn sich auch merken, um die Berechtigung seiner Handlung beweisen zu können. Die „bezeichneten" Schüler wurden von einem dazu beauftragten Mitschüler, dem Notator, zur Brüche von 1 Pfennig notiert und mußten abends die Zeichen wieder abliefern. Wer das nicht that, brüchte 3 Pf., und wer es versäumte, seine deutsch sprechenden Mitschüler zu bezeichnen, büßte 2 Pf. Dieselbe Weise der Bezeichnung der Übertreter wurde auch bezüglich der Vorschriften über das Betragen der Schüler beobachtet. Auch sonst nahm man bei der Schulzucht die Mitwirkung der Schüler in Anspruch. Ein Schüler in jeder Klasse hatte als decurio für Ordnung in der Klasse zu sorgen. Er hatte festzustellen, ob jeder Schüler seine häuslichen Arbeiten gemacht hatte. Darum mußte das Gelernte vor ihm repetiert werden. Ferner wachte er darüber, daß jeder mit den nötigen Büchern und auch Papier versehen sei und 2 Federn in seiner Federbüchse habe. Die Notatores hatten das Verhalten der Mitschüler auf dem Spielplatze, besonders auch, wie schon gesagt, ihre Sprache zu beaufsichtigen, während den „coricaei" die Pflicht oblag, ihre Mitschüler auf Straßen, Plätzen und vor den Toren zu beobachten. Zum guten Verhalten gehörte es, die Kniee zu beugen oder die Kopfbedeckung, die sonst selbst in der Kirche und in der Schule nicht abgenommen wurde, zu lüften, wenn die Lehrer in die Klasse traten, wenn das Evangelium in der Kirche verlesen, gebetet, der Name Jesu oder die Dreieinigkeit genannt wurde, wenn ältere, ehrwürdige Leute, Geistliche, Magistratspersonen, Wohltäter der Schule auf der Straße angetroffen wurden.

Eine Eigentümlichkeit in dem Schulleben des Mittelalters und auch noch späterer Zeit dürfen wir nicht vergessen, das ist die Kurrende. Unter Kurrendeschülern verstand man diejenigen armen Schüler der lateinischen Schulen, welche sich durch Singen oder Hersagen des Katechismus vor den Türen der Bürger ihren Unterhalt erwarben. Die Schüler der deutschen Schule, welche ein Gleiches taten, gehörten nicht zur Kurrende. Es haftete diesem „Umsingen" nicht der Makel der Bettelei an, vielmehr wurde das moralische wie das gesetzliche Recht der Schüler zu solchem Betteln ebensowenig angefochten wie die christliche Pflicht, sie nicht ohne Almosen von der Tür zu weisen. Die Prediger mahnten von Zeit zu Zeit von der Kanzel aus, des Almosengebens, besonders an die armen Schüler, als eines Gott wohlgefälligen Werkes nicht zu vergessen. „Die armen Schüler in der Current" und die aus der deutschen Schule hatten beim Betteln das Vorrecht vor den andern Armen. Diese mußten warten, bis jene ihre Almosen empfangen hatten.

Der Name Kurrende umfaßt aber nicht alle Schüler der lateinischen Schule, welche sich durch Umsingen ihren Unterhalt erwarben. Es zerfielen diese vielmehr in 2 Gruppen, die symphoniaci — das waren die älteren Schüler, die mehrstimmigen Gesang trieben — und die melici oder Kurrendeschüler, welche nur einstimmig sangen. Nur diejenigen wurden in diese Chöre aufgenommen, die sich durch Fleiß die Erlaubnis des Rektors erwarben. Jede der genannten Sängergruppen hatte 2 Vorsteher, von denen einer die Kasse führte, einer die Führung der Sänger übernahm. Für Verspätungen und Versäumnis bei dem Singen wurde eine Strafe gezahlt. Es nahm jedoch, wenn viele Sänger da waren, nicht

immer die ganze Schar an dem „Umsingen" teil. Besonders im Winter und bei schlechtem Wetter teilten sie sich in 2 Haufen, von denen jeder die Hälfte der zu durchziehenden Straßen übernahm. Die symphoniaci sangen vorzugsweise nur an Sonn- und Festtagen vor den Türen. Ihr Gesang galt den Zuhörern schon als Kunstleistung und das gereichte Almosen als Gegenleistung für den gebotenen Genuß. Es wurde ihnen daher auch ausschließlich Geld gegeben, das von dem Vorsteher in eine gemeinsame Kasse gesammelt wurde. Die symphoniaci wurden auch häufig zu Festen, Hochzeiten und Schmäusen geladen, um durch ihren Gesang die Freude zu erhöhen. Natürlich gab es dafür außer Essen und Trinken auch einen Beitrag zur Kasse. Die gesammelten Gelder wurden jeden dritten, vierten Monat in Gegenwart der Lehrer und eines Predigers nach Bedürftigkeit und Leistungen der Schüler verteilt.

Die Kurrendeschüler, also meistens kleinere Knaben, gingen an Werkeltagen und Sonntags nach Beendigung des Gottesdienstes in dem Kirchspiel um, in dem Gottesdienst gewesen war: Sonntags in der ganzen Stadt, Dienstags und Donnerstags in Marien, Mittwochs und Freitags in Nikolai, Donnerstags in Johannis. Sie sammelten sich in der Schule und gingen von hier paarweise hintereinander vor die Türen und sangen ein geistliches Lied. Das dargebotene Brot und Geld wurde von dem Vorsteher gesammelt, ersteres sofort, das Geld alle Halbjahr oder jährlich verteilt. Diese armen Schüler hatten, da sie meistens vom Schulgeld befreit waren, ferner die Pflicht, unter Aufsicht des Kustos, des Schuldieners, zweimal wöchentlich die Schule und einmal in der Woche das Kloster und den Klostergarten reinzumachen. Außerdem mußten sie Sommers eine bestimmte Menge Brennholz für die Schule sammeln.

Die größeren Schüler verschafften sich vielfach Nebenverdienst dadurch, daß sie eine Stelle als „Pädagog," Hülfslehrer, bei Kindern vermögender Eltern annahmen, wofür sie gewöhnlich freien Aufenthalt erhielten. Nicht selten begleiteten sie dann später ihre Zöglinge auf Kosten der Eltern derselben auch auf die Universität nach Straßburg, Basel, Tübingen, Paris oder Pavia, den beliebtesten Hochschulen der damaligen Zeit.

Mitteilungen aus der hamburgischen Kulturgeschichte.

1. Aus der Geschichte des mittelalterlichen Geldwesens in Lübeck und Hamburg.

Von **C. Rud. Schnitger** in Hamburg.

Vorbemerkung.

In den größeren Werken über die hamburgische Geschichte nimmt die äußere wie die innere politische Geschichte der Stadt fast immer den größten Raum ein, so daß die Kulturgeschichte nur verhältnismäßig wenig zur Geltung kommt. Zu den auf letztere bezüglichen Abschnitten gehört m. E. auch der über die Entwickelung des Münzwesens, über welches aber in den Büchern über hamburgische Geschichte eigentlich so gut wie nichts zu finden ist. Monographien zur Kulturgeschichte Hamburgs gibt es ja in größerer Zahl, und auch das Münzwesen ist darunter vertreten; aber für das größere Publikum sind sie teils zu teuer, teils gehen sie allzusehr auf Einzelheiten ein, die nur für denjenigen Interesse haben, der sich eingehender mit dem betreffenden Gegenstande beschäftigt oder beschäftigen will.

Zu diesen Schriften gehören auch die von Langermann und O. C. Gaedechens, sowie die von Dr. Ad. Soetbeer, Dr. Ernst Levy von Halle (auch der Lübecker Dr. F. H. Grautoff ist hier zu nennen) usw., die das hamburgische Münzwesen behandeln. Wenn ich nun auf Grund dieser sehr verdienstlichen Werke es unternehme, in Kürze die Entwickelung des hamburgischen Münzwesens etwa bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts darzustellen, so ist diese Arbeit nicht mehr, und soll nicht mehr sein als ein Versuch, dieses sehr schwierige Kapitel wenigstens in seinen Hauptzügen darzulegen. Dabei ist es aber sehr möglich, daß die eine oder andere Partie nicht ganz richtig aufgefaßt oder nicht vollständig genug wiedergegeben ist, und wie ich nun einerseits aus den angeführten Gründen dafür im voraus um Entschuldigung bitte, so bitte ich andererseits fachkundigere Leser um Berichtigungen bezw. Ergänzungen, wo solche nötig sind.

I.

In meinem Aufsatze „Kulturhistorisches aus alten Rechenbüchern" („Heimat" 1902, S. 10, 55, 110) bin ich auf die Geldverhältnisse in Hamburg im 17. Jahrhundert kurz zu sprechen gekommen, und habe dabei auf die verschiedenartige Benennung der Münzen (Pfund, Mark, Schilling usw.) hingewiesen, sowie auf deren unbequeme Einteilung. Letzteres gilt besonders von der Mark, die in 16 Schillinge à 12 Pfennige geteilt war. Diese Bezeichnung Mark kehrt auch bei dem Gewicht für Gold und Silber wieder, auf das ich jedoch nicht eingegangen bin, weil der reiche Stoff ohnehin schon sehr zur Beschränkung mahnte. Auch die Münzbezeichnung Pfund (Pfund Flämisch à 20 Schillinge à 12 Pfennige oder Grote) kommt zugleich als Gewichtsname vor.

Die Münzverhältnisse des 17. Jahrhunderts sind nach und nach aus denen früherer Zeiten entstanden. Diese letzteren sind aber nicht ohne weiteres klar zu übersehen, und es ist daher nicht immer leicht, für die älteren Wertangaben die jetzigen zu ermitteln, da die populären Schriften über hamburgische Geschichte uns da in der Regel im Stiche lassen. Und doch wäre es oft erwünscht, solche älteren Angaben nach dem jetzigen Wert, wenn auch nur annähernd, zu bestimmen. Ich glaube daher, den Freunden der vaterstädtischen Geschichte einen kleinen Dienst zu erweisen, wenn ich in Nachstehendem zunächst die Entwickelung der Geldverhältnisse in Hamburg für die ältere Zeit darlege. Im engen Zusammenhange damit steht die Entwickelung der lübeckischen Geldverhältnisse, oder genauer gesagt, diese sind für jene, beide zusammen aber für die älteren holsteinischen Münzverhältnisse maßgebend gewesen.

Das Geld, d. h. in bestimmter Form und Größe abgeteilte Stücke vorwiegend edlen Metalles, ist schon seit sehr alter Zeit als Tauschmittel und zugleich als Wertmesser im Gebrauch. Schon sehr früh wird auch jedes einzelne Stück mit einem bestimmten Abzeichen, dem Gepräge, versehen gewesen sein, das als Bürgschaft für die Echtheit der Münze gelten sollte. Daneben wird sich aber auch in manchen Gegenden die primitivere Zahlungsform, das Zuwägen einer bestimmten Menge Edelmetalls, vorwiegend Silbers, lange erhalten haben. [1])

Verhältnismäßig spät erst verbreitet sich über Norddeutschland und die hier obwaltenden Verhältnisse ein helleres Licht der Geschichte, wie im allgemeinen, so auch insbesondere bezüglich der Geldverhältnisse. Seit der Zeit, daß die Römer im westlichen und südlichen Deutschland festeren Fuß gefaßt haben, wird auch in

[1]) Das war noch im 12., vielleicht auch noch im 13. Jahrhundert in Hamburg der Fall, wo größere Zahlungen in ungemünztem Silber beglichen wurden. (Vgl. O. C. Gaedechens, Hamb. Münzen u. Medaillen II, Seite 162.)

diesen Gegenden vorwiegend römisches Geld gebraucht worden sein, und manche römische Münze, die bei Aufgrabungen gefunden worden ist, gibt Kunde davon, daß römisches Geld auch über die Grenzen des Römerreichs hinaus in davon östlich und nördlich gelegene Teile Deutschlands gelangt ist.[1]) Geprägtes Geld ist auch bei den Ost- und Westgoten, sowie bei den Franken zur Zeit der Merowinger im Gebrauch gewesen.

In Norddeutschland haben wir es zu Anfang des 9. Jahrhunderts, zu der Zeit, da der Name Hamburg zuerst genannt wird, besonders mit zwei Völkerschaften, den Sachsen und den Slaven, zu tun, die zwischen Elbe und Ostsee einander benachbart waren, und an die noch heute mancherlei erinnert, u. a. Orts- und Personennamen, verschiedene Sitten und Gebräuche; dazu gehören auch die Wertbezeichnungen: Pfund, Mark, Schilling, Pfennig.[2]) Das Verdienst, diese bezüglich des Geldes sehr verwickelten Verhältnisse nach mühsamen Einzelforschungen in klarer und übersichtlicher Weise für Lübeck dargelegt zu haben, gebührt dem Lübecker Professor Dr. F. H. Grautoff.[3]) Der 3. Band seiner Historischen Schriften enthält eine ausführliche Münzgeschichte Lübecks; zum Teil auf dieser, zum größeren Teil aber auf eigenen Forschungen beruht dann die Schrift von Dr. Adolf Soetbeer: „Denkschrift über Hamburgs Münzverhältnisse. Hamburg 1846." Beide Schriften liegen der nachfolgenden Darstellung zu Grunde.

Ob Sachsen und Slaven schon vor dem 8. Jahrhundert Silber als Tauschmittel und Wertmesser gehabt haben, ist wohl, wenigstens für unsere Gegend, schwer nachzuweisen. In der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts aber wird bei den Sachsen das Silber in Pfunden gewogen worden sein.

Gemünztes Geld war bei den Sachsen vor den Kriegen mit den Franken wahrscheinlich sehr wenig im Umlauf; der ganze Verkehr beruhte in der Hauptsache auf der Naturalwirtschaft. Erst nach der Unterwerfung der Sachsen durch die Franken wird allmählich, wenn auch nur langsam, gemünztes Geld mehr Eingang bei ihnen gefunden haben. Denn die fränkischen Könige ließen, wie vorhin erwähnt, schon Geld prägen; doch war der Vorrat davon immer noch verhältnismäßig gering, und für die infolge von Gesetzübertretungen zu zahlenden Geldbußen konnten auch dem Werte nach bestimmt angegebene Naturalgegenstände (Pferde, Ochsen, Getreide usw.) geliefert werden.

Dies „Pfund," d. h. Zahlpfund, findet sich außer bei den Sachsen auch bei den Franken, und wurde nach römischer Weise in 12 Unzen geteilt. Man teilte es aber auch in 24 halbe Unzen oder Lot,[4]) und eine solche halbe Unze oder ein Lot „machte den solidus argenteus oder den Schilling aus, der wieder in 12 Pfennige oder denarii zerfiel." Der ursprüngliche Wert eines solchen

---

[1]) So ist z. B. im Sommer 1877 in einem Außendeichsland in Ochsenwärder eine gut erhaltene Bronzemünze des Kaisers Vitellius (69—70 n. Chr.) gefunden worden. Vermutlich ist sie mit Baggermaterial aus der Elbe an die genannte Stelle gelangt. (Vgl. Mitteil. d. Ver. f. hamb. Gesch. I, 1, 18.)

[2]) „Pfund" ist zweifellos ein altes Lehnwort aus dem Lateinischen, von pondus, Gewicht. (Vgl. auch Sammlung Göschen, Deutsches Wörterbuch von Dr. Ferd. Detter, Seite 81.) Auf die Etymologie der andern drei obengenannten Wörter möchte ich nicht eingehen, da sie noch nicht genügend festgestellt ist.

[3]) Er war der Sohn des Pastors G. B. Grautoff zu Kirchwärder (Vierlande), später an der St. Katharinenkirche in Hamburg. Nach Vollendung seiner Studien war F. H. Grautoff eine Zeitlang Hauslehrer und ging dann nach Lübeck, wo er später Professor am Katharineum und Stadtbibliothekar wurde. Er starb am 14. Juli 1832 im 44. Lebensjahre. (Lexikon hamburgischer Schriftsteller II, 569 ff.)

[4]) Dr. Ferd. Detter, Deutsches Wörterbuch (Samml. Göschen) Seite 65. bringt das Wort „Lot" in Zusammenhang mit dem englischen Worte lead, Blei. Sollten die Gewichtsstücke ursprünglich aus Bleistücken bestanden haben?

Zahlpfundes war also gleich 288 Pfennigen. Aber schon 794 bestimmte Karl der Große, daß ein Zahlpfund nur 20 Schillinge (240 Pf.) haben sollte. Zu Karls d. Gr. Zeit enthielt der Denar oder Pfennig etwa 1,52 gr Feinsilber und hatte den Wert von 25 jetzigen Pfennigen.

Die Slaven dagegen haben wahrscheinlich nach Marken zu 8 Unzen oder 16 halben Unzen (Lot) gerechnet, wie Dr. Grautoff dies von den deutschen Bergwerken erwähnt, die im 10. bis 12. Jahrhundert hauptsächlich mit Slaven besetzt waren. Möglich ist es auch, daß die Rechnung nach Mark und Lot von den Franken herrührt, die nach römischer Weise bei Gewichten und Münzen neben dem Vollgewicht auch dessen $^2/_3$ gebrauchten; das wären von dem älteren Pfunde zu 12 ganzen oder 24 halben Unzen 8 ganze oder 16 halbe Unzen (Lot, Schilling oder solidus).

Vielleicht ist dies Letztere das Richtigere; denn nach dem sehr eingehenden Werke von F. Günther: „Der Harz in Geschichts-, Kultur- und Landschaftsbildern" (Hannover 1888), Seite 196, sind die ersten Bergleute für den Bergbau im Rammelsberg bei Goslar „aus dem mitteldeutschen Franken, dem Sitz einer uralten Montanindustrie," berufen worden; sie bauten sich auf dem Frankenberge an, dem westlichen Teile der späteren Stadt Goslar. Günther erwähnt nichts von Slaven in dieser Gegend; dagegen war slavische Bevölkerung, die Sorben, seit dem Anfange des 7. Jahrhunderts östlich und westlich der Saale ansässig. In der Grafschaft Mansfeld, die sich hier befindet, ist der Bergbau aber erst zu Ende des 12. Jahrhunderts nachweisbar. (Günther a. a. O. Seite 79.) Trotzdem kann die erwähnte Rechnung nach Mark à 16 Lot aber auch bei den Slaven bestanden haben.

Andererseits erwähnt Dr. Grautoff die Tatsache, daß Lübeck, dessen freilich erst um 1226 entstandener Münzfuß später für einen größeren Teil Norddeutschlands maßgebend geworden ist, ursprünglich eine wendische, also slavische Stadt war, die später jedoch auch durch sächsische Einwanderung bevölkert worden ist. In älterer Zeit wurde daher in Lübeck sowohl nach Pfund als auch nach Mark gerechnet, nach ersterer Weise wenigstens im Verkehr nach außen, bis dann im Laufe der Zeit die „Mark" das „Pfund" verdrängte.

Das Recht, Münzen zu schlagen, war ursprünglich ein Kronrecht (Regal) des Kaisers; „an den Orten, wo der meiste Verkehr stattfand, wurden kaiserliche Münzstätten errichtet, und mit diesen das Privilegium des Geldwechsels verbunden." Die Kaiser verliehen das Münzrecht aber auch zuweilen an geistliche oder weltliche Fürsten des Reiches. Eine solche Verleihung war entweder ein Gnadengeschenk für geleistete oder noch zu leistende Dienste, oder aber sie geschah gegen Zahlung einer jährlichen Abgabe. So kann auch vielleicht schon Ansgar das Münzrecht für Hamburg erhalten haben; denn König Arnulf verleiht in einer Urkunde vom 9. Juni 888 dem Erzbischof Rimbert, dem ersten Nachfolger Ansgars, das Recht, „in Bremen Münzen zu schlagen und zu verwechseln, wie solches schon lange den Vorstehern jener Diözese in Hamburg verstattet gewesen, daselbst aber wegen der Einfälle der Heiden aufgegeben sei." Möglicherweise hat zu Erzbischof Adalberts Zeit hier wieder eine Münze bestanden; bestimmt nachweisen läßt sich dies jedoch nicht, ebensowenig wie sich die Zeit und die Umstände feststellen lassen, zu der und unter denen das Münzrecht des Erzbischofs auf die schauenburgischen Grafen übergegangen ist, und wann diese die ersten Münzen hier haben schlagen lassen.

In Lübeck, das von Graf Adolf II. 1143 auf dem Werder zwischen Trave und Wacknitz neu gegründet, 1158 aber von ihm an Herzog Heinrich

den Löwen abgetreten worden war,[1]) richtete dieser u. a. auch eine Münze ein, die also auch hier, wie in Hamburg, landesherrlich war.

Im Jahre 1189 erteilte nun Kaiser Friedrich I. auf Verwendung des Grafen Adolf III. den Hamburgern das berühmte große Privilegium,[2]) das man mit Recht als die Grundlage der Entwickelung und der Blüte unserer Stadt betrachtet. In dieser überaus wichtigen Urkunde, die noch jetzt im Archiv unserer Stadt verwahrt wird, lautet der 10. Abschnitt: „Wenn aber jemand in der Stadt selbst Geld wechseln will, so darf er dies getrost tun, wo er will, es sei denn vor dem Hause der Münze.[3]) Sie" (nämlich die Bürger der Stadt Hamburg) „sollen auch Vollmacht haben, die Pfennige der Münzer auf Gewicht und Reinheit zu prüfen." In ähnlicher Weise war auch der Stadt Lübeck vom Kaiser Friedrich I. im Jahre 1188 das Recht des Geldwechselns, außer vor dem Münzhause, sowie ein Aufsichtsrecht über das vom Münzmeister dort geschlagene Geld bewilligt worden.

Auffallen könnte nur die Bestimmung wegen des Geldwechsels, der jetzt längst ein freies Gewerbe ist. In alter Zeit aber war, wie oben gesagt, der Geldwechsel an die Münze gebunden und wie diese ein kaiserliches Regal. Durch den Handel, den die Kaufleute lange Jahre persönlich oder durch Beauftragte an den auswärtigen Handelsplätzen trieben, kam mancherlei fremdes Geld in den Wohnsitz der betreffenden Kaufleute. Hier konnte aber nur das eigene Geld gebraucht werden, wie man überhaupt in jedem Lande mit Landesgeld zahlen mußte. Die hamburgischen bezw. lübeckischen Kaufleute mußten also das auswärts erhaltene fremde Geld in ihren Städten gegen eigenes Geld umtauschen, wie sie andererseits zu den Zahlungen für auswärts eingekaufte Waren wiederum des dort üblichen Geldes bedurften. Dazu kam noch, daß nahezu jedes Jahr neues Geld (Pfennige) geschlagen wurde, welches gegen die älteren Pfennige eingewechselt werden mußte. Dieser Gebrauch dauerte in Hamburg bis zum Jahre 1481, während er in Braunschweig schon 1412 aufgehoben wurde. Bei diesem Wechselgeschäfte mußte selbstredend eine Wechselgebühr gezahlt werden, die anfangs dem Münzer bezw. dem Landesherrn, nach dem Erlaß der Freibriefe aber jedem zufiel, der sich mit dem Geldwechsel befaßte.

Aus diesen Urkunden geht ferner hervor, daß die Münze selbst landesherrlich, in letzter Linie kaiserlich war, daß aber den Bürgern beider Städte das sehr wichtige Recht eingeräumt wurde, über Gewicht und Reinheit der in ihren Städten geprägten Münzen zu wachen. An der ersteren Tatsache ändert es auch nichts, wenn schon 1250 und folgende Jahre von hamburgischen Pfennigen die Rede ist; das Adjektiv gibt nur den Ort der Prägung, nicht die zu letzterer berechtigte Stadt an. Jenes Recht war insofern wichtig, als dadurch die Bürger vor jeder Willkür des Münzpächters oder des Münzmeisters, die beide damals keine Beamte waren, geschützt werden sollten.

Das 13. Jahrhundert brachte aber beiden Städten einen wichtigen Fortschritt auf dem Gebiete des Münzwesens. Im Jahre 1226 bestätigte nämlich Kaiser Friedrich II. der Stadt Lübeck anfangs nur die bisher besessenen Privilegien, gewährte ihr aber bald darauf die völlige Reichsfreiheit. In dieser letzteren

---

[1]) Vgl. Dr. Otto Rüdiger, Barbarossas Freibrief für Hambnrg vom 7. Mai 1189. Hamburg 1889, Seite 6. Nach Helmold, Chron. Slav. I, 1 wäre dagegen das jetzige Lübeck erst 1158 von Herzog Heinrich d. L. und zwar auf der Stätte der 1138 zerstörten Stadt erbaut worden. Vgl. Grautoff a. a. O. Seite 5.

[2]) Siehe darüber die eben genannte vortreffliche Schrift von Dr. O. Rüdiger.

[3]) Die Lage des ältesten Münzhauses ist nicht bekannt; erst im 17. Jahrhundert ist es im Dornbusch bestimmt nachzuweisen. (Vgl. O. C. Gaedechens a. a. O. Seite 352.)

Urkunde wird den Lübeckern u. a. auch das Münzrecht bewilligt, allerdings gegen eine jährliche Abgabe von 60 Mark Silbers (etwa 2300 ℳ jetzigen Geldes dem Silberwert nach). Andererseits gaben die Grafen Johann und Gerhard (die Söhne Adolfs IV.) am 8. März 1255 der Stadt Hamburg die Zusicherung, daß während ihrer Regierungs- und Lebenszeit „der neu eingeführte Münzfuß auf ihrer hamburgischen Münzstätte unverändert bleiben sollte." Und darauf hin schlossen die beiden Städte Hamburg und Lübeck sofort, am 18. März 1255, einen Vertrag, in welchem ein gemeinsamer Münzfuß verabredet wurde, und taten damit einen für das norddeutsche Münzwesen sehr wichtigen Schritt; denn wenn auch im Laufe der Zeit der Münzfuß sich änderte, so handelten dabei Lübeck und Hamburg stets in voller Übereinstimmung.

Der gemeinsame Münzfuß, der unter dem Namen des lübischen bekannt ist, beruht auf der Mark, die in 16 Schillinge (Lote) à 12 Pfennige geteilt war. Die Mark-Münze (Zahlmark) war nicht als geprägte Münze vorhanden, sondern wurde mit 192 Pfennigen zugezählt, während die Mark Silber (Gewichtmark) gewogen wurde. In älterer Zeit scheinen auch beide im Wert ziemlich gleich gewesen zu sein, was aber urkundlich nicht mehr zu belegen ist. Dies ist jedoch der Fall für den Wert der Mark Silber gleich zwei Mark Pfennige (oder Münze) oder 384 Pfennige.[1]) Diese Wertbestimmung gilt indes wohl nur für die Mark ganz feinen, d. h. 16lötigen Silbers, die man aber damals noch nicht herstellen konnte. Im Anfange des 13. Jahrhunderts galt schon die Mark 15lötigen Silbers als eine Mark feinen Silbers, und erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts vermochte man den Feingehalt auf 15½ Lot zu steigern. Im Jahre 1226 gilt für die Münzprägung der Satz von 34 Schilling (408 Pfg.) auf die Mark 16lötigen Silbers, der übrigens dem Wert von 32 Schilling auf die Mark 15lötigen Silbers entspricht.[2]) Aber schon 1255 setzen die Städte in dem vorhin genannten Vertrage fest, daß aus der Mark feinen Silbers 38 Schill. 10 Pfg. oder 466 Pfg. geschlagen werden sollen; der Münzfuß ist also ein leichterer geworden. Im Jahre 1293 verpachten die Grafen ihre hamburgische Münzstätte an die Stadt Hamburg, und zwar mit dem Vorbehalt der Ernennung des Münzmeisters durch die Grafen, und der Bestimmung, daß aus der Mark 15½lötigen Silbers 40 Schill. gleich 480 Pfg. geschlagen werden sollen, was mit dem Münzfuß von 1255 fast ganz übereinstimmt. Im Jahre 1325 geht endlich die Hamburger Münzstätte für immer in den Besitz der Stadt über, wodurch diese zwar ganz freie Hand betreffs der Münzprägung erhält, aber durch die Verträge mit Lübeck, wie auch seit demselben Jahre (1325) mit andern Hansestädten, besonders Wismar und Lüneburg[3]) doch wieder an bestimmte Festsetzungen wegen des Münzfußes gebunden ist. Wichtig ist übrigens, daß auch für spätere Zeit noch hamburgisches und lübisches Geld volle Gültigkeit in Schleswig und Holstein hat.

---

[1]) In dem lübeckischen Stadtbuche ist zum Jahre 1250 eingetragen: „item domina Herdeke dedit Syvekoni de Bocholte CCC marcas argenti, duas marcas nummorum pro marca argenti" (d. h. also: Frau Herdeke hat dem Syveko von Bocholte 300 Mark Silbers gegeben, 2 Mark Münze für die Mark Silbers). Dr. Grautoff a. a. O. Seite 36. Das war für damalige Zeit eine sehr bedeutende Summe.

[2]) 15 Lot : 16 Lot = 32 Schill. : x

15 : 512 Schill. = 34 Schill.

62

[3]) Es ist dies der sog. Wendische Münzverein, der, wenn auch mit nach und nach vermindertem Einfluß, noch während des 16. Jahrhunderts bestand und gegen dessen Ende etwa in sich selbst zerfiel, ohne förmlich aufgehoben zu sein. Dr. Soetbeer a. a. O. Seite 5.

Es erübrigt jetzt noch, auf die Wertbestimmung des früheren Geldes nach jetzigem Gelde einzugehen. Dabei ist voraus zu bemerken, daß dafür der Wert einer Mark feinen Silbers als Handelsware maßgebend sein muß. Dieser Wert ist nun seit einigen Jahren erheblich gesunken, hauptsächlich durch die vielfach, u. a. auch seit 1874 im deutschen Reiche, eingeführte Goldwährung, wodurch eine große Menge Silbermünzen dem Verkehr entzogen wurden, und dadurch der Preis des Metalls herabgedrückt ward. M. E. dürfen wir nun nicht den jetzigen Marktpreis des feinen Silbers (etwa 78 ℳ pr. kg oder etwa 19,50 ℳ für 1 Mark oder 1/4 kg) der erwähnten Wertbestimmung zu grunde legen, sondern vielmehr den Münzfuß, der vor der Einführung der Goldwährung in Hamburg und Lübeck für die Prägung des sog. groben Kurants maßgebend war; nach diesem wurden 34 einzelne Hamburger bezw. Lübecker Einmarkstücke (oder 17 Zweimarkstücke oder 68 Achtschillingsstücke oder 136 Vierschillingsstücke) aus der Mark fein geprägt; die Bruttomark war aber nur 12lötig, für die Achtschillingsstücke 10lötig und für die Vierschillingsstücke 9lötig.

Schon vorhin ist erwähnt worden, daß man im 13. Jahrhundert anfangs nur Silber im Feingehalt von 15 Lot, später von 15 1/2 Lot herstellen konnte, und dementsprechend wurden 1226, wie ebenfalls oben gezeigt, 34 Schillinge oder solidi = 408 Pfg. (denarii) aus der Mark 16lötigen Silbers gemünzt.

An geprägten Münzen gab es anfangs nur Pfennige, und zwar waren es Hohlpfennige oder Brakteaten, die mittels eines metallenen Stempels und nur auf einer Seite geprägt waren; dadurch erhielten sie die Form umgekehrter Tellerchen. Sie waren bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts die einzigen oder doch hauptsächlichsten hamburgischen Münzen und kamen erst Ende des 16. Jahrhunderts außer Gebrauch. Der Betrag der Pfennige wurde dann bei größeren Beträgen zu Schillingen bezw. zu Marken (Mark Pfennige oder Mark Münze) zusammengefaßt. Diese größeren Münzbenennungen kommen aber für geprägte Münzen erst viel später in Betracht. Die eben genannten 34 Schillinge (solidi) waren also gleich den späteren 34 ß Kurant des lübischen Münzfußes, der auch für Hamburg galt, d. h. 1 solidus hatte den Wert einer späteren Mark Kurant, und 1 Pfennig war gleich 1 ß 4 ₰ Kurantgeld. Dies ist jedoch nur die Bestimmung nach dem Silberwert; für eine ganz genaue Wertangabe müßte man aber das Verhältnis der Kaufkraft kennen, die das damalige Geld gegen das spätere Kurantgeld hatte. Dieses Verhältnis ist aber sehr schwierig zu ermitteln, und es muß hier die ganz allgemeine Bemerkung genügen, daß das Geld früher, je nach der ferneren oder näheren Zeitperiode, eine gegen jetzt mehr oder weniger hohe Kaufkraft hatte.[1])

Im Laufe der Zeiten stellte sich nun eine fortdauernde Verschlechterung der Münzen ein, und der Wert der einzelnen Geldstücke wurde geringer. Es würde den Rahmen dieser Arbeit weit überschreiten, wollte ich dies für einzelne Perioden ausführlich darlegen; es mag dafür umstehende Tabelle genügen.[2])

Es ist weiter noch zu bemerken, daß in älterer Zeit oft und in den alten hamburgischen Kämmerei-Rechnungen stets die Berechnung nach Pfund und Schillingen vorkommt. Ein Pfund (talentum) ist regelmäßig ein Viertel mehr an

[1]) Dr. Nirrnheim, Das Handlungsbuch Vickos von Gelderſen, Seite LXXII, bestimmt z. B. diese Kaufkraft für die letzte Hälfte des 14. Jahrhunderts auf etwa das Siebenfache des Silberwerts.

[2]) Nach Dr. Soetbeer a. a. O. Seite 5 und Dr. Grautoff a. a. O. Seite 264 bis 266. Ganz genau stimmen die beiden Tabellen nicht, doch stützt sich ersterer auf die Angaben Dr. Grautoffs, der die seinigen wieder aus den alten Münzrezessen entnommen hat. Die nachfolgende Tabelle ist nur ein Auszug aus der Grautoffschen.

Das Sinken des Münzwerts vom 13. bis zu Ende des 16. Jahrhunderts. [1])

Im Jahre	Die Mark fein damals ausgeprägt zu	Wert des damaligen gegen den jetzigen Pfennig.	Wert der Mark, Pfennige od. Kurantmark nach spät. lübsch. Gelde.
1226	2 ℔ 2 ß — ₰	16,00 ₰	16 ℔ — ß — ₰
1255	2 „ 9 „ 5 „	13,13 „	13 „ 2 „ 2 „
1293	2 „ 9 „ 8 „	13,05 „	13 „ — „ 9 „
1305 / 1325	2 „ 15 „ 5 „	11,47 „	11 „ 7 „ 6 „
u. 1325	3 „ — „ 9 „	11,16 „	11 „ 2 „ 6 „
1353	3 „ 10 „ 11 „	9,27 „	9 „ 4 „ 4 „
1375	4 „ 3 „ — „	8,12 „	8 „ 1 „ 5 „
1398	4 „ 15 „ 2 „	6,87 „	6 „ 13 „ 11 „
1420	5 „ 9 „ 10 „	6,01 „	6 „ — „ 2 „
1424	7 „ 7 „ 6 „	4,55 „	4 „ 8 „ 10 „
1432	9 „ 3 „ 2 „	3,70 „	3 „ 11 „ 2 „
1445	9 „ 8 „ — „	3,58 „	3 „ 9 „ 3 „
? 1462 / 1506	12 „ 8 „ — „	2,72 „	2 „ 11 „ 6 „

Wert als die Mark, und ist eingeteilt in 20 Schillinge (solidi) à 12 Pfennige (denarii). Für die Wertbestimmung des Pfundes ist also stets 1/4 auf den Wert des Betrages einer Mark aufzulegen.

Das „Pfund" in der eben genannten Einteilung hat sich, wenn auch in sehr verschiedenem Werte, noch lange in den Niederlanden (Pfund Flämisch à 20 Schilling Fl. à 12 Pfennig Fl.) sowie in Frankreich erhalten (livre à 20 sols à 12 deniers). In den letztgenannten Bezeichnungen erkennt man leicht die alten solidi und denarii wieder, und die sols existieren als sous (5 Centimesstücke) noch heute. In England haben sich die Bezeichnungen Pfund, Schilling und Pfennig noch bis heute erhalten. Lange Zeit war übrigens das Pfund Flämisch wie das Pfund Sterling keine geprägte Münze. „1 L.[2]) Flämisch ist keine geprägte Müntze, sondern nur ein Preiß von 2½ Rthlr. oder 7 ℔ 8 ß Lübisch," heißt es bei Valentin Heins, und von L. Sterl. sagt er: „1 L. Sterl. ist gleichfals „keine geschlagene Müntze." Das französische livre (franc oder Gulden) war dagegen geprägtes Geld.

Der Wert dieser verschiedenen „Pfunde" war nun freilich durchaus nicht gleich; für das 13. und 14. Jahrhundert habe ich nur Angaben über das Pfund Sterling und das Pfund Flämisch gefunden. Ersteres wird für die letzte Hälfte des 13. Jahrhunderts auf ungefähr 38 ℔ 8½ ß Banko (oder nach jetziger Münze 58,80 ℳ) berechnet, während der jetzige Wert nur ca. 20,40 ℳ beträgt. — Für das Pfund Flämisch werden um 1360 nach lübischem Geld 6 ℔, 1368 nur 5 ℔ lüb. und 1385 nur 4 ℔ 6 ß lüb. gerechnet. Diese Werte sind selbstverständlich nur annähernde, und das Verhältnis der Kaufkraft ist dabei ganz bei Seite gelassen.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts war 1 Pfund Sterling gleich 33 Schilling 4 Pfennig (Grot) Fläm. oder 12 ℔ 8 ß lübisch = 15 ℳ, 1 Pfund Flämisch war gleich 7 ℔ 8 ß lübisch = 9 ℳ. — 1 livre français hatte wechselnden Kurs; Valentin Heins gibt als Pari-Kurs 48 ß lübisch für einen Escus (écu oder Taler) von 3 Francs oder livres an, d. h. 16 ß oder 1 ℔ lüb.

[1]) Die obenstehenden Angaben geben einen ungefähren Anhalt für die Umrechnung von Wertbeträgen aus früheren Jahrhunderten in lübsches (bezw. hamburgisches) Kurantgeld und danach in heutiges Reichsgeld (1 ℔ Kurant = 1,20 ℳ.)

[2]) Das „L" ist die gebräuchliche Abkürzung für Pfund (libra, livre).

für 1 Franc; in der Ausgabe von 1799 von Lambecks Rechenbuch werden dagegen nur 26½ ß lüb. Banko für 1 Escus oder 3 livres oder 10 ß 8 ₰ Kurant = etwa 0,82 ℳ angegeben.[1])

Der in alter Zeit ebenfalls oft vorkommende Ausdruck lötige Mark (lodige Mark, marca argenti puri, marca argenti examinati) entspricht, wo es sich um Wertbestimmungen handelt, meist dem Werte einer Mark 15- bis 15½ lötigen Silbers; in der Münzsprache bezeichnet dieser Ausdruck dagegen die Mark seinen, d. h. 16lötigen Silbers.

Schließlich muß ich noch bemerken, daß in den angeführten Rechenbüchern von H. Lambeck und Val. Heins es nicht immer klar ist, ob unter der Mark lübisch eine Mark Banko oder eine Mark Kurant zu verstehen ist.

Auf Kalö.

Von **Robert Körner** in Hamburg.

In weltferner Abgeschiedenheit liegt in der Gjenner-Bucht, 1¼ Meilen nördlich von Apenrade, die anmutige Ostsee-Insel Kalö. Wie ein duftiges Geheimnis, wie die verzauberte Insel im Märchen, liegt das kleine Eiland da im Schutze emporstrebender Hügelketten. In all seiner strahlenden, üppigen Pracht atmet das reizvolle Landschaftsbild einen wunderbaren Frieden, der uns unwillkürlich verstummen macht. Die Natur, die das anmutsvolle Loiterland so sichtlich bevorzugte, hat über das idyllische Kalö das Füllhorn ihrer Reize ausgestreut. Im herrlichen Schmucke zeigt sich hier die Welt. Ungehemmt schweift der Blick über die buchengekrönten Hügelnser von Süderballig und Loit und über die winzigen Häuserchen dort unten am Strande mit ihren gekalkten Wänden und roten Ziegelbedachungen. Vom Meere herüber dringt ein eintöniges Rauschen an unser Ohr matt und gedämpft; geheimnisvolle Weisen zittern herüber und verhallen zwischen den hohen, vom Sonnenlicht umkosten Buchen. Ein Hauch leiser Schwermut liegt über dem Bilde. Wer vom Geschick mit einem echten Dichtergemüt bedacht wurde, müßte in dieser ruhig-machtvollen Natur, bei Buchenduft und Meeresrauschen, zur Entfaltung ringende Stimmungen finden.

Wir steigen den zum Ufer führenden Pfad hinab. Eine lange, schmale Holzbrücke führt vom Strande des Festlandes über den seichten Wassergürtel, der die Insel mit mütterlichen Armen umschließt. Die morschen Brückenbohlen seufzen unter unseren Tritten. Der salzige Hauch des Meeres umweht uns mit erfrischender Kühle. In der Nähe der Brücke schaukeln vor ihren Ankern Segelboote auf den blauschimmernden Wogen und zerren ungeduldig an ihren eisernen Fesseln, als sehnten sie sich hinaus zum fröhlichen Tanz auf den wogenden, schaumgekrönten Meeresfluten. Der fischreiche Gjenner-Fjord ist sehr tief und gestattet sogar größeren Schiffen unserer Kriegsmarine die Einfahrt. In der Ferne, an der Küste von Süderballig, leuchten die grau-weißen Umrisse des Schulschiffes „Carola" herüber.

Jenseit der Brücke, auf einem Rasenhügel, ist die einen Hindu darstellende Galionfigur der auf Kalö gebauten Apenrader Fregatte „Calcutta" sichtbar, die Ausgang der sechziger Jahre im Kattegat, bei der Insel Läsö, strandete. Die kunstreich geschnitzte Holzfigur, die einst den Bug jenes stolzen Ostindienfahrers zierte, erinnert an die Blütezeit Apenrades und an jene entschwundene Epoche, wo

[1]) Seite 205, Anm. *; die Aufgaben enthalten aber durchgehends höhere Kursſätze.

mancher stolze Segler, der die Meere zu durchfurchen bestimmt war, in dem stillen Gewässer Kalös vom Stapel gelassen wurde.

Seitdem die ehemals blühende Schiffswerft des Apenrader Reeders Bruhn auf Kalö eingegangen ist, umfängt die Insel eine schwermütige Stille, die selten unterbrochen wird. Der Eisenschiffbau hat den Holzschiffbau verdrängt. Die von dem genannten tatkräftigen Großhändler auf „seiner Insel" errichteten Gebäude und Gartenanlagen tragen deutliche Spuren der Vernachlässigung und des Verfalls. Kalö liegt im Dornröschenschlummer und träumt von den goldigen Tagen dereinstiger Auferstehung. In den wenigen schmucklosen Häuserchen, die ehemals Werftarbeitern zur Wohnung gedient haben mögen, wohnen 8—10 Fischerfamilien mit ihrem zahlreichen Nachwuchs. Ausgebreitete Netze, mancherlei Schiffsutensilien, die in buntem Durcheinander den Strand bedecken, kieloben liegende Boote und der eigenartige penetrante Geruch, den die zum Trocknen aufgehängten Seefische ausströmen, verraten den Beruf der Bewohner. Hinter den blitzsauberen Fenstern ihrer Behausungen prangen Geranien und Goldlack und verleihen, trotz der dürftigen Ausstattung, den bescheidenen Räumen ein freundlich-anheimelndes Gepräge. Der Sonnenschein dringt durch die niedrigen Fenster, huscht über den urväterlichen Hausrat, über die Porträtbilder Wilhelms I. und — Christians IX. von Dänemark, über die Schiffsbilder mit der Danebrogflagge unter Glas und Rahmen, und über das „Konterfei" des Vaters, der bei der kaiserlich deutschen Kriegsmarine „treu gedient hat seine Zeit." Die stummen Bilder an der Wand erzählen in beredter Sprache einige Kapitel aus der an wechselvollen Wandlungen so reichen Geschichte der „meerumschlungenen" schleswig-holsteinischen Lande. Hinter den wenigen Häusern der Insel, die in der Nähe der Hafenmole liegen — der Landungsplatz des Gjenner-Hafens ist auf Kalö —, zieht sich eine mit verwachsenen Wegen durchzogene und mit moosigen Ruhebänken versehene Tannenhölzung hin, die dem einstigen Besitzer der Kalöer Schiffswerft ihre Entstehung verdankt.

Eine reizvolle Szenerie bietet uns die Südseite der Insel, die von dem bewaldeten Hügelufer von Loit nur durch einen schmalen Wasserarm getrennt ist. Durch eine tiefe, romantische Schlucht des festländischen Ufers ergießt die an Lachsforellen reiche „Gjenner-Hole," ein rauschender Bach, sein klares Gewässer in die einsame, waldumsäumte Meeresbucht.

In dem verfallenen Herrenhause, das dem einstigen „Inselkönig" zur „Sommerlust" diente, hat ein Bauer seine Wohnstätte aufgeschlagen, der den anbaufähigen Boden des Eilandes bewirtschaftet. Eine willkommene Einnahmequelle gewährt ihm das hier in riesigen Mengen am Ufer wachsende sog. „Dachreet." Der Zolleinnehmer, der in einem „wappenschildgeschmückten" Häuschen seine Wohn- und Diensträume hat, repräsentiert die einzige Amtsperson der Insel und erfreut sich daher bei den etwa 80 Insulanern einer weitgehenden Wertschätzung. Er führt hier ein beschauliches Stillleben — fern von Vorgesetzten und von Untergebenen. Der geringfügige Verkehr des Hafens, der nur als Ausfuhrort für Torf eine gewisse Bedeutung hat, gibt ihm selten Gelegenheit zu zöllnerischer Wirksamkeit. Ruhig und still verfließt hier das Leben. Die Fischer, die rauhen, genügsamen „Kinder der See," mit dem Südwester auf dem Kopf und der nie verglimmenden Tabakspfeife im Munde, die den größten Teil der Inselbewohner darstellen, gehen tagein, tagaus ihrem mühe- und gefahrvollen Berufe nach. Der karge Verdienst, den ihnen das „grün-kryftallene Feld" ihrer Tätigkeit — die See — gewährt, genügt ihren anspruchslosen Lebensgewohnheiten und reicht meistens noch für mäßige Luxusbedürfnisse in Gestalt einiger Kaffeepünsche und ihres Tabaks. Der auf der Insel ansässige „Kaufmann" — er ist gleichzeitig Post- und Versicherungs-Agent, Gastwirt, Kolonial-, Geschirr-, Manufaktur-, Schuh-, Eisenwarenhändler und noch

vieles andere — verkörpert den Kalöern die menschliche Kultur, die sich übrigens auch hier schon bis zu Ansichtspostkarten erstreckt hat. Der vielseitige Herr ist ferner auch Bankier, der den Fischern in den Zeiten ungünstiger Erwerbsverhältnisse Geld vorschießt, die benötigten Lebensbedürfnisse kreditiert, bis lohnendere Fangergebnisse sie ihr Debetkonto tilgen lassen.

Selten erfährt das einförmige Alltagsleben der Fischer eine durch Festjubel veranlaßte Unterbrechung. Wenn jedoch ein solcher Festtag über ihre bescheidene Schwelle schreitet, so klingt der Jubel um so lauter und herzlicher, je seltener dies geschieht. „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde," ist an solchen Tagen ihre Devise. Kein Gendarm würde imstande sein, den „feiernden" Fischern „begreiflich" zu machen, daß die gesetzlich festgesetzte Polizeistunde auch ihrer harmlosen Fröhlichkeit eine Grenze setzt. Ein solcher Festtag ist heute über der Insel angebrochen. Die Fischer der Gjenner-Bucht feiern bei Grog, Kaffeepunsch, Gerstensaft, Musik und Tanz ihr Vereinsfest. — Ein Preiswettsegeln hatte bereits stattgefunden, als wir den Boden der Insel betraten. Die im Hafen ankernden Fischerfahrzeuge wie die kleinen Yachten und Ewer der „Fynboer" (Fünenbewohner), die jahraus, jahrein das in den torfreichen Distrikten Mittelschleswigs gewonnene Brennmaterial von dem Anlegeplatz auf Kalö nach dem torfarmen dänischen Archipelagus überführen, prangen im festlichen Flaggenschmuck. Lustig flattern im Winde deutsche Farben neben der uralten dänischen Reichsfahne — dem Danebrog —, ein Beweis, daß die dänischen Schiffer mit den die gleiche Sprache redenden Insulanern an der allgemeinen Festfreude teilnehmen.

Die alte Melodie „Kong Kristian stod ved højen Mast" ist zweifellos auf Kalö volkstümlicher als „Ich bin ein Preuße usw.", woran auch der schneidigste preußische Landrat schwerlich etwas zu ändern vermöchte.

Für unsere Marine wächst auf Kalö ein hoffnungsvoller Nachwuchs heran. Gesundheit, strotzende Lebenskraft spricht aus den frischen, sonnverbrannten Gesichtern der Kleinen, die sich barfuß und ohne Kopfbedeckung am Ufer des „grauen" Meeres herumtummeln. Die an der Landungsstelle der Verladung harrenden Torfhaufen, auf den Strand gezogene Boote, bunte Muscheln und seltsam geformte Steine, die das freigebige Meer an das Ufer rollt, begrenzen die Welt ihrer kindlichen Spiele. Ihre Zukunft liegt auf dem Wasser. In entzückender Unbefangenheit baden einige der jugendlichen Insulaner in den klaren Fluten der Bucht.

Ein hochragender Flaggenmast, von dem eine blau-weiße Fahne mit dem Bilde einer Makrele und der Inschrift „Fisker-foreningen Gjennerbugt" lustig im Winde flattert, weist uns zum Festplatz, der Gastwirtschaft und seiner Umgebung, hin. Vor dem einfachen Wirtshause wölbt sich auf grünem Wiesenplan ein leinenüberdachtes Tanzzelt mit bretterbelegtem Fußboden. Auf hohem Holzpodium haben 5 Musikanten Posto gefaßt und erfreuen die Festteilnehmer mit ihren heiteren Weisen. Der Tanz hat bereits seinen Anfang genommen; die modernen „Tondichter des Ballsaals" erfreuen sich hier anscheinend keiner besonderen Popularität. Die braven Musikanten halten sich mehr an die altbewährten Melodien aus Großvaters Tagen. Der moderne Walzer tritt zu gunsten der getragenen Rhythmik der Ländler, Polka und Redowa entschieden in den Hintergrund. Was städtischen Ballgästen die Francaise, das ersetzt der tanzlustigen ländlichen Jugend Nordschleswigs der sog. „Vejmeltanz" — ein figurenreicher, poesievoller Reigentanz, der, aus den Städten mehr und mehr verdrängt, auf dem platten Lande als nationaler Tanz eine Pflege- und Heimstätte gefunden hat. Der Tanz wird vom Gesang der Tanzenden begleitet.

Wie sicher wissen diese „schiffkundigen" Männer durch das Gewühl der Tanzenden ihren Kurs zu steuern! Wie kraftvoll sind ihre Bewegungen! Welche

naturwüchsige Freude leuchtet aus den Augen der Jugend, die unermüdlich dem Tanze huldigt!

„Die Fiedel klinge! Bei Seitenklang
Tanzen wir bis zum Morgen lang.
Wie lustig die Dielen dröhnen!
Die Jungfern brennen so hell wie Blut;
Das machen die Burschе, — mit keckem Mut
Umfahn sie die Hüften der Schönen"

singt der große nordische Dichter Ibsen in seinem „Fest auf Solhaug" (2. Akt, 1. Szene).

Vor dem Wirtshause hat sich ein heiteres, anspruchsloses Volksleben entwickelt, — Szenen, die Holger Drachmann, der Malerpoet, in seinen feinsinnigen Federzeichnungen so oftmals mit vollendeter poetischer Wirkung geschildert hat. An langen Tischen sitzt durcheinandergewürfelt eine bunte Menge wetterfester Männer mit blitzenden Seemannsaugen, rundgeschnittenen Vollbärten, mit Pfeife und Südwester, blauäugige Jünglinge mit üppigem Haarwuchs und jener Bronzefarbe des Antlitzes, die nur Sonnenglut und salzhaltige Meerluft zu verleihen vermag, Mädchen und Frauen in buntfarbigen Gewändern, schlanke Gestalten mit den Rosen der Gesundheit auf den Wangen. Alles redet, lacht, singt, jubelt und — pokuliert. Die Festfreude und der Trunk haben heute manchen schweigsamen Mund beredt gemacht. Viel Temperament und heiße Lebensliebe spricht aus den Gesichtern. Manch interessanter Charakterkopf vermöchte ein Malerauge zu fesseln! Ein Kopf fiel mir besonders auf durch die frappante Ähnlichkeit mit dem bekannten Christusdarsteller im Oberammergauer Passionsfestspiel.

Die überwiegende Anzahl der Festgäste sind Fischer und Schiffer der benachbarten Ufergestade mit ihren Familien. Ein deutsches Wort hört man sehr selten. Die Volkssprache ist das aus politischen Gründen von gewissen dänischen Kreisen als dänische Ursprache in Anspruch genommene Plattdänisch, dessen sich in den ländlichen Distrikten Nordschleswigs seit Olims Zeiten Dänen wie Deutsche zu bedienen pflegen.

Ein Blick in die Wirtschaftsräume enthüllt uns das lebendurchpulste Bild eines Zechgelages, wie es die niederländischen Meister Brouwer und Ostade so häufig auf die Leinwand gebannt haben. „Gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge" sitzt an langen, provisorisch errichteten rohen Holztischen eine Anzahl jener bekannten Typen, die nur an den Seeküsten gedeihen. Das Meer hat seine Runenschrift in ihre Gesichter eingegraben. Der Rauch zahlreicher Tonpfeifen durchzieht die niedrigen Räume. Die Tische sind von zahlreichen vollen und leeren Gläsern, Flaschen und Tassen bedeckt. Die Getränke haben zum Teil bereits ihre Wirkung getan, wie die von Grog und Kaffeepunsch rotgeglüten Gesichter bekunden.

Das wogende Stimmenmeer verstummt plötzlich. Es ist die Ruhe vor dem Sturm. Ein alter Fischer erhebt sich von seinem Sitz. Er nimmt die Pfeife aus den dicken Lippen, beschattet von dem grauen, borstigen Knebelbart, und indem er die Tropfen aus dem Barte mit der Rückseite seiner fleischigen Hand streicht, hält er eine Rede, die uns leider unverständlich bleibt. Nach dem frenetischen Beifallstosen, das sich nach Beendigung derselben erhob, muß sie sehr gut und eminent packend gewesen sein. —

Der Abend ist inzwischen herniedergesunken. Goldig wird es im Westen und immer goldiger. Auf allen Wolken erblühen Rosen. Der Wasserspiegel erscheint blutrot. Möven durchfurchen die Luft mit gellem Schrei, der als schrille Sturmpfeife zur mächtigen Musik des Meeres gehört. Die beginnende Dunkelheit mahnt uns zum Aufbruch. Aus der Ferne tönt das Jauchzen der Tänzer und Tänzerinnen, von dünnen Fiedelklängen überzittert, wie gedämpfter Balladenton an unser Ohr.

Unsere Gedanken verlieren sich in nebelhafte Weiten, wo die Leute Lochlins von diesen Küsten als kühne Vikinge hinauszogen zum schrecklichen Streit mit dem romanisierten Europa. Auch in der Gjenner-Bucht haben sie vor Anker gelegen, die kühnen Reiter der Wogen, die langschnäbeligen Drachenschiffe, die die Brechsee

durchſchnitten wie der Fiſch die Woge im Sturm. Rund um die Bucht liegen noch Erinnerungen an das ſtolze blutige Heldenzeitalter — Hügelgräber voll von Urnen und Opfermeſſern. Auch von Steinſetzungen in Schiffsform erzählt des Archäologen Mund, die einſt in der Koppel Maſchau am Gjenner-Fjord gelegen haben und im Jahre 1800 nach Kopenhagen gelangten.

Längſt iſt die Sonne hinter den Bäumen verſchwunden. Dunkler tönt ſich das Himmelsgewölbe, hie und da blitzt ein Stern. Die Nacht deckt ihren dunklen Fittich über Meer und Land. Der in weiter Ferne ſichtbare Bismarckturm auf dem Knivsberg dient uns auf dem Heimweg als Wegweiſer.

Plattdeutſche Redensarten vom Schlafen.

Geſammelt von **G. F. Meyer** in Kiel.

A. Mittagsſchlaf.

1. Ik will mi 'n bęt'n up 't Ohr legg'n.
2. Ik will 'n Og voll nehm'n.
3. Ik will de Ogen bęt'n warm'n.
4. Ik will bloß de Ogen 'n bęt'n tomak'n.
5. Ik will de Ogen bęt'n ſchon'n.
6. Ik will mi 'n bęt'n von binn bekiek'n.
7. Ik will 'n lütt'n Nück nehm'n. (Schwanſen.)
8. Ik will mi 'n bęt'n lang maken.
9. Ik will min matten Glieder 'n bęt'n utſtrecken.
10. Ik will mi 'n bęt'n up de Siet legg'n.
11. Ik will 'n bęt'n in de lang' Kant ſitt'n.
12. Ik will en bęt'n up de Rück ſtahn. (Angeln.)
13. Ik will 'n bęt'n Lagerdeenſt üb'n.
14. Ik will 'n bęt'n druſeln — drüſſeln.
15. Blot ſovęl, dat de Verſtand bęten weg is. (Dithmarſchen.)
16. He denkt 'n bęt'n deep daröwer na.
17. He hölt Ünnermähl. (?) (Dithmarſchen.)

B. Große Müdigkeit.

18. He knippögt.
19. He ſüht ſo öwerögſch ut.
20. Em fallt de Ogen to.
21. Em ward de Ogen ſo lütt.
22. Denn ſind de Ogen ok all dicht bi de Näs. (Itzehoe.)
23. He ſlöppt mit apen Ogen.
24. He ſlöppt as de Has.
25. He mutt Spiel'n (Stręb'n) in de Ogen hem. (Fürſtentum Lübeck.)
26. Em mütt de Ogen upſpielt ward'n. (F. Lüb.)
27. De Sandmann kümmt.
28. De Sandmann het an't Finſter kloppt.
29. De Saatfeier kümmt.
30. De Slaplüs kamt.
31. He is ſo möd — a. as wenn he 'n ganzen Dag döſcht het; — b. as wenn he 'n ganzen Dag Steen kloppt het.
32. He ſchütt Snipp'n (Schnepfen). Nickt mit dem Kopfe. (Fürſt. Lübeck.)
33. Em ſtött de Buck. (Nickt. Lauenburg.)
34. Ik bün hüt Abend ſo „reckig" — „reckſch."
35. Ik wull gra' affſegeln — affſuſen.
36. Ik denk, dat ik in't Bett leg un wär mit Pannkok'n todeckt un mit Mettwuſt öwerſlękt. (Fürſt. Lübeck.)
37. Ik woll, dat ik dot węr, ſeet up Bett un ſlęp, hatt en Fatt voll Pannkoken, ſeet darvör un ęt.
38. Gähnen: a. jappen — b. hojappen — c. hojanen.
39. Min Vadder harr 'n Oſſ', harr ſo 'n lang' Hörn! (ſtreckt gähnend beide Arme von ſich).
40. Dat wär een to Bett! — Dat wär de erſte to Bett! (Gähnen. — Vergleiche Müllenhoff „Dree to Bett" S. 464.)
41. „Oha!" (Gähnen). — „Wenn du dahin wullt, is't Tied."
42. „Oha!" — „Is nich wiet von Ellerhoop." (Vergl. Handelmann, Top. Volkshumor.)

C. Beim Zubettgehen.

43. Dat is Bettgahnstied!
44. Dat is Kinnerbettied!
45. Wi wöllt man ſovęl tolegg'n — bilegg'n.
46. Tein Uhr is Börgers Tied.
47. He will a. to Neſt, b. to Klapp, c. to Puch, d. to Wiemen, e. to Kahn, f. to Koje, g. to Schipp, h. na Slapenhagen, i. na Bettlehem, k. na Fellerball, l. na Fellerland un Nöt plück'n (Schwanſen), m. na Fellersdörp to Ball, n. na Fellersdörp na 'n Holtſagen (Fürſt. Lübeck), o. ünnerkrupen.
48. He geiht mit de Höhner to Wiemen.
49. Ik will to Fellerholt gahn. (Angeln.)
50. Ik will to Fellerhöß. (Kr. Rendsburg.)
51. Gaht to Bett, morg'n ſröh is de Nacht hen! (Fürſt. Lübeck.)
52. Gun Nacht, ſlap god!
53. Gun Nacht, ſlap ſund!
54. Gun Nacht, ſlap Slunt, heſt morg'n Fadok! (Dithmarſchen.)
55. Gun Nacht, ſlap woll (Wolle), kannſt morg'n ſpinn'n!
56. Gun Nacht! un vergęt dat Upſtahn nich! (F. Lüb.)

57. Gun Nacht, ſlap ſacht bet morg'n fröh Klock acht!
58. Gun Nacht, Lieſe, dat Geld liggt vör't Finſter! (Itzehoe.)
59. Gun Nacht, Mau, dat Geld liggt in't Finſter! (Schwanſen.)
60. Gun Nacht, gude Wacht, gude Flöhnjagd! (Huſum.)
61. Angenehme Roh un gode Flöhnjagd darto!
62. Angenehme Ruh — un keen Splittern in'n —. (F. Lüb.)
63. Slap di keen Queſen!
64. Slap Rundſtück, kannſt morgen ęten! (Süd-Holſtein.)
65. Hemdſteert is keen Schilling (Dreeling) wert!
66. Gun Nacht, gun Nacht! Mit Roſen bedacht, mit Nelken beſtęken, krup ünner de Dęken; morg'n fröh, will's Gott, wöllt wi uns wöller ſpręken. (Vergl. Müllenhoff S. 519.)
67. To Bett, to Bett, de 'n Leevſten het! De keenen het, geiht ok to Bett, nimmt 'n Küſſen in 'n Arm, ſlöppt ebenſo warm. (Vergl. Müllenhoff S. 519.)
68. Gott vom höchſten Thron, ik befehl di minen Drom.
69. Lewer Gott, ſeh mi an, ik bün en Jung, de będen kann! (Dithmarſchen.)
70. Des Abends, wenn ik to Bett gah,
Veertein Engel mit mi gaht.
Twee to min Höd'n,
Twee to min Föt'n,
Twee to min linker Siet,
Twee to min rechter Siet,
Twee, de mi deckt,
Twee, de mi weckt,
Twee, de mi wieſt
Na't himmliſche Paradies.
Paradies ſteiht apen,
Höll' is toſlaten,
De böſe Feind is d'rin anbunn;
Help uns, Gott, to 'n ſelige Stunn! Amen.
(Dithmarſchen, durch Lehrer W. Ehlers in Pinneberg. Vergl. Müllenhoff S. 520.)

D. Im Schlafe.

71. He ſlöppt a. as 'n Rott, b. as 'n Türk, c. as 'n Dachs, d. as 'n Bär, e. as 'n Dod'n (feſter Schlaf).
72. He het 'n Dod'nſlap.
73. He ſlöppt as 'n Prinz (vom Kinde).
74. He liggt in 'n drütten Drom. (F. Lüb.)
75. He ſlöppt as de Deef in 'n Peerſtall (ſtellt ſich ſchlafend. F. Lüb.)
76. He ſlöppt, dat een Og dat anner nich füht.
77. Nu is he weg! (Lauenburg.)
78. He is a. affreiſt, b. affſęgelt, c. indrunſt.
79. Schnarchen: a. He ſagt. b. He is vör'n Knaſt. c. He kann nich dörch 'n Knaſt kam'n. d. He makt Knöp. (Lauenburg.) e. He drömt Nummern.
80. Wer ſlöppt, deit keen Sünn.

E. Aufſtehen.

81. He is 'n a. Slapmütz, b. Slapuhl, c. Nachtuhl, d. Nuſſelpeter.
82. He kann nich ut 't Bett finn.
83. Wat büſt du doch trag in't Upſtahn.
84. Na, kamt wi hüt nich, kamt wi morg'n un öwermorg'n ganz gewiß.
85. Fulheit, lat los oder ik do Gewalt.
86. Fulheit, lat los un Flitikeit, ſat bi! (Dithmarſchen.)
87. Drück di man noch 'n bęt'n.
88. Wi wöllt uns nochmal ümdreihn.
89. Wi wöllt noch 'n anner Kant nehmen.
90. Wi könnt noch 'n Rutſch krieg'n — maken.
91. Ik will noch 'n Vers maken.
92. Wi ſind hüt morg'n vierkantig ut 't Bett kam'n.
93. Du büſt woll hüt morg'n ut 't Bett ſulln?
94. Wer het di hüt morg'n ut 't Bett ſtött?
95. Wer 't Loff het, kann gern bet Middag ſlapen, ſteiht doch fröh up. (Dithm.)
96. De fröh upſteiht, de vęl vertęhrt,
De lang ſlöppt, Gott ok ernährt.
97. De lang ſlöppt un flink löppt, kümmt ebenſo wiet as de fröh upſteiht un langſam geiht.
98. Wer fröh upſteiht un nich vęl deit, is nu' vergęplich Arbeit; awer wer lang ſlöppt un flitig löppt, den ſęg'nt Gott in 'n Slap. (F. Lüb.)

F. Allgemeines.

99. He is verkihrt ut 't Bett kam'n.
100. Du büſt woll mit 't verkihrt Been toirſt ut 't Bett kam'n?
101. He is mit 't linker Been toirſt ut 't Bett kam'n.
102. Du heſt woll nich utſlapen kręg'n? — Heſt woll nich gut ſlapen öwer Nacht?
103. He het ſin'n recht'n Slap nich kręg'n.
104. Di hett woll niks God's drömt?
105. Nu kümmt dat Morgengebet (Schelte).
106. He drömt vun Eier un kann 't Neſt nich finn. (F. Lüb.)
107. He drömt vun Ergert ſin Bratball', de morg'n erſt backt warrn ſchüllt. (Dithm.)
108. He is damit to Bett bröcht!
109. Wer bi Hunn ſlöppt, ſackt ſik Flöhn up.
110. Swieg ſtill, du ſlöppſt achter!
111. Slöppſt achter, büſt 'n Slachter; Slöppſt vör, büſt 'n Gör. (F. Lüb.)
112. He ſchall hüt Abend barf' to Bett.
113. Ik will to Hus, to Bett un ęten wat. (Huſum.)
114. Denn lat uns as wi plegten, wat ęten un denn to Bett. (Beim Fortgehen Itzehoe.)
115. Denn lat uns as wi plegten, irſt to Bett un denn na de Knechten. (Schwanſen.)
116. Wat man de erſt Nacht drömt (in einem fremden Hauſe), dat ward wahr.
117. En Drom is 'n Drog, dat was he vorm Jahre, dat is he noch.
118. De Drom is 'n Drog un wahr is he doch.
119. De ſik wohl bettet, ſlöppt god.
120. Wer gut ſlapen will, mutt ſik gut betten.

Ful Hans.

„Hans, komm up, de Dag de graut!"
„Lat 'n Dag man grau'n,
Lat mi man rau'n!"
„Hans, komm up, de Vagels de singt!"
„Lat de Vagels man sing'n,
Lat mi man ling'n!"
„Hans, komm up, de Grütt is gar!"
„Is de grot Lepel ok all dar?"

Ut 'n Heidgraben. Mitdeelt von 3r.

Bitte, betreffend die ältere Mäßigkeitsbewegung in Schleswig-Holstein.

Die ältere deutsche Mäßigkeitsbewegung 1837 (und folgende Jahre) spielte auch in Schleswig-Holstein eine bedeutsame Rolle. Viel Gutes über die ältere Mäßigkeitsbewegung im allgemeinen ist in den letzten Jahren (vor allem von Martius) geschrieben, doch habe ich nirgends (abgesehen von dem netten, aber kleinen Artikel des Propsten Kier in der Kieler Festschrift 1887) den Anteil Schleswig-Holsteins an jener Arbeit gewürdigt gefunden, obgleich gerade bei uns damals Eigenartiges und Selbständiges geleistet ist.

Es ist m. E. von allgemeiner kulturgeschichtlicher Bedeutung und insonderheit für unsere Heimatkunde lehrreich, einmal eine Geschichte der älteren Mäßigkeitsbewegung in Schleswig-Holstein zusammenzustellen. Seit Jahren sammle ich Stoff dafür, kann aber nicht fertig werden ohne allseitige Hilfe.

Kanzlei- und Regierungsarchiv, Zeitungen und Kalender jener Zeit habe ich nach Kräften ausgenutzt; als ich mich aber nach den einzelnen Vereinsarchiven und -akten umzusehen begann, stieß ich immer wieder auf Lücken. Vieles ist unwiederbringlich verloren. Wichtige Berichte der Pastoren Heimreich und Volquarts, deren Einlieferung an den König das Kanzleiarchiv nachweist, sind (wie mir das dänische Reichsarchiv auf meine Ankündigung mitgeteilt hat) mit anderen Schätzen des Kabinettsarchivs beim Brande des Schlosses Christiansborg verbrannt Die sorgsame Sammlung des um die Mäßigkeitsarbeit verdienten Rektors, späteren Pastors Biernatzki ist (wie ich von seinem Sohne, unserem Pastor Biernatzki zu Hamberge, erfahre) beim Bombardement von Friedrichstadt zu Grunde gegangen. Aus einer Reihe von Orten, wo ich wegen Vereinspapiere anklopfte, ist mir angezeigt, daß kein Mensch Genaueres davon wisse, auch das Kirchen- oder Kirchspielsarchiv nichts enthalte; vieles scheint also einfach als Makulatur verschwunden zu sein.

Und doch ist gewiß noch manches vorhanden. Vom Gut Bothkamp habe ich z. B. (freilich keine Akten des alten Bothkamper, wohl aber) einen lehrreichen Bericht des Rendsburger Vereins, von Lunden (keine Vereinsverhandlungen, dagegen) Protokoll und Papiere einer für jene Zeit charakteristischen Totenkasse erhalten. Ob nicht auch Berichte und Predigten von Volquarts und Heimreich oder Schmidts Branntweindrache noch irgendwo sich finden? Und Aufzeichnungen, Akten, Protokolle, Flugschriften, Flugblätter, Satzungen, Vereinsberichte und Zeitungsausschnitte? Ich bitte herzlich alle, welche geschichtlichen Sinn haben, einmal nachzusehen und das Gefundene mir auf kurze Zeit zu leihen. Auch das, was scheinbar geringfügig ist, kann doch zu einem Baustein für das einer Arbeit unserer Väter zu widmende Ehrenmal werden.

Kiel, Knooper Weg 53. Pastor Dr. Stubbe.

Mitteilungen.

1. **Zur Molluskenfauna.** a. Dreissena polymorpha Pall. = Tichogonia Chemnitzii Rossm. Die Eckwandmuschel ist hier bisher unbekannt gewesen. Ich fand sie vorletzten Sommer im Stolper See. — b. Helix (Xerophila) ericetorum Müll. Die Heideschnirkelschnecke, welche ich bis dahin ebenfalls noch nicht gefunden und beobachtet, fand ich vor zwei Jahren massenhaft am Eisenbahndamm zwischen Wankendorf und Perdöl, am sogen. „Vierblöcken," umherkriechen. Vordem scheint sie überhaupt hier nicht existiert zu haben, da ich sie sonst wohl gefunden hätte. Diese Schnecke ist wahrscheinlich durch Beschotterung der Eisenbahn hierher gelangt. Ob sie in Schleswig-Holstein irgendwo beheimatet, ist mir leider nicht bekannt, da mir die Spezialfaunen der Herren Fack in Kiel und weil. Dr.

Kästner in Bordesholm nicht zur Hand liegen. Sollte sie aber wirklich durch Beschotterung hierher verschleppt sein, so muß sie auch bei Plön vorkommen, da von dort das Bahnmaterial nach hier gelangt. — c. Eine ganz weiße Abart von Arion empiricorum Fér. fand ich vor etwa acht Jahren am Bilsener Wohld. Nie hatte ich ein ganz weißes Exemplar gesehen, viel weniger noch geglaubt, daß es eine Arion sein könnte. Nach Cleffin, Kobelt und Lehmann sollen aber diese Abnormitäten Jugendformen von Arion empiricorum sein. Ich muß aber nebenbei erwähnen, daß mein gefundenes Exemplar bereits eine Länge von 9 cm zeigte, also unmöglich ein ganz junger Arion sein konnte.

Wankendorf. Joh. Fr. Kummerfeld.

2. **Häufigkeit der Kreuzotter.** Über die Häufigkeit der Kreuzotter und deren Bekämpfung hat Herr Eschenburg in Holm bereits im Jahrgang 1895 der „Heimat" (S. 135 und 136) berichtet. Da in den letzten Jahren die Zahl dieser Reptilien im ganzen nicht ab-, sondern in manchen Gegenden zugenommen, so veranlaßt uns dies zur Erörterung der Frage: Welche Umstände mögen die Vermehrung unserer Giftschlange begünstigt haben? Tatsache ist es, daß vor 60 Jahren das Vorkommen selbst in denjenigen Feldmarken, wo jetzt über eine Kreuzotterplage geklagt wird, nicht in einem solchen Maße beobachtet worden ist, wie dies heutzutage der Fall ist. Referent war vor reichlich 60 Jahren als Knabe in seinem Heimatdorfe Padenstedt bei Neumünster mit allen Örtlichkeiten der dortigen Feldmark bekannt, und wir Jungens haben damals wohl dann und wann die unter dem Namen „Adder" im Volke bekannte Giftschlange angetroffen, aber doch nicht annähernd in solcher Menge, wie uns gegenwärtig darüber berichtet wird. Als man zur Bekämpfung der Kreuzotterplage eine Prämie von 50 Pfg. für jedes abgelieferte Exemplar zahlte, wurden aus der Gemeinde Padenstedt an den Gemeindevorsteher getötete Kreuzottern eingeliefert: 1900: 87, 1901: 293, 1902: 145, bis zum 13. Juni 1903: 97, zusammen 622, wobei zu bemerken, daß die Prämie gegenwärtig auf 25 Pfg. herabgesetzt worden ist. — Was nun die Ursachen der Häufigkeit der Otter betrifft, so darf wohl als eine derselben die heutige Bodenkultur auf den Feldmarken des holsteinischen Mittelrückens angesehen werden. Die Entwässerung vieler früher feuchter Sumpfstrecken verschaffte der Otter passende Aufenthaltsorte zur Überwinterung, denn trockene Gründe werden von ihr bevorzugt, und dort ist ihre Vermehrung eine sehr starke: man hat in einer weiblichen Kreuzotter bis zu 13 Jungen gefunden. — Das Horster Torfmoor beherbergt in den letzten Jahrzehnten viel mehr Kreuzottern, als dies früher der Fall war, und zwar hat man dies wahrgenommen, seitdem diese etwa 100 ha große Moorfläche durch einen in die Krückau bei Elmshorn mündenden Abzugsgraben (Horstgraben genannt) entwässert worden ist. Leute, welche auf dem Moor mit Stechen, Backen und Bearbeitung des Torfes sich beschäftigen, sowie Jäger und besonders deren Hunde sind der Gefahr ausgesetzt, von Kreuzottern gebissen zu werden. So hatte z. B. der Jagdaufseher P. Schmedtje in Hahnenkamp am 1. Juli 1901 das Mißgeschick, daß dort sein wertvoller Jagdhund von unserer Giftschlange in die Nase gebissen wurde und an den Folgen des Bisses sehr zu leiden hatte. Er wurde freilich, wie es schien, nach einiger Zeit völlig wiederhergestellt, ist aber im Laufe des folgenden Sommers, ungefähr ein Jahr nach dem Bisse, eines Tages, ohne daß man eine sonstige Todesursache ermitteln konnte, gestorben. — Als Hauptfeinde der Otter sind bekannt: der Bussard, der Eichelhäher, der Hausstorch, der Igel, der Iltis und der Dachs. Neulich fand man auf dem Padenstedter Felde beim Aufgraben eines Fuchsbaues im Eingange des Baues drei getötete ausgewachsene Kreuzottern; diese Tatsache scheint zu beweisen, daß unser Reineke auch gelegentlich das Otterngezücht umbringt. In diesem Falle dürfte nun also Reineke ebenfalls mit zu den Feinden der Otter zählen, welcher deshalb Schonung verdiente. — Zur Bekämpfung der Kreuzotterplage müssen wir empfehlen: 1. Schonung der Feinde der Ottern; 2. nicht zu kargen mit der Zahlung von Prämien, daher lieber wieder 50 als 25 Pfg. dafür aussetzen.

Hahnenkamp bei Horst in Holstein. J. Butenschön.

3. Auf den **früheren Waldreichtum im Lande** weist folgende Nachricht einer Chronik hin. Als nämlich 1485, nach Ostern, ein großer Teil des Südens der Stadt Flensburg durch Brand zerstört worden war, reskribierte König Johann in Übereinstimmung mit seinem Bruder Herzog Friedrich auf Gottorf „8 Tage nach Himmelfahrt" von Kopenhagen aus an „Prälaten, Ritterschaft, Mannschaft und Übersassen," welche Bauholz in ihren Wäldern haben, daß sie die Flensburger ausschließlich hauen lassen sollen, und zwar (sollen sie ihnen das Holz lassen) „vor einen rediken (billigen) Penning." Es wurde also damals — und wohl noch lange nachher — nur von hiesigem Holze gebaut, und manches alte Haus weist noch heutigestags nach dem Hofe hinaus starke eichene Ständer und Balken auf.

Flensburg. J. J. Callsen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 12. Dezember 1903.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2 kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter in Vertretung: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeiträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt: 1. Brandt, Mitteilungen aus dem Thaulow-Museum. (Mit Bildern.) — 2. Kinder, Titulaturen. — 3. Krause, Friedrichstadt, eine holländische Stadt in Schleswig-Holstein. (Mit Bildern.) — 4. Philippsen, Sagen und Sagenhaftes von Föhr. II. — 5. Breiholz, Aus Hohenwestedt vor 100 Jahren. — 6. Meyer, Bettelreime. — 7. Prange, Plattdeutsche Rätsel. — 8. Bücherschau. — 9. Mitteilung.

Mitteilungen.

1. **Ünnermähl.** In der letzten Nummer S. 261 der „Heimat" kommt unter Nr. 17 der plattdeutschen Redensarten vom Schlafen das Wort Ünnermähl vor, das der Sammler mit einem (?) versehen hat. Hier haben wir vielleicht ein uraltes Wort für „Mittag" vor uns. In der gotischen Bibelübersetzung (Lukas 14, 12) steht das Wort undaurnimat (spr. undornimat) = „Mittagsmahl" (mat = schwed. mat, dän. mad, Speise, Essen). Das griechische Wort ἄριστον, welches an dieser Stelle durch das got. undaurnimat übersetzt wird, wird in den Wörterbüchern gewöhnlich durch „Frühstück" erklärt; das ἄριστον wurde aber von den späteren Griechen tatsächlich um die Mittagszeit eingenommen. Im Althochdeutschen heißt untorn, untarn „Mittag, Mittagessen, Vesperbrot," ebenso mhd. undern, untern, undarn „Mittagessen, Vesperbrot"; altsächs. (Heliand) bedeutet undorn allerdings „Vormittagszeit," wie auch das heute fast ganz veraltete ostfriesische unden (J. ten Doornkaat-Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache, Band 3, S. 467); jedoch finden wir in andern Mundarten unnere, onnern od. dergl. in der Bedeutung „Mittagszeit," d. h. die um Mittag in der Arbeit eintretende Pause, jenes in der Pfalz und den benachbarten Gegenden, dieses im Siegerland. Auch möchte ich glauben, daß dies Wort auch in dem Solinger innunger (platt ennonger) „Mittagsschläfchen" steckt,[1]) denn in der Solinger Mundart wird jedes inlautende nd zu ng. Allerdings wäre dann noch nicht das mähl in ünnermähl erklärt. Ob es das alte mal = „Zeitpunkt, Zeit" ist? Mit dem mhd. undermal „Zwischenmahlzeit" wird unser Wort kaum etwas zu tun haben. — Im übrigen möchte ich noch bemerken, daß verschiedene von den Redensarten, die mit einer Ortsbezeichnung versehen sind, auch anderswo vorkommen; z. B. sind

[1]) Im Westerwald heißt die Mittagspause ennunner.

folgende von ihnen auch in Glückstadt gebräuchlich: Nr. 22, 25 (Spiel'n), 32. — Nr. 58 (Gun Nach, Lieschen, Geld liggt vör't Finster) sagt man in Glückstadt, wenn die Lampe unversehens ausgeht. Zu Nr. 41 hätte vielleicht bemerkt werden können, daß Oha der Name eines Wirtshauses in der Gegend von Pinneberg ist, daher das Wortspiel. Nr. 60, 61 lauten in Glückstadt: Gun Nach, angenehme Flöhnjach. Hinzuzufügen wäre noch: Slåp rund, kanns morgen ttundeln.

Solingen. J. Bernhardt.

2. **Von der gelben Wucherblume.** Die gelbe oder Saat-Wucherblume (Chrysanthemum segetum L.) — „Böse Blöme" nennt man sie hier, ebenso wie den Löwenzahn — scheint nicht überall in unserer Provinz heimisch zu sein, wenigstens erinnere ich nicht, jemals auch nur eine einzige Pflanze in der Gegend von Preetz gesehen zu haben. Hier im nördlichen Angeln ist sie häufig, manchmal so sehr, daß sie für den Landmann zu einer wahren Plage wird. Man kann zuweilen Felder treffen, die schier gelb von Wucherblumen sind, wie sonst nur von Senfstauden. Und dabei dauert die Blütezeit dieses einjährigen, sich nur durch die Saat fortpflanzenden Unkrauts vom Juli bis spät in den Herbst hinein. Früher, vor hundert Jahren, als die Bewirtschaftung der Felder noch recht mangelhaft war, scheint sie noch häufiger gewesen zu sein, wie das aus einem Bericht in den „Schleswig-Holsteinischen Blättern für Polizei und Kultur" Bd. 2 1799 hervorgeht, wo es u. a. heißt: „Vor andern ist die verderbliche Wucherblume die Pest der Fruchtfelder. Die Ländereien ganzer Dörfer sind davon angesteckt, und leider sind noch keine ersichtlichen Maßregeln genommen, um sie zu vertilgen. Daß, wer nur das erste A B C einer guten Landwirtschaft erlernt hat, sie nicht dulden dürfe, und daß man sie ausrotten könne, wenn nur die bei einander wohnenden Landwirte sich dazu vereinigen und die richtigen Mittel wählen, ist gewiß." — Solche Vereinbarungen zur Vertilgung der Wucherblume (und anderer Unkräuter) sind denn auch mehrfach getroffen worden, u. a. in verschiedenen Kögen Schleswigs. Die Provinzial-Berichte von 1797 berichten: „In verschiedenen Kögen im Herzogtum Schleswig, namentlich in den Sophien-Magdalenen-, Desmereieres- und Reußenkögen besteht eine Beliebung der Feldeigentümer, nach welcher sie sich gegenseitig verpflichtet haben, ihre Felder von Wucherblumen, Senf und andern Unkräutern rein zu halten. In den Reußischen Kögen müssen zwei dazu bestimmte Koogsmänner die Ländereien durchgehen. Bemerken diese eine Wucherblume, Senfblume usw., so müssen sie es dem Eigentümer gleich anzeigen, mit dem Bedeuten, solche alsbald auszujäten. Im Versäumnissfall wird derselbe mit einer bestimmten Geldstrafe, z. B. für eine Senfstaude mit 4 Schilling angesehen. Das Geld wird nötigenfalls mit Exekution, den Armen zum Besten, eingetrieben. In den Reußischen Kögen hat diese Beliebung die erwünschte Folge, daß die Felder von dergleichen Unkraut immer rein sind." — Hier in Nordangeln war es nur Steinberg, das in seinem Willkürsbrief von 1733 eine Bestimmung über die Vertilgung der Wucherblume enthielt. Danach war jeder Besitzer verpflichtet, zweimal im Sommer seine Kornfelder von diesem Unkraut zu reinigen. Für jede dieser Blumen, welche bei der Besichtigung der Felder gefunden wurde, mußte 3 Pfennig Strafe erlegt werden. „Die Seltenheit der Wucherblume in den Gemeinden Steinberg und Bredegatt ist jedenfalls auf diese Bestimmung zurückzuführen," bemerkt Nerong in seinen „Willkürsbriefen" hierzu. — Man scheint damals also nur das Radikalmittel des Ausgätens gekannt zu haben, das wohl da, wo die Pflanze noch nicht überhand genommen hatte, durchführbar sein mochte, nicht aber in solchem Lande, das schon stark verunkrautet war. Da hat man denn auch wohl oftmals wachsen lassen, was wachsen wollte, wie ja schon aus den eingangs angeführten Worten hervorgeht. Daher vielleicht auch die ungleichmäßige Verbreitung der Pflanze. — Auf welche Weise die Wucherblume nach Angeln gekommen sein soll, darüber berichtet Pastor Ordorff in Grundhof um 1750 so: „Von dem Ursprung der Wucherblume im hiesigen Kirchspiel hat man folgende Tradition: Ein Pfarrer zu papistischer Zeit habe einige Jahre an seinem Korne auf dem Boden eine Untreue vermerket und seine Haushälterin in Verdacht gehabt, daß sie es heimlich an einen oder andern verkaufe, weil er ihr aber aus Mangel des Beweises nichts hat sagen dürfen und doch wissen wollen, wo sein Korn hinkäme, hat er von Danzig eine Tonne Wuchersamen kommen lassen, die Haushälterin nach Flensburg geschickt und indessen besagten Samen unter das Korn gemenget. Als jene, die davon nichts wußte, nach ihrer Gewohnheit an die Abnehmer davon verkaufte und diese es zur Saat gebrauchet, habe er im Sommer die Äcker visitieret und auf solche Art die Fehler entdecket. Seit der Zeit hätte die Wucherblume sich im Kirchspiel vermehret und weiter verbreitet. So viel ist gewiß, daß selbige nur in einigen wenigen Gemeinden und nicht überall in Angeln zu finden, indem andere benachbarte durch einen Sechsling Strafe für jede Blume, so bei ihnen gefunden wird, sich noch bis dato davor verwahret und von sich abgehalten haben." — Interessant wäre es, über die Verbreitung der Pflanze Näheres zu erfahren.

Quern. E. Schnack.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 12. Dezember 1903.

Aus den Sammlungen des Thaulow-Museums.

1. Hinrich Ringelink aus Flensburg.

Das Thaulow-Museum in Kiel hat das Verdienst, zuerst in unserer Heimat die zahlreichen prächtigen Schnitzereien, die sich derzeit unbeachtet auf den Böden, in den Kammern, ja, selbst in den Ställen der Bauern- und Bürgerhäuser fanden, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben. Es lieferte so durch seine Sammlung den tatsächlichen Beweis für eine Höhe des kunstgewerblichen Könnens bei unseren Vorfahren, die alle Kenner des Kunstgewerbes überraschte. Seitdem sind in unserer Provinz eine ganze Reihe von Museen gegründet worden. Aber der Bestand des Thaulow-Museums an prächtigen Schnitzereien ist bisher noch von keinem der später gegründeten Museen erreicht worden. Um möglichst vielen unserer Landsleute die Schätze, welche das Museum aus der Vergangenheit unseres Volkes birgt, in Wort und Bild nutzbar zu machen, will die Schriftleitung dieses Blattes in dankenswerter Weise uns hin und wieder einigen Raum zur Verfügung stellen.

Aus dem Bestande des Museums möchten wir heute die Arbeiten eines der tüchtigsten Schnittker der Renaissance-Zeit, des Meisters Hinrich Ringelink aus Flensburg, näher betrachten.

Die Nachrichten über die Person Hinrich Ringelinks verdanken wir den verdienstvollen Urkundenforschungen Joh. Biernatzkis, die sich im dritten Bande der „Bau- und Kunstdenkmäler Schleswig-Holsteins" von Professor Dr. Haupt finden. Urkundlich nachgewiesen ist unser Meister zuerst im Jahre 1583 in Flensburg als Bildhauer in Stein, später tritt er wiederholt als Schnittker auf. Seine Arbeiten zeichnen sich durch eine fast klassische Schönheit, durch feines Ebenmaß und durch eine Harmonie der Formen aus, wie sie kein anderer Schnittker seiner Zeit in unserer Heimat erreicht. Freilich ist er nicht sehr erfindungsreich, und seine schönen Formen in Ornament und Figur wiederholen sich in leicht ermüdender Einförmigkeit, auch verleitet ihn seine technische Befähigung sowie seine Übung in der Bearbeitung des Steines dazu, bei der Behandlung des Holzes den Charakter des Materials zu übersehen. Immerhin gehören seine Werke zu dem Besten unter dem vielen Guten, das Schleswig-Holstein auf dem Gebiete der Holzplastik besitzt, und die bedeutendsten Werke des Meisters, so vor allem der herrliche Altar in der Marienkirche zu Flensburg und die in ihrem Aufbau großartige und imponierende Orgel der St. Nikolaikirche seiner Vaterstadt bekunden einen Sinn für Monumentalität, wie ihn kaum ein zweiter Künstler unserer Heimat besessen hat. Viele andere Werke seiner Hand in unseren Kirchen bezeugen seine Künstlerschaft. Namentlich

sind viele Kanzeln und Epitaphe aus seiner Werkstatt und dem Kreise seiner Schüler hervorgegangen. Dazu sind uns eine ganze Reihe von Profanarbeiten dieses Meisters bekannt.

Abendmahlsschrank von Hinrich Ringelink. Um 1600.
Besitz des Thaulow-Museums.

Dem Umfange seiner Tätigkeit entsprechend scheint es Hinrich Ringelink denn auch zu guten Vermögensverhältnissen gebracht zu haben. Im Jahre 1615 konnte er ein eigenes Haus im Marienkirchspiel zu Flensburg erwerben. 1627 verließ

er jedoch, vor den drohenden Nöten des Krieges fliehend, seine Vaterstadt und starb 1629 in Kopenhagen.

Das Thaulow-Museum besitzt in dem stattlichen fünftürigen Abendmahlsschrank (siehe Abbildung 1) die schönste der bekannten Profanarbeiten Hinrich Ringelinks. Der Abendmahlsschrank war nach Art der mittelalterlichen Schränke in eine Wandnische eingebaut, so daß nur die reichgeschnitzte Fassade in der Fläche des Zimmer-

Mittelfeld des Abendmahlsschrankes von Hinrich Ringelink.

getäfels sichtbar blieb. Oben verdeckte ein vorgeblendetes Gesims, unten ein zwischen den Schlittenfüßen schrägliegendes Fußbrett die Öffnung der Mauernische, in welcher der Schrank stand, während seitlich das Zimmergetäfel anschloß.

Der Schrank, dessen Höhe 2,775 m, dessen Breite 1,665 m beträgt, baut sich in 3 Geschossen auf. Das obere Geschoß hat zwei durch je eine kleinere Tür in rechteckigem Hochformat geschlossene Fächer. Die Türen trennt ein breites

Zwischenstück. Das Mittelgeschoß weist nur ein, die ganze Breite des Schrankes einnehmendes Fach auf, das durch eine Tür in rechteckigem Querformat geschlossen ist. Zwischen Mittel- und Untergeschoß sind 2 Schiebladen eingeschoben. Das Untergeschoß endlich hat wieder 2 Fächer mit je einer großen Tür in rechteckigem Hochformat. Aufbau und Einteilung, wie sie unser Schrank zeigt, sind bei uns bodenwüchsig, wir können an der Hand unseres Sammlungsbestandes die Entwickelung des geschilderten Schranktyps bis in die Zeit der Gotik zurück verfolgen. — Die stattliche reichgeschnitzte Fassade unseres Abendmahlsschrankes ist in fein abgewogenen Proportionen gegliedert, in horizontaler Richtung durch Zahnschnittleisten, in vertikaler Richtung durch prachtvolle Karyatiden, welche die Fassade in schön verteilte und in ihren Verhältnissen vorzüglich gegeneinander abgewogene Flächen zerlegen, deren Füllungen sehr gute Reliefs bilden. Die Füllung der Tür des Mittelgeschosses (siehe Abbildung 2) enthält als die auch räumlich größte Fläche das Hauptrelief, das heilige Abendmahl. Nach ihm wird der Schrank Abendmahlsschrank genannt. Die Reliefs in den Türen des Obergeschosses zeigen Christus in Gethsemane und den Verrat durch den Judaskuß. Zwischen beiden Darstellungen ist in einer flachen, durch eine Muschel abgeschlossenen Rundbogennische die Liebe (Charitas) in der typischen Auffassung als Mutter mit Kindern dargestellt. In gleichen Nischen zu beiden Seiten des Hauptreliefs im Mittelgeschoß stehen die allegorischen Figuren der Hoffnung (Spes) und des Glaubens (Fides). Die Gestalten sind lebendiger bewegt, als es sich sonst bei derartigen Figuren Ringelinks findet, und die Gewandbehandlung, welche durch die knitterige Faltengebung bei kleineren Figuren leicht unruhig wirkt, ist dem Künstler hier vortrefflich geglückt. Eigentümlich sind die trommelförmigen Sockel, auf denen die Figuren stehen. Wir finden sie in gleicher Form in allen Kanzeln unseres Meisters und den meisten Kanzeln seiner Schüler wieder. Die Reliefüllungen der unteren Türen des Schrankes endlich geben unter prächtiger Rundbogenstellung die Scenen: Christus vor Kaiphas und die Handwaschung des Pilatus, wieder. — Der ornamentale Schmuck unseres Möbels gehört den Formen der Spätrenaissance an: Rollwerkornament mit Löwen-Masken, Frauenköpfen, hängenden Shawls und Fruchtbündeln. Dazu kommen Vögel in den Füllungen der Schiebladenfächer und geflügelte Halbfiguren an den konsolartigen Stücken, welche die Schiebladen flankieren.

Eine andere sehr feine Arbeit Ringelinks besitzt das Museum in einer Truhenvorderwand. Ihre Fläche ist, wie in der Regel bei den schleswig-holsteinischen Truhen, durch Pilaster in vier Felder geteilt. Diese enthalten in Rundbogenstellungen von schönstem Ebenmaß Reliefscenen aus der Jugendgeschichte Christi: die Verkündigung, die Geburt, die Anbetung und die Darbringung im Tempel. Die Anordnung der Gruppen, die Verteilung im Raum sind ebenso gelungen wie die bildnerische Ausführung vollendet. Die Reliefs gehören zu dem Feinsten, was uns von der Hand des Künstlers bekannt ist. Die Pilaster mit den nackten weiblichen Halbfiguren wiederholen sich in gleicher Schönheit in der Truhenwand, wie wir sie im Schrank kennen lernten. Die Friesfelder oberhalb der Füllungen füllt höchst korrektes Rollwerkornament, das ein Rund mit pausbäckigem Engelskopf einschließt. In den Kanzeln des Meisters kommen solche Friesfelder häufig vor, wie denn überhaupt Wiederholungen nach Inhalt und Form in den Werken Ringelinks, wie schon erwähnt, immer wiederkehren. Es scheint nicht, daß seine Phantasie eine sehr produktive gewesen sei. Die Vorbilder zu den Reliefs fand er, wie wir es von allen schleswig-holsteinischen Schnittkern annehmen dürfen, in Holzschnitten und Kupferstichen deutscher oder niederländischer Künstler. Unsere Schnittker veränderten jedoch ihre Vorlage, der sie vollständig frei gegenüberstanden, ganz selbständig nach den gegebenen Raumverhältnissen und brachten oft

eigene und bezeichnende persönliche Züge hinein. Einer besonderen Beliebtheit erfreute sich Albrecht Dürer, der alte Nürnberger Meister, unter den Schnittkern unserer Heimat; nicht nur von seinen Zeitgenossen, sondern bis spät in das 17. Jahrhundert hinein werden seine Blätter als Vorlagen benutzt. Daß Hans Brüggemann, der Meister des berühmten Schleswiger Altars, Dürer vielfach benutzte, ist bekannt. Auch Hinrich Ringelink haben Blätter von ihm als Vorlage gedient, so bei 2 kleinen Reliefs (die gleichen Darstellungen finden sich auch in einer Schrankvorderwand des Hamburger Museums) aus einem Abendmahlsschrank, welche die Dornenkrönung und Geißelung Christi darstellen. Interessant ist es, mit den Dürerschen Vorlagen einerseits die entsprechenden Scenen aus dem Altarblatt des Schleswiger Domes von Brüggemann, andererseits die genannten Reliefs des Spätrenaissancemeisters Hinrich Ringelink zu vergleichen. Dazu fehlt es jedoch für dieses Mal an Raum, ebenso müssen wir darauf verzichten, zu beschreiben, was das Museum an vortrefflichen kirchlichen Arbeiten Hinrich Ringelinks besitzt. Doch gedenken wir darüber im nächsten Heft zu berichten.

Kiel. Dr. G. Brandt.

Titulaturen.

Von J. Kinder in Plön.

Ew. Hochwohlgeboren werden Sich gewiß darüber wundern, daß ich meinen heutigen Brief mit einer seit langer Zeit nicht mehr von mir gebrauchten Anrede beginne. Es geschieht das auch lediglich in der Absicht, um dieser alten verbrauchten Titulatur „Wohlgeboren" einen kurzen Nachruf zu widmen. Sie ist ja noch nicht ganz abgestorben. Wir begegnen ihr noch recht oft in Briefen und Briefaufschriften, und viele Menschen vermeinen, aus Höflichkeitsrücksichten des Wortes Wohlgeboren oder Hochwohlgeboren nicht entraten zu können.

Höflichkeit ist zweifellos eine schöne Tugend, und wir müssen es als ein Glück preisen, daß den meisten Menschen der Trieb innewohnt, sich den Nächsten geneigt zu machen, ihn freundlich zu stimmen und deshalb ihm etwas Angenehmes zu sagen. Ohne diese Tugend wäre ein friedliches und fröhliches Zusammenleben nicht möglich. Wir wünschen jedem, nicht immer nur persönlich Bekannten einen „guten Tag" und eine „gute Nacht," auch gute Gesundheit, sprechen ihn an als „geehrten," ja, sogar als „sehr geehrten Herrn," und unterlassen es nicht, ihn unserer vollen und aufrichtigen Hochachtung zu versichern. Das ist zuweilen überhöflich, aber erklärlich. Weniger verständlich ist es jedoch, wenn jemand heutzutage noch mit der Anrede „Euer Wohlgeboren" oder „Hochwohlgeboren" etwas Angenehmes zu schreiben glaubt. Auszusprechen hat es schon längst niemand mehr gewagt. Und das hat seinen guten Grund.

Mit der Titulatur „Wohlgeboren" ist es ebenso gegangen wie mit vielen anderen von unseren Großvätern überlieferten Gebräuchen und Gewohnheiten. Sie hatte in früheren Zeiten eine Bedeutung und ihre volle Berechtigung. Die Enkel haben sie aber ihres Inhalts beraubt.

Als die Sitten des Volkes noch streng waren, haftete der unehelichen Geburt ein Makel an. Nicht nur die unverehelichte Mutter verlor ein großes Stück ihrer bürgerlichen Ehre, sondern auch das unehelich geborene Kind stand für seine ganze Lebenszeit um eine Stufe niedriger in der allgemeinen Wertschätzung als das eheliche. Dazu kam, daß einige Berufsarten in den Augen des Volkes für unehrlich galten. Scharfrichter, Abdecker, Land-, Gerichts- und Stadtknechte gehörten

Digitized by Google

zu den „unehrlichen Leuten“ und vererbten die Unehrlichkeit auf ihre Kinder. Alle „ehrbaren“ Handwerksämter forderten deshalb für die Aufnahme eines Lehrlings einen „genughaften“ Geburtsbrief, d. h. den Nachweis, daß der Aufzunehmende in rechter Ehe von ehrlicher Mutter geboren sei. Allen, die solchen Nachweis nicht erbringen konnten, war das Handwerk verschlossen. Erst am 6. März 1772 verfügte ein königlich dänisches Reskript, daß uneheliche Geburt kein Hindernis mehr für die Aufnahme in die Handwerksämter sein dürfe.

In den höheren Ständen verharrte man ebenso unnachsichtig in den Anforderungen bezüglich der Geburt, war hier sogar noch strenger insofern, als bei Heiraten auf die Ebenbürtigkeit der Eltern ein größeres Gewicht gelegt wurde.

Aus diesen Gründen schon war das Beiwort Wohlgeboren ein Zeugnis von tiefeinschneidender Bedeutung und die Verweigerung desselben eine schwerwiegende Beleidigung.

Zu allererst beanspruchte der Adel den Titel Wohlgeboren. In einer Urkunde aus unserer Provinz vom Jahre 1399 schon (Westph. mon. inedit. II 300) werden Ritter und Knappen „ehrliche wohlgeborne Leute und Herren“ genannt. Um dieselbe Zeit titulierte man bei uns zu Lande die regierenden Fürsten „Hochgeborne Fürsten und Herren.“

Die Entwicklung des Beamtenstandes rief dann eine große Reihe von Rangunterschieden hervor, und diesen wurden neue Titulaturen angepaßt. Der Adel verzichtete allmählich auf „Wohlgeboren,“ überließ diese Auszeichnung den höheren bürgerlichen Rangklassen, beanspruchte dafür aber „Hoch- und Wohlgeboren,“ „Hochwohlgeboren,“ „Hochgeboren.“

Auch diese Abstufungen in den Bezeichnungen hatten einen tatsächlichen Wert in den Anschauungen des Volkes. Der Magister Peter Dreier in Hadersleben konnte 1648 in einem Nachrufe, den er einem Verstorbenen gab, allerdings von seinem geistlichen Standpunkte aus sagen:

Wohlgeboren bringt Ruhm und Ehr',
Wohlgelebet noch viel mehr;
Wohlgefreiet Fried' und Freud',
Wohlgestorben Seligkeit.

Das 19. Jahrhundert, das mit vielen Vorstellungen der Alten gründlich aufräumte, hat den Makel der unehelichen Geburt völlig verschwinden lassen. Unehrlich machende Berufsarten gibt es auch nicht mehr. So wurden die Titel Hoch-, Hochwohl- und Wohlgeboren zu inhaltslosen Höflichkeitsausdrücken, deren Wert von Tag zu Tag tiefer sank.

Nur im schriftlichen Verkehr der Beamten erforderte der Kurialstil noch immer pflichtmäßige Beibehaltung und ihre genaue Klassifikation. Freilich hatte bereits im Jahre 1770 der dänische König Christian VII. aus persönlicher Abneigung gegen die Auswüchse der Titulaturen und die schwülstigen Einleitungen der amtlichen Schriftstücke die Einführung einfacher Berichtsformen angeordnet. In einer Verfügung der königlichen Rentekammer vom 4. Dezember 1770 heißt es:

„Avertissement! Nach Ihre Königl. Majestät mündlichem allerhöchsten Befehl werden zu künftiger Vermeidung der Titulaturen alle Rentekammerbriefe und Verfügungen auf Art und Weise eines scripti pro Memoria abgefasset werden, in welcher Form man auch hinwiederum alle und jede einzusendende Berichte, Erklärungen, Bedenken, Vorschläge usw. anhero gewärtiget mit der Anzeige unten: An die Königliche Rentekammer.“

In der Tat zeichnen sich die Berichte in der dänischen Verwaltung seit jenem Jahre durch eine erfreuliche Einfachheit und Schlichtheit aus.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde indes der Unterschied zwischen

Wohlgeboren und Hochwohlgeboren wiederum zur Geltung gebracht, und die vermeintliche Verkennung dieses Unterschiedes führte sogar zu Beleidigungsprozessen. Wunderliche Verwicklungen konnten entstehen. Ein Doktor der Philosophie z. B. erhielt in der Regel den Titel Wohlgeboren, dann aber, wenn er als Reserveoffizier im Manöver stand, das schmeichelhaftere Hochwohlgeboren. Die altehrwürdige Titulatur erwies sich schließlich auch hier als überlebt und unhaltbar.

Mittels der Erlasse der preußischen Minister des Innern und der Finanzen vom 20. Mai 1896 und vom 12. August 1897 sind dann im amtlichen Verkehr die Titel Hoch-, Hochwohl- und Wohlgeboren endgültig abgeschafft worden.

Zwar gelten diese Verfügungen nur für den Verkehr der preußischen Beamten. Es steht jedoch zu erwarten, daß nach solchem Vorgange auch diejenigen, welche noch aus alter Gewohnheit, Bequemlichkeit oder vermeintlicher Artigkeit jener Titel sich bedienen, auf den ferneren Gebrauch verzichten werden. Der Verzicht wird um so leichter fallen, als die Anzahl unserer Berufstitulaturen in starkem Anwachsen ist.

Also heute zum letzten Male „Euer Hochwohlgeboren" in der sicheren Voraussetzung, daß Ihnen beim gänzlichen Ausbleiben dieser Titulatur nicht der Gedanke an eine capitis deminutio oder Herabsetzung kommen wird. Denn ich verbleibe darum nicht weniger Ihr ganz ergebener Kinder.

Friedrichstadt, eine holländische Stadt in Schleswig-Holstein.[1])

Von Regierungsbaumeister **Paul Krause** in Charlottenburg.

Die örtlichen Bedingungen, Wasser und Land, welche den Niederlanden ihr eigenartiges Gepräge verleihen, setzen sich an der deutschen Nordseeküste bis hinauf nach Dänemark fort, und so kann es nicht wundernehmen, in diesen beiden Gebieten mancherlei ähnliche Bilder in Stadt und Land zu finden. Zudem strömen von den älteren Kulturgebieten am Unterrhein dauernd Gaben der verschiedensten Art zu den schleswig-holsteinischen Küsten hinüber. Dort in den Niederlanden haben viele deutsche Kunsthandwerker ihre Ausbildung genossen. Wandfliesen, Geschirr und anderer Hausrat, ja, größere Kunstwerke, wie das Friedrichsdenkmal im Schleswiger Dom, kamen von dort herüber und dienten den daheimgebliebenen Meistern als Muster für die eigenen Arbeiten. Bereits im 12. Jahrhundert wandern Holländer ein und sichern durch Deichbauten die Marschen an der Elbe gegen die Fluten des Meeres. Eine ganze Stadt sogar erbauten die Fremden an der Westküste, wo die natürlichen Verhältnisse denen ihres Vaterlandes so ähnlich waren. Das geschah im Jahre 1621 am Eiderfluß, als der Herzog Friedrich III. von Schleswig-Gottorp holländischen Reformierten, die ihres remonstrantischen Bekenntnisses halber ausgewandert waren, hier einen neuen Wohnsitz gab. Friedrichstadt ward eine Freistatt für Anhänger der verschiedensten Glaubenslehren, und es gesellten sich bald Juden, Lutheraner, Katholiken, Quäker und Mennoniten zu den holländischen Remonstranten; von diesen, die anfangs die Mehrzahl der Einwohner ausmachten, zogen aber die wohlhabendsten bald wieder fort, nachdem ihnen in der Heimat freie Religionsübung gestattet worden war. Auch sonst hemmten vielerlei Unglück, Kriegsläufte und Sturmfluten die Blüte, welche des Herzogs Wohlwollen der Stadt versprochen hatte; zuletzt im Herbst 1850, als die Schleswig-Holsteiner ihre ver-

[1]) Entnommen aus der „Denkmalpflege" im Verlage von Wilhelm Ernst und Sohn in Berlin.

siegende Kraft an der von den Dänen besetzten Stadt verbrauchten und wohl die Hälfte aller Bauten in Asche legten.

Die Gründung erfolgte inmitten der grünen Marschen am rechten Eiderufer so nahe der Mündung, daß die Seeschiffe zur Flutzeit die Stadt erreichen konnten, und stellte Aufgaben, welche die heimatliche Kunst der Holländer, den Wasserbau, ins beste Licht setzen konnten. Die Treene, welche sich einst weiter unterhalb frei in die Eider ergoß, wurde aufgestaut und durch Schleusen und Sielbauten gegen die Willkür von Ebbe und Flut abgeschnitten. Die hierzu gegrabenen Verbindungskanäle bestimmten die Hauptlinien des Stadtplans (Abb. 1); sie sind auch heute noch mit regelmäßigen Baumreihen bepflanzt und bedingen das eigene, fremdartige Wesen, welches den Besucher in dem stillen, saubern Städtchen fesselt.

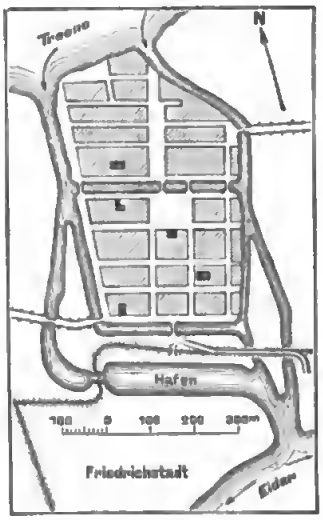


Abb. 1. Stadtplan von Friedrichstadt.

Schlimmer als der Grund und Boden haben die Bauwerke unter dem Wechsel der Zeiten gelitten. Über die Kirchen der verschiedenen Gemeinden gibt Haupts Verzeichnis der Kunstdenkmäler in Schleswig-Holstein Auskunft und erzählt uns, daß mehrere Ausstattungsstücke von den verödeten Kirchen stammen, denen draußen das Meer Dorf und Gemeinde geraubt hatte. Wohnhäuser der ersten holländischen Zeit sind nicht allzuviel erhalten. Im vergangenen Sommer wieder mußte ein schmuckloser, aber doch stattlicher und wohl erhaltener Bau am Mittelburggraben einem Neubau weichen (Abb. 2). Die Eingangstür und die zwei Fenster zur Rechten gehörten zu der geräumigen Diele; an deren Rückwand sah man durch ein Fenster in die kellerartig gelegene Küche hinab, verschiedene Treppenläufe führten in diese Küche, in das darüber gelegene Zwischengeschoß und zu den oberen Stockwerken. Aus dem Nachbarhause ist das Getäfel eines Zimmers in das Flensburger Museum gewandert. In dem sonst wesentlich veränderten Hause des Bürgermeisters befinden sich hübsche Türen in gestemmter Arbeit; an einigen andern Stellen endlich ist Wandbelag aus Delfter Fliesen erhalten: so zeigt eine aus etwa 15 Platten zusammengesetzte Darstellung einen Vogelbauer und dessen goldgelben Bewohner. [1])

Abb. 2. Vorderseite eines im Jahre 1902 abgebrochenen Hauses in Friedrichstadt.

Dasjenige Ge-

[1]) Eine Reihe von Mitteilungen verdanke ich den Herren Bürgermeister Wiese, Pastor Blickensdörffer und Dr. med. Hansen, sämtlich in Friedrichstadt.

Abb. 3. Eckhaus von 1637 in Friedrichstadt.

bäude, welches von Anfang an das reichste der Stadt gewesen sein mag, ist uns glücklicherweise erhalten: die im Besitze der Mennonitengemeinde befindliche sogen. Alte Münze (Abbild. 5). Dies Haus ward 1626 von dem Statthalter Moersbergen erbaut; dessen Tochter überließ bereits in den vierziger Jahren den Saal im hinteren Flügel den Lutheranern zur Religionsübung. Im Jahre 1652 erwarben die Mennoniten das

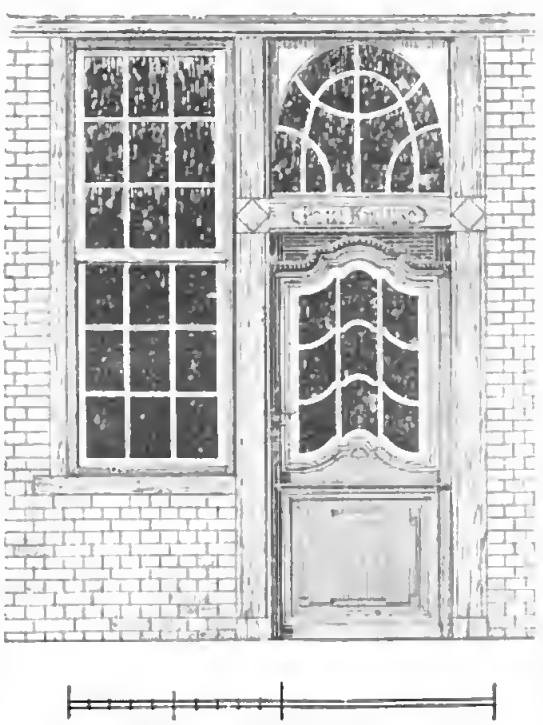


Abb. 4. Haustür in Friedrichstadt.

Grundstück, richteten aber erst 1708 den Kirchenraum so ein, wie er sich heute darbietet. Dieser nach Süden belegene Teil ist auf einem gewölbten Keller erbaut und enthielt nach der Überlieferung den Salon des Statthalters, wahrscheinlich aber auch die übrigen Wohnräume. Während die Wendeltreppe zu der ursprünglichen Anlage zu gehören scheint, entstammt das Predigerzimmer mit der behaglichen Fenster-

anordnung wohl dem Umbau von 1708. Im Gegensatz zu dem hinteren Flügel ist der Vorderbau arg verwahrlost. Die weiten, ohne Trennungswände durchgehenden Räume zu ebener Erde und darüber das auffallend große Tor und der Mangel jeglicher Feuerstelle lassen vermuten, daß die jetzige Verwendung zu Speicherzwecken in der ursprünglichen Absicht lag. Der fehlenden Baupflege ist es immerhin zu danken, daß verschiedene Einzelheiten, wie die Fenster, ganz ihre alte Einrichtung bewahrt haben. Die untere Fensteröffnung ist lediglich durch aufklappbare Holzläden geschlossen, während oben eine Bleiverglasung auf den schön profilierten eingemauerten Eichenholzrahmen unlösbar befestigt ist. Ungeachtet der untergeordneten Bestimmung des Vorderflügels hat die Straßenfront die reichste Ausbildung erfahren und bezeugt uns eindringlich den hohen Stand der niederländischen Kunst in jenen Tagen. Über dem Tor findet sich die bezeichnende Inschrift: omne solum forti viro patria, d. h. ein starker Mann findet überall sein Vaterland.

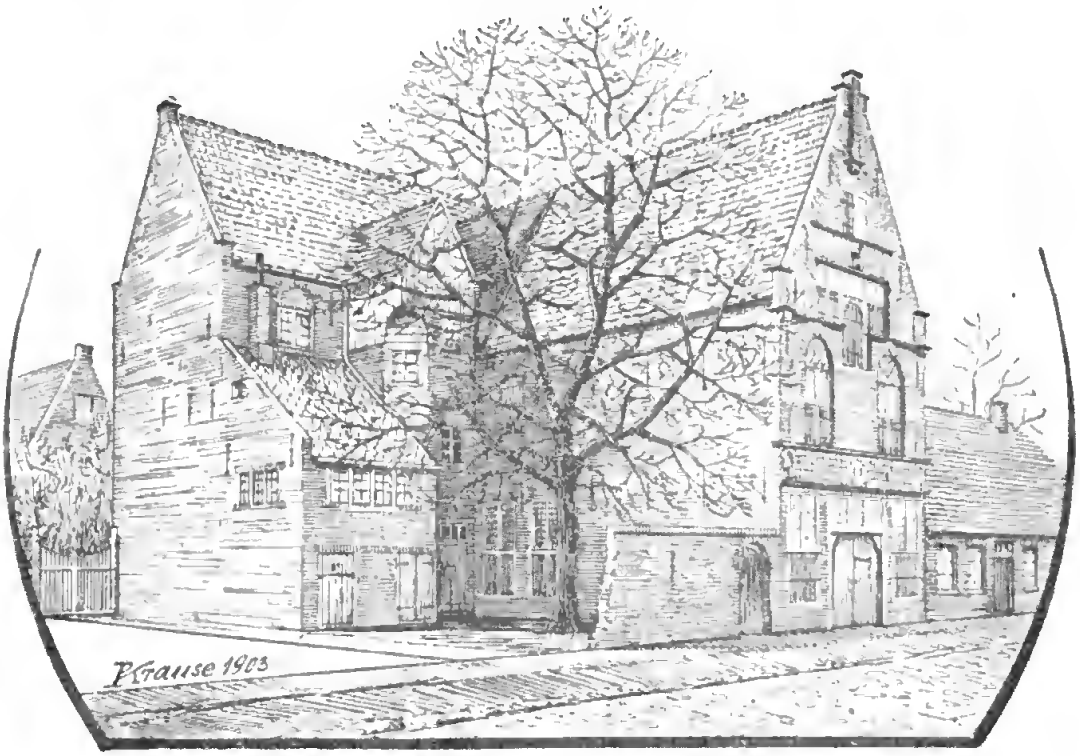


Abb. 5. Die Alte Münze in Friedrichstadt. (Mennonitenhaus.)

Die späteren Bauten setzen die Weise der Holländer fort; die meist schmalen Giebelfronten sind der Straße zugekehrt und von verhältnismäßig breiten Fenstern durchbrochen. Die Rahmen der Eingangstüren sowie die unteren Fenster sind bisweilen so stark, daß das Gefüge der Wand an den Fachwerkbau erinnert. Die Giebel haben getreppte Absätze, oder es ordnen sich der geraden Umrißlinie Ziegelschichten ein, welche sägeartig an die wagerechten Reihen eingreifen. Die unverputzten Mauerflächen sind belebt von zierlich geschmiedeten Ankern und vereinzelten Steinplatten, auf denen das Mähnenhaupt des niederländischen Löwen oder andere Figuren als Merkzeichen des Hauses dargestellt sind. Zu dieser Gruppe darf das in Abb. 3 dargestellte Eckhaus gerechnet werden, obgleich es noch die Jahreszahl 1637 trägt. Denn wahrscheinlich gehört nur die Diele mit der Eingangstür und den beiden anstoßenden Fenstern zum ursprünglichen Bau,

Digitized by Google

der bis vor kurzem auch in der hinteren Hälfte den für jene Zeiten eigentümlichen Keller und das niedrige Zwischengeschoß darüber bewahrt hatte. Erst später wurden dann wohl die zwei größeren Zimmer zur Rechten hinzugefügt und über dem Ganzen das erste Stockwerk und der breite Giebel der neuen Mittelachse gemäß, vielleicht unter Verwendung der alten Werksteine, errichtet.[1]) Das ursprünglich mansardenartig gebrochene Dach erhielt neuerdings bei der Höherlegung der Decke des ersten Stockwerks die jetzige gerade Form. Bei der gleichen Gelegenheit wurden die anfänglich gerade abgeschlossenen Fenster bis zu den früheren Entlastungsbögen ausgebrochen.

Die prächtige, im Rokokogeschmack geschnitzte Tür ist möglicherweise mit jenem ältern Erweiterungsbau gleichzeitig. Auch an vielen anderen Häusern sind die Eingangstüren mit besonderer Liebe hergestellt. Bei dem in Abb. 4 gegebenen einfacheren Beispiel sind die Rahmen und die geschwungenen Sprossen für die Verglasung weiß, die übrige Tür dunkelgrün gefärbt. Selbst an den nüchternen Bauten ums Jahr 1800 bekunden Verbretterungen, nach Sternmustern oder sonstwie geordnet, und Rahmhölzer, mit griechischen Schmuckformen etwas steif verziert, den guten Willen des Handwerkers. Erst die nach der Beschießung von 1850 notwendig gewordene Überzahl von Neubauten vermag unsere Teilnahme nicht zu erwecken.

Auch die ruhige und glücklichere Gegenwart, welche nach so mancher Not über die Stadt gekommen ist, wird, soweit es in unserer Voraussicht liegt, schwerlich ein Werk zustande bringen, das jenen ersten holländischen Bauten gleichkommt. Insbesondere der Erhaltung des ernst gefährdeten Mennonitenhauses, welche der besitzenden Gemeinde allein zu schwer fallen würde, sollte darum die nächste Anstrengung gelten. Die Großräumigkeit des Vorderbaues wird es sicher ermöglichen, das Vorhandene zu wahren und dennoch für eine Verwendung herzurichten, welche dem weiteren Bestande förderlicher wäre als der jetzt darin betriebene Kohlenhandel. So würde das Haus in Wahrheit ein neues Leben beginnen zur Freude der Kunstfreunde und zum Nutzen der Stadt.

Sagen und Sagenhaftes von Föhr. II.

Von H. Philippsen in Utersum auf Föhr.

7. Die Odderbaanki in den „Tribergem."

In den „Tribergem" (drei große Grabhügel) wohnten ehemals viele Odderbaanki, die sich durch einen langen weißen Bart auszeichneten, der Ähnlichkeit hatte mit dem herabhängenden Wurzelgeflecht der Gräser und Kräuter, die an der steilen Kante des einen, teilweise abgetragenen Hügels herabhängen, weshalb man diese Wurzelenden immer noch als Tribergems Bart bezeichnet.

8. Eine Sage von den „Tribergem."

Die Zwerge, die in großen Mengen in den Tribergem wohnten, hatten diese Hügel ganz ausgehöhlt und mit Stuben, Kellern und allem Möglichen wohnlich eingerichtet; da sie aber die Ackerbau treibenden Menschen nicht leiden konnten, so unternahmen sie des Nachts regelmäßig Streifzüge in die Umgebung, traten das Korn nieder und stahlen, was ihnen in die Hände fiel. Ganz besonders

[1]) Nach einer Mitteilung des jetzigen Besitzers, des Herrn Dr. Hansen, berichtet Mensinga, daß der vorhandene breite Giebel erst im 19. Jahrhundert aus den Teilen eines alten schmäleren zusammengesetzt ist.

hatte ein Bauer in Uterſum von ihnen zu leiden; denn ſie ſtahlen ihm all ſein Stroh weg, das er in einem Strohklampen oder Diemen draußen vor dem Dorfe ſtehen hatte. Um den Dieben auf die Spur zu kommen, ſollten die drei Söhne des Bauern nacheinander des Nachts bei dem Diemen Wache halten. Die beiden älteſten Söhne hielten ſich für klug und glaubten ſicher, die Diebe faſſen zu können, und lachten ihren jüngſten Bruder, den ſie für dumm hielten, aus, als auch er ſich zum Wachehalten bereit erklärte.

Zuerſt ſollte der Älteſte Wache halten. Er ging abends rechtzeitig hinauf nach dem Strohdiemen und ſetzte ſich bei demſelben hin und wartete geduldig der Dinge, die da kommen ſollten. Allmählich aber wurde er ſchläfrig und ſchlief ein, und um Mitternacht kamen die Zwerge und holten ihr Stroh weg wie gewöhnlich, und als er endlich wach wurde, da war der Diebſtahl bereits geſchehen und er hatte nichts geſehen. Als er am andern Morgen heimkam und nichts zu ſagen wußte, da lachte man ihn aus, ganz beſonders der zweite Sohn, der jetzt daran war, Wache zu halten, und ſeine Sache ſchon beſſer machen wollte. Am Abend ging er hinauf nach dem Strohdiemen, um aufzupaſſen; aber ihm erging es gerade ebenſo wie dem erſten Sohn, auch er ſchlief ein und merkte nichts.

Jetzt kam der dritte Sohn an die Reihe. Die beiden älteren Brüder lachten über ihn und meinten, wenn ſie nicht einmal die Diebe faſſen könnten, ſo würde ein ſo dummer Junge es erſt recht nicht können. Doch er ließ ſie lachen und ging des Abends ruhig nach dem Strohdiemen. Hier angekommen, nahm er eine Garbe, lockerte das Band etwas und kroch in die Garbe hinein, wälzte ſich mit der Garbe an einen ſolchen Ort, daß der Dieb unbedingt dieſe Garbe nehmen mußte, — und harrte des Weiteren. Etwa um Mitternacht vernahm er ein allmähliches Näherkommen von zahlloſen ſchlürfenden Tritten: die Zwerge kamen vom Tribergem, um Stroh zu ſtehlen. Die erſte Garbe, die herausgezogen wurde, war die, worin ſich der jüngſte Sohn verkrochen hatte. Die ſtarken Zwerge ſchleppen die Garben nach den Tribergem hinauf und in die Berge hinein und entfernen ſich dann, um mehr zu holen. Kaum aber ſind ſie fort, ſo kriecht er aus ſeinem Strohbund heraus und ſieht ſich in dem Berge um. In dem Zimmer, worin er ſich befand, ſtand ein Bett mit einer alten kranken Frau, an der Wand hing ein grünes Schwert und auf dem Tiſche ſtand ein Glas mit einem Getränk und dabei lag ein geöffnetes Buch. Bücher und Leſen waren ſonſt nicht Sache des jüngſten Bruders, doch wie er an den Tiſch herantritt, lieſt er in dem Buche mit großen Buchſtaben geſchrieben: „Wer fünf Tropfen nimmt, der kann das Schwert haben, wer zehn nimmt, der kann damit ſchlagen, und wer fünfzehn nimmt, der kann damit jedermann totſchlagen und niemand fragt danach!“ Kurz entſchloſſen gießt er ſich fünfzehn Tropfen in die Hand und trinkt ſie aus der Hand. Gleich nach dem Trank fühlt er ſchon die Wirkung, eine ſeltſame Kraft ſtrömt durch ſeinen Körper, er nimmt das Schwert von der Wand, tritt an das Bett und erſchlägt die alte Frau. Gleich darauf kommen auch die Zwerge mit neuem Stroh; doch jeder, der in den Berg tritt, wird mit dem Schwert erſchlagen, ſo daß bald alle Zwerge tot ſind.

Als er jetzt durch die Zimmer des Hügels geht, um alle Schätze zu beſehen, kommt er endlich auch in den Keller hinab. Hier erblickte er zehn feurige Rappen mit prächtigem Goldgeſchirr, die vor Mut auf den Boden ſtampften und freudig wieherten, wohl in der Meinung, daß ihnen die Zwerge Futter bringen würden. Da er mit Pferden trefflich umzugehen wußte, ſo führte er ſie aus dem Hügel und brachte ſie nach Hauſe, wo ſich ſeine Brüder nicht genug wundern konnten, was er für ein Glück gehabt hatte, und ihn um den Ruhm und die Beute beneideten.

Bald darauf kam der König von Dänemark nach Föhr, und in Nieblum sollte großes Ringreiten stattfinden, zu welchem der König für den besten Reiter und Sieger als ersten Preis einen großen Bauernhof ausgesetzt hatte. Jeder der beiden ältesten Brüder glaubte sicher, den ersten Preis zu bekommen, und es war ihnen garnicht recht, daß auch der jüngste mitreiten wollte, über den man doch nur lachen würde. Als nun das Ringreiten begann, hatte niemand ein so schönes Pferd wie der jüngste Sohn und konnte niemand so schön reiten und sein Pferd so tummeln wie er, daß selbst der König sich über seine Reitkünste verwunderte. Natürlich wurde er Sieger, und der König schenkte ihm das Bauerngut. Mit seinen Pferden konnte er sein Gut tüchtig bearbeiten, und er verstand sich darauf; seine Brüder lachten zwar über seine Dummheit, doch er machte sich nichts daraus, war er doch nicht mehr bei ihnen, und es ging ihm wohl bis an sein Ende.

9. Ein Wechselbalg.

An einem heißen Sommertage ging eine junge Witwe mit ihrem Kinde aufs Feld, um mit der Sichel ihr Korn abzuschneiden. Als sie einige Garben geschnitten hatte, stellte sie diese zu einem Dache zusammen, stillte nochmals ihr Kindlein und legte es zum Schlafen unter das Garbendach. Von ihrer Arbeit lugte sie von Zeit zu Zeit hinüber nach ihrem Kinde, das sanft und wohl schlief. Da nun die Witwe mit ihrer Arbeit gerne fertig werden möchte, so ließ sie sich von der Hitze nicht abhalten, arbeitete nur um so eifriger, zumal ein Gewitter heraufzuziehen drohte. Endlich war der letzte Halm gefallen, und schnell eilte sie nach ihrem Kinde, um noch vor dem Regen ihr Haus zu erreichen. Aber ach! als sie ihr Kind aufheben wollte, lag noch ein Kind mehr da, das dem andern so ähnlich war, daß sie ihr eigenes nicht erkennen konnte. Die ratlose Frau nahm beide Kinder mit; da sie aber beide nicht stillen konnte, so fragte sie ihre Nachbarin, eine alte Frau, um Rat. Diese sagte: „Gehe nach Hause und nimm den größten Besen, den du hast, nimm ihn aber umgekehrt, den Stiel nach unten, und fege auf diese Art gehörig in der Stube umher und merke dir genau, welches Kind dann sprechen wird; denn dieses ist das Odderbaanki!" Die Mutter tat, wie ihr geheißen, und fegte mit dem Stiel des Besens, und es dauerte nicht lange, so fing das eine Kind an, laut zu lachen, und sagte: „Nü san ick al tri en trinjtig Juar ual, man so wat haak noch nimmer iar belewet!" (Jetzt bin ich schon dreiunddreißig Jahre alt, aber solches habe ich noch nie erlebt.) Rasch nahm jetzt die Frau das Odderbaanki auf den Arm und trug es dahin, wo sie es gefunden hatte.[1])

Aus Hohenwestedt vor 100 Jahren.

Mitgeteilt von D. Breiholz in Bargfeld bei Jnnien.

(Nachdruck verboten.)

„Zurückerinnerungen des 1808ten Jahres, gemischten Jnhalts," so nennt Johann Heinrich Schulze, der damals Hauptpastor in Hohenwestedt war, ein 95 Seiten umfassendes Büchlein, das zu Anfang des Jahres 1809 geschrieben ist und eine Fülle von interessanten Mitteilungen enthält. Die ersten 25 Seiten

[1]) Sagen von Wechselbälgen kommen recht häufig vor, sind aber wenig von vorstehender Sage verschieden. Manchmal hört man erzählen, die Mutter ging mit ihrem Kinde ins Heu, öfters aber, daß sie Korn schnitt. Auch die Worte des Odderbaanki werden verschieden erzählt; so hört man: „Jch bin jetzt so alt als die Welt, aber solches habe ich noch nie erlebt!" Oder: „So hat meine Mutter nie gefegt!"

bringen eine „Casualrede am Neujahrstage 1809." Danach folgt „eine kurze Übersicht vom Kirchdorfe Hohenwestedt, und von den Beläſtigungen und Drangſalen desſelben, der durchmarſchierenden Truppen halber." Ferner bringt es eingehende „Bemerkungen über das Einquartierungsweſen," ſodann „die Einquartierung ſelbſt im Paſtorate" und ſchließlich „Vermiſchtes."

Der Verfaſſer iſt ein Mann mit ſcharfem Blick für Menſchen und menſchliche Verhältniſſe, er hat ein klares Urteil und führt eine freimütige Sprache. Seinen intereſſanten „Zurückerinnerungen" entnehmen wir zunächſt einige ſtatiſtiſche Angaben über Hohenweſtedt:

„Das Kirchdorf Hohenweſtedt liegt in der Mitte zwiſchen Itzehoe und Rendsburg; von jenem Orte iſt es 3 kleine, und von dieſem 3 ſtarke Meilen entfernt. In Remmels, eine Viertelmeile etwa von hier auf dem Wege nach Rendsburg, iſt die Poſtſtation. Als dieſe erſt eingerichtet wurde, hätten die Hohenweſtedter ſie in ihrem Kirchdorfe haben können. Schade, daß ſie, meinig unter ſich, dieſen ſchönen fetten Vogel fliegen ließen! Im Jahre 1616, heißt es im alten Kirchenbuche, iſt am Tage St. Jürgen die Kirche ſamt dem Turm, Glocken, Taufe, Orgel, Altar und allen Ornamenten abgebrannt und in den folgenden Jahren wieder reſtaurieret worden. In der damaligen Zeit der Not iſt das Witwenhaus beim Paſtorat mit Konſens des Herrn Amtmanns und des Herrn Propſten für 200 Reichstaler (däniſche) verkauft, und die Kirche durch aller Kirchſpiele und andrer guten Leute, auch des eigenen Kirchſpiels Zulage im Jahre 1620 wieder fertig geworden. Dieſe wieder hergeſtellte Kirche brannte 152 Jahre ſpäter wieder ab, nämlich im Jahre 1768, den 14. März. Es kam nach Angabe des neuen Kirchenbuchs vormittags bald nach 9 Uhr bei einem ganz außerordentlichen Sturm aus Nordweſten bei einem Grobſchmied Jürgen Borſtel, der ganz unten in Hohenweſtedt weit von der Kirche wohnte, plötzlich Feuer aus, das durch Unvorſichtigkeit der Magd verurſacht ſein ſoll. In einer guten Viertelſtunde ſtand die Kirche nebſt dem Totenhauſe, 67 Wohnhäuſer, unter welchen ſich auch das Paſtorat-, Diakonat- und Organiſtenhaus, wie auch die königliche Vogtei befanden, und 24 Nebengebäude, alſo im ganzen 92 Gebäude in vollem Feuer, welche auch ſämtlich etwa in 1½ Stunden völlig niedergebrannt waren. An Stelle der alten iſt nun eine neue ſchöne Kirche vom Grund aus wieder aufgebaut und den 1. Nov. 1770 feierlich eingeweiht worden. Die vier Kirchenhölzungen, die damals von Bedeutung waren und jetzt nicht von Belang ſind, wurden bei dieſer traurigen Gelegenheit ſcharf angegriffen und mitgenommen. Die Koſten des ganzen Kirchenbaues wurden angegeben zu 40961 Reichstaler 7½ Schilling".

„An der Kirche ſtehen zwei Prediger und ein Organiſt, der zugleich Schreib- und Rechenmeiſter und Küſter iſt. Er ſteht der einen Schule, die hier iſt, vor. Unter den übrigen Eingeſeſſenen iſt noch zu bemerken: ein Hausvogt, ein Kirchſpielvogt; der Branddirektor, der hier ſonſt zu wohnen pflegt, hält ſich derzeit noch in Rendsburg auf. Sonſt ſind hier noch drei Bauervögte, wegen dreier Gerichtsbarkeiten, nämlich: der Königliche, der Dragiſche und der Klöſterlich-Itzehöiſche, eine Hebamme, ein Scharfrichter; aber leider! kein Arzt, der eben ſo ſehr gewünſcht wird, als er nötig iſt. Er würde hier, mit einem angemeſſenen Gehalt von Beikommenden verſehen, ſchon ſein Auskommen finden, da Hohenweſtedt von oben benannten Städten weit entfernt und auch mitten im Amte liegt. Möchten wir doch bald einen wackeren und geſchickten Diſtrikts-Chirurgen kriegen!!!"

In einer Anmerkung ſagt der Verfaſſer: „Zwei Prediger finden hier nur ein kümmerliches Auskommen, und da es einer, ohne daß der Dienſt darunter leidet, ordentlich beſtreiten kann, ſo dürfte es ſo unrätlich nicht ſein, daß bei eintretender Vakanz, wie in anderen Orten, z. B. Neuſtadt und Tönningen geſchehen

ist, dem Kirchspiel das Alternativ vorgelegt würde: entweder dotiert beide Predigerstellen so, daß ihre Inhaber anständig und ohne Nahrungssorgen leben können, oder tut auch Verzicht auf eine. Im Durchschnitt werden hier im Jahre kopuliert 24 Paar; es wurden geboren 94 und es starben 79. Also ist die Volkszahl sehr im Steigen begriffen".

Über Hohenwestedt vor 100 Jahren erfahren wir noch weiter: „An Krämern, Handwerkern und anderen Gewerbetreibenden, wie auch an Krügen, fehlts hier nicht. Das Dorf steckt voll davon, und es ist viel Verkehr, Leben und Tätigkeit, wie auch Wohlstand darin. Die Landmasse beim Kirchdorf ist unbedeutend, auch sind leider weder Holzteile noch Torfmoore bei demselben vorhanden. Die Feuerung muß käuflich von den Dörfern herbeigeschafft werden. Ein hiesiger Hufner macht ungefähr einen Viertelhufner gegen den auf den Dörfern aus, welche außer dem Kirchdorfe liegen. Beträgt die Fläche der gesamten Hufe auf den Dörfern 100 Tonnen, so darf der Hufner im Kirchdorfe nur auf ungefähr 25 Tonnen rechnen. Diese Hufenungleichheit rührt vermutlich daher, weil bei der Austeilung und Einkoppelung der Ländereien die Portionen so klein zugeschnitten werden mußten, der vielen sogenannten kleinen Leute halber, die teil daran nahmen. Es ergibt sich daraus, daß es hier nicht an Kätnern, die Professionisten sind, fehlen könne. Sie sind Land- und Handwerksleute zugleich. Übrigens sind im Kirchdorfe 100 und etliche Häuser nebst einigen Scheunen, und ungefähr 680 Einwohner vorhanden."

Diesem Abschnitt fügt der Verfasser zwei interessante Fußnoten hinzu:

1. „Genau wissen die Bauern es selbst nicht, wieviel Flächeninhalt ihre Hufe haben, und den im Kirchdorfe wohnenden Bauern und Gewerbetreibenden gehts ebenso. Sie raten es nur so zusammen".

2. „Gerne hätte ich hier mehrere statische Nachrichten mitteilen mögen; es ist aber nicht so leicht, dazu zu kommen. Hält man Nachfrage, so glaubt man Wunder, was dahinter steckt, und hält mit unschuldigen Nachrichten zurück, die doch zur Vermehrung der so nötigen und interessanten Landeskunde beitragen könnten. Mehr als einmal habe ich das schon erfahren".

„In diesem Dorfe", so erzählt Pastor Schulze weiter, „ist es nun im vorigen Jahre 1808 sehr lebhaft und oft gepfropft voll gewesen. Kein Wunder! Denn wenn auch gleich bei den ersten starken Durchmärschen der fremden Truppen die Anzahl derselben in Itzehoe geteilt, und von da die eine Hälfte, wie man sagte — audita refero — über Nortorf und die andere über Hohenwestedt nach Rendsburg geschickt wurde, so mußte es hier doch immer schon von Truppen wimmeln, so daß man oft kaum wußte mit denselben zu bleiben. Ohne Beihülfe der Dörfer wäre es freilich (besonders in betreff der Reiterei) nicht möglich gewesen, wenn sie nicht wie Heringe gleichsam zusammengepackt werden sollten. Angenommen nun, die Stadt Itzehoe hatte 3000 Mann; 1500 bekam Nortorf und eben soviel Hohenwestedt davon: so konnte Itzehoe sehr leicht mit denselben fertig werden, denn es hat nach dem Brandkataster 700 Häuser (und reichlich 6000 Einwohner) in seinen 5 verschiedenen Gerichtsbarkeiten. Aber hier kniff es, da unser Kirchdorf nur 100 und etliche Häuser hat und auch im Verhältnis einen viel schwereren Stand für die ihm zugefallene Anzahl von 1500 Mann hatte, als Itzehoe für 3000. Es galt um so mehr darum, da auch gerade die beiden dem Kirchdorfe am nächsten liegenden Dörfer Vaasbüttel und Glüsing nur klein sind und ihm nicht viele Mannschaft abnehmen konnten, und überdies die Unbequemlichkeit bekannt ist, die es hat, Truppen auf weit entlegene Dörfer zu verlegen. Daher wurden wir denn auch reichlich bedacht, und hatten, wie bekannt genug ist, viele Beläftigungen und Drangsale auszustehen. Späterhin unterblieb diese Truppen-Abteilung in Itzehoe, und was da ankam, wurde uns immer zugeschickt. Da fehlte es uns nun nicht an

guten Freunden. Aber außer den angemeldeten Truppen kamen auch noch immer unangemeldete an, bald Offiziers, bald Employés, bald Gemeine. Dieser zufällige Zufluß, der sich jenen noch hinzugesellte, trieb uns sehr oft in die Enge und vergrößerte die Verlegenheit ungemein. Denn diese Reisenden trafen hier oft, und fast täglich, in Menge zusammen, kamen teils von Itzehoe, teils von Rendsburg, und gingen weiter. Oft übernachteten sie, wenn sie auch gleich des Vormittags schon ankamen; oft blieben sie nur zum Speisen auf einige Stunden, und oft wechselten sie nur eilends die Pferde. Das Dorf war immer, Tag und Nacht, mit Wagen besetzt, die auf ihre Passagiere warteten, und im Hause, wie außer demselben, war das Gewühl immer sehr rege. Diese Unruhe und Belästigung hielt auch lange, und zwar vom Frühling bis in den Herbst hinein, an. Immer ging es hin und her. Eine gewisse Anzahl von Rüstwagen machte es ebenso, wie denn auch viele Wagen, teils mit Salz, teils mit Wein beladen, eine Zeitlang von Hamburg nach Rendsburg und so weiter gingen. — Was Wunder also, wenn das kleine Kirchdorf Hohenwestedt, das so viel abzuhalten hatte, die Last der gebieterischen Zeit fühlte und seine Kräfte schwächte und zusetzte. Aufmerksam darauf fanden daher der Herr Kammerherr von Schlanbusch, Großkreuz des Dannebrog-Ordens, sich bewogen, im benachbarten Kirchspiel Scheneseld, das von diesen Belästigungen frei geblieben war, einen Geldbeitrag, beinahe 500 Reichstaler betragend, zu veranlassen und zwei Drittel davon dem bedrängtesten Teile der Hohenwestedter und den Rest den der Nortorfer Gegend als Geschenk zufließen zu lassen. Diese Gabe, die zu rechter Zeit kam, wird immer in freundlichem Andenken bleiben".

Aus den recht eingehenden und treffenden „Bemerkungen über das Einquartierungswesen" ist besonders interessant der Passus: „Sind gewisse Gewerbsstände nicht stärker als andere zu belegen?" Unser Schriftsteller bemerkt dazu wörtlich folgendes: „Wenn Hunderte und Tausende bei ungünstigen Zeitumständen verlieren, so sind immer einige, die gewinnen, und oftmals von diesen drückenden Umständen, gerade ihres Nahrungsbetriebes halber, einen starken und beträchtlichen Gewinn ziehen. Sie gewinnen und mögen immerhin ansehnlich gewinnen, da sie auch ihre Zeit, ihre Kraft und Ruhe dafür opfern müssen; aber eben diese Zunahme an Kraft, die sich nicht nur so schnell vermehrt, sondern auch so stark gegen den Abgang der Kräfte anderer absticht, gibt auch Ansprüche, daß sie, die vom Zeitlauf so Begünstigten, eben nicht alle ihre Kraft wieder zusetzen (denn wofür arbeiten sie sonst?), doch einen billigen Teil derselben den öffentlichen Lasten wieder zu gute kommen lassen, kurz, stärker, als andere, die bei Entbehrung ihrer Vorteile in den Rückstand kommen, mit Einquartierung belegt werden sollen. Und gesetzt, es fehlte ihnen wirklich an Raum in der Herberge, so könnten sie doch zu den Kosten anderer herangezogen werden. Ja; die Billigkeit spricht auch für die stärkere Belegung der gewinnenden Klassen, die ein jeder kennt, so laut, daß schon mehrere Verordnungen ihren Ausspruch darüber getan haben". (Hier werden nun ein paar Verordnungen der Königl. Preußischen Kriegs- und Domänenkammer über die Grundsätze der Einquartierung vom 20. Oktober 1806 angeführt, nach welchen Bäcker, Gastwirte, Metzger, Wein-, Branntwein- und Spezereihändler stärker belegt werden sollen als andere Einwohner).

Um dem Leser ein anschauliches Bild davon zu geben, in welch umfangreichem Maße Hohenwestedt im Jahre 1808 mit Einquartierung belastet worden ist, gibt der Verfasser eine „Übersicht über die Einquartierung im Pastorat zu Hohenwestedt im Jahre 1808". Aus derselben geht hervor, daß der Ort in der Zeit vom März bis in den Dezember stets gedrängt voll war von Militär, das fortgesetzt, wohl gar täglich ausgewechselt wurde. Es war ein fortwährendes Kommen und Gehen, und nie kam der Ort zur Ruhe. In der Zeit vom 10. März bis zum 16. Dez.

waren im Pastorat einquartiert 132 Offiziere (französische, holländische und dänische), 17 Offiziersdamen mit 10 Kindern und 8 weiblichen Dienstboten, außerdem noch 139 männliche Bediente bezw. Soldaten, also in 10 Monaten 306 Personen.

In gleicher Weise wie das Pastorat und meist noch mit viel mehr Mannschaften sind auch die anderen Häuser des Ortes belegt worden. Von Anfang März bis gegen Weihnachten hin wars in dem Orte ein einziges großes militärisches Treiben.

Als Nachtrag berichtet der Autor eine ganze Reihe von Erlebnissen und Kuriosa aus jener Zeit, von denen wir die nachfolgenden wiedergeben:

1. „Unter allen meinen so häufigen und vornehmen Gästen ist Se. Durchlaucht der Herzog von Ahrenberg, Napoleons Anverwandter, der vornehmste gewesen. Mit einem schwarzen Leibrock bekleidet, eilte ich, die herzogliche Kutsche daher rasseln hörend, an die Pforte, und nun eben da, gehen mir zwei Offiziere vorbei, wovon der eine im munteren Tone zu mir sagte: „Gut'n Tag, Pastor!" Immer meine Augen nach der Kutsche, machte ich ihnen meine Verbeugung, doch aber nicht bis zur Erde: Mit Euch beiden, dachte ich, kommts heute so genau nicht an. Es kommt noch anders, der Herzog kommt! Aber — es war der Herzog selbst, der diese Worte zu mir gesprochen hatte. Ich zurück und bemerkte bei meiner untertänigsten Devotion, die ich nachholte, daß ich Se. Durchlaucht verfehlt hätte. Er lachte. Mein Haus war gepfropft voll, und tönte überall wie vor freudiger Unruhe, so auch von französischer Lustigkeit, die immer unverlegen ist, Stunden in Augenblicke zu verkürzen. Die frugale Tafel — nicht mehr als sechs Schüsseln, die mein gutes Weib in der Eile für ihren fürstlichen Gast besorgt hatte, — tat der munteren und geselligen Laune nicht den mindesten Abbruch, sie ersetzte vielmehr reichlich den Mangel derselben. Nachdem sie aufgehoben und Kaffee getrunken war, gings zum Garten. Und wie könnte ich als Wirt in meiner Klause zurückbleiben? Hatte doch noch eben ein Offizier darüber gelacht, daß sein Wirt sich vor ihm verkröche! Besser, meinte er, wäre es doch auf dem Platze als im Mauseloche. Der Meinung garnicht abgetan, folgte ich, zwar schon das fünfzigste um ein paar Jahre hinterm Rücken, doch noch garnicht verfroren, rasch dem raschen und glänzenden Zuge. Aber wo ist, sagte ich zu mir selbst, der so lebhafte und vernehmbare Adjutant? Ja, und dieser flinke Gast saß schon oben auf einem hohen Apfelbaum und kündigte den feisten und rotbäckigen Anhängern desselben einen scharfen Krieg an. Ach, sie fielen, diese festen und treuen Anhänger meines Freundes, doch, zu meiner Freude, nur nach einer starken und ehrenvollen Gegenwehr, erbärmlich zu Boden! Aber an Begnadigung war noch für sie nicht zu denken: sie wurden, unbarmherzig genug, noch aufs neue wieder ins Treffen geführt; man faßte sie beim Zopf, man warf sie, diese schon schwergefallenen und verwundeten „Krieger" (so werden diese Äpfel hier genannt) in die Höhe, und der Herzog, sehr geschickt und scharf im Treffen, stand schon, den schönen und blanken Säbel in der Hand, bereit, sie im Fallen nicht, wie man spricht, zusammenzusäbeln, sondern, wie ich sah, sie auseinanderzusäbeln. Und nun erst wurde, nach einem kurzen Waffenstillstand, völliger Friede. Der Feldzug war geendigt, und man ging hohen und frohen Mutes wieder ins Haus und beehrte für den Saal die tägliche Wohnstube mit dem Besuch. Nie war eine so vornehme und erhabene Gesellschaft darin zusammengewesen. Man besah kleine Kupferstiche, durchlief die an der Wand hängenden, in Rähme eingefaßten und mit Glas versehenen Landkarten von Schleswig und Holstein, schäkerte, trillerte und spielte das Klavier, auch: Allons enfants de la patrie, und das bekannte Lied, von Mars' braven Söhnen brav gespielt und mitunter auch gesungen, fiel so heroisch und volltönend ins Ohr, daß mein kleiner dreijähriger Bube, der sich überaus wohl auf dem

Schoße des Herzogs befand und in dem einen Augenblick nach der kriegerischen Musik horchte und in dem andern bei dem Säbel Sr. Durchlaucht fingerierte, beinahe Soldat darüber geworden wäre. Doch wer kann stundenlang auf einer Stelle bleiben? Es ging also wieder zum Saale, wo sich bald ein kleiner Bursche einfand: „Ek schall gröten von mien Vadder, dar wehrn de beiden Vijoln." (Der Bursche war der Sohn eines hiesigen Schusters und Musikers, bei dem der Adjutant sie hatte bestellen lassen. Als er sie am andern Morgen wieder abholte, wurde er reichlich beschenkt.) „Prächtig," erwiderte der Adjutant, „du bist ein braver Junge!" Und nun nahm er die eine und ein anderer Offizier die andere, und das Konzert, bisweilen durch einen Tanz ohne Damen (die man jedoch ebenso komisch als künstlich zu ersetzen wußte) unterbrochen, fing gleich munter und freudig an. Kurz, dieser fürstlichen Einquartierung, die auf keiner Seite vom ersten bis zum letzten durch einen Mißlaut gestört wurde, werde ich mich noch oft mit Vergnügen erinnern und dabei den so freundlichen und humanen Herrn Obersten, Baron von Scheel, nicht vergessen."

2. „Der Einsperrungsort für die spanischen Kriegsgefangenen war bald eine Scheune und, waren ihrer viele, dazu ein naheliegendes benachbartes Haus, bald die Kirche. Die in jenem Hause eingesperrt waren, 40 an der Zahl, bekamen einst, vermutlich vom Übermaß des Branntweins erhitzt, den tollen Einfall, ihre französische Wache übern Haufen zu werfen. Aber diese Wache hatte offene Augen und bemerkte bald, was sie im Schilde führten, und so eilte auch schon gleich die Lärmtrommel durchs Dorf, und bei den Soldaten war aus dem Bette kommen und auf dem Platze sein eins: so schnell eilten, flogen sie dahin. Der Erfolg war, daß diese Unruhstifter noch zur Kirche abgeführt wurden. — Die Kirche war auch schon oft dazu gebraucht, und zwar zuerst, als die gefangenen Offiziere kamen. Wohlversehen mit Stroh und Betten, hielten sie ihr Nachtlager darin, und konnten noch immer bequem ruhen. Allein einer dieser Offiziere wollte nicht, wollte gern auf die noch vorhandene Bequemlichkeit Verzicht tun, konnte er nur einst (si diis placet) dafür in seinem Vaterlande von seinem Nachtlager auf einer ketzerischen Kanzel erzählen und damit ein wenig unterhalten und bramarbassieren. Er ließ sich also sein Bett daselbst zurechtmachen, so kümmerlich er sich da auch behelfen mußte. Doch dieses Späßchen, da er's nicht besser haben wollte, war ihm gerne zu gönnen. Aber empörend war es, daß die gemeinen Gefangenen, die bald in geringerer, bald in stärkerer Anzahl in der Kirche verwahrt wurden, daß sie vorzüglich jenen Ort, auf den sie vom Altar so leicht steigen konnten, — horribile est dictu! — zu ihrer gemeinschaftlichen Commodité machten. Hier lasse und muß ich die Feder fallen lassen." —

Der Kirchhof war der Bewirtungsplatz, die offene Tafel, für die gemeinen Kriegsgefangenen. Die grünen aufgeworfenen Totenhügel gaben zuweilen den Tisch, doch die meiste Zeit die Rücklehne für sie beim Essen ab. Sie saßen truppweise auseinander. Hier 6, dort 17, auch wohl 30 bis 40 Mann und darüber zusammen. Müde und hungrig von der Reise, ließen sie sich ihre Suppe, und besonders die Kartoffeln, und ihren Schnaps wohl schmecken und steckten bedächtlich die Überbleibsel ihrer offenen, mit vielen Zuschauern umringten Tafel bei sich, daß sie ihnen noch sehr zu gute kommen könnten. Ihre Kleider waren zum teil schon sehr abgenutzt, und einige, keine Schuhe und keine Strümpfe mehr an den Füßen, froren, daß ihnen die Glieder zitterten. So schlecht an den Füßen versehen, wateten diese Kinder des Südens zuweilen bei kalter Witterung in tiefem Kot im Norden barfuß durch und erregten und fanden auch hier und da Mitleid guter, teilnehmender Menschen."

3. „Als die spanischen Truppen hier ankamen, dachte ich, da wirst du als Augen-

zeuge von der so berüchtigten spanischen Grandesse mitsprechen können. Allein ich habe nie die mindeste Spur davon entdecken können, obschon ich doch viele vornehme Personen, viele Obersten, zwei Generale, den Brigade-General Montes, den Divisions-General Kindelan und einen ganzen Schwarm von Damen im Quartier gehabt und sie scharf ins Auge gefaßt habe. Vielmehr fand ich gerade das Gegenteil, fand sie alle gesprächig, offen, entgegenkommend, bescheiden, mäßig, dankbar, also mit lauter solchen Eigenschaften versehen, die sich nicht wohl mit der höfischen, zeremoniellen Leer- und Steifheit vertragen. Wie ich ihnen dieses, bin ich ihnen auch jenes Lob schuldig, daß sie, anderen wackeren und rechtlichen Leuten gleich, gerne ihre Zeche bezahlten. Eine Ausnahme machte nur eine Kapitänin, soviel ich mich entsinne. Auf mein: Pardonnez, Madame, il faut, que vous payez encore l'écot! reichte sie mir freundlich die Hand und sagte wiederholt: Ricke, Patron, gratias! Ricke, Patron, gratias! So brachte dieses weiße und schlanke Wesen die Rechnung zum Abschluß und knixete und trippelte darauf von dannen."

Schlußbemerkung: In den vorstehenden Ausführungen hat der Autor des eingangs erwähnten Buches stets selbst das Wort gehabt. Über das Hohenwestedt von heute sei noch hinzugefügt: Hohenwestedt ist unstreitig eines der hübschesten Kirchdörfer Schleswig-Holsteins und hat reichlich 2000 Einwohner. Die breiten, geräumigen Straßen mit ihren prachtvollen Alleen, sowie die hohe, freundliche Lage mit ihrem großartigen Panorama wirken überraschend auf jeden Fremden. Vornehmste Beachtung und Bewunderung findet bei allen Besuchern das wohl einzig in seiner Art vorhandene Muschelhaus. Durch die blühende landwirtschaftliche Lehranstalt ist Hohenwestedt weit über die Grenzen unserer Provinz hinaus bekannt. Seine Lage im Knotenpunkt zweier Chausseen und zweier Eisenbahnen zugleich bedingt ein reges Verkehrsleben.

Bettelreime. I.

Zusammengestellt von **G. F. Meyer** in Kiel.

1. Kinken Jöses, giff mi wat
Ut din Schapp un in min Fatt!
Kriegen alle lüttjen Kinner wat,
Jk ok wat?
Niebüll. (Carstensen in Achtrup.)

2. Lieber Jesus, giff mi wat
In min Fatt,
So will ich beten Tag und Nacht.
(Carstensen in Achtrup.)

3. Vor Jahren war es Sitte, daß zum Weihnachtsfest drei Männer, die über ihrem Anzug ein weißes, leinenes Hemd anzogen, von Haus zu Haus gingen. Sie trugen an einem langen, mit weißem Papier beklebten Stabe einen Stern, an jeder Spitze des Sterns hing eine Glocke, und in der Mitte war ein Licht befestigt, das abends als Laterne benutzt wurde. Während sie den Stern herumdrehten, sangen sie folgendes Lied:
Sterne, ach Sterne, du darfst nich stahn,
Du mußt mit mi na Bethlehem gahn,
Na Bethlehem, in Davids Stadt,
Wo Maria mit ihrem Kindlein lag,
Ein kleines Kind, ein großer Gott,
Der Himmel und Erde erschlossen hat.
Wir wünschen dem Hausherrn einen vollen Tisch,
Auf allen vier Ecken einen gebratenen Fisch,
Und in der Mitte ein Gläschen Wein,
Dabei kann der Herr wohl lustig sein.
(Das soll des Herrn Schlaftrunk sein.)
Wir wünschen der Jungfrau ein frohes neues Jahr
Und einen Herzliebsten zum nächsten Jahr.
Wir wünschen dem Junggesellen ein frohes neues Jahr,
Eine Reise um die Welt,
Einen Beutel voll Geld,
Ein hübsches Mädel sei dein,
Dazu eine Flasche Wein.
Dieses sollen die drei Weisen aus dem Morgenlande sein.
(Suck in Oldesloe.)
(Vergl. „Heimat" 1892, S. 267 u. 268.)

4. Es kamen drei Weisen aus dem Morgenland,
Sie kamen wohl vor Herodes sein Haus,
Herodes der schaute zum Fenster hinaus

Und sprach mit falschem (forschendem) Sinn:
„Wo wollt ihr drei Weisen denn hin?"
Sie sprachen: Nach Bethlehem im jüdischen Land,
Das unserm Herrn Christus recht wohlbekannt.
Und wünschen dem Sohn ein gesatteltes Pferd,
Von beiden Seiten Pistolen und Schwert,
Und wünschen der Magd einen goldenen Kamm,
Zum künftigen Fest einen Freiersmann.
Bramstedt (Ehlers).

5. Nijahr, Nijahr!
Sünd de Brotball (Apfelkuchen) noch nich gar?
Sünd se man 'n bitten kleen,
Nehmt wi twee för een.
Sünd se 'n bitten fett,
Smeckt se ok ganz nett.
(Suck in Oldesloe.)

6. Prost Neejahr! wünsch ik ok!
En Oldjahrsmann vun süßtig
Kröm an in'n Düstern an,
He sung wull an to grabbeln
Bun ünn'n bet bab'n an.
Prost Neejahr! wünsch ik ok!
Se hebt so velmal schaten
In'n Süd'n, West un Nord.
Kumm, min Gret'n,
Lat uns geet'n,
Denn dat Leed segt ümmer wahr,
Wat vör'n Lewen ward dat gewen!
Wünsch ok di dat nee Johr
Ponsbe (Pundsbern?) un Granaten!
Se hebt so velmal schaten
In Süd'n un West un Nord.
Bramstedt (Ehlers).

7. Lieschen, kiek mal ut de Luk,
Buten is dat düster!
Alle Lampen sünd utputzt
Mit 'n grot'n Püster.
Morg'n is dat Sünndag,
Slacht min Vadder den Bock,
Fangt min Mudder dat Danzen an,
Wat wackelt ehr de Rock.
Bur ritt na Hawermann,
Gef min Peer Kaff,
Wenn se dat nich dregen künnt,
Smit ik di mal af!
Ha, ha, ha!
Kölsch is weller da!
Kölsch de sitt up 'n Kökendisch,
Weet nich, dat hüt Neejahr is!
Bramstedt (Ehlers).

Plattdeutsche Rätsel.

Gesammelt von **Jul. Prange** in Ellerbek.

Die nachstehenden Rätsel, aus dem östlichen Holstein, aus Stormarn und Lauenburg gesammelt, sind als Nachtrag der plattdeutschen Rätselsammlung, welche von G. F. Meyer in Kiel im Oktoberheft veröffentlicht wurde, anzusehen. Außer neuen Rätseln werden hier auch solche gebracht, welche in der Form merkliche Abweichungen von dem bereits gegebenen Wortlaut aufweisen. Um das Vergleichen zu erleichtern, sind die laufenden Nummern aus dem Oktoberheft bei den betreffenden Rätseln vermerkt worden.

1. Ganzen Aben vull witt Pier
Un en fleeschern Dör dorvör.
Lauenburg u. Stormarn. (Mund.)
2. Ganz Reeg mit Pier, .
Mit groten Lungeler.
Lauenburg. (Mund.)
3. Binnen un buten verschimmelt,
Denn dor is lang keen Minschenfleesch in' wes.
Lauenburg und Stormarn.
(Verschimmelter Stiefel.)
4. Wat geiht öwer den minschlichen Verstand?
Stormarn. (Haus.)
5. Wat geiht to Water un lett den Bunk in't Hus?
Stormarn. (Kissenbezug.)
6. Wat to Stall geiht un fritt nich,
Wat to Water geiht un süppt nich.
Stormarn. (Hufeisen.)
7. Löp 'n lütt Schütt'n den Stieg entlank,
As dat to Enn wer, do fä dat — „knipps."
Stormarn-Lauenburg. (Schere.)
8. Ick hess en Ding vör mien Been,
Kann jedes Minschenkind sehn,
Dor daut sick fief un fief um schlag'n,
De wollt em dat Rug abnag'n.
Lauenburg. (Spinnrad.)
9. Glimmer-Glammer
Höl de Been von anner;
Erst slapp, denn stief,
Denn twischen de Tän
Un denn in't Lief.
Stormarn. (Pfanne — Pfannkuchen.)
10. Wat geiht üm't Hus
Un kiek in alle Fenster?
Stormarn. (Sonne.)
11. Wat sitt in't Holt un hett 'n witt Huf op?
Lauenburg-Stormarn. (Bier.)
12. Wat liggt in't Holt un gnarrt?
Stormarn. (Kind in der Wiege.)
13. Wat liggt in't Holt as en aftreckt Kauh?
Lauenburg. (Teig im Backtrog.)
14. Dor stünn 'n Mann achter de Grotdör,
de harr en Didelumdei vör,

He ret öwer en Harlock, (Geige.)
Wat wüppt de Deer'ns de Klederrock.
Stormarn. (Geiger.)

15. (18) Beer dregt de Tunn,
Twee möt de Hunn,
Twee Wieſer vöran,
Een Klopper achteran.
Stormarn. (Kuh.)

16. (37.) Dor güng 'n Jumfer Lang
In unſern Gorngang:
Möt mi de Höhner!
De Hunn daut mi niks.
Lauenburg-Stormarn. (Regenwurm.)

17. (9. 10. 11.) Achter unſer Hus
Plögt Barrer Krus
Ahn Plog un ahn Rad.
Rat mal, wat is dat?
Stormarn. (Maulwurf.)

18. De lütte Bendix,
De plögt ſo fix,
Bargop un bargdal,
Brukt keen Iſen un Stahl.
Lauenburg. (Maulwurf.)

19. Kommt ſe, denn kommt ſe nich,
Kommt aber ſe nich, denn kommt ſe.
Oſtholſtein-Stormarn.
(Tauben und Erbſen.)

20. Tweebeen op Dreebeen ünner Veerbeen.
Stormarn-Lauenburg. (Melker.)

21. Wenn dat rin geiht,
Denn wüppt dat,
Wenn dat rut geiht,
Denn drüppt dat.
Stormarn. (Brunneneimer.)

22. Mien Buk an dien Buk,
Ik treck en lange Stang'n herut.
Stormarn. (Ziehbrunnen.)

23. Dor löpt en Hund
In 'n deepen Grund,
Je ſider he löpt,
Je höher hölt he den Stiert.
Lauenburg.
(Brunnenkolben und Schwengel.)

24. Wat geiht ümmer hen un her un wieſt de blanken Tän?
Stormarn-Lauenburg. (Säge.)

25. Hentepetente liggt op de Bank,
Hentepetente liggt ünner de Bank,
Kümmt en Herr to kieken und kakeln,
He kann keen Hentepetente maken!
Stormarn. (Gelegtes Ei — Hahn.)

26. (13.) Hentepetente füll op de Bank,
Hentepetente füll ünner de Bank,
Hentepetente het Gnick terbraken,
Hentepetente kann keener mehr maken.
Lauenburg. (Zerbrochenes Ei.)

27. Jigger un Jagger
Güng'n öwer'n Acker,
Harr'n nich mehr Knee
As dörti un twee.
Stormarn. (Schottiſche Egge.)

28. (27.) Du ole grieſe Grau,
Steihſt alle Nacht in Dau,
Du heſt keen Fleeſch un heſt keen Blood
Un deiſt doch alle Minſchen good.
Oſtholſtein. (Mühle.)

29. Gröner as Gras,
Witter as Flas,
Holl as en Ent
Un liker keen Ent.
Oſtholſtein-Stormarn. (Binſe.)

30. Wenn dat uplöpt, is't grön,
Wenn dat ſtief ſteiht, is't ſchön;
Keen Fru is ſo olt,
De 't nich all het ſpolt;
Keen Geſell is ſo hübſch.
De 't nich het in de Büx;
Keen Kind is ſo kleen,
Dat nich het mank de Been.
Oſtholſtein. (Leinen.)

31. (32.) In unſen Garn, dor ſteiht en Bom,
Hier en Bom un dor en Bom;
In den Bom, dor weer en Neſt,
Hier en Neſt un dor en Neſt.
In dat Neſt, dor leg en Ei — — —
Up dat Ei, dor ſitt en Pip — — —
Rat mal, wat is dit?
Stormarn-Lauenburg. (Große Bohne.)

32. Dar ſtünn' dree Jung'ns ünner de Brügg,
De een ſeggt: wenn 't man Morgen wer!
De anner ſeggt: wenn 't man Aben wer!
De drütte ſeggt: wat kümmert mi Morgen un Aben; ik do, wat ik will!
Lauenburg-Stormarn.
(Sonne, Mond, Wind.)

33. Wenn du dat deiſt,
Denn is dat dahn;
Wenn du 't aber nich deiſt,
Is dat ok dahn.
Stormarn-Oſtholſtein. (Abtrocknen.)

34. Ik bün en Holländer
Un doch keen Chriſt;
Ik bün beſchneden
Un doch keen Jud.
Eſſen tu ik nich,
Trinken tu ik nich
Un ſterben tu ik auch nich.
Stormarn.
(Holländ. Dukaten?) (Kupon.)

35. Da leep en Höſchen ſo wacker,
He leep öwer 'n grundloſen Acker.
He leep öwer 'n grundloſen See,
Wel flinker as en Reh.
Stormarn. (Schatten; auch Gedanken.)

36. Wat man rot in't Water ſchmitt un ſwart wedder rut kummt.
Stormarn.
(Glühendes Eiſen und glühende Kohle.)

37. (20.) Dar kön en Mann
Von Amſterdam.
He kann de ganze Welt bedecken,
Kann bloß nich öwer't Water recken.
Stormarn-Lauenburg. (Schnee.)

Digitized by Google

38. Mund up Mund.
Lock up Lock
Un Haar um't Lock.
Wat is dat vör 'n Lock?
Lauenburg-Stormarn. (Trompete.)

39. (40.) Hier un dor un allerwegen
Kannst mi dar een Pund von wägen.
In Hamborg is dat ok,
Is bloß nich to Kop.
Lauenburg. (Luft — Rauch.)

40. Ik stah vör di, dat sühst du;
Ik will up di, dat weest du.
Ik up di, du ünner mi,
Ik hev 'n paar Dinger, de kettelt di.
Ostholstein. (Reiter.)

41. Up Ali stah ik,
Up Ali gah ik,
Up Ali bün ik hübsch un glatt.
Nu rat mal, wat is dat.
oder:
Up Ali bün ik hübsch un fieu,
Nu rat mal to, wat kann dat sien.
Ostholstein, Stormarn, Lauenburg.
(Schuhe aus dem Fell eines Hundes.)
(Stammt aus einem plattdeutschen Märchen. Vergl. Müllenhoff.)

42. Warüm beet Adam in'n Abbel?
(Er hatte kein Messer.)

43. Adam un Eva wahn' in en Hus.
Adam güng vör rut,
Eva güng achter rut.
Wer blev in't Hus? (Wort „und.")

44. Wer steiht in't Holt un grölt as en Tänbreker? (Pastor auf der Kanzel.)

45. Wat is dat Drieste in de Kirch?
(Fliege; se spelt den Pastor up de Näs.)

46. Wat geiht öwer Kopp in de Kirch?
(Die Schuhnägel.)

47. Warüm hüppt de Dacklünk öwer de Strat?
(He will nah de anner Siet.)

48. Wo lat ik mien Schoh flicken?
(Wo he entwei is.)

49. Wo lat ik mi rasieren? (In't Gesicht.)

Bücherschau.

Die Heimatsforschung macht erfreuliche Fortschritte, wie die vier nachstehend besprochenen Schriften beweisen. Die Bücher sind insgesamt sehr empfehlenswert zunächst für den kleinen Kreis, den sie als Gegenstand ihrer Forschung bezeichnen, sodann aber auch für alle im weitern Kreise, die ein Interesse daran haben, Land und Leute unserer Heimat in Vorzeit und Gegenwart näher kennen zu lernen. Namentlich für den weitern Kreis wäre es sehr erwünscht gewesen, wenn eine Kartenskizze zur Orientierung beigegeben worden wäre.

1. **Wanderungen durch Dithmarschen** mit geschichtlichen, altertumskundlichen und volkskundlichen Bemerkungen und Erläuterungen von Heinrich Carstens, Lehrer in Dahrenwurth. Verlag von H. Timm in Lunden. 140 Seiten. Preis ungeb. 1 M. — Der geschichts- und landeskundige Verfasser wandert mit dem Leser durch Dithmarschen hin und her, zeigt ihm das Schiff in der Delver Kirche, den ehrwürdigen Brutkamp bei Albersdorf, die Steller Burg, den Schalenstein bei Bunsohe und viele historisch interessante Orte und Dinge mehr. Dabei erzählt er in lebhafter, volkstümlicher Sprache von dem, was sich in der Vergangenheit da und dort ereignet hat, erklärt dunkle Orts- und Flurnamen, plaudert von den freundlichen Unterirdischen, dem Rechtsleben der alten Dithmarscher, von der Bauart ihrer Häuser und Ortschaften und lenkt gelegentlich den Blick auf fremde Sagenkreise und Kulturverhältnisse. — Jedem, der sich für Dithmarschens reiche Vergangenheit, überhaupt für schleswig-holsteinische Geschichte und Sitte interessiert, sei das Buch empfohlen.
Lunden. Green.

2. **Süderau.** Ein Beitrag zur Heimatskunde von K. Bielenberg in Borsfleth. Druck von Ad. Caspers in Krempe. 1903. 82 S. gr. 8°. Preis 60 Pf. Im Selbstverlage des Verfassers. — Außer einer kurzen Einleitung enthält die unter obigem Titel erschienene Schrift folgende Abschnitte: 1. Lage, Grenzen, Größe und Einwohnerzahl. 2. Entstehung und Entwässerung des Kirchspiels. 3. Geschichtliche Entwickelung des Kirchspiels. 4. Überschwemmungen. Krankheiten. 5. Kirche, Schule, Armenwesen. 6. Politische Einteilung des Kirchspiels. 7. Verkehr. 8. Erwerbszweige. 9. Vereinswesen 10. Lebensweise der Bewohner. — Die vorliegende Abhandlung enthält viele schätzenswerte Beiträge zur Geschichte und Kultur unseres Landes und ist daher nicht nur für unsere Marschen, sondern auch für einen weiteren Leserkreis unserer Heimat von besonderem Interesse. Der Abschnitt über die Entstehung und Entwässerung des Kirchspiels ist mit besonderem Fleiß bearbeitet worden, wie denn überhaupt die im Laufe der älteren und neueren Zeit entstandenen Entwässerungsanlagen für die landwirtschaftlichen Verhältnisse in der Marsch und in den Moorniederungen von der größten Bedeutung sind. Auch der historische Teil der Abhandlung enthält viele interessante Mitteilungen aus der mittelalterlichen und aus der neueren Zeit, ist daher ebenfalls von Interesse nicht nur für unsere Marschen, sondern auch für

Digitized by Google

alle Leser, welche sich über die kulturgeschichtlichen Zustände unserer Heimat in einer längst vergangenen Periode Kunde verschaffen wollen. — Es ist aber immerhin keine leichte Aufgabe für den Historiker, über die geschichtlichen Vorgänge der Vorzeit Zuverlässiges zu berichten, denn leider sind viele Urkunden, die als sichere Quellen dienen könnten, in den Kriegen, von denen besonders die Kremper Marsch heimgesucht worden ist, verloren gegangen. Dies ist namentlich geschehen im 30jährigen Kriege, in den unser Schleswig-Holstein infolge der Niederlage des dänischen Königs Christian IV. am 25. August 1626 bei Lutter am Barenberge im Braunschweigischen hineingerissen wurde. Darum müssen wir jede Arbeit, durch welche noch manches, was für Geschichte und Kultur unseres Volkes von Bedeutung ist, zutage gefördert und für die Nachwelt gerettet wird, als eine willkommene Gabe dankbar entgegennehmen und mit dem Herrn Verfasser der Abhandlung eingedenk sein der Mahnung unseres Klaus Harms: „Schreibt unseres Landes Geschichten!"

Hahnenkamp. Butenschön.

3. **Chronik des Kirchspiels Wacken,** herausgegeben von dem Lehrer Johannes Voß in Burg auf Fehmarn in Verbindung mit dem Prediger Friedrich Schröder in Wacken. — Das Buch ist gewidmet dem Andenken des verstorbenen Lehrers Peter Voß in Vaale, dem Vater des einen Herausgebers, der sich besonders um die Heimatsgeschichte Fehmarns bis dahin verdient gemacht hat, und des Husumer Magnus Voß, der den Lesern der „Heimat" durch seine Forschungen in Husums Vergangenheit bekannt ist. Aus dem reichen Inhalt des interessanten Buches hebe ich besonders hervor: Die Entstehung der Ur- und Neudörfer. Die Ortsnamen nach ihrer Bedeutung. Das Verhältnis zu Dithmarschen. Der Russenwinter 1813/14. Bauernleben vor 100 Jahren. Die Entwicklung des Schulwesens. Die Kirche und die Bemühungen von Neergaards um den Kirchenbau. Die Kolonie Vaalermoor. Das Gut Mehlbek. Die beiden Originale Hans Ruge und Marx Sell. Die Berichte über Gilden. Spuk- und Räubergeschichten und Sagen aus den Dörfern des Kirchspiels. Der Einbaum im Vaaler Moor. Die Ausgrabung auf dem Rugenberg und dem Blocksberg.

4. **Jahrbuch des Alster-Vereins.** Alljährlich gibt der Verein, der nach § 1 der Satzungen sein Interesse der Alster und ihrer Umgebung zuwendet, ein Jahrbuch heraus. Im Jahrbuch von 1902 fanden sich folgende Aufsätze von L. Frahm in Poppenbüttel: „Das sächsische Bauernhaus Nordelbingiens" und „Die erste Mergelung unserer Felder." Das Jahrbuch für 1903 bietet den Mitgliedern 4 Aufsätze: „Johann von Hummersbüttel und die Burg zu Stegen" von Melhop. „Wellingsbüttel" von Robert Körner. „Stormarns Bruch" und „Die Kette vom Flachs zum Linnen" von Ludwig Frahm, dem Vorsitzenden des Vereins. Außer diesen wertvollen Beiträgen zum Jahrbuch dienen Versammlungen, Unterhaltungsabende und eine Bibliothek zur Förderung der Vereinszwecke.

Ellerbek. Eckmann.

Mitteilung.

Aus dem Tagebuche eines Inselfriesen von 1850. Am 16. Oktober 1850 erhielten die Sylter endlich die vom 1. bis zum 10. dess. Mts. fälligen Zeitungen mit Nachrichten über die Gefechte bei Friedrichstadt, wo unter 506 Häusern 137 ganz abgebrannt und 285 durch das Bombardement sehr beschädigt waren. Vier schleswig-holsteinische Kanonenboote, die von Rendsburg gekommen waren, hatten die Gefechte der Landarmee kräftig unterstützt. Zwei Sylter Freiwillige, Boy Peter Lund und Jakob Lorenzen Hagendeseld aus Tinnum, waren verwundet worden. 8 Keitumer, 2 Tinnumer und 2 Westerländer hatten mitgekämpft. Der 17. Oktober wurde in anderer Weise merkwürdig, indem ein Ausstand unter den Austerfischern ausbrach. Die auswärtigen Austernkäufer waren seit einiger Zeit mit Qualität und Quantität des Inhalts der Austertonnen unzufrieden, weshalb der Direktor der Austernfischerei, Jens Bleicken in Keitum, drohte, den Fischern den Lohn zu kürzen. Diese jedoch führten Klage über die geringe Anzahl und die schlechte Beschaffenheit der Austern auf den in vorausgehenden Jahren stark mitgenommenen Bänken und über die große Mühe und Gefahr, welche sie bei geringem Verdienst im Vergleich zu früheren Jahren beim Fischen hatten. Sie mußten nämlich in stürmischer und rauher Jahreszeit 8—14 Tage über dem Fang eines Austerntransports von 50—60 Tonnen und oft weniger zubringen, während sie ihn früher in 2—3 Tagen abzumachen pflegten. Sie legten daher sämtlich bis auf den Leiter, den sogenannten Vorfischer, die Arbeit nieder, lieferten die bisher gebrauchten Streicheisen an den Pächter zurück und erklärten, unter solchen Umständen nicht länger fischen zu wollen. Der Direktor

sah sich veranlaßt, ihnen durch den Vorfischer eine Zulage von 8 Schillingen (60 Pfg.) Fischerlohn für jede wirklich gefüllte Austerntonne zu versprechen. Am folgenden Tage nahmen die Fischer die Arbeit wieder auf, indem sie auf den Fang hinausfuhren. Es wurde jetzt für jede volle Austerntonne (etwa 1000 Stück) an Fischerlohn 5 ℳ Kurant (6 M.) bezahlt. Dieser Lohn wurde zwischen Schiffer, Gehülfen und dem Eigentümer des Austernbootes geteilt. 9 Fahrzeuge mit 19 Mann waren bei Sylt mit dem Austernfang beschäftigt. Am 20. Oktober kam das dänische Dampfschiff „Hekla" von Norden her bei List herein, um Nordseelotsen zu holen, ging dann südwärts in See nach Föhr und später nach der Eider, um den beschädigten „Geisar" abzulösen. Als am 28. Oktober der Befehl gekommen war, den Rest des auf Sylt weilenden dänischen Militärs (etwa 60 Mann) nach Föhr zu bringen, wurde Generalmarsch geblasen, der die „Tapperen" überraschte, als sie eben den Rausch ihrer Orgien der vorigen Nacht ausschliefen. Sie nahmen jedoch sofort wieder ihre Zuflucht zur Flasche und zogen, durch ihre Universalarznei einigermaßen ermutigt, am Abende bei Sturm und Regen der Ostspitze unserer Insel zu, wo sie eingeschifft werden sollten. Einige unter ihnen versicherten beim Abschiede sehr ernsthaft, daß sie nun vollkommen „tydsk" geworden seien und gern geblieben wären; andere waren so stupid, daß sie die Fahne, für welche sie kämpften, den Danebrog, nicht von einer Hamburger Flagge unterscheiden konnten. Tatsächlich war es hohe Zeit, daß sie fortzogen, sie wären sonst nicht mehr als dänische Soldaten zu gebrauchen gewesen, einige, weil sie wirklich „deutsch" gesonnen, andere, weil sie gar zu unordentlich geworden waren. Der Anführer, Leutnant Kjeldskov, war ein stiller, nachsichtiger Mann, der die Soldaten der Leitung eines knabenhaften Kopenhagener Unteroffiziers überließ. Die Soldaten achteten diesen nicht, ja, nicht einmal die Dorfbuben, mit denen er fortwährend einen nächtlichen Kleinkrieg unterhielt, bei welchem jedoch kein Blut floß. Daß die Dänen langsam vorwärts, aber schnell rückwärts zu gehen pflegten, zeigte die neue Expedition nach Föhr wieder. Am 29. Oktober schifften sie sich bei Morsumodde auf zwei Föhrer Schiffen ein, am 30. waren sie bei schwachen Gegenwinden flott, landeten aber erst am 31. Oktober auf Föhr. Die dort früher angekommenen Dänen hatten an der Südostecke der Insel Schanzen aufgeworfen und armiert, um die Wyker Reede und die Norderau der Schmaltiefe zu beherrschen. Dänische Kanonenboote waren bereits am 27. dahin zurückgekehrt, um, wie es hieß, dort zu überwintern. Im Laufe des Oktober war eine große Menge Blankeneser Schiffe bei Sylt angekommen, welche Waren von Hamburg brachten, Austern von Sylt holten oder auf der Nordsee fischen wollten. Sie erregten bei den Dänen den Verdacht, daß sie schleswig-holsteinische Truppen nach den Inseln führen würden. Mehrere Sylter Schiffe lagen nun seit drei Jahren müßig, weil die patriotischen Eigner derselben es nicht über sich gewinnen konnten, unter der dänischen Flagge und mit dänischem Brandmal sich auf dem Meere und in deutschen Häfen sehen zu lassen. Mehrere hiesige Kaufleute bezogen im Laufe des Herbstes, um nicht die jetzige sylterdänische Zollkasse füllen zu helfen, ihren Warenvorrat für den Winter von Hoyer und Tondern, statt denselben wie sonst unmittelbar und wohlfeiler von Altona zu holen oder kommen zu lassen. Überdies machte der bereits eingeführte hohe dänische Zoll auf Kaffee und Branntwein unter dem ärmeren, bisher politisch gleichgültigen und dänisch gesinnten Teile der Bevölkerung Sylts viele Proselyten für die schleswig-holsteinische Sache, so daß, sonderbar genug, je schlechter unsere vaterländische Sache und die Aussichten für dieselbe in der neuesten Zeit geworden, in eben dem Grade der Patriotismus der Sylter gestiegen war. Abgeschnitten von Holstein und Deutschland, ihrer geistlichen Hirten mehrenteils beraubt, zehrten die Bewohner des Herzogtums Schleswig jetzt im allgemeinen von eigenen moralischen Fonds, lieber als daß sie sich den aufgedrungenen dänischen Hirten und dänischen Ansichten ergaben. „Es ist aber auch," so schließt unser Gewährsmann, „im Herzogtum Schleswig augenblicklich eine Wirtschaft zum Verzweifeln: Gesetze, welche das Kasino-Ministerium und der dänische Reichstag geben, werden im dänischen Sinne ausgeführt, das dänische Heer zehrt von unserm Mark, die noch übrigen waffenfähigen Söhne des Landes werden vom Feinde gepreßt, um gegen das eigene Vaterland zu kämpfen, Handel und Schiffahrt liegen darnieder, Ackerbau und Viehzucht sind gehemmt, Künste und Gewerbe stocken, die Wissenschaft ruht, die Presse ist gefesselt, die Gerechtigkeit wird nicht gehandhabt, selbst Gottes Wort liegt brach! Tillisch hat als Regierungskommissar bereits am 24. Oktober 120 Beamte, 50 Prediger, 13 Lehrer im Herzogtum Schleswig abgesetzt; er scheint nachgerade in Verlegenheit zu sein, alle diese Entlassenen durch dänische und dänischgesinnte Subjekte zu ersetzen."

Mitgeteilt von Christian Jensen in Schleswig.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Mitteilung.

Alte Eisenschlacken. Zu den in Nr. 10 der „Heimat" unter dieser Überschrift gemachten Mitteilungen möchte ich noch bemerken, daß es im Mittelalter und vielleicht auch noch später Sitte war, die Grenzen des Weichbildes an solchen Stellen, die keine augenfälligen natürlichen Merkmale boten, durch Schlackenhaufen oder eingegrabene Kohlen zu bezeichnen. In einer Beschreibung der Flensburger Stadtgrenzen vom Jahre 1558 (siehe Sejdlm. II S. 806) ist an 3 Stellen von solchen Schlackenhaufen als Grenzbezeichnung die Rede. Es heißt dort: „Van daraff — nämlich von einem mit einem Kreuz bezeichneten Grenzstein — bet an ein klein bergeken vnder Horn holte, dar jene flagge van jseren vnde andere steenkolenn liggenn ...." „Van daraff bett an den anderen flaggen berch, so osten deme Sleßwiker wege jnn der grunth licht" .... „van dar aff bett an de dre berge, so vp der hoge liggenn twischen deme see vnnd Handewitt holthe, doch na vthwisinge der kulenn, so dar enttwischenn gegrauenn syn."

Flensburg. Voigt.

Anzeigen.

NERTHUS

Illustrierte Wochenschrift

für Freunde aller Zweige der biologischen Naturwissenschaften, für Liebhaber von Zimmer- und Gartenpflanzen, Stubenvögeln, für Aquarien und Terrarien, für Sammler aller naturwissenschaftl. Objekte.

Unter Mitwirkung von namhaften Gelehrten, Naturfreunden, Liebhabern u. Sammlern herausgegeben von H. Barfod, Kiel (Schlesw.-Holst.)

Vierteljährlich 2.— ℳ in allen Buchhandlungen und bei der Post unter No. 5328, direkt vom Verlage (Chr. Adolff, Altona-Ottensen) 2.25 ℳ.

Sammlern

aller naturwissenschaftlich. Objekte steht als Abonnenten die Tauschecke der „Nerthus" gratis zur Verfügung

Mitglieder der „Heimat" können die „Nerthus" durch Vermittelung des Schriftführers — Barfod, Kiel, Geibelallee — für 6,50 Mk. (statt 9 Mk.) frei Haus direkt vom Verlage beziehen.

Landwirtschaftliche Schule in Heide (Holstein).

Näheres durch Dir. Dr. Clausen.

Die Mineralien-Sammelstelle für Schleswig-Holstein

(Inhaber: Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2) liefert an Schulen unserer Provinz Sammlungen in allen Preislagen unter spezieller Berücksichtigung der Geologie unseres Landes.

Prähistorische Steinwaffen und Werkzeuge für Schulzwecke werden zu kaufen gesucht.

A. F. Jensen,

Buchdruckerei

Holstenstr. 43. Kiel. Holstenstr. 43.

Ausführung von

Buchdruck-Arbeiten

für Behörden und Private

rasch • sauber • preiswert.

Garten-Möbel

a. Naturholz, bequemer als Eisenmöbel, Nistkästen f. Vögel, Grabeinfassungen, Aquarien-Einsätze aus Grottenstein. Illustr. Preislisten gratis. **Reinhold Schröter,** Clingen bei Greußen.

Historische Landeshalle zu Kiel

(Gartenstraße).

Gratis geöffnet: Sonntags 11—1 Uhr.

Näheres beim Schriftführer,

Direktor Rosenkranz.

Museum vaterländischer Altertümer zu Kiel

(Burgstraße, neben dem Schlosse).

Gratis geöffnet:

Sonntag, Mittwoch, Sonnabend 11—1 Uhr.

Außerhalb dieser Zeit nach Anmeldung beim Museumsdiener.

Freunde der „Heimat," werbt ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ der „Heimat" neue Freunde!

Schönes, gediegenes Weihnachtsgeschenk für jedermann.

Norddeutsche Erzähler:

Bd. I. { Martinhagen von Julius Stinde.
Die silberne Verlobung von Heinrich Seidel.
Altflorentinische Sage von Wilhelm Jensen.

Bd. II. { Das Schicksal auf Moorheide von Hermann Heiberg.
Ruggiero der Brigant von Konrad Telmann.

Jeder dieser starken Bände kostet in elegantem Geschenkeinband nur Mk. 3.75, geheftet Mk. 3.—.

Zu beziehen **direkt franko** von **der Verlagsbuchhandlung Alfred Schall, Königl. preuss. u. Herzogl. bayer. Hofbuchhändler, Berlin W. 30,** oder jeder Buchhandlung.

Aye & Haacke

Altona, Bordeaux

Wein-Grosshandlung,

empfehlen
ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum, Cognac, Whisky.

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften.**
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.

(12) **Ad. Zwickert,**

Optische Anstalt

Kiel, Dänischestraße 25.

H. Heustreu Kiel — Schumacher Str. 9 — Reparaturen prompt u. billig. — Brillen u. Pincenez aller Art.

Neu eingetroffen:
Ofenschirme, Salonkästen, Ofenvorsetzer, Kohlenschaufeln
in großer Auswahl. — Ferner:
Petroleum-Heizöfen,
sparsam und geruchlos.
Gas-Kochherde, 2 Flammen, 2 Wärmer 12.00 Mk.
Garantie-Wringmaschinen
Sendungen nach auswärts frei! **12.00 Mk.**

Küchen-Magazin W. v. Fehren
Kiel, Holtenauer Str. 40.

Meister-

haft gearbeitete Musikinstr. jed. Art direct vom Herstellungsorte Wilh. Herwig i. Markneukirchen i. S. Illustr. Preisl. ums. u. portofr. Bitte anzugeben, welche Instr. gekauft werden sollen. (6)

(81) Firma 1870 gegr. — Bei Baarzahlung 20 % Rabatt und Freisendung, bei Abzahlung entsprechend. — Erstklassige Fabrikate.

Emmer-Pianinos

Flügel — Harmoniums.

Längste Garantie. — Fabrik: Wilhelm Emmer, Berlin 166, Seydelstr. Preisliste, Musterbuch umsonst. — Allererk. Anerkennungen.

Aug. Junge,

Färberei

und

chem. Reinigungsanstalt

Kellinghusen.

Gegründet 1724.

Dithmarschens Sitten und Gebräuche

fanden eingehende Darstellung in
„Die Heimat," Jahrgang 1896,
enthaltend: **Johnsen,** „Zeugen vergangener Zeiten im Kirchspiel Weddingstedt in Norderdithmarschen."

An Mitglieder erfolgt gegen Einsendung von **1,30 M.** portofreie Zustellung durch **die Expedition.**

Schriftführer und Expedient: Lehrer **Barfod,** Kiel.